<36603460900018

Herders
Sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Bernhard Suphan.

Achtzehnter Band.

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
1883.

Inhalt.

1) Der vom Autor verfaßte Special-Inhalt geht, genau wie in der Originalausgabe (A), dem Texte jeder einzelnen Sammlung voran. Den Inhalt der hier zuerst gedruckten Briefe habe ich oben so kurz wie möglich im Anschluß an den Wortlaut angegeben.

1) Verbesserungen aus der Handschrift nachgetragen S. 586.

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Siebente Sammlung.

Riga, 1796.

bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt
der siebenten Sammlung.

(1) ## 81.

Ihnen ist der berühmte Streit bekannt, der unter Ludwig
dem vierzehnten über den Vorzug der alten oder der neuern Natio-
nen in Wißenschaften und Künsten mit großer Wärme geführt
ward, und an welchem auch außer Frankreich Gelehrte und Künst-
ler Antheil nahmen. Da man nicht allemal gnug bestimmte, von
welchen Alten oder Neuern, von welchen Künsten und Wissen-
schaften die Rede sei? es übrigens dabei auch mehr auf einen
2 Rangstreit damals lebender Personen, als auf eine unpartheiische
Schätzung alter und neuer Verdienste angesehen war, so konnte
wenig ausgemacht werden, obgleich von beiden Theilen viel Gutes
gesagt ward.

In der *Cultur zum Schönen*, die wir der Kürze halben
Poesie nennen wollen, springt uns der Unterschied alter
und neuer Zeiten d. i. der Griechen und Römer in Vergleich aller
neueren Europäischen Völker ins Auge. Wir mögen Italiänische,
Spanische, Französische, Englische, Deutsche Dichter, aus welchen
Zeiten wir wollen, lesen; *der Unterschied ist unverkennbar.*

Und doch wird es schwer, ihn sich im reinsten Umriß aufzu-
klären; noch schwerer, ihn bis auf seine ersten Ursachen zurück-
zuführen, und dabei jeder Nation und Zeit ihr Recht wiederfahren
3 zu laßen. Wie? kann man fragen, blühet diese schöne Blume der
Humanität, *Poesie in Denkart, Sitten und Sprache* nicht
überall und allezeit gleich glücklich? Und wenn zu ihrem Auf-
kommen ein besondrer Boden, eine eigene Pflege und Witterung
gehöret; welches ist dieser Boden, diese Witterung und Pflege?
Oder wenn sie mit jeder Zeit, unter einem andern Himmelsstrich

auch ihre Gestalt und Farbe verändern muß; welches ist das Gesetz dieser Veränderung? geht sie ins Bessere oder Schlechtere über? —

Ueber diese Fragen, die man oft gethan hat, sind mir einige Fragmente zu Händen gekommen, die mir der Aufmerksamkeit unsrer Gesellschaft nicht unwerth scheinen. Die Blüthe der alten Cultur unter Griechen und Römern setzen sie entweder als bekannt voraus, oder es fehlt die Untersuchung darüber in den mir zuge- 4
kommenen Blättern. Diese bemerken vorzüglich, wie sich die mittlere und neue Europäische Cultur in und durch Dichtkunst und zwar bei den verschiedenen Nationen Europa's, nach besondern Veranlaßungen, Hülfsmitteln und Zwecken gebildet habe? Das Endurtheil, in manchen Stücken die Vergleichung selbst überlaßen sie dem Leser. Da in ihnen die Poesie in einem weiten Verstande genommen und als Werkzeug oder als Kunstprodukt und Blüthe der Cultur und Humanität nach Nationen und Zeiten im Allgemeinen betrachtet wird; mich dünkt, so werden wir bei jedem Fragment zu eignen Gedanken Gelegenheit finden, und dies ist doch der schönste Zweck einer schriftlichen Unterhaltung.

Erstes Fragment. 5

Verfall der Poesie bei Griechen und Römern.

Im Frühlinge und in der Jugend singt man; in der Winterzeit und im Alter verstummen die Töne. Die lebendigste Poesie Griechenlandes traf auf eine gewiße Jugendzeit des Volks und der Sprache, auf einen Frühling der Cultur und Gesinnungen, in welchem sich mehrere Künste, keine noch im Uebermaas, glücklich verbanden, endlich selbst auf einen Frühling von Zeitumständen und Weltgegend, in welchem entspriessen konnte was entsproßen ist. Von der Poesie der ältesten Sänger und von Bildung der Sprache

6 durch ihren Gesang, von Alcäus und der Sappho, von Pindar und dem Chor der Griechen haben wir geredet*) und allenthalben einen jugendlich-aufstrebenden Geist, jene erste Blume der Cultur bemerket, die, wenn sie verblühet und zur Frucht gediehen ist, der laueste Zephyr nicht wieder erwecken mag.

Alles in der Welt hat seine Stunde. Es war eine Zeit, da Poesie alle menschliche Weisheit in sich faßte, oder deren Stelle vertrat. Sie sang die Götter, und erhielt die ruhmwürdigen Thaten der Vorfahren, der Väter und Helden; sie lehrte die Menschen Lebensweisheit und war so wie das einzige und schönste Mittel ihres Unterrichts, so auch an Festen und in Gesellschaft ihr
7 geistigstes Vergnügen. Ehe die Schrift erfunden oder so lange sie noch nicht häufig im Gebrauch war, sangen die Töchter der Erinnerung, die Musen, und wurden mit Entzücken gehöret. Dichter waren der Mund der Vorwelt, Orakel der Nachwelt, Lehrer und Ergetzer des Volks, Lohner großer Thaten, Weise. —

Je mehr die Schrift aufkam und sich durch sie die Sprache ausbildete, je mehr mit der Zeit Wißenschaften aus einander gingen und einzeln bearbeitet wurden: desto mehr mußte der Poesie allmälich von ihrer Allgemeinherrschaft entnommen werden: denn sobald man schreiben konnte, wollten viele eine wahre Geschichte lieber in Prose, die der Poesie nachgebildet war, lesen oder lesen hören; als Fabel und Geschichte fernerhin in Hexametern durch Gesang vernehmen. Allmählich verstummte also die erzählende
8 Muse, oder sang aus Sagen ihrer ältern Schwester künstlich-gearbeitete Töne nach.

Je mehr die Philosophie aufkam, je mehr man die Natur der Dinge, insonderheit des Menschengeschlechts und seiner Verfaßungen untersuchte: desto weiter entfernte man sich von jener alten Einfalt moralischer Sprüche, denen die Poesie einst Glanz und Nachdruck geben konnte. Philosophische Unterredungen und Systeme konnte der Dichter nicht mit derselben Kraft wie alte Begebenheiten

---

*) Diese Fragmente fehlen. A. d. H.

und sinnliche Gegenstände darstellen; er war hier in einem frem-
den Lande.

Auch die Mythologie selbst, die der Poesie einst so viel
Schwung gegeben hatte, ward mit der Zeit eine alte Sage. Der
kindliche oder jugendliche Glaube der Vorwelt an Götter und
Heroën war dahin; was tausendfach gesungen war, mußte zuletzt
blos dem Herkommen gemäß, mit trockner Kälte gesungen werden; 9
es hatte seine Zeit überlebet.

Endlich, da Scherz und Freude die Eltern des Gesanges sind,
wo waren diese hingeflohen in jenen traurigen Zeiten, die Griechen-
land zuletzt erlebte? In- und auswärtige Kriege zerstörten, löseten
auf und mischten alles unter einander. Der lebendige Geist auf-
blühender Pflanzvölker, fröhlicher Inseln, im Ruhm und Gesange
wetteifernder Städte war längst entwichen; und ob man gleich die
Anstalten, durch welche er gewirkt hatte, öffentliche Gebräuche,
Tempel, Spiele, Wettkämpfe, Theater u. s. so lange es möglich
war, erhielt oder wiederherstellte: so war doch jene Jugend nicht
zurückzuruffen, in welcher dies alles wie durch sich selbst entstanden
und veranlaßt war. Auch *Hadrian* rief diesen Genius nicht aus 10
Hektors Grabe. Zuletzt kamen die Barbaren heran; und als die
christliche Religion über Griechenland herrschte, da sang z. B. *Syne-
sius* der Bischof*) von jenen alten Zeiten also:

Wohlauf, Klangvolle Cither!
Nach Tejer-Melodieen
Nach Lesbischen Gesängen
In *feierlichern* Tönen
Ein *Dorisch* Lied zu singen;
Ein Lied, doch nicht von Nymphen,
Die Aphrodisisch lächeln, 11
Auch nicht von holden Knaben

*) *Synesius* ward im Jahr 410 Bischof zu Ptolemais und bedung sich dabei ausdrücklich, daß er weder seine Frau verlassen, noch eine Auferstehung des Leibes glauben dörfe. Seine Hymnen sowohl als seine andern Schriften sind ein Gemisch des Christenthums und der Alexandrinischen Philosophie, in welcher *Hypatia* seine Lehrerinn gewesen war. A. d. H.

In süßer Lebensblüthe.
Ein himmlisch=reines Feuer
Von Gottgeweihter Inbrunst
Treibt mich, daß ich die Cither
Zu heilgen Liedern schlage,
Und jeder süßen Sünde
Der Erdenlust entweiche.
Was ist dann Macht und Schönheit?
Was ist dann Ruhm und Reichthum?
Und alle Königsehren
Entgegen frommer Andacht?
Der sei ein schöner Reiter,
Ein schneller Schütze Jener,
Ein Anderer bewache
Gehäufte goldne Schätze.
Dem hange seine Locke
Zierlich hinab die Schulter;
Von Jenem sei gepriesen
Bei Jünglingen und Mädchen
12 Sein glänzend=holdes Antlitz.
Mir sei ein stilles Leben,
Ein heiliges vergönnet,
Unscheinbar vor den Menschen,
Doch nicht vor Gott verborgen.
Mir stehe bei die Weisheit,
Die stark ist, mich zu leiten
Durch Jugend und durch Alter.
Sie, Königinn des Reichthums,
Die auf unebnen Wegen
Das harte Joch der Armuth
Mit leichtem Muth erträget;
Sie, die in bittrem Kummer
Des Lebens heiter lächelt. —
So viel sei mir gewähret,
Daß, schwarzer Sorg' entnommen,
Ich eines Nachbars Hütte
Im Mangel nie bedürfe. —
Horch auf! Cicada singet
Von Morgenthaue trunken.
Schau, wie die Saite stärker

Mir schlägt, und eine Stimme 13
Begeisternd mich umtönet?
Was giebst du für ein Lied mir,
Du heilige Begeistrung? —

Und so geht der Gesang in Platonisch-Christliche Ideen über*).

* *
*

Die Geschichte der Römer endete nicht anders. Ihnen war die Poesie, insonderheit der lyrische Gesang gewißermaaßen immer eine fremde Kunst geblieben; die Oden Catulls und Horaz sind nur ein Nachhall der griechischen Lyra. Auch hat es ein 14
Gelehrter unsrer Zeit wahrscheinlich gemacht**), daß selbst Horaz Oden zuerst lange nicht so viel Celebrität hatten, als sie in der Folge, insonderheit seitdem die lateinische Sprache eine todte Sprache war, mit Recht erhielten. Nachfolger fand dieser schöne Dichter unter den Römern wenige, und keinen, der an ihn reichte. Bis auf ein paar Stücke des Statius und einige arme Gedichte der Grammatiker sind diese auch untergegangen, so daß in Latium das Feld der lyrischen Poesie von Augustus Zeiten hinab für uns am ödesten daliegt.***)

Die Ursachen hievon sind fast dieselben, wie in der griechischen 15
Geschichte. Die alte Mythologie war den Römern von Anbeginn an ungleich fremder und entfernter, als sie es in den neueren Zeiten den Griechen je werden konnte. Schon bei Virgil und Ovid, bei Properz und Horaz bemerkt man dies Fernher-

---

*) Für Verständige bedarf es der Erinnerung nicht, daß es auch im christlichen Zeitalter, bis zur Eroberung Constantinopels und fernerhin griechische Dichter gegeben habe. Es gab Griechische Dichter, aber keine Poesie Griechenlandes in dem Sinne, von dem hier die Rede ist.
A. d. H.

**) *Meierotto* de rebus ad auctores quosdam classicos pertinentibus. Berol. 1785. p. 131. sequ. iudicium aequalium de Horatio.

***) Was übrig geblieben ist, hat Wernsdorf in den poet. lat. minorib. T. III. sammt den Nachrichten von dem was untergegangen ist, 15
mit grossem Fleiß gesammlet. A. d. H.

gebrachte zuweilen mit einigem Anstoß; bei Seneka, Statius, beim blühenden Claudian, Ausonius u. f. noch vielmehr. Man fühlt, die alte Götterlehre habe sich überlebet. Ohne Zweifel war dies mit eine Ursache, warum die meisten römischen Dichter, z. B. Ennius, Lucan, Silius, Claudian lieber historische als
16 rein-heroische Gedichte schrieben, und einige sogar ziemlich unpoëtische Gegenstände wählten. Der alte Blumengarten war abgeblühet. Die Thebaiden- und Achilleiden-Dichter, noch mehr aber die schrecklichen Atriden-Sänger hatten nicht nur den Reiz der Neuheit verlohren; sondern die Satyrendichter gingen ihnen auch hart entgegen.

Der Zustand Italiens und der römischen Provinzen unter den meisten Kaisern lockte noch minder einen neuen Frühling hervor. Wahnsinnige Tyrannen bedrückten die Welt; Kriege, bald auch die Anfälle der Barbaren verheereten sie, und unter den wenigen guten Kaisern ward aus mehreren Ursachen lieber Griechische Philosophie als Römische Dichtkunst gepfleget. Jener hatte nach damaligen Umständen die Trost- und Hülfbedürftige Zeit mehr als dieser
17 nöthig. In Zeiten, die Tacitus beschreibt, in andern, die nachher folgten, wollte man wahrlich oft weniger singen, als seufzen.

Der letzte Römer Boëthius endlich suchte auch in lyrischen Sylbenmaassen Trost gegen sein Unglück; seine Philosophie gewährte ihm aber nicht sowohl Gedichte als philosophische Sentenzen*).

---

*) Boëthius und Auson's Gedichte sind zur Zeit des allgemeinen Verfalls der Römischen Sprache und Poesie merkwürdige Erscheinungen. Beide Dichter waren Christen, und doch lassen sie es sich in ihren Gedichten wenig merken; der Erste gar nicht, der Zweite ist gleichsam wechselsweise Christ und Heide. Beide suchen, wie aus Trümmern vergangener Zeiten Schätze hervor; Jener Philosophie, die er in alle Sylbenmaaße seines Seneka ordnet, Dieser das Andenken an alle ihm werthe Sachen und Menschen. Beide, insonderheit Boëthius, sind den folgenden dunkeln Jahrhunderten
18 leitende Sterne gewesen; wie denn auch in ihm und in mehreren Dichtern der letzten Zeit bereits sichtbarer Weise ein neuer Geschmack hervorgehet, der den folgenden Zeiten verwandt und ihnen daher lieber war, als der große Geschmack der alten claßischen Dichter. Von Boëthius haben wir

Längst schon war nach und nach das Christenthum ins Reich 18
gedrungen; es hatte den Sieg erlangt und erfüllte bald alle hei-
lige Orte mit christlichen Gesängen und Hymnen.

Nachschrift. 19

So weit das erste Fragment. Sammlen wir seine Winke, so
werden wir gewahr, daß in Griechenland und Rom die ächte
Poesie mit Religion, Sitten und dem Staate selbst untergegangen
sei: denn woran sollte sie sich, außer diesen ihren drei Grundstützen
halten? Waren die Götter zu Mährchen worden, an welche nie-
mand mehr glaubte: so ward man ihrer Lobgesänge, zuletzt auch
des Gelächters über sie bald überdrüßig; der *Hymnus* sowohl als
der *Mimus* hatte sich an ihnen erschöpfet.

Mit dem Ernst und der Anständigkeit in Sitten hatte die
Poesie ihren gesundesten und vestesten Nerv verlohren: denn das
Lachen eines Kranken ist nicht ein Zeichen seiner Gesundheit. Die
niedrigen Zwecke, wozu man im üppigen Rom die Poesie anwandte, 20
machten sie verächtlich, zuletzt abscheulich; so wie Gegentheils die
strafende Poesie, die ihre Geißel dagegen erhob, nothwendig
auch oft über die Grenzen des Schönen und Wohlgefälligen strei-
fen mußte.

Sank endlich der Staat: so sank alles Edle mit ihm; nichts
konnte sich retten: denn wohin hätte es außer dem Staat sich retten
mögen? Wie in einbrechender Nacht sehen wir also allmälich die

---

nach zwei merkwürdigen Uebersetzungen des vorigen Jahrhunderts (Nürnberg 1660. Sulzbach 1667. letzte vom Sulzbachschen Canzler *Knorr von Rosenroth*) neulich eine unsrer Zeit gemäßere erhalten, auf welche viel Fleiß gewandt ist. (*Trost der Philosophie* aus dem Lateinischen des Boëthius von F. C. *Freitag*, Riga 1794.) In den Sylbenmaassen ist der Uebersetzer dem Dichter nicht gefolget; die seinen aber sind edel und streben im Rhythmus der Jamben dem *Milton* nach. *Boëthius* ist ein Philosoph für alle Zeiten. A. d. H.

Sonne, die Abendröthe, zuletzt auch die hie und da noch funkelnden Sterne verschwinden: das Firmament umziehen dunkle Wolken, es wird Nacht. Vermuthlich wäre das ganze südliche Europa eine so dunkle Nacht und ein Chaos worden, wenn nicht aus Orient ein sonderbarer Stral die Finsterniß zertheilt und einer neuen Morgenröthe von fern den Weg gebahnt hätte. Das zweite Fragment wird hievon reden.

---

21 **82.**

Zweites Fragment.

Christliche Hymnen.

Den Hymnen, die das Christenthum einführte, lagen jene alte Ebräische Psalmen zum Grunde, die wo nicht als Gesänge oder Antiphonien, so doch als Gebete sehr bald in die Kirche kamen. Das Denkmal, das die bleibende Gegenwart des Stifters unter den Seinigen darstellen sollte, das Abendmal, war unter Lobgesängen
22 aus dem Psalmbuch eingesetzt; Er, der Stifter des Christenthums selbst, hatte sich mit Worten aus dem Psalmbuch getröstet; dem Psalmbuch also gaben Apostel und Kirchenväter mit Recht, auch seiner Popularität wegen, das größeste Lob, da sowohl die Stimme einzelner Personen, als eines ganzen Volks in ihm so herzlich, so stark und lieblich erschallte. Luther bei sehr veränderten Zeitumständen nennet es einen Blumengarten von allerlei Blumen, einen ganzen Weltlauf von Zuständen des menschlichen Herzens und Lebens.*) Da ist keine Klage, meynt er, kein Schmerz, kein Jammer, aber auch keine Hoffnung, kein Trost, keine Freude, die in ihm nicht ihren Ausdruck finde.

23 Und weil es mit der größesten Einfalt abgefaßt ist: (denn lyrisch-einfacher kann nichts seyn, als der Parallelismus der Psal-

*) Luthers Vorrede zum Psalter.

men, gleichsam ein doppeltes Chor, das sich einander fragt und antwortet, zurechtweiset und bestärket;) so war es einer einfältigen Christen-Gemeine, sowohl in Zeiten des Drucks als in Empfindungen der Freude und Hoffnung, wie vom Himmel gegeben. Daher der frühe Gebrauch dieses Buchs in der christlichen Kirche; daher von den ersten Zeiten an, ehe es christliche Dichter geben konnte, jene lauten Gesänge, dadurch sich ihre Zusammenkünfte den Römern merkbar machten;*) es waren *Psalmen*.

Das schöne Buch, das Richtscheid guter Sitten,
Die starke Kraft den Himmel zu erbitten,
Des Lebens Trost, der Muth zum Sterben giebt, 24
Was *Der* Held sang, den Gott grundaus geliebt,
Ward durch den Saal der ganzen Welt gesungen,
Und regte sich in aller Christen Zungen —

sagt *Opitz*.

Nicht nur von Seiten des *Inhalts*, sondern auch von Seiten der *Form* ward dieser Gebrauch der Psalmen dem Geist und Herzen der Menschen eine Wohlthat. Wie man in keinem lyrischen Dichter der Griechen und Römer soviel Lehre, Trost und Unterweisung, wie hier, beisammen fand; so war auch schwerlich irgendwo sonst, (wenn man die Psalmen nur als Oden betrachtet,) eine so reiche Abwechselung des Tons in jeder Gesangesart, wie hier, gegeben.
Zwei Jahrtausende her sind diese alte Psalmen oft und viel- 25
fach übersetzt und nachgeahmet worden; und doch ist noch manche *neue Bildung* ihrer vielfaßenden reichen Manier möglich. Sie sind Blumen, die sich nach jeder Zeit, nach jedem Boden verwandeln und immer in frischer Jugend dastehn. Eben weil dies Buch die einfachsten lyrischen Töne zum Ausdruck der mannichfaltigsten Empfindungen enthält, ist es ein *Gesangbuch für alle Zeiten*.

Den näheren Ton zu christlichen Gesängen gaben indeß die *Lobgesänge Zacharias und der Maria*, der *Gruß des Engels*, der *Abschied Simeons* u. s., mit denen das neue

---

*) Plinius Brief an Trajan.

Testament anfing. Ihre sanftere Stimme war dem Geist des
Christenthums gemäßer, als selbst der laute Paukenschall jener alten
frohlockenden Hallelujah, obgleich auch diese vielfach angewandt,
26 und mit Stimmen der Propheten oder andrer biblischen Gesänge
bald verstärkt, bald gemildert wurden. Ueber den Gräbern der
Verstorbenen, deren Auferstehung man im Geist schon gegenwärtig
erblickte, in Einöden und Katacomben ertönten zuerst diese Buß=
und Gebet= diese Trauer= und Hoffnungs=Psalmen, bis sie nach
öffentlicher Einführung des Christenthums aus dem Dunkel ins
Licht, aus der Einsamkeit in prächtige Kirchen, vor geweihte Altäre
traten, und jetzt auch in ihrem Ausdruck Pracht annahmen. Schwer=
lich wird jemand seyn, der z. B. im Gesange des Prudentius:
Jam moesta quisce querela, nicht von rührenden Tönen sein
Herz ergriffen fühlte, dem der Todtengesang: Dies irae, dies illa
nicht Schauder einjagte, den so viel andre Hymnen, jeder mit sei=
nem Charakter bezeichnet, z. B. Veni, redemtor gentium: Vexilla
27 Regis prodeunt: Salvete, flores Martyrum: Pange lingua
gloriosi u. s. nicht in den Ton versetzten, den jeder Hymnus
will, und in seiner demüthigen Gestalt, mit allen seinen
kirchlichen Idiotismen mächtig gebietet. In Diesem tönt die
Stimme der Betenden; Jenen könnte nur die Harfe begleiten; in
andern schallt die Posaune; es ruft und tönt die tausendstimmige
Orgel u. s. —

Fragt man sich um die Ursache der sonderbaren Wirkung, die
man von diesen altchristlichen Gesängen empfindet, so wird man
dabei eigen betroffen. Es ist nichts weniger, als ein neuer
Gedanke, der uns hier rührt, dort mächtig erschüttert; Gedanken
sind in diesen Hymnen überhaupt sparsam. Manche sind nur
feierliche Recitationen einer bekannten Geschichte, oder sie sind
bekannte Bitten und Gebete. Fast kommt der Inhalt Aller in
28 Allen wieder. Selten sind es auch überraschend=feine und neue
Empfindungen, mit denen sie uns etwa durchströmen; aufs Neue
und Feine ist in den Hymnen gar nicht gerechnet. Was ists denn,
was uns rühret? Einfalt und Wahrheit. Hier tönt die

Sprache eines allgemeinen Bekänntnißes, Eines Herzens und
Glaubens. Die meisten sind eingerichtet, daß sie alle Tage gesungen
werden können und sollen; oder sie sind an Feste der Jahreszeiten
gebunden. Wie diese wieder kommen, kommt in ewiger Umwäl-
zung auch ihr christliches Bekänntniß wieder. Zu fein ist in
den Hymnen keine Empfindung, keine Pflicht, kein Trost gegriffen:
es herrscht in ihnen allen ein allgemeiner popularer Inhalt
in grossen Accenten. Wer in einem Te Deum oder Salve regina
neue Gedanken sucht, sucht sie an unrechtem Orte; eben das täg- 29
lich- und ewig Bekannte soll hier das Gepräge der Wahrheit
seyn. Der Gesang soll ein ambrosisches Opfer der Natur werden,
unsterblich und wiederkehrend, wie diese.

Es ergiebt sich hieraus, daß, da man bei christlichen Hymnen
auf die Schönheit eines klaßischen Ausdrucks, auf die Anmuth der
Empfindung im gegenwärtigen Moment, kurz auf die Wirkung
eines eigentlichen Kunstwerks gar nicht rechnete, diese Gesänge,
sobald sie eingeführt waren, die sonderbarsten Folgen haben musten.
Wie nämlich die Hand der Christen Bildsäulen und Tempel der
Götter dem unsichtbaren Gott zu Ehren zerstörte: so hielten diese
Hymnen auch einen Keim in sich, der den heidnischen Gesängen
den Tod bringen sollte. Nicht nur wurden von den Christen jene
Hymnen an Götter und Göttinnen, an Heroën und Genien als 30
Werke der Ungläubigen oder der Abergläubigen angesehen; sondern
und vorzüglich ward auch der Keim, der sie hervorgebracht hatte,
die dichtende oder spielende Einbildungskraft, die Lust
und Fröhlichkeit des Volks an Nationalfesten u. f. als eine
Schule böser Dämonen verdammt, ja der Nationalruhm selbst,
auf welchen jene Gesänge wirkten, als eine gefährlich-glänzende
Sünde verachtet. Die alte Religion hatte sich überlebet; die
neue Religion hatte gewonnen, wenn die Thorheit des heidnischen
Götzendienstes und Aberglaubens, die Unordnungen und Gräuel,
die an den Festen des Bacchus, der Cybele, der Aphrodite vor-
gingen, ins Licht kamen. Also auch was von der Poesie dahin
gehörte, war ein Werk des Teufels. Es begann eine neue Zeit

31 für Poesie, Musik, Sprache, Wißenschaften, selbst für die
ganze Richtung der menschlichen Denkart.

Denn 1. Fortan war die Poesie keinem Volk, keinem
Lande eigen, weil dieser Geist christlicher Hymnen, mit Zerstöh=
rung aller Nationalheiligthümer, die Völker insgesammt umfaßte
und glauben lehrte. An die Stelle jener längst verlebten Heroën
und Nationalwohlthäter traten jetzt neue Heroën, die Märtyrer;
die auf der Erde ihre Festtage, Kirchen und Patrimonien bekamen,
wie sie als Schutzpatrone und Fürbitter bei Gott angesehene Plätze
droben besaßen. Himmel und Erde war also den Heiligen gegeben,
die christliche Welt war unter sie vertheilet. Statt einzelner
irrdischer Wohlthaten sang man Eine große Wohlthat, die Erlö=
sung der Welt vom Aberglauben und den Dämonen.
32 Statt eingeschränkter irrdischer Hoffnungen sang man Eine große
Hoffnung, die Erwartung der Ankunft des Richters über
Lebendige und Todte, mit welcher die Gesammtherrschaft in
seinem Reiche wesentlich verknüpft war. Jahrhunderte lang hielt
man diese Ankunft für nah; alle traurige Zeichen der Zeit, an
denen man großentheils selbst Schuld war, wurden auf sie gedeu=
tet; und ungeheure Dinge, Verfolgungen, Schenkungen, Kriege
wurden durch sie befördert. Hymnen an die Märtyrer, Hoffnungen
der Auferstehung und der Wiederkunft Christi machen also einen
großen Theil der Dichtkunst dieser Zeiten aus; sie waren auch eine
mächtige Triebfeder. Von heidnischer Poesie mochte untergehen was
untergehen wollte; was man rettete, ward etwa der Sprache, der
Sylbenmaaße, der späteren platonischen Philosophie oder zufällig
33 eines dem Christenthum zuträglichen Umstandes wegen erhalten.
Selbst die Jüdischen Psalmen wurden jetzt blos und allein christlich
verstanden, und gegen Ketzer, ja gegen die Juden selbst Zeitmäßig
gedeutet; es ward mit ihnen gebetet, geflucht, verbannet, exorcisiret.
Was irgend man in der Literatur fand und anwenden wollte, ver=
lor seinen alten Zweck und ward christlich.

2. Die Musik bekam durch die christlichen Hymnen mit der
Zeit eine ganz andre Art und Weise. Da der Inhalt dieser

Gesänge gleichsam ein Chor der Völker und so allgemein war,
daß sich die Töne dem einzelnen Ausdruck einer individuellen
Empfindung weder anschließen konnten noch sollten: so ging dabei
der Strom der Musik, allumfaßend, in seinem großen Gange desto
ungehinderter und prächtiger fort. Wenig achtete er auf Füße des
Sylbenmaasses, auf den Inhalt einzelner Strophen, auf einzelne 34
Worte; mit der Strophe, welches Inhalts sie auch war, kehrte der
Gesang wieder; das Feierliche verbarg jede Verschiedenheit in
seinen weiten Mantel. Bei den Griechen war dies anders gewesen;
bei ihnen war die Poesie herrschend, die Musik dienend. Jetzt
ward die Musik herrschend, die im Sylbenmaas gebrechliche Poesie
diente. Ein einziger Umstand, der schon einen völligen Unterschied
zwischen der alten und neuen Poesie, der alten und neuen Musik
gründet. Die jetzt herrschende Musik, die gleichsam von einem
unermeßlichen Chor in den Wolken getragen ward, mußte nothwendig,
später oder früher, für sich selbst ein Gebäude der
Harmonie ausbilden, da bei den Hymnen des Christenthums auf
Melodie wenig, auf einzelne Glieder des Versbaues und der
Empfindungen noch weniger, und auf ein daraus entspringendes 35
momentanes Kunstvergnügen gar nicht gerechnet war. Der Tonkünstler
dagegen war Zauberer in den Wolken, der mit seinen
Schritten im großen Gange der Harmonie desto gebietender den
Inhalt des Ganzen verfolgte, und auf andächtige Gemüther in
diesem vollstimmigen Gange desto stärker wirkte. Durch den christlichen
Gesang war also die Harmonie der Stimmen im Concert
der Völker gleichsam gegeben.

3. Auch die Sprache ward durch diese neue Einrichtung der
Dinge sehr verändert. Wenn bei Griechen und Römern jener alte
ächte Rhythmus, nach welchem jede Sylbe ihr bestimmtes Zeitmaas
an Länge und Kürze, an Tiefe und Höhe hatte, nicht schon verlohren
gegangen war, so ging er jetzt, wie die christlichen Hymnen
zeigen, bald verlohren. Man achtete auf ihn wenig und folgte 36
dagegen, weil auf Popularität alles gerechnet war, der gemeinen
Aussprache, ihren Perioden und Cadenzen, kurz dem Wohl-

klange des plebejen Ohrs. Ohne Quantität der Sylben brachte man also Reime und Assonanzen ins Spiel; man formte einen gewißen Numerus der Strophe, der dem alltäglichen Gehör gemäß war, den aber die Griechen und Römer nur in den sogenannten politischen oder gemeinen Volksversen erträglich gefunden hatten. Im Innern konnte die Sprache eben so wenig rein bleiben, da jetzt in Poesie und Rede der Genius fast aller Völker mit einander vermischt ward. Ausdrücke der Ebräer und andrer Asiaten, der Griechen und Römer in den verschiedensten
37 Provinzen, endlich der Barbaren, die Sieger waren und Christen wurden, floßen zusammen: so ward dann nach Ort und Zeit das Griechische und das Latein der mittleren Zeiten gebildet, das man mit Recht die Mönchssprache nennet. Sie bildete sich einen Reichthum neuer Ausdrücke nach ihren Bedürfnißen und Umständen; der alte Römergenius aber war verschwunden.

4. Wie manche Wißenschaften das damalige Christenthum entbehrlich glaubte, erweiset die Geschichte der mittleren Zeiten. Gesänge, Predigten und Ordens-Regeln, die vom Untergange der Welt, (seculi huius) von der Eitelkeit aller irrdischen Dinge, von der Trüglichkeit des menschlichen Geistes, von der Nähe eines Reichs sprechen, in welchem alles anders seyn wird und seyn muß, fachen nicht eben die Lust an, den gegenwärtigen Zustand der Welt, wie
38 er ist, zu beleben. Im Himmel war das Vaterland der Christen; dahinauf strebten ihre Gesänge; das Schema der gegenwärtigen Welt war ihnen vergänglich, ob sie es übrigens gleich für sich sehr gut und Ein Theil mit Bedrückung eines größeren andern Theils der Menschheit zu gebrauchen wußten.

5. Dagegen ward bald, hie und da, jene mystische Empfindungs-Theologie ausgesponnen, die, ihrer stillen Gestalt ungeachtet, vielleicht die wirksamste Theologie in der Welt gewesen. Im Christenthum schlang sie sich dem jüngeren Platonismus an, der ihr viel Zweige der Vereinigung darbot; aber auch ohne Platonismus war sie bei allen Völkern, die empfindend dachten und denkend empfanden, in jeder Religion, die beseligen wollte, am

Ende das Ziel der Betrachtung. Sinnliche Völker selbst haben 39
zuweilen auf die sonderbarste Weise einen Mysticismus gesucht
und sich in ihm berauschet; vernünftelnde Völker suchten ihn
auf ihre Weise. Der Grund dazu liegt in der Natur des Menschen.
Er will Ruhe und Thätigkeit, Genuß und Beschauung auf die
kostenfreieste, dauerhafteste, zugleich auch auf die untrüglichste, auf
eine gleichsam unendliche Weise. So gern möchte er mit Ideen
leben und selbst Idee seyn. Die träge Zeit, den leeren Raum,
die lahme Bewegung um sich her möchte er gern überspringen, und
vernichten, dagegen Alles an sich ziehn, sich Allem zueignen und
zuletzt in einem Ideal zerfliessen, das jeden Genuß in sich faßt,
wohin seine Vorstellung reichet. Viele Umstände der damaligen
und folgenden Zeit kamen zusammen, diesen Mysticismus zu nähren
und ihn dem Christenthum, zu welchem er ursprünglich nicht gehörte, 40
einzuverleiben. Ein speculirender Geist, dem es an Materie zur
Speculation fehlet, ein liebendes Herz ohne Gegenstand der Liebe,
geräth immer auf den Mysticismus. Einsame Gegenden, Kloster=
zellen, ein Krankenlager, Gefängniß und Kerker, endlich auch auf=
fallende Begebenheiten, die Bekanntschaft mit sonderbar=liebreichen
und bedeutenden Personen, Worte, die man von ihnen gehört,
Zeichen der Zeit, die man erlebt hat, u. f. alle diese Dinge brüten
den Mysticismus, dies Lieblingskind unsrer geistigen Wirksam=
keit und Trägheit, in einer groben oder seidenen Umhüllung
aus und geben ihm zuletzt die bunten Flügel des himmlischen
Amors. Man liebet, und weiß nicht Wen? man begehret, und
weiß nicht was? Etwas Unendliches, das Höchste, Schönste,
Beste.

So unentbehrlich dem Menschen diese Tendenz nach dem Vor= 41
treflichsten und Vollkommensten ist, ohne welche er wie eine Raupe
umherkröche und vermoderte: so leer bleibt dennoch die Seele, wenn
sie blos auf Flügeln der Imagination im Taumel der Begeisterung
fortgetragen in ungeheuren Wüsten umherschweift. Das Unendliche
giebt kein Bild: denn es hat keinen Umriß; selten haben diesen
auch die Poesieen, die das Unermeßliche singen. Sie schwingen

sich entweder in ein Empyreum des Urlichts voll Gestaltloser
Seraphim auf, oder wenn sie von da in die Tiefen des mensch-
lichen Herzens zurückkehren, kann die erhöhete Spekulation dennoch
nur aus ihm jene Urbilder himmlischer Schönheit holen, die sie
über den Wolken begrüßet und in ein Paradies der Liebe und
42 Seligkeit hinauf zaubert. Die Hymnen der mittleren Zeiten sind
voll von diesen goldnen Bildern in die unermeßliche Bläue des
Himmels gemahlet. Ich glaube nicht, daß es Ausdrücke süßerer
Empfindungen gebe, als die bei der Geburt, dem Leiden und Tode
Christi, bei dem Schmerz der Maria, bei ihrem Abschiede aus der
Sichtbarkeit, oder bei ihrer Aufnahme in den Himmel und bei dem
freudigen Hingange so manches Märtyrers, bei der sehnenden
Geduld so mancher leidenden Seele, meistens in den einfachsten
Sylbenmaassen, oft in Idiotismen und Solöcismen des Affects
geäußert wurden. Wer sich davon überzeugen will, lese die from-
men Liebesgesänge des heil. Bernhards und Thomas, des Car-
dinals Bona, der heil. Therese, des Juan de la Cruz und ihres
Gleichen; oder vielmehr er höre sie mit Musik begleitet. Das
43 Stabat Mater dolorosa (Jacobus de Benedictis ist sein Verfaßer)
ist in Pergolesi's Composition sehr bekannt; dergleichen süße
Schmerzen- und Liebesgesänge giebts in der Mönchssprache viele,
die ganz dazu geschaffen scheinet. Wilder Sylbenmaaße bediente
man sich dabei nicht; vielmehr äußerst anständiger und sanfter.
Selbst das verzückte Metrum des sogenannten Pervigilii: cras amet,
qui numquam amavit, das in den Hymnen oft gebraucht ist,
erhält in ihnen einen Triumphton und eine Würde, die uns gleich-
sam aus uns selbst hinaussetzt und unser ganzes Wesen erweitert.
Wie konnte dies auch anders seyn, da, wo man die Bibel nur
aufschlägt, im Hohenliede, Propheten, Psalmen, in den Evan-
gelien, Briefen und der Offenbahrung man Ausdrücke bald der
erhabensten Einfalt, bald der innigsten Zärtlichkeit und Liebe
44 findet? Wer Händels Meßias, einige Psalmen von Mar-
cello, und Allegri's, Leo, Palästrina Compositionen der
simpelsten biblischen Worte gehört hat und dann die lateinische

Bibel, christliche Epitaphien, Paßions- Grab- Auferstehungslieder lieset, der wird sich Trotz aller Solöcismen und Idiotismen in dieser christlichen wie in einer neuen Welt fühlen.

Nachschrift. 45

Da ich es nicht voraussetzen kann, daß Jedem von Ihnen eine Menge der Hymnen bekannt sey, von denen das Fragment redet: so lasse ich von einigen der angeführten nur Strophen abschreiben, die ich etwa mit einer Anmerkung begleite. Die Solöcismen und Idiotismen darinn gehören zur Sprache der Zeit; überhaupt sind diese Verse nicht zu lesen, sondern mit der ihnen gebührenden Musik zu hören:

1.

Jam moesta quiesce).*

Jam moesta quiesce querela!
Lacrimas suspendite, matres;
Nullus sua pignora plangat
Mors haec reparatio vitae est.

Nunc suscipe, terra, fovendum 46
Gremioque hunc concipe molli;
Hominis tibi membra sequestro
Generosa et fragmina credo.

Veniant modo tempora justa,
Cum spem Deus impleat omnem;
Reddas patefacta, necesse est,
Qualem tibi trado figuram. seq.

---

*) Von Prudentius. Unser alter Gesang: Hört auf mit Klagen ist eine Nachahmung einiger Strophen dieses alten Hymnus, der beim 46
Prudentius anfängt: Deus, ignee fons animarum.

2.

*Dies irae**).

Dies irae, dies illa
Solvet saeclum in favilla
Teste David cum Sibylla.

47 Quantus tremor est futurus,
Quando judex est venturus,
Cuncta stricte discussurus.

Tuba mirum spargens sonum
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum.

Mors stupebit et natura,
Cum resurget creatura
Iudicanti responsura.

Liber divus tunc pandetur,
In quo totum continetur,
Unde mundus judicetur.

48 Iudex ergo cum sedebit,
Quidquid latet apparebit,
Nil inultum remanebit.

Quid sum miser tunc dicturus?
Quem patronum rogaturus?
Cum vix justus sit securus.

Rex tremendae Majestatis,
Qui salvandos salvas gratis,
Salva me, fons pietatis. seq.

---

*) Der Graf Roscommon übersetzte diesen Gesang ins Englische:
47 The Day of Wreath, that dreadful day, und starb mit den Worten aus ihm:

Prostrate, my contrite heart I rend,
My God, my Father, and my Friend,
Do not forsake me in my End.

Unser Deutsches Lied: Es ist gewißlich an der Zeit, ist eine Nachahmung dieses Gesanges.

3.

Lauda Sion Salvatorem,
Lauda Ducem et Pastorem
In hymnis et canticis;
Quantum potes, tantum aude,
Quia major omni laude
Nec laudare sufficis.

Sit laus plena, sit sonora
Sit jucunda, sit decora
Mentis jubilatio.
Dies enim agitatur, 49
In qua mensae ruminatur
Hujus institutio. seq.

4.

Pange lingua gloriosi proelium certaminis
Et super crucis trophaeo dic triumphum nobilem;
Qualiter redemtor orbis immolatus vicerit.

Crux fidelis inter omnes arbor una nobilis
Nulla talem sylva profert fronde, flore, germine,
Dulce lignum, dulce signum, dulce pondus sustinens.[1] seq.

5.

Ave maris stella, Dei mater alma,
Atque semper virgo, felix coeli porta.
Virgo singularis, inter omnes mitis
Nos culpis solutos mites fac et castos etc.

---

6 *). 50

Stabat mater dolorosa,
Juxta crucem lacrimosa
Dum pendebat filius.
Cujus animam gementem,
Contristatam et dolentem
Pertransivit gladius.

---

*) Uebersetzt von Wieland, im Deutschen Merkur, Februar 1781.

1) Msc. und A: sustinet.

O quam tristis et afflicta
Fuit illa benedicta
Mater Unigeniti,
Quae moerebat et dolebat
Et tremebat, cum videbat
Nati poenas incliti.

Fac me cruce costodiri
Morte Christi praemuniri
Confoveri gratia.
Quando corpus morietur,
Fac vt anima donetur
Paradisi gloria.

---

51 7 *).

Ut quid jubes, pusiole?
Quare mandas, filiole,
Carmen dulce me cantare,
Cum sim longe exsul valde
Intra mare;
O cur jubes canere?

Magis mihi miserale
Flere libet puerale
Plus plorare quam cantare
Carmen tale jubes quare?
Amor care,
O cur jubes canere?

---

52 **83.**

Mit Ihrem dies irae, dies illa haben Sie mir eine schöne Welt zu Grabe geläutet; die Welt der Erscheinungen des Alterthums *in ihren bestimmten, lieblichen Formen, in ihren bedeutenden Gebehrden, in ihren gleichsam organisirten*

---

*) Vom Deutschen Mönch *Gottschalk*, älter als *Otfried*, dem sehr hart begegnet ward. Er schrieb dies als ein Vertriebner, im Gefängniß.

Tönen. Sie wird nicht wieder kommen auf unsrer Erde; so
wenig uns unsre Jugend zurückkommt.

Jene ersten Versuche der Menschen, sich das Unsichtbare
sichtbar, das Vergangene und Entfernte gegenwärtig zu machen,
eine Welt von Gegenständen, von Bildern und Empfindungen 53
durch Worte und Töne darzustellen und zwar also darzustellen,
daß auch ihre Folge sprechend, daß ihre Veränderung in Licht
und Farben bis zum Kleinsten empfunden oder bemerkt werde;
diese Versuche, in einer gegebnen langen Zeit zu Meisterwerken der
poetischen Kunst erhöhet, von einer Nation, der die Kunst
Natur, der Geschmack am Schönen Charakter gewesen zu seyn
scheinet, werden ihres gleichen schwerlich in Zeiten finden, die Ihre
angeführte Hymnen eingeläutet haben.

Nichts ist von zarterem Wesen, als der ächte Natur- und
Kunstgeschmack. Durch Frömmigkeit und Andacht, selbst durch
Gelehrsamkeit und Fleiß läßt er sich nicht erlangen; er ist eine
himmlische Grazie, die auf unsrer Erde nur hie und da, dann und
wann erscheinet. Sie kann eben so leicht weggebetet, als wegstudirt 54
werden; einmal vertrieben kommt sie selten oder spät wieder.

Und doch ist mit diesem Natur- und Kunstgeschmack selbst
der richtige Sinn, die wahre Vernunft des Menschen so
innig verbunden. Schwerlich werde ich in Ihrem Athanasius
und Ambrosius so schlicht und rein zu lesen bekommen, was
mich Cicero's Pflichten, Horaz Briefe und Sermonen lehren.
Die Litaneien und Legenden der Heiligen, ja das ganze Breviarium
dieser Sittenlehre und Weisheit wird das ächte Richtmaas menschlicher
Moralität kaum so strenge an mich legen, als es die vesten
Lehren des Alterthums, seine mit sichrer Hand, im bestimmtesten
Umriß gezeichneten Charaktere zu thun vermochten. Ist Einmal
der Gesichtskreis und das Ziel der Bestimmung verrückt, zu welchem 55
die Menschen auf Erden leben, so erscheinen durch katoptrische Spiegel
zurückgeworfene seltsame Bilder und Vorbilder des Lebens. Eine Zauberlaterne
bringt Gestalten hervor, die in Schrecken und Verwunderung
setzen können, denen man aber nicht ohne Gefahr folget.

Ihr Fragment meldete uns an, daß sich fortan die Musik
von der Poesie scheiden und in eignen Regionen ihr
Kunstwerk treiben werde; fürs unbewehrte menschliche Geschlecht
eine gefährliche Scheidung. Musik ohne Worte setzt uns in ein
Reich dunkler Ideen; sie weckt Gefühle auf, jedem nach seiner
Weise; Gefühle, wie sie im Herzen schlummern, die im Strom
oder in der Fluth künstlicher Töne ohne Worte keinen Wegweiser
56 und Leiter finden. Eine Musik, die über Worte gebietet, ist nicht
viel anders; sie herrscht despotisch. Erinnern Sie sich in Dry-
dens Ode am Cäcilientage, wohin die Gewalt der Musik den
Alexander reißt? Der Halbgott sinkt der Buhlerinn in den Arm,
er schwingt die Fackel zu Persepolis Brande. Auf gleiche Weise
kann durch eine geistliche und, wenn man will, eine himm-
lische Musik die Seele dergestalt aus sich gesetzt werden, daß sie
sich, unbrauchbar und stumpf gemacht für dies irrdische Leben, in
gestaltlosen Worten und Tönen selbst verlieret.

Unsre zarte, fehlbare und fein empfängliche Natur hat aller
Sinne nöthig, die ihr Gott gegeben; sie kann keinen seines Dien-
stes entlaßen, um sich einem andern allein anzuvertrauen: denn
eben im Gesammtgebrauch aller Sinne und Organe zündet
57 und leuchtet allein die Fackel des Lebens. Das Auge ist, wenn
man will, der kälteste, der äußerlichste und oberflächlichste Sinn
unter allen; er ist aber auch der schnellste, der umfaßendste, der
helleste Sinn; er umschreibt, theilt, bezirkt und übt die Meßkunst
für alle seine Brüder. Das Ohr dagegen ist ein zwar tiefdringen-
der, mächtigerschütternder, aber auch ein sehr abergläubiger Sinn.
In seinen Schwingungen ist etwas Unabzählbares, Unermäßliches,
das die Seele in eine süße Verrückung setzt, in welcher sie kein
Ende findet. Behüte uns also die Muse vor einer bloßen Poesie
des Ohrs ohne Berichtigung der Gestalten und ihres Maasses
durchs Auge.

Nochmals gehe ich Ihr Fragment durch und frage: „wie
wenn aus dieser heilgen Mönchspoesie eine Volksdichtung hervor-
58 gehen sollte, wie wird sie werden? Gewiß anders als die Poesie

der Griechen war, nicht nur im Inhalt des Gesanges, sondern auch in desselben ganzer Art und Weise.“

1. Von Mythologie wird in ihr nicht die Rede seyn können, da man diese als eine Dämonensage ansah. Wenn Eine derselben gebildet werden sollte, wird sie aus dem Glauben der Kirche, aus Sagen des gemeinen Volks, aus National-Meinungen und Abentheuern hervorgehn. Jede solcher Gestalten wird die Kirche weihen und ordnen. —

2. Reine Umriße der Phantasie und des Natursinnes nach Art der Griechen wird diese Dichtkunst schwerlich enthalten, da diese Welt ihr nur ein vorübergehender Schatte zur künftigen Welt ist. Zwischen beide wird sich der Blick theilen, mithin Jene sich in eine Art Dämmerung verliehren. Höchstens also werden 59
Allegorieen auftreten, statt reiner und bestimmter Begriffe; auch wirkliche Personen werden gern als Allegorieen und Larven oder als heilige Nebelgestalten erscheinen, die sich in der Ferne verlieren.

3. Das Interesse, das diese Poesie giebt, wird selten ein National-Intereße seyn, wie bei Griechen und Römern, vielleicht aber ein allgemeineres Interesse christlicher Völker, die alle das heilige Bad besprengt hat, die als Begünstigte des Himmels mit dem Kreuz bezeichnet, eine eigne christliche Providenz über sich erkennen, Engel zu ihrer Seite haben, und von der Erde gen Himmel wandern. In der Erzählung wird dies den Ton der Geschichte und Dichtung ganz ändern.

4. Allen Handlungen und Leidenschaften der Menschen, ihren 60
Tugenden und Lastern wird hiemit eine eigne religiose Farbe, ein Anzug gegeben werden, den die alte Welt nicht kannte. In die Liebe wird sich Andacht mischen; und die Ueppigkeit dagegen vielleicht desto sinnlicher ihr Werk treiben. Statt des Verdienstes der Vorfahren um ein enges Vaterland wird ein andächtiger Ruhm, eine Ehre hervorgehn, die Stand ist und nach Ständen wirket. Auf diesem Wege wird eine Sentimentalität zum Vorschein kommen, von der die Poesie der Alten nicht wußte, eine anerzogne Sentimentalität der Stände.

5. Endlich, da der Rhythmus der Griechen verlohren ist und sich der poëtische Genius hier ungebildeten, mit dem Römi-
61 schen Volksdialekt vermischten Sprachen mittheilen soll, so werden in dieser Verwirrung ohne Sylbenmaaße der Alten sich ohne Zweifel rohere *Volksgesänge nach dem Modell der Mönchspoesie formen.* Was das innere Maas und Gewicht der Sylben nicht thun kann, wird der *Reim* ersetzen sollen, mit dem von jeher das Ohr und die Zunge des Volks spielte. Poesie wird also eine *gereimte Prose in Versperioden* werden, deren Abwechselung und Ründung etwa auch ein unwißendes Ohr verfolgen kann; dagegen die Musik, vom Bau der Sylben getrennt, in ihrer eignen Region ihr Werk treibet. Lassen Sie uns bald einige Glocken- und Posaunen- und Orgeltöne, aber wenn ich bitten darf, auch einige Töne der Harfe aus diesem neuen christlichen Odeum aller Europäischen Nationen hören.

62

84.

Drittes Fragment.

Bildung
eines neuen Geschmacks in Europa und deßen erste Verfeinerung.

Alle Deutsche Nationen, die das Römische Reich unter sich theilten, kamen mit *Heldenliedern von Thaten ihrer Vorfahren* in die ihnen neue Welt; es sind auch Zeugniße vorhanden, daß diese Gesänge unter ihnen sich lange erhalten haben.
63 Wie auch anders? Diese Gesänge waren ja die ganze Wißenschaft und Geistesergötzung solcher barbarischen Völker, das Archiv ihres Ruhmes und Nachruhms. Was zu den Zeiten der griechischen Sänger (*ἀοιδῶν*) der Fall gewesen, kam jetzt auf eine rohere Weise wieder. Völker, die das Schreiben nicht viel kannten und noch weniger liebten, erhielten durch Lieder das Andenken ihrer

Vorfahren, und jedes Volk hatte dabei seine eigne Lieblingshelden, seine eigne Lieblingstöne.

Sehr nützlich wäre es, wenn wir diese alten Wurzeln des
Stammes der Denkart und Sprache unsrer Vorfahren noch besäßen;
wenn wir die Lieder von Mann und Hermann, Dietrich
von Bern, Alboin, Hildebrand, Rüdiger, Siegfried, die
Engländer ihr horn-Child, Hervart, Grym, Hanelock, und so
jedes Deutsche Volk die Seinigen noch hätten. Es gilt aber von 64
allen diesen, was Horaz von jenen uralten griechischen Helden sagt,
die vor Homer lebten:

> Sie liegen alle, weil sie der heiligen
> Gesänge darben, unbejammert,
> Ruhmlos in ewiger Nacht begraben.

Die Veränderung und Mischung der Sprachen, bei den wandernden Völkern die Verschiedenheit des nordlichen und südlichen Klima, wohl aber am meisten der Fortgang der Sitten selbst hat uns dieser wahrscheinlich in rauhen Tönen besungenen Heldengestalten beraubet.

Wie verschieden nämlich die Mundarten der Deutschen Sprache
nach den verschiedenen Volksstämmen, Zeiten und Gegenden waren,
dergestalt, daß man die Gothen am schwarzen Meer, in Italien
und Spanien, die Wandalen in Pommern und Afrika, die Angeln
zu Hengst und zu Wilhelm des Eroberers Zeiten nicht für Eins 65
nehmen darf: so ist doch in allem, was wir von ihren Sprachen
wißen, ihr nordisches Gewand unverkennbar. Die Deutsche
Sprache nämlich, zumal in rauhen Gegenden, liebt einsylbige
Töne. Hart wird der Schall angestoßen, stark angeklungen, damit
so viel möglich Alles auf Einmal gesagt werde. Eine Sylbe soll
alles faßen; die folgenden werden zusammengezogen, und gleichsam
verschlungen; so daß sie selten aushallen und kaum zwischen den
Lippen als erstickte Geister schweben. Die ganze Bildung unsrer
Sprache, am meisten die aus dem Latein bei uns aufgenommenen
Worte und Namen beweisen dies; es sind hart zusammengedrängte
Laute; und was noch sonderbarer ist, mit dem Verfolg der Jahr-

66 hunderte hat sich dies Zusammendrängen der Buchstaben nicht vermindert, sondern vermehrt. Ulfila's und Ottfrieds Sprache sind ungleich tönender, als wie man z. B. im vorigen Jahrhundert oder noch jetzt aus dem Munde des Volks die Worte schreibet. Das Angelsächsische schlich mit viel stummen E. in mehreren Sylben langsam fort; das Englische, das sich unter den Normännern bildete, warf Buchstaben weg, drängte sie zusammen, schnitt vorn und hinten ab die Sylben; so entstand ein ganz neuer Gang und Rhythmus der Sprache.

Aus dieser beliebten Einsylbigkeit der nordischen Mundarten, bei der man aus Trägheit oder wie in böser Luft die Lippen kaum zu öfnen waget, und immer nur hm! hm! sprechen möchte, war es natürlich, daß wenn man Worte gegen einander
67 künstlich stellen wollte, dies insonderheit im Anklange bemerkt werden mußte, indem der Ausgang der Worte gern im Dunkeln blieb. Dies ist nun jenes berühmte System nordischer Alliterationen, (Annominationen,)*) das um kein Haar unnatürlicher als der Reim ist; indem man hier nur in der Mitte oder vorn reimet. Den Alten, d. i. Griechen und Römern waren beide Arten eines solchen Wohlklanges Uebelklänge; ähnliche Anklänge der Worte
68 suchten sie, wie den Reim zu vermeiden. Auch für die Gegenden eines besseren Klima war dieser nordische rauhe Sylbentritt nicht; die Spanische Romanzen, die vielleicht nach Gothischen Volksliedern geformt sind, haben jenen wilden, männlichen Jambus, der

*) Nähere Känntniß von diesem sonderbaren System der Nordischen Prosodie findet man in Olaus Wormius literatura Danica, Hickes thesaur. linguar. septentrion. und ähnlichen Werken. Wer ihrer entbehrt, ziehe die Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur (Schleswig 1767.) Th. I. S. 150. zu Rath; eine Sammlung Briefe, die weit mehr
68 Aufmerksamkeit verdient, als sie erlangt. Das System der Alliterationen, daß gewiße Worte im Anfange und in der Mitte des Verses von einem Buchstaben anfangen und einen ähnlichen Vocal haben, ist, wie mich dünkt, mehr angestaunt als erklärt worden; sein natürlicher Grund ist der Bau der Sprache selbst, der Genius des Volks, das sie sprach und die Art, wie man die Worte antönte. A. d. V.

ursprünglich in Wäldern zum Jagd- und Kriegshorn tönte, fahren
lassen und statt dessen langsame Trochäen in weiblichen Ausgängen
mit dem zuletzt prächtig-verhallenden ar gewählet. In Italiens
Luft zerfloß gleichfalls der gothische und longobardische Sylben-
Anklang in weiche und immer weichere Töne. Kein Wunder also, 69
daß jene alten Helden-Melodieen in dieser sanfteren Luft den Tönen
nach allmählich verhallten.

Dabei aber gingen nicht sofort auch die Erzählungen selbst,
jene Heldensagen zu Grunde, die gleichsam die Seele dieser Völ-
ker, ihr Trank und ihre geistige Speise waren. Sie konnten nicht
zu Grunde gehen, weil diese Völker, (wenn mir der Ausdruck
erlaubt ist) abentheuerlich dachten und entweder gar nicht oder
im Abentheuer lebten. Ein Volk von wenigen aber starken
Begriffen und Leidenschaften geregt und getrieben, hat wenig Lust
zu Ordnungsmässigen, gewöhnlichen, ruhigen Geschäften; es bleibt
gegen sie kalt und träge. Dagegen flammets auf, wenn ein
Abentheuer ruft, wenn wie ein Jagd- und Kriegshorn die
Abentheuersage ertönet. In eingepflanzten Trieben, in ange- 70
bohrnen Begriffen und Neigungen ging diese Liebe zum Abentheuer
auf Geschlechter hinab; der geistliche Stand, in dessen Händen die
Bildung der Menschen nach Begriffen der Zeit war, bemächtigte
sich dieses Triebes; er fabelte, dichtete, erzählte. Von Erzählungen
fängt alle Cultur roher Völker an; sie lesen nicht, sie vernünfteln
nicht gern, aber sie hören und laßen sich erzählen. So Kinder,
so alle Stände, die insonderheit unter freiem Himmel ein halb-
müßiges Leben führen. Wo sie auch leben, Norweger und Araber,
Perser und Mogolen, der Gothe, Sachse, Frank und Katte des
Mittelalters, noch jetzt alle halbmüßige Abentheurer, Krieger,
Jäger, Reisende, Pilger haben hierinn Einerlei Geschmack, Einerlei
Zeitkürzung. Unwißenheit ist die Mutter des Wunderbaren, unter-
nehmende Kühnheit seine Ernährerinn, unzähliche Sagen seine 71
Nachkommenschaft und ihr großer Mentor, der Glaube. Wenn
Mönche dergleichen Erzählungen in ihre Chroniken aufnahmen und
ihre Legenden selbst darnach schrieben: so thaten sie es nicht immer

aus Lust zu betrügen. Es war Geschmack und sogar Kreis des
Wissens, Denkart der Zeit; eine ächte Mönchschronik mußte vom
Anfange der Welt anfangen und in bestimmten Zeiträumen durch
Fabel und Geschichte der Griechen und Römer, (Geschichte und
Dichtung auf Einem Grunde betrachtet) bis zum Ende der Welt
fortgehn; das war der gegebene Umriß. Eben nach den Begeben-
heiten der Zeit, die allesamt geistliche und weltliche Aben-
theuer waren, formte sich der Umriß der Erzählung, bildete sich
72 der Ton des Ganzen. Mehr als Eine Chronik der mittleren Zei-
ten ist wie ein cyklisches Gedicht zu lesen.

Wenn aber und wie wird aus diesen vermischten Sagen und
Abentheuermährchen so verschiedner Völker in so verschiednen Gegen-
den und Umständen eine Ilias, eine Odyssee erwachsen, die Allem
gleichsam den Kranz raubte, und jetzt als Sage der Sagen gelte?

Dazu gehört viel; insonderheit aber daß die Sprache und der
Witz der Europäischen Völker einigermassen verfeinert werde, daß
Völker mit einander in Verbindung oder in Wettkampf gerathen,
dadurch sie einander verstehen lernen, endlich daß, wenns seyn
kann, hier oder da ein Homer aufkomme, dem alle horchen.
Aeußerst schwer und langsam konnte diese Aufgabe aufgelöset wer-
73 den, da Einestheils die Völker durch Stammesvorurtheile und Lei-
denschaften blind getrennt, anderseits die Sitten so grob oder ver-
derbt waren, daß schwerlich ein Lorbeerbaum für ganz Europa
sproßen konnte. Tapferkeit und Witz sind nicht immer beisammen;
eben so selten sind es Witz und Klosterandacht, wie die Esels-
und Narrenfeste, das Hez, Sir Ane, Hez, und andre Anstalten
zeigen. Wenn in die Sprachen Europa's Bildung, in seine Sit-
ten Geschmack, in seine Poesie Unterhaltung kommen sollte, so
mußten diese anderswoher kommen, als vom Waffenplatz und aus
dem Kloster. Sie mußten aus einer Gegend kommen, wo ein
fremder Umgang etwas anders als den bloßen Mönchs- und
Klostergeist zeigte. Kurz —

Spanien war die glückliche Gegend, wo für Europa der erste
Funke einer wiederkommenden Cultur schlug, die sich denn auch

nach dem Ort und der Zeit gestalten mußte, in denen sie auflebte. 74
Die Geschichte davon lautet wie ein angenehmes Mährchen.

Spanien nämlich, so sagt die Geschichte, hatte unter der Herrschaft der Mauren eine sehr blühende Gestalt gewonnen; mit dem Ackerbau, dem Fleiß, dem Handel, waren in ihm mehrere Wißenschaften und Künste, unter diesen auch die Dichtkunst cultivirt worden. Die Maurische Galanterie hatte sich unter dem schönen Himmel von Granada, Murcia, Andalusien veredelt; glänzende Ritterspiele waren im Gebrauch, an denen als Preisaustheilerinnen auch die Damen Theil nahmen. Ohne Zweifel war die Nachbarschaft dieses gebildeten Volks mit andern eine Ursache, daß unter dem gleichschönen Himmel von Valenzia, Catalonien, Arragonien und den südlichen Provinzen Frankreichs sich die
sogenannte Provenzal- oder Limosinische Sprache auch aus der 75
Barbarei riß und eine frische Blüthe, die provenzalische Dichtkunst hervorbrachte. Von Valenzia an über die Inseln Majorka, Minorka, Yviza, über Arragonien und Katalonien, jenseit der Alpen über die Provence, Languedoc, Guienne, das Delphinat, bis nach Poitou hinein erstreckte sich diese Sprache, die nach damaligen Zeitumständen allgemach die gebildetste in Europa ward*). Regierende Fürsten und Grafen, Ritter und Edle von
jedem Range sahen es als eine Ehre an, sie an ihren Höfen und 76
in ihren Schlößern, die kleine Höfe waren, zierlich zu sprechen. Die Damen nahmen daran Theil, nicht nur als Richterinnen und als der vielfältige Gegenstand der Gedichte, sondern zuweilen auch als Dichterinnen selbst. Die Provenzal-Poesie ward des Organ des galanten Rittergeistes in allen Zweigen seiner Denkart.

*) In Crescimbeni istoria della volgar Poesia, in Velasquez-Diez Geschichte der Spanischen Dichtkunst und denen daselbst angeführten Schriften, in mehreren Abhandlungen des um die Provenzalen sehr verdien-
ten Curne de St. Palaye in der Academie der Aufschriften, Millots 76
histoire des Troubadours, Abbt Andrès storia d'ogni letteratura T. I. II. kann man sich über diese merkwürdige Erscheinung weiter belehren. Sie ist die Morgenröthe der neueren Europäischen Cultur und Dichtkunst.

Man besang die Liebe und warf Fragen der Liebe auf, die in
sogenannten Corte d'amore verhandelt wurden; man nannte ihre
Versart Tenzonen. Kleine und große Abentheuer, Begebenheiten
77 des Lebens und der Geschichte, auch geistliche Dinge wurden in
Canzonen, Villanesca's und andern Gedichtarten besungen,
unter welchen man die Satyren Sirventes nannte. Auch Lehre
und Unterricht trug man in mancherlei Einkleidungen vor; ja es
ereigneten sich keine Händel der damaligen Zeit, die an großen
Ereignißen und Verwirrungen sehr reich war, an denen hie und
dort nicht irgend ein Provenzal Antheil genommen hätte. Kreuz-
züge und andre Kriege, Vererbungen der Reiche und Schlößer,
Sitten der Fürsten, der Damen, der Geistlichkeit, der Päbste selbst;
alles berührte diese Dichtkunst, oft mit einer kühnen Freiheit.
Finder, Trobadoren nannten sich die Dichter, die vorher in
der bäurischen Römersprache Fatisten (Macher, faiseurs) geheißen
78 hatten. Ihre Kunst hatte den Namen der fröhlichen Wißen-
schaft (gay saber, gaya ciencia) so wie auch ihr entschiedner
Zweck fröhliche angenehme Unterhaltung war.

Der erste Garten, wo diese Blume aufsproßte, war vielleicht
der Hof zu Barcellona; sehr bald aber müßen andre gefolgt seyn:
denn der älteste Provenzaldichter, den wir haben, Wilhelm der
neunte, Graf von Poitou, Herzog von Aquitanien, am Ende
des eilften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts, sang schon
in einer zur Poesie völlig gebildeten Sprache. Auch in Gallicien,
Castilien, Portugal finden sich zu eben dieser Zeit ähnliche Uebungen
der Verskunst ohngefähr in demselben Gedankenkreise. Die soge-
nannten Jeux floraux aber, eine Blumengesellschaft, wo der
Preis der Dichtkunst ein goldnes Veilchen war, ist von weit spä-
79 terem Datum. (1324.) Ihre Stifterinn war Clemenzia Isaura,
Gräfin von Toulouse.

Man hat über den Ursprung des Reims viel gestritten, und
ihn bei Nordländern und Arabern, bei Mönchen, Griechen und
Römern gesucht; mich dünkt mit unnöthiger Mühe. Man könnte
über ihn das bekannte Kinderspiel mit dem Motto: „alles was

reimen kann, reimt" spielen. Mönche reimen, Otfried reimte, die
Araber reimen, Mahomed im Koran, der Engel Gabriel reimt;
der alte Lamech vor der Sündfluth reimte. Aber Griechen und
Römer in ihren schönsten Zeiten vermieden die Reime und suchten
einen fortgehenden, höheren Wohlklang. Die Trobadoren, die in
jedem Innern die Poesie der Araber nicht nachahmen konnten,
sondern sich eine Poesie, wie sie ihnen ihr Zeitgeist, ihre Sprache
und das nähere Vorbild der lateinischen Mönchspoesie gab, 80
finden mußten; sie mußten reimen, ja sogar in die Mannich-
faltigkeit gereimter Versarten einen großen Theil der
Anmuth ihrer Poesie legen, weil sie ihrer Zeit und Sprache nach
nichts Anders thun konnten. Die Limosinische Mundart, wie jedes
andre Kind der lingua rustica Romana wußte vom Rhythmus der
alten Römerpoësie ganz und gar nicht; also konnten die Proven-
zalen ihre Verse nicht nach der Grammatik der Alten scandiren;
sie accentuirten sie, wie Spanier, Portugiesen, Italiener und Fran-
zosen noch jetzt ihre Verse accentuiren, solche daher auch nicht
nach einer eigentlichen Quantität der Sylben, sondern zur artigen,
verständigen Declamation einrichten.*) Diese accentuirte 81
Declamation ward eine eigne Kunst, auf welche sich die Rhapso-
den der damaligen Zeit, die auch Erzähler hießen, (Conteours,)
legten. Mit den Gedichten der Trobadoren reiseten sie an den
Höfen umher, und begleiteten sie theils mit einem Instrument,
theils mit Gebehrden; daher man sie auch Jongleours, (Joculato-
res) Musars, Comirs Plaisantins nannte. Sie unterhielten die 82

---

*) Dieser Unterschied zwischen der alten [und neuen] Prosodie, von dem
viele keinen deutlichen Begriff haben, und der doch zum Unterschiede der alten 81
und neuen Poesie viel beiträgt, ist am besten in Isaak Voß bekannter Ab-
handlung de cantu veterum (übersetzt in der Sammlung vermischter
Schriften Th. I. Berl. 1759.) in des Abbt Du Bos Betrachtungen über
Poesie und Malerei, in Muratori Abhandlung de rhythmica veterum
poesi (Antiqu. Ital. med. aevi T. III. p. 664.) sonst aber auch in Klop-
stocks u. a. grammatischen Schriften vorgetragen, wie er denn zur Prosodie
jeder neueren Sprache gehöret.

Gesellschaft mit Liedern und Erzählungen, den bekannten fabliaux vergangner und damaliger Zeiten, bis sie es zuletzt so arg machten, daß sie von mehreren Höfen verbannt wurden.

Die ursprüngliche *fröhliche Wißenschaft* (gaya ciencia) ging also von Artigkeiten des Gesprächs, von Fragen und Unterredungen, von einer angenehmen Unterhaltung aus; auch in Sonnetten der Liebe, im Lobe und im Tadel, ja bei jedem Inhalt blieb dieser Charakter den Provenzalen; ein höherer poëtischer Ton war ihnen ganz fremde. Also *mußte* das angenehme und mannichfaltige Spiel der Reime, an welche damals in geistlichen und Volksliedern das Ohr gewöhnt war, den Mangel des hohen lyrischen
83 Wohlklanges und Rhythmus der Alten, von dem ihre Sprache und ihr Organ nicht wußte, ersetzen. Jede Versart bekam ihre Strophe, d. i. ihren abgemeßenen Perioden der Declamation in einer angewiesenen Ordnung und Art der Reime; in welcher *Wißenschaft* eben die *Kunst der Trobadoren* bestand. Und so haben wir die Gestalt der neuern Europäischen Dichtkunst, sofern sie sich von der Poesie der Alten unterscheidet, auf einmal vor uns. Sie war *Spiel*, eine *amusirende Hofverskunst in gereimten Formen*, weil der damaligen Sprache der Rhythmus und der damaligen Denkart der Zweck der Poesie der Alten fehlte. Sie war ein Hofgarten, in dem hier ein Baum zum Sonnet, dort zur Tenzone, zum Madrigal u. s. künstlich ausgeschnitten ward; eine höhere Gartenkunst war dem Geschmack der damaligen Zeit fremde. —

84

85.

Glück also zum ersten Stral der neueren poetischen Morgenröthe in Europa! Sie hat einen schönen Namen: die *fröliche Wißenschaft*, (gaya ciencia, gay saber;) möchte sie deßen immer werth seyn! Wir wollen uns nicht in den Streit einlaßen, ob

die Spanische oder Limosinische Sprache die ersten Dichter gehabt? ob in dieser dies- oder jenseit der Pyrenäen früher und glücklicher gedichtet worden?*) Die Erscheinung selbst, daß an den Grenzen 85
des Arabischen Gebiets sowohl in Spanien als in Sicilien für ganz Europa die erste Aufklärung begann, ist merkwürdig und auch für einen großen Theil ihrer Folgen entscheidend.

Unläugbar ists nämlich, daß die Araber in ihrem weiten Reiche, das sich von China bis Fez, von Mosambique bis fast an die Pyrenäen erstreckte, Sprache und Wißenschaften, Handel 86
und Künste sehr cultivirt hatten. Wie anders nun, als daß in Spanien, wo ein Hauptsitz dieser Cultur war, wo Jahrhunderte lang die Christen mit ihnen in Streit oder ihnen unterwürfig gelebt hatten, neben diesem hellen Licht nicht ewig und immer die Dunkelheit verharren konnte? Es mußten sich mit der Zeit die Schatten brechen; man mußte sich seiner schlechten Sprache und Sitten, der ungebildeten Rustica schämen lernen, und da die meisten Spanier Arabisch konnten, auch eine unsägliche Menge arabischer Bücher und Anstalten in Spanien Jedermann vor Augen war: so konnte es ja nicht fehlen, daß jeder kleine Schritt zur Vervollkommung auch unvermerkt nach diesem Vorbilde geschah. Was sie nicht hatte, konnte die Mönchspoesie nicht geben; Gegentheils konnte und wollte auch die Provenzalpoesie nicht nachahmen, was 87
bei den Arabern für sie nicht gehörte, Mahomeds Lehre, so wenig einst die Araber den Homer und die griechische Mythologie hatten aufnehmen mögen. Aber was sich aufnehmen ließ, der Genius des Werks, die Arabische Denk- und Lebens-

*) Ich rücke diese Briefe hier ein, weil der so lange geführte Streit über den Antheil, den die Römer, die Araber, die Normänner u. s. an der 85
Bildung unsres Geschmacks und unsrer Literatur haben, noch nichts weniger als beigelegt ist. Warton z. B. in der Geschichte der Englischen Dichtkunst, Thyrwitt in seinen Anmerkungen zu Chaucer, Arteaga in der Geschichte der Italiänischen Oper, Andrès in der storia d'ogni letteratura u. s. sind noch weit aus einander; und doch liegt alles Material so nahe beisammen vor uns. A. d. H.

weise; sie sind in den Versuchen der Provenzalen, (diese mögen
schlecht oder gut seyn,) wie mir dünkt, unverkennbar.

Bei welch anderm Volk in Europa waren poetische Fragen
und Antworten in Gebrauch, als bei den Arabern? Es wurde
Kunst und Lebensart darinn gesetzt, auch unvorbereitet witzig in
88 gereimten Versen zu antworten*). Daher also die Fragen und
Antworten der Liebe bei den Provenzalen. Welch andres Volk
in Europa hielt die Sprache für Eins seiner edelsten Heiligthümer
und feierte Wettkämpfe des schönsten poetischen Ausdrucks in ihr?
Kein andres, als die Araber; die angrenzenden Christen, beschämt
über ihre Rohheit, zuerst vielleicht auch nur aus Nachahmungssucht,
folgten ihnen nach. Ihre Großen und Edlen thaten aus Mode,
was die Araber seit Jahrhunderten aus Trieb und aus National-
stolz gethan hatten, sich der Wißenschaften anzunehmen und in der
89 Sprache der Dichter selbst zu glänzen. Welch andres Volk in
Europa verband in seinen Vorstellungen Tapferkeit, Liebe und
Andacht, wie die Araber? Von den ältesten Zeiten an war es
bei ihnen die gewöhnliche Regel eines Gedichts, von Gott und
vom Propheten anzufangen, sodann der Liebe ihren Zoll zu
entrichten, und darauf gegen Freund oder Feind seine Tapfer-
keit zu bezeugen. Wie übel auch oft diese Stücke zusammenhingen;
es war das angenommene poetische Gesetz, dem sich, wiefern es
Religion und Sitte erlaubte, nun auch die Christen bequemten.
Die festgesetzten Gattungen der Poesie der Araber, Preis und
Tadel, Frohlocken und Klage, Liebe und Haß, Lehre und Beschrei-
bung wurden auch hier der Inhalt verschiedener Gesangesarten;
selbst die Prosodie der Provenzalen ward nach der blos accentuir-
90 ten und declamirten arabischen Verskunst, in welcher der Reim
unentbehrlich war, eingerichtet. Hören Sie darüber das Zeugniß

---

*) Zahlreiche Proben und Nachrichten hierüber finden sich in Her-
88 belots morgenländischer Bibliothek, W. *Jones* commentar. de Poesi
Asiat., Richardsons Vorrede zu seinem Persischen Wörterbuch (übersetzt
Leipz. 1779.) Andrès storia d'ogni letteratura aus Casiri, ja in der
Geschichte der Araber selbst. A. d. H.

des vielleicht gelehrtesten Arabers, den unsre Nation gehabt hat, Reiske:*)

„Die allerältesten Schriften der Araber sowohl in gebundner
als freier Rede sind in Reimen abgefaßt. Die Art ohne Reime
zu reden und zu schreiben, ist neuer als jene. Noch heutiges Tages
pflegen sie auch in ihren ungebundenen Schriften, wenn sie
recht schön schreiben wollen, den Reim beizubehalten, so daß sie,
wenn sie einen Reim drei- vier- oder mehrmal wiederholt haben,
alsdann einen andern vor die Hand nehmen, und es mit diesem
eben so machen, und dann wiederum einen andern. Auf diese
Weise ist der ganze Hariri geschrieben, der für den Cicero der 91
Araber gehalten wird; imgleichen des Tamerlans Arabische Lebens-
beschreibung."

„In der Poesie sind ihre ältesten Stücke gereimt. Die alten Araber übten sich auch sogar ihre häuslichen und vertraulichen Gespräche in Reimen vorzutragen. So hat man ein noch vor dem Muhamed verfertigtes, etliche achtzig bis neunzig Verse langes Gedicht, das ein gewißer Haretsch Ben Helza ohn' einiges vorhergegangnes Bedenken, sich auf seinen Bogen lehnend, hergesagt hat. Die Uebung hierinn muß bei ihnen sehr groß gewesen seyn."

„Wie die erste Hälfte des Verses sich schließt, schließt sich
auch die andre Hälfte eben desselbigen Verses; und wie sich der
erste Vers in der Mitte und am Ende endigt, so endigen sich auch
alle andre folgende, wenn ihrer auch noch so viel wären, bis 92
zwei- dreihundert und noch mehr. Doch pflegen sie ihre Gedichte
so lang nicht zu machen. Schon zu Christi Zeiten und kurz her-
nach müßen sich die Araber der Reime bedient haben, weil ihre
Dichtkunst schon einige Jahrhunderte vor Muhamed vollkommen
gewesen und nicht die geringste Spur von einem Reimlosen Gedicht
bei ihnen gefunden wird; es sei lang oder kurz, heroisch oder
jambisch. Doch sind ihre jambischen Gedichte so beschaffen, daß
sie den einmal gefaßten Reim nicht beständig beibehalten, welches

*) Neuer Büchersaal, Th. 10. S. 220. u. f.

sonst ein wesentliches Erforderniß der heroischen Gattung ist; son-
dern sie wechseln mit dem Rhythmus ab, beinahe wie wir. Haben
sie Einen Rhythmum drei- viermal wiederholt, so fallen sie auf
einen andern.“ U. f. — Ich glaube nicht, daß die Erbauung der
93 Sonnette, Madrigale und andrer Versarten der Provenzalen ihrem
Ursprunge nach einer hellern Erklärung fähig sei oder bedürfe, als
dieser. Ursprünglich waren sie eine Art gereimter, oft aus
dem Stegreif gereimter Prose; die meisten Poesieen der Pro-
venzalen sind offenbar nichts anders.

Daß viele unsrer Poesieen diesen Arabischen Schmuck noch an
sich tragen, wißen wir alle; wenige aber wißen den Ursprung die-
ser Feßeln, daß ein Volk nämlich sich dieselbe aus Uebermuth der
Begeisterung sogar im gemeinen Leben angelegt, und damit so leicht
umzugehen gewußt habe, daß es lange Reden durch sogar Einen
und Denselben Reim beibehalten konnte. Auch bei den Proven-
zalen war es in mehreren Sylbenmaassen offenbar aufs öftere Wie-
94 derkommen desselben Reims angesehen, womit denn weder unser
Ohr noch unsre Sprache sonderlich zufrieden seyn dörfte. Wenige
wißen es, daß die Poesie der Araber zwar leidenschaftlich und
Bildervoll, nicht aber im besten Geschmack abgefaßt war;*)
daher auch schon die Provenzalen von diesem ganz und gar Asia-
tischen Geschmack sehr abgehen mußten. Da ihnen nun mit der
Leidenschaft und dem Scharfsinn dieses fremden Volks auch dessen
ausgebildete Sprache fehlete; was Wunder, daß ihnen oft nur die
Form des Gedichts, angenehm wiederkommende Schälle übrig blie-
95 ben, in die sie das Wesen der Dichtkunst setzten? Diese sollte ja
nur Unterhaltung in einer angenehm-gereimten Prose seyn und
bleiben.

Ganz anders wird die Sache für uns, die wir einen
artigen Umgang in häuslichen und vertraulichen Gesprächen nicht

---

*) Proben davon geben W. *Jones* commentar. de Poesi Asiat. und alle von ihm und andern bekannt gemachten Poesieen der Araber. An Leidenschaft und Bildern sind sie reich; ihr Geschmack aber in Composition dieser Bilder ist von dem unsrigen ganz verschieden.

eben in Reime setzen, uns auch von Jugend auf nicht geübt haben, sinnreich ex tempore zu reimen. Einzig in der Poesie haben wir diese alte arabische Höflichkeit beibehalten, das Ohr unsrer Freunde mit Reimen zu vergnügen*). Und dennoch würde auch das Reimsüchtigste Ohr es sich verbitten, wenn wir wie die Araber denselben 96
Klang oder Endbuchstab einige hundertmal wiederkommen ließen und in heroischen Gedichten unsern Helden durch Einen Reim zehntausendmal wiederkommend priesen.

Füge ich nun zu dieser Reimgalanterie der Araber noch das andre Geschenk hinzu, damit sie (andre Nationen nicht ausgeschloßen) die Poesie der Europäer beschenkt haben, jene Phantome Asiatischer Einbildungskraft nämlich, die vom Berge 97
Kaf über Afrika und Spanien, über Palästina und die Tatarei zu uns gekommen sind; gewiß, so sind wir ihnen wie in der Chemie und Arzneikunst so auch in der Dichtung viele gebrannte Waßer schuldig.

---

86. 98

Den Reim lasse ich unsrer Poesie nicht nehmen; vielmehr zeigt der bemerkte Ursprung desselben zugleich auch seine glücklichste Anwendung. Er gehört

1. Für Kirchen- und andre Volkslieder. Umsonst führten ihn nicht die heiligen Väter von Ambrosius an in ihre Chöre

---

*) Rhythmi cum alliteratione *avidissimae* sunt *aures Arabum*. In florilegio hoc (Elnawabig vel Ennawawig, quod vocabulum designat *scaturientes* partim poëtas, partim versus vel rhythmos nobiliore quadam vena se commendantes) linguae Arabicae genius egregie relucet, *nativum*que illum cernere licet *characterem*, qui per *rhythmos* et 96
alliterationes mera vibrat acumina. Schultens in der Vorrede zu Erpenius Arabischer Grammatik. Mich dünkt, weder unsre Sprache noch unsre Nation habe diesen angebohrnen Witzsprudelnden Reimcharakter.

A. d. V.

und Hymnen ein. Der gute Prudentius ging ihm noch aus dem Wege; Sedulius, Fortunatus u. s. gebrauchen ihn schon häufig, ohne ihn von den Arabern gelernt zu haben. Sie wußten,
99 was fürs Volk gehöre. Zuletzt ward er insonderheit in den lateinischen Liebesgesängen so überfließend gebraucht, als ihn wohl kein Araber gebraucht hat.

2. Denksprüche fürs Volk klingen in Reimen prächtig! Daher die Macht unsrer gereimten Sprüchwörter, unsrer alten Oden und Alexandriner. Ein berühmter Dichter hat von einem ungezwungenen Reim gesagt:

„Er stützt und hebt die Harmonie; und leimt die Rede ins Gedächtniß."

Dies ist wahr. Wohlgereimte Sentenzen sind Machtsprüche; sie tragen im Reim das Siegel der ewigen Wahrheit. Von Anfange der Welt an hat man Räthsel und Denksprüche gereimet.

3. Lebhafte Antworten sind für den Reim, nicht nur in
100 Arabien, sondern bei allen Völkern. Vom Französischen Theater werden Sie sich solcher unerwarteten Ausgänge gnug erinnern; aus Epigrammen, wohin sie eigentlicher gehören, noch mehrere. Es ist ein Fehler des Versificators, wenn er um Einen glücklichen Reim zu erhaschen fünf unglückliche vorhergehn oder folgen läßt;*) ein solcher ist kein Haretsch Ben Helza, der auch im Staatsrath seines Königes sein Votum für den Krieg in donnernden Reimen hinstellte.

4. Es giebt mehrere Gattungen angenehmer Conversationspoesie, die ohne Reimen nichts sind. Der gesuchte, so wie der ungesuchte, der versteckte so wie der klingende Reim sind
101 in ihnen Kunstmäßig geordnet. Man sollte sie Arabesken nennen: denn eben auch den Arabern galt der Reim für ein Siegel des vollendetsten Ausdrucks.

---

*) But those that write in rhyme still make
The one verse for the other's sake;
For one for sense and one for rhyme
I think sufficient for a time.
Buttler's Hudibras P. II. C. I.

5. Endlich müßen Sie der Gewohnheit nachgeben und Sprachen sowohl als Dichtern erlauben, sich auf ihre Art zu vergnügen. Diesem Dichter ist der Reim ein Steuer, jenem ein Ruder der Rede; ohne ihn litte jenes poëtische Fahrzeug Schifbruch, dieses strandete auf dem niedrigsten Sande.*) Einem andern Versificator ist er noch etwas Wertheres, ein Erwerbmittel der Gedanken; wollten Sie ihm also mit dem Reim seine hyperusische Nahrung nehmen? Einem Dritten ist der Reim eine Werb- 102
Trommel, Bilder zu versammeln; zwar kommen die Geworbenen oft etwas bunt zusammen, aber was schadets? Desto stärker fallen sie ins Auge. Nehmen Sie Pope, Cowley und ihren fünf Brüdern den Reim; so haben Sie ihnen Moses und die Propheten genommen; wen sollen sie fürder hören? Nehmen Sie der Französischen Sprache den Reim — hören Sie, was darüber ihre eigne Autoren sagen:

Nos Vers affranchis de la rime ne paroissent differer en rien de la Prose.

Prevot.

Je n'ai garde de vouloir abolir les rimes; sans elles notre versification tomberoit.

Fenelon.

Les Italiens et les Anglois peuvent se passer de rime, parceque leur langue a des inversions et leur poesie mille
libertés qui nous manquent. Chaque langue a son genie; le genie 103
de notre langue est la clarté et l'elegance: nous ne permettons nulle licence à notre Poesie, qui doit marcher comme notre Prose dans l'ordre precis de nos Idees. Nous avons donc un besoin essentiel du retour des mêmes sons pour que notre Poesie ne soit pas confondue avec la Prose.

Voltaire.

---

*) For Rhyme the rudder is of verses,
With which, like ships, they steer their courses.

Buttler.

Nos sillabes ne peuvent produire une harmonie sensible par leurs mesures longues ou breves; la rime est donc necessaire aux vers Francois.

Voltaire.

Hier sind klare Bekenntniße; schonen Sie also in mehr als Einer Sprache der Reime, dieser unschuldigen Kinder. Auch bei uns gehören rime und raison zusammen, wie bei den Arabern. Ungereimt ist uns, was — sich nicht reimet.

---

104 Nachschrift.

Ernsthaft gesprochen, läßt sich an diesem Ursprunge der Europäischen Cultur in Vergleich mit der Poesie der Alten noch Manches bemerken.

1. Bei den Griechen war Poësie mit der Sprache entstanden; jene hatte diese gleichsam von innen heraus gebildet; ehe schriftstellerische Prose entstand, war Gesang und Poesie — gewesen. In der limosinischen Sprache, so wie in allen ihren Schwestern hatte man nicht nur längst Prose gesprochen, ehe man durch Versarten mit abgezählten Sylben und Reimen diese gemeine Sprache (lingua volgare) zu veredeln suchte; sondern die Vulgarpoesie selbst sollte eine gereimte, cadenzirte, schönere Prose
105 seyn und bleiben. Die Sylbenmaaße der Alten fanden in ihr nicht Platz, weil sie eigentlich blos von der Conversation ausging, und auf diese hinführte.

2. Die Poesie der Alten hatte in ihrem Ursprunge viel mehr Wichtigkeit, Zweck und Anlage in sich, als diese neuere haben konnte. Vor Erfindung der Schreibekunst vertrat Jene die Stelle aller Wißenschaft; sie war die Sprache der Götter, der Gesetzgeber und Weisen; was der Nachwelt würdig geachtet war, ward in sie gelegt, daher auch von ihr fast jede Wißenschaft ausging. In Europa war alles anders. Die Sprache des Heiligthums war und blieb die lateinische, in welcher sich denn auch lange Zeit hin die Wißenschaften fortgebildet haben; die Vulgarpoesie wollte weder

gelehrt noch andächtig, sondern unterhaltend seyn. In allen Sprachen, denen die Provenzalpoesie den Ton gab, ist dies ihr 106
Hauptcharakter geblieben.

3. Dagegen aber ward Etwas, worauf die Poesie der Alten ihre Segel nicht hatte richten dörfen, dieser Poesie Ziel und Zweck, nämlich Freiheit der Gedanken. Durch die Provenzalpoesie und durch das was sie hervorbrachte, so viel oder wenig es war, ward zuerst das Joch zerbrochen, das alle Völker Europa's unter dem Despotismus der lateinischen Sprache festhielt; und damit war viel geschehen. Sollten Europa's Völker denken lernen, so mußten ihre Landes-Sprachen gebildet werden; sie mußten in ihrer Volkssprache witzige, sinnreiche, anmuthige Dinge hören, an denen sich ihr Verstand schärfte. Wenn dieses zuerst auch nur in den obern Ständen und auf eine sehr unvollkommene Weise geschah;
so gelangte es doch bald weiter. Mit Fragen der Liebe fing man 107
an; zu weit wichtigern schritt man fort; die mittleren Zeiten haben manche Dinge sehr scharf und rein erörtert. Mit Erzählungen fing man an, und wußte in sie einzukleiden, was man nackt nicht sagen dorfte; ja was die Erzählung nicht sagte, gesticulirte das rohe Schauspiel. Den besten Erweis, daß durch die Ausbildung der Provenzalsprache für ganz Europa Freiheit der Gedanken bewirkt worden, zeigt die in ihr entstandene erste Reformation, die sich von den Pyrenäen und Alpen nachher in alle Länder verbreitete. In dieser Sprache nämlich wurde die edle Unterweisung (la noble leyçon) der erste Volks- und Sittenkatechismus geschrieben; in sie wurde zuerst die Bibel übersetzt; in ihr das apostolische Christenthum erneuert. Mit großem Muth ging sie den
Aergernißen der Klerisei entgegen, und hat wie den poetischen Lorbeer- 108
kranz, so auch unsäglicher Verfolgungen wegen die Märtyrerkrone der Wahrheit für ganz Europa verdienet. Sind wir den Provenzalen und ihren Erweckern den Arabern nicht viel schuldig?*)

*) Mehrere Nachrichten hierüber giebt die Geschichte der sogenannten Waldenser, Albigenser, bons hommes, u. s. deren verschiedne Namen sowohl

109 **87.**

Viertes Fragment.

Einfluß der Provenzalen in die Europäische Cultur und Dichtkunst.

Die Verskunst der Provenzalen ging auf alle benachbarte Nationen über; ja sie ist das Vorbild der Poesie aller südlichen Völker Europa's, in manchem sogar der Engländer und Deutschen worden: denn mit den Kaisern aus dem Schwäbischen Hause
110 kam die provenzalische Dichtkunst auch nach Deutschland. Die Minnesinger sind unsre Provenzalen.

Zu Dante's Zeiten waren schon sieben Gattungen dieser Verskunst in der Italiänischen Sprache, Sonnet, Ballade, Canzone, Rodondilla, Madrigal, Servente, Stanze; sie haben sich seitdem zahlreich vermehrt, vielfach verändert; immer aber ist die Italiänische Sprache jenem Richtmaas treu geblieben, das zu Dante, Boccaz und Petrarka' Zeiten die Provenzalpoesie ihr anwies. Die Sylbenmaasse der Griechen und Römer, so oft sie versucht worden, haben in Italien, Spanien und Frankreich ihr Glück nie machen mögen.

Nun müßte es wohl ein sehr barbarisches Ohr seyn, das nicht, zumal unter jenem Himmel, die Musik dieser Versarten fühlte.
111 Der weitverhallende Wohlklang einer regelmäßigen Italiänischen oder Spanischen Stanze, die schön verschlungene Harmonie eines vollkommenen Sonnets, Madrigals, oder einer vortreflichen Canzone, die abwechselnde leichte Melodie einer schönen Canzonette, Rodondilla oder Seguidilla tönt so anmuthig; der Tanz ihrer

---

als erlittene grausame Verfolgungen bekannt sind. In Legers Geschichte der Waldenser sind ihre in der Provenzalsprache geschriebene Schriften angeführt; ausführlichere Nachricht giebt die hist. generale de Languedoc, T. III. Des Wiklifs, mithin auch Huß und Luthers Reformation hangen mit dieser ersten Insurrection gegen den herrschenden Clerus zusammen, wie die feinere Cultur in Europa mit den ersten Versuchen der provenzalischen Dichtkunst. A. d. V.

Sylben ist so ätherisch, daß ihn unsre deutsche Sprache, die ein ganz andrer Genius belebet, vielleicht auch nicht nachahmen sollte. Die Poesien so vieler lyrischen und Epischen Dichter in Italien und Spanien sind gleichsam so viel Hesperische Zaubergärten, wo die Bäume singen, und an jedem Zweige des singenden Baums ein Glöckchen tönet. Die Poesie der Alten singt nicht also; aber das Rauschen des Baumes selbst, das Wehen seiner Zweige im zartesten Sprößling ist begeisternd, ist heilig.

So im Aeußern; ists aber auch anders, wenn man die Poesie 112
der Italiäner mit den Alten im Innern vergleichet? Nehmet z. B. ein Sonnet, ein Madrigal, eine Canzone, eine Stanze, und führet sie auf Formen der Griechen und Römer zurück. Hier, findet man oft, mußte der Ausdruck des Gedankens gedehnt, dort die Empfindung gelängt und geweitet werden. Einschiebsel und fremde Zusätze mußten zu Hülfe kommen, um ein regelmäßiges Sonnet, ein klingendes Madrigal zu werden; als ein Epigramm, als ein Bild (*ειδος*) und Skolion der Alten würde Alles in natürlichem Maas einfacher und reiner dastehn. — Eine Canzone oder Ode der Italiäner mit Pindar oder Horaz verglichen, hat, wie es uns Deutschen scheint, viel Declamation, viel prosaische, rednerische Schönheit. Wie anders? Auf diese schöne gereimte Decla- 113
mation war die Canzone angeleget. Die Stanzen, (ottave rime) sind hallende Kammern;*) jede Abtheilung in ihnen, zuletzt der Schluß jeder Stanze, (il clave) hält uns melodisch an, damit er uns weiter fortführe. Vortreflich. Aber der Hexameter der Alten ist ein langer unermeßlicher Gang, wo nichts uns aufhält; wir wandern ungestört fort, und haben den Blick immer am Ziele. So könnte man mehr vergleichen; wozu aber die Vergleichung, wenn sie den Genuß störet? Die Poesie der Italiäner ist, was sie ihrem Ursprunge nach seyn wollte, Unterhaltung, accentuirte Conversation; das ist ihr Standpunkt. Ein Sonnet, ein

---

*) Anspielung auf das Wort Stanza, das ein Zimmer, eine Kammer bedeutet. A. d. H.

114 Madrigal wird adressirt; eine Canzone wird abgesandt und bekommt
am Schluß eigne Verse als ein Creditiv mit, ein Siegel der Sen=
dung, (il commiato della Canzone.) Ariost schrieb seinen unsterb=
lichen Orlando, daß er in Gesellschaften gelesen werden, daß er
als ein Fabelbuch angenehm unterhalten sollte. Dazu schrieben
Bernardo Tasso, Fortinguerra, Tassoni, Marino, und
jene unzählbare Schaar Italiänischer lustiger Dichter. Wenn Tor=
quato nebst wenigen andern sich höher erhob, so erhebt ihn der
Inhalt seines Gedichtes; im Ganzen aber verfolgt er den Zweck
aller seiner Brüder.

Ob diesen Zweck jede dieser Poësieen erreicht habe? darüber
kann kein Ausländer entscheiden; indessen scheinets. In Italien
sind die Sonette eigentlich nichts als feinere Anreden in einem
115 gegebnen Ton der Gesellschaft; beinahe jeder gebildete Mensch macht
ein Sonnet, ohne daß er deßhalb ein Dichter zu seyn sich ein=
bildet. Die Werke ihrer großen Dichter sind jedem Gebildeten
bekannt; ihre Sprache ist ins Ohr der Nation übergegangen und
man hört Stellen aus Dichtern oft von Personen, von denen man
sie am wenigsten erwartet. Der gemeine Mann, das Kind sogar
gebraucht Ausdrücke, die man diesseit der Alpen in viel andern
Kreisen weder sucht, noch höret.

Die ganze Dichtkunst Italiens hat etwas sich Anneigendes,
Freundliches und Holdes, dem die vielen weiblichen Reime
angenehm zu Hülfe kommen, und es der Seele sanft einschmeicheln.
Dagegen freilich steht die Poesie der Alten für sich selbst da, in
schweigender Würde, in natürlicher Schönheit. Sie spricht und
116 läßt sich sprechen; die Italiänische Poesie buhlet zwar nicht, aber
sie declamirt angenehm vor; sie conversiret.

Ungerecht wäre es also, wenn man selbst bei der eigentlichen
Empfindungspoesie dieser Sprache, z. B. den Schäfergedichten,
einen Maasstab gebrauchen wollte, der ihr nicht geziemet. Wie
viel Unzeitiges z. B. ist über den Aminta des Tasso, über den
Pastor fido des Guarini und über ähnliche Gedichte gesagt wor=
den! — Unsre Schäfer freilich, unsre Liebhaber raisonniren so

nicht von Liebe, oder mit der Liebe; nimmt man indeßen das Local
der Italiäner, die Zeit, in welcher diese Dichter lebten, die ein-
mal getroffene Arabisch-Provenzalische Convention, über die Liebe
in Reimen zu conversiren, auch viele kleine Umstände der
damaligen Lebensweise zusammen: so werden uns diese musika- 117
lische Liebes-Conversationen nicht nur erklärlich, sondern bei-
nahe natürlich erscheinen. Das ganze lyrische Drama der Ita-
liäner beruhet auf dieser Conversation; Nationen, denen sie fremde
ist, wird die ernsthafte sowohl als die komische Oper der Italiä-
ner, dem eigentlichen Motiv nach, immer fremde bleiben.

So kommen wir dann auf das poëtische Meisterwerk dieser
Nation, die Oper, das lyrische Drama. Wohl nirgend anders
als in Italien konnte es entsprießen und zugleich zu der Blüthe
gelangen, zu welcher es zuletzt in Metastasio gelangt ist. Er,
ein Schüler des philosophischen Kenners der Alten, des Gravina,
Er, dem das Glück ward, hinter den Verdiensten des Apostolo
Zeno und so viel andrer großen Männer in Italien und Frank-
reich dies Drama in einer Sprache zu bearbeiten, die zum Gesange 118
geschaffen ist, brauchte seines Glücks und erhob aus ihr alles
Singbare, (cantabile) in jeder Art des Affekts, in jedem
Perioden des Recitativs, der Arien und Chöre, zur Blume des
Gesanges und Vortrags. Zeige man ein singbares Wort, das er
nicht und zwar auf der besten Stelle gebraucht, eine unsingbare
Wendung, die er nicht gemildert oder vermieden hätte! Auch aus
der menschlichen Seele, aus Fabel und Geschichte zog er jeden
singbaren Gegenstand, jede melodische Gesinnung und Empfindung
auf die zierlichste Weise hervor und wußte sie zu einem musika-
lischen Sentiment im zartesten und vollesten Ausdruck zu bil-
den. Jede Arie des Metastasio ist gleichsam ein poëtisch-musika-
lischer Canon worden.

Um hieher zu gelangen, welchen langen Weg hatte das Melo- 119
drama zurückgelegt, seit es in rauhen Provenzalischen Canzonen
nach Italien gekommen und von umherziehenden Minstrels mit
einer Art theatralischen Vorstellung verbunden hie und da gespielt

war! Durch Maitänze, (Maggiolate) Carnevalesken, Chöre
mit Zwischenspielen u. s. hatte es einen beschwerlichen Weg nehmen
müßen, bis es unter der Beihülfe vieler fremden Künstler, Fran-
zosen, Spanier, Niederländer, Deutscher, nur zu einiger Regelmäßig-
keit gelangte. Italienische Fürsten, die Pracht und Vergnügen
liebten, hatten ihm dazu Raum und Kosten verschafft; der Geschmack
der Nation in beiden Geschlechtern hatte es mit Freude empfangen;
Florenz insonderheit hatte ihm zuerst seine glänzende Gestalt gegeben.
120 Unwißend hatten, von Dante und Petrarca an, alle Dichter
dazu gearbeitet; Tasso und Guarini mit ihren Schäferpoesien
hatten dazu näher den Ton gegeben; hundert Componisten geist-
licher und weltlicher Melodieen die Pforten geöfnet; Metastasio
kam, und setzte der ganzen Gattung den Kranz auf.

Indessen auch bei Metastasio denke man nicht an die Grie-
chen; vielmehr hat vielleicht Er aufs weiteste von ihnen verführet,
und steht wie auf einem andern Hemisphär da. Bei Jenen sprach
die Poesie; die Musik begleitete ihre Worte in jeder Wendung des
Ganges der Rede, zwanglos. Hier mahlet die Musik, und die
Worte dienen. Gesetzt daß es ihr auch gefiele, sie zehnmal dienen
zu lassen, sie umher zu kreisen und wie im Spott zu wiederholen;
sie tanzt ihren Tanz, und unter ihrer Herrschaft dorfte der Dichter
121 nichts als das ihr Wohlgefällige wählen. Keiner Leidenschaft dorfte
er tiefer nachgehn, als es die Musik ertrug und mußte sich daher
überall an das Weichste, das Zarteste, die Liebe halten. Mit
Verletzung jedes Costume der Zeiten und Orte sind Metastasio's
Helden Schäfer, seine Prinzeßinnen Schäferinnen; erhabne Fresco-
Gestalten der Geschichte werden durch ihn Miniaturgemählde des
lyrischen Theaters: denn auf diese und auf keine andre Darstel-
lung hat Er gerechnet. Wenn also Metastasio in jedem seiner
Stücke einen zierlichen Porcellanthurm mit klingenden Silberglöck-
chen erbauen wollte: so sollte und konnte dieser kein griechisches
Odeum werden.

Indeßen hat auch diese Poesie ihre Zwecke erreicht. Sie ward
122 was sie seyn wollte, ein Vergnügen feinerer Seelen, die auf die

angenehmste Weise in süßen Tönen sich schöne Gesinnungen einflößen laßen und sich singend belehren. Wer sich durch eine übermäßige Liebe dieses Dichters und dieser Kunst den Geschmack verwöhnt, und ihn zum Unmännlichen erweichet, der hat daran selbst die Schuld; gewiß aber wird durch Metastasio's Gesänge Niemandes Herz verderbt, vielmehr kann seine moralische Empfindung, wenn er sie aufwecken lassen will, erweckt und zart geläutert werden. Kurz in allen Italiänischen Dichtern ist Conversation und Gesang herrschend; sie conversiren singend, sie singen dichtend.

* * *

Der Zweig der Provenzalischen Dichtkunst, der sich in Frankreich verbreitete, trug andere Früchte. Die Französische Sprache, 123
die lange nicht so sangbar war, als die Italiänische, hatte desto mehrere Lust zu erzählen, und zu repräsentiren. Sie nahm also von ihren Provenzalen Einerseits vorzüglich die Contes und fabliaux auf, die bald zu großen Romanen auegebildet wurden. Andererseits gefielen der Nation die Gebehrdenspiele der Musars, Comirs, Plaisantins so sehr, daß sie mit der Zeit auch Spiele der Nation wurden, aus welchen zuletzt das Französische Theater hervor ging. Wir wollen von beiden Charakterzügen dieser Nation, vom Erzählen und Repräsentiren, den großen Erweis der Zeiten bemerken.

Muntre Erzähler sind die Franzosen von jeher gewesen; das ganze Gebilde ihrer Sprache trägt davon den Charakter. Schon unter Philipp August reimte man Mährchen; unter Philipp dem kühnen fanden die Fabelerzähler allenthalben Zutritt; zahl- 124
reiche Romane von Artus und seinen Rittern, von Karl dem großen und seinen Pairs, vom Amadis und so vielen andern Helden der Tapferkeit und Liebe wurden in Frankreich zwar nicht erfunden, aber ausgebildet, als die Normänner diesen Zweig der Dichtkunst blühend machten. Sie verbreiteten sich nach England, Spanien, Italien, zuletzt nach Deutschland.

In der Periode des neueren französischen Geschmacks, wer
waren ihre ersten Meister? Villon und Rabelais, Marot
und Seines Gleichen, die durch muntre Einfälle und Erzählungen
bleibenden Eindruck machten; die ernsthaften Dichter gingen in die
Vergeßenheit über. Frankreichs Philosoph war Montagne, der
so Vieles von sich selbst und von andern zu erzählen wußte.
125 Im goldnen Zeitalter Ludwigs endlich war ein Erzähler,
la Fontaine, wohl das eigenthümlichste Genie, deßen Grazie nicht
veralten wird, so lange die französische Sprache dauret. Eine zahl-
reiche Menge von Erzählern in jeder Gattung des Styls, prosaisch,
poetisch, burlesk, komisch, war vorhergegangen und folgte. Bei
Voltaire ist lustige Erzählung vielleicht sein glücklichstes Talent;
die Prophetinn von Orleans und Guillaum Vadé gelangen ihm
beßer als die Henriade. Dies Talent, das in Marmontel,
Diderot, Cazotte und so vielen andern immer neue Früchte
gebracht hat, solche wahrscheinlich auch bringen wird, so lange ein
Franzose oder eine Französin die Lippen beweget, hat ihrer Sprache
in Allem, selbst in den ernsthaftesten Wißenschaften, jene Klarheit
126 und Nettigkeit, jene muntre Präcision gegeben, die beinah ganz
Europa zur Nachahmung erweckt hat. Discours heißt der Genius
ihrer Schreibart. Alles ist ihnen klar; was sie wißen und nicht
wißen, können und dörfen sie erzählen.

Repräsentation ist der zweite Zug ihres entschiedenen Cha-
rakters. Das Volk repräsentirt gern und liebte von jeher Reprä-
sentationen. Schon unter den ersten barbarischen Königen spielten
die Histrionen an allen Staatsfesten ihre Rollen, denen die
Jongleurs und Jongleuresses, die Joueurs de Farces, Bate-
leurs u. s. folgten. In mehreren und wiederholten Reglemens
mußte diesen bei Gefängniß- und Leibesstrafe verboten werden, nur
nicht an Sonn- und Festtagen, während des Gottesdienstes, in
geistlichen Kleidern, an öffentlichen Orten, ärgerliche Farcen zu
127 spielen. Zur Zeit der Kreuzzüge und der Wallfahrten nach dem
heiligen Lande, kamen die Pilgrime wieder, um in ihrem Vater-
lande zu repräsentiren. In abentheuerlicher Kleidung erzählten

und agirten sie ihre Geschichten von weither, Wunderdinge, Abentheuer, Visionen; man repräsentirte die Geschichte des alten und neuen Testaments, unter andern la Passion de N. S. Jesus Christ en Vers burlesques. Brüder der Paßion (les Confreres de la Passion) entstanden; sie zogen die Privilegien des Narrenprinzen (prince des sots) und des Narrenfestes (de la fête des foux) an sich; man räumte ihnen Hotels ein; so ward das erste französische Theater, das bald darauf devant leurs Majestés dans la salle du Château Moralitäten spielte. Der Geschmack dieser Moralitäten, in denen sich das Heilige und Profane sonderbar mischte, ist bekannt; sie hießen Jeux des pois pilés, 128
Spiele zerstoßener Erbsen, und blieben es so lange, bis aus ihnen die französische Comödie hervorging, in welcher denn, so wie auf dem französischen Theater überhaupt, Repräsentation von jeher der Hauptgesichtspunkt gewesen und geblieben ist, nach welchem sich Alles ordnet. Es ist zu erweisen, daß Alles Gute und Mangelhafte des französischen Theaters offenbar aus Repräsentation, aus französischer Repräsentation erwachsen sei, als einem der Nation unableglichen Charakter. Jene Lebhaftigkeit und Natur des Spiels mit Anstand und Gefälligkeit begleitet, jene Klarheit nicht nur in der Exposition sondern auch in der ganzen Oekonomie des Stücks, insonderheit in der Folge und Bindung seiner Scenen; in der Oper das Feierliche der Chöre, die Pracht der Decoration u. s. kurz, was Repräsentation fodert 129
und geben kann, ward dort gegeben und ausgebildet. Dagegen was Repräsentation nicht leistet, was manchmal z. B. im Trauerspiele sie sogar nicht wünschet und gern verbirgt, die tiefere Wahrheit und Natur der Leidenschaften dem französischen Theater, verglichen mit dem Griechischen und Englischen, oft fremd blieb. Sowohl der Heroismus als die Liebe erscheinen in der französischen Theaterkunst, (von vortreflichen Ausnahmen ist hier nicht die Rede) nach dem Gesetz einer National-Convention repräsentiret; diese Convention herrscht in Allem, im Ton der Stimme, in der Kleidung und Gebehrde, in jedem Schritt und Tritt des

Acteurs und der Actrice. Wenn Der oder Jene aus diesem
130 Gleise des Anstandes glücklich herauszutreten wußten; so ward ihre
Ausnahme bald selbst zur conventionellen Regel. Fast auf alle
Werke des Geistes, selbst der Wissenschaft, erstreckt sich diese Fran-
zösische Repräsentationsgabe; auf ihre gerichtlichen und Kanzelreden,
auf ihre Akademien und Elogien, selbst auf ihre Staatsverhand-
lungen und Staatsgrundsätze; in ihnen erscheint die Gerechtigkeit,
die Andacht, die Gelehrsamkeit, das Lob, die Politik, die Wissen-
schaft repräsentirend. Es wird der Nation schwer für sich
allein zu seyn; sie ist gern im Auge andrer, am liebsten im Auge
des Universum sprechend, schreibend, agirend.

Die größeste Repräsentantin ist die Französische Sprache. Mit
dem Schein Alles aufs genaueste, aufs feinste zu sagen, umschreibt
sie in geltenden Ausdrücken, die jeder zu verstehen glaubt; und
131 giebt, was sie in so großer Menge hat, ins Ohr fallende Worte,
gemein gewordne Abstractionen. Unendlich reich an Ausdrücken
der Höflichkeit, der guten Lebensart, der Kunstphilosophie u. f.
hütet sie sich wohl, mit diesen Ausdrücken etwas mehr zu meinen,
als zum conventionellen Alltagsverständniß derselben gehöret. Wehe
dem, der sich auf ein Französisches Modewort, auf eine Formel
und Wendung des Französischen Styls verließ; die Mode ändert
sich und das Wort bedeutet ganz etwas Andres. —

* * *

Sollen den Franzosen jetzt die Spanier nachtreten, wie auch
sie etwa von den Provenzalen gelernt haben? Nein. Die Cultur
der Spanier ist von den Provenzalen nicht erborgt, sondern an
132 ihrer Seite stolz und eigenthümlich erwachsen. Jahrhunderte lang
hatten die Araber ihr schönes Land besessen, und in alle Provin-
zen desselben ihre Sprache und Sitten verbreitet. Jahrhunderte
gingen hin, ehe es ihnen entrissen ward, und in diesem langen
Kampf zwischen Rittern und Rittern hatten sie wohl Zeit, den
Charakter zu erproben, der sich auch in Werken des Geschmacks als
ihr Genius zeigt; es ist die Idee eines christlichen Ritterthums,

den Heiden und Ungläubigen entgegen. Als alte, vom H. Jako-
bus bekehrte Christen waren sie in die Gebürge geflohen; als solche
hielten sie sich in ihnen vest und eroberten ihr Land wieder. Als
solche waren sie zu stolz, sich mit Maurischem Blute zu vermischen
und entvölkerten dadurch ihr Land; als solche waren sie in frem-
den Welttheilen stolz und grausam. Ihr Vortrefliches und ihre 133
Fehler kommen aus Einer Quelle; aus welcher mit beiden, mit
Fehlern und Tugenden, auch ihre Poesie und Sprache floß. Diese
stehet zwischen der Italiänischen und altrömischen in der Mitte;
an Majestät und Würde der Mutter ähnlicher als eine ihrer
Schwestern; voll Wohlklanges für die Musik, und in dieser fast
eine heilige Kirchensprache. Nicht lief sie, wie die Provenzalinn,
auswärts umher; sie war stolz und blieb zu Hause, brachte aber
in ihrer schönen Wüste unter manchem Sonderbaren und Aben-
theuerlichen edle Früchte. Vielleicht giebt es keine scharfsinnigern
Sprüche und Sprüchwörter als in der Spanischen Sprache; von
Alphons dem Weisen an hat sie in allen Productionen diesen
Charakter behauptet. Ihre Erzählungen, Theaterstücke und Romane
sind voll Verwickelungen, voll Tiefsinnes und bei vielem Befrem- 134
denden voll feiner und großer Gedanken. Ihre Sylbenmaasse sind
sehr wohlklingend und die Leidenschaft der Liebe steigt in ihnen oft
bis zum schönen Wahnsinn. Sie sind veredelte Araber; auch ihre
Thorheit hat etwas Andächtiges und Erhabnes.

---

88. 135

Wie mir immer eine Furcht ankommt, wenn ich eine ganze Nation oder Zeitfolge durch einige Worte charakterisiren höre: denn welch eine ungeheure Menge von Verschiedenheiten fasset das Wort *Nation*, oder *die mittleren Jahrhunderte*, oder *die alte und neue Zeit* in sich! eben so verlegen werde ich, wenn ich von der *Poesie einer Nation* oder eines *Zeitalters* in allgemeinen

Ausdrücken reden höre. Die Poesie der Italiäner, der Spanier, der Franzosen, wie viel, wie mancherlei begreift sie in
136 sich! und wie wenig denket, ja wie wenig kennet der sie oft, der sie am wortreichsten charakterisiret!

Wenn ich meinen Dante und Petrarca, Ariosto und Cervantes las, und Jeden dieser Dichter, wie meinen Freund und Lehrer von Innen aus kennen lernen wollte: so war es mir angenehm, ihn als einen Einzigen zu betrachten. Zu diesem Zweck suchte ich Alles auf, was in ihm liegt, was rings um ihn zu seiner Bildung oder Misbildung beigetragen. Die ganze Dichterwelt vor und nach ihm verschwand vor meinen Augen; ich sahe nur ihn. Und doch wurde ich bald an die ganze Reihe der Zeiten erinnert, die vor ihm war, die nach ihm folgte. Er hatte gelernt und lehrte; er folgte andern, andre ihm nach. Das Band
137 der Sprache, der Denkart, der Leidenschaften, des Inhalts knüpfte ihn mit mehreren, ja zuletzt mit allen Dichtern: denn — er war ein Mensch, er dichtete für Menschen. Unvermerkt werden wir also darauf geleitet, zu untersuchen, was jeder gegen jeden Aehnlichen in und außer seiner Nation, was seine Nation gegen andre vor- und rückwärts sei; und so ziehet uns eine unsichtbare Kette ins Pandämonium, ins Reich der Geister.

Wenn Poesie die Blüthe des menschlichen Geistes, der menschlichen Sitten, ja ich möchte sagen das Ideal unsrer Vorstellungsart, die Sprache des Gesammtwunsches und Sehnens der Menschheit ist: so, dünkt mich, ist der glücklich, dem diese Blüthe vom Gipfel des Stammes der aufgeklärtesten Nation zu brechen vergönnt ist. Es ist wohl kein geringer Vorzug unseres inneren
138 Lebens, außer den Morgenländern und Alten mit den edelsten Geistern Italiens, Spaniens, Frankreichs sprechen und bei jedem bemerken zu können, wie Er die Begriffe und Wünsche seines Herzens, die Ihn am meisten entflammten, auf die würdigste Art einzukleiden und für Welt und Nachwelt angenehm, ja hinreißend vorzutragen suchte. Hingerissen in eure süße und bittre Träumereien, ihr Dichter, wandeln wir mit euch in einer Zauberwelt und

hören eure Stimme als ob ihr lebtet. Andre erzählen von sich
und andern; ihr versetzet uns in euch selbst, in eure Welt von
Gedanken und Empfindungen des Leides und der Freuden.

Und ach, wie klein ist unsre Welt! wie oft wiederholen sich
Empfindungen und Gedanken! Enge ist der Kreis des mensch-
lichen Tichtens und Trachtens; in wenige, wenige Knoten ist alle 139
unser Interesse geknüpfet.

In dieser Rücksicht nun kann man freilich die Geschichte der
Dichtkunst d. i. die Geschichte menschlicher Einbildungen und
Wünsche, und wenn ich so sagen darf, des süßen Wahns der
Menschheit, der aufs feurigste ausgedruckten Leidenschaf-
ten und Empfindungen unsres Geschlechts nicht allgemein
und im Großen gnug nehmen. Wie ganzen Nationen Eine
Sprache eigen ist, so sind ihnen auch gewisse Lieblingsgänge der
Phantasie, Wendungen und Objecte der Gedanken, kurz ein
Genius eigen, der sich, unbeschadet jeder einzelnen Verschieden-
heit, in den beliebtesten Werken ihres Geistes und Herzens aus-
druckt. Sie in diesem angenehmen Irrgarten zu belauschen, den
Proteus zu fesseln und redend zu machen, den man gewöhnlich 140
Nationalcharakter nennt und der sich gewiß nicht weniger in
Schriften als in Gebräuchen und Handlungen der Nation äußert;
dies ist eine hohe und feine Philosophie. In den Werken der
Dichtkunst d. i. der Einbildungskraft und der Empfindungen wird
sie am sichersten geübet, weil in diesen die ganze Seele der
Nation sich am freiesten zeiget.

So ist es auch mit dem Geist Eines oder mehrerer
Zeitalter, so viel dieser Name unter sich begreifet: denn jedes
Zeitalter hat seinen Ton, seine Farbe; und es giebt ein eignes
Vergnügen, diese im Gegensatz mit andern Zeiten treffend zu
charakterisiren. Mir sind z. B. die sogenannten mittleren Zei-
ten auch in ihren Mährchen, in dem guten Glauben und Aber-
glauben, der sie beherrschte, in der ganzen Richtung, den die 141
Europäische Denkart damals nahm, sehr merkwürdig. Dieser
Wahn liegt uns näher, als die Mythologie der Griechen und

Römer; manche Züge davon haben wir vielleicht in angebohrnen Neigungen und Vorstellungsarten, gewiß aber in Resten der Gewohnheit von unsern Vätern geerbet.

---

142 **89.**

Fünftes Fragment.

Vom Werth der Europäischen Dichtung mittlerer Zeiten.

Wir haben jetzt Umfang gnug gewonnen, die Europäische Cultur durch die Poesie der mittleren Zeiten in dem weiten Raum, den sie durchging, unpartheiisch zu schätzen, und ihren Werth oder Unwerth zu zeigen.

Ein großer Nachtheil war für sie die allenthalben mit
143 fremden Sprachen vermischte, in ihr selbst verfallene Römersprache. Mit Recht hieß diese rustica, eine Bauernsprache; die Dichtkunst, die in ihr aufkam, konnte mit Noth und Mühe auch nur eine vulgare Dichtkunst werden. Alles war hier durch einander gemischt und verdorben. Nordische Völker kamen mit einer harten, sklavische, in Feigheit versunkene Völker sprachen eine vernachläßigte Sprache. Unruhe und wiederkommende Verwüstung, Nacht und Aberglaube verheerten die Welt; was aus diesem Chaos über einander stürzender Völker und Sprachen hervortönte, konnte nicht oder sehr spät der Gesang jener Muse seyn, die einst in Jonien, Athen und Tibur reingestimmte, harmonische Saiten beseelt hatte. Hier schrieb man Reime. (coplas, rime.)

144 Einen noch herbern Feind hatte die Bildnerinn der Sitten, die Poesie, an den Sitten dieser Nationen selbst, im mittleren Zeitalter. Kriegerischen Völkern ertönt nur die Tuba; unterjochte, Bäurische Völker sangen rohe Volksgesänge; Kirchen und Klöster Hymnen. Wenn aus dieser Mischung ungleichartiger

Dinge nach Jahrhunderten ein Klang hervorging; so wars ein dumpfer Klang, ein vielartiges Sausen. Schon der Charakter-Name des Inhalts der Zeiten sagt dies. Er heißt Abentheuer, Roman; ein Inbegriff des wunderbarsten, vermischtesten Stoffs, der ursprünglich nur ununterrichteten Ohren gefallen sollte, und sich fast ohne Känntniß der Natur, Kunst und Geschichte von der Vorwelt her über Meer und Länder in wilder Riesengestalt erstreckte.
Von den Arabern her bestimmten drei Ingredientien den Inhalt 145
dieser Sagen, Liebe, Tapferkeit und Andacht; schöne Namen, wäre ihre Bedeutung nur immer auch in der Anwendung der Namen werth gewesen.

Liebe. Gewiß aber wars nicht immer jene zärtlich-bewundernde Liebe, die man aus einem guten Vorurtheil, den Erzählungen und Liedern des Mittelalters gemeiniglich als Charakter zuschreibt. Viele Gesänge und Geschichten zeigen ein Andres, das sich auch zu jenen Gedankenlosen, und dabei unternehmenden Zeiten beßer schickt und füget. In müßigen, reichen und üppigen Ständen, in Schlößern, an Höfen, deren es damals so viel gab, hatte man Zeit und Mittel, jene Galanterie, die gepriesene Blüthe der Ritter-Jahrhunderte, oft in einem Geschmack zu treiben, wie sie des Boccaz Decamerone oder Brantome und so manches üppige
Capitolo schildert. Man rühmte sich dessen, was man erfahren 146
haben wollte, nicht immer auf die feinste und sittlichste Weise.

Tapferkeit. Ein edles Wort; die damaligen Zeiten aber gebrauchten es nicht immer in der edelsten Anwendung. Der Ritter, der in die Welt zog, Ungläubige oder Ketzer zu vertilgen und sich außer den Pflichten gegen Ebenbürtige, gegen Damen, gegen seinen Lehnsherren und die Kirche Alles erlaubt hielt, war eben nicht das reinste Ideal männlicher Tugend. Eine Poesie also, die solche Ritterzüge besang oder erzählte, mußte oft dumpf umherschwärmen und bis zum Ermüden singen und sagen, was Ritterthum und Rittterehre erfodert. Oder um diesem Einerlei zuvor zu kommen, mußte sie sich ins Ungeheure, ins Unmögliche
verlieren, hier eine brutale Macht loben, dort Ahnenstolz, Räuber- 147

glück oder leeren Glanz preisen. Wider Willen mußte sie oft langweilig, oft Geistlos und unmoralisch werden, weil sie Geistlose Menschen in Zwecklosen oder unmoralischen Thaten zu schildern hatte, und auch bei großen und guten Zwecken sie mit zu viel falschem Glanz vergulden mußte.

Andacht endlich. Bloß als Feierlichkeit behandelt, ermüdet sie und läßt die Seele bald leer; als eine Verbindung mit dem Unendlichen, als Anschauung des Unermeßlichen betrachtet, erhebt sie zwar die Seele, entzückt sie aber auch in einen Glanz, in welchem der Poesie zuletzt jede Form schwindet. Soll Andacht aber sogar Mißethat versöhnen, es sei mit leeren Gebräuchen, oder mit Geschenken und Vermächtnißen, ohne daß dem Unterdrückten Erstat-
148 tung geschehe; o da wird sie dem Menschensinn, dem moralischen Gefühl widrig und auch im schönsten poëtischen Nachbilde verächtlich.

Alle diese Mängel und Laster entsprangen aus dem Verderben der Religion und Sitten damaliger Welt in obern und untern Ständen; eine fröhliche Wissenschaft, die an Höfen entstanden, von Großen genährt und nur zur Zeitkürzung gebraucht ward, konnte und wollte die Schwächen des Jahrhunderts weder abthun noch versöhnen. Sie dachte an den Inhalt einer Erzählung nur sofern als dieser Inhalt vergnügte, und es war Sitte der Zeit, sich bisweilen auch langweilig und gemein zu vergnügen. Das Ohr des Volks, vor welches zuletzt diese Divertißements auch kamen, nahm sie mit Freuden auf, weil sie bei Hofe erfunden waren, weil
149 man sie in höheren Ständen belachte. Es war eine Hof-Art (cortesania) sie schön zu finden — —

So gewiß ists, daß nichts bleibend schön seyn kann, als das Wahre und Gute. Keine Kunst, kein Künstler vermag von einem falschen Schimmer der Macht und Hoheit, vom geschminkten Reiz der Wohllust und Ueppigkeit, oder von der Schwärmerei ein Ideal zu borgen, das bestehe und fortdaure. Was unrein dem menschlichen Gemüth ist, muß ihm früher oder später auch in der Poesie unrein erscheinen: denn nur fürs menschliche Gemüth wird gedichtet.

Jene Romane voll Langweiligkeiten des Ritterthums, voll
falschen Glanzes der Hofsitten oder gar jene Gemählde des Gar-
tengottes und der Göttinn Crapula, was sind sie unter dem Fuß
der Zeit worden? Schlamm und Moder. Es ist Gesetz der Natur, 150
daß auch in der Poesie und Kunst nur das Wahre und Gute
bleibe.

Der Keim, der davon auch in der Dichtkunst der mittleren
Zeiten lag, ist nicht verweset. Fruchtreich hat ihn die Zeit aus-
gebildet: denn in den drei grossen Namen Liebe, Ehre und
Andacht liegt Alles, was die Menschheit wecken, die Poesie beleben
kann. Sie sind mehr als Patriotismus; ein weites und tiefes
Meer der Seeligkeit, aus dem die Schönheit entsprang und in
welchem sie sich spiegelt.

1. Andacht. Freilich ists nicht jedem Geist in seiner sterb-
lichen Hülle gegeben, sich Formlos ins Flammenmeer der Gottheit
zu versenken; aber auch nur im Abglanz diese Sonne, das höchste
Ideal menschlicher Gedanken zu betrachten, erquickt und erheitert.
Die Poesie der mittleren Zeiten hatte sich hiezu das Bild des
ewigen Vaters, des Sohnes Gottes und seiner Mutter, der 151
heiligen Jungfrau ausgemahlt und in das letzte insonderheit
ein hohes Ideal weiblicher Tugend, alle Grazie ihres Geschlechts
geleget. Jungfräuliche Keuschheit, Huld und Anmuth, eine sich
selbst unbewußte Hoheit und Würde, mütterliche Liebe, schweigende
Geduld, Großmuth, Hoffnung, endlich ein stiller Dank- und
Freudegenuß jenes überschwenglichen Lohns, dessen sich die Wohl-
thätige jetzt in Ewigkeit werth macht — alles dies ward nach und
nach von der dichtenden Andacht in sie gesenkt, in ihr besungen
und gepriesen.

Der Werth der Heiligen, die Märtyrer waren, scheinet von
geringerer Art; die Tapferkeit der Seele aber, die um des
Bekänntnißes der Wahrheit willen Leiden erträgt und Martern
erduldet; jene stille Großmuth, die verkannt einhergeht, die 152
Reichthum, Wohllust, und niedrigen Ruhm verschmäht, unbillige
Verachtung, Schmach und Hohn für nichts achtet und dennoch

wohlzuthun fortfährt; die Heiterkeit der Seele endlich, die durch Einfalt, Unschuld, Zuversicht und Erfahrung bewährt, in der Wolke des Todes den offnen Himmel sieht, und das Lied der Vorangegangenen höret; eine Andacht dieser Art ist mehr als eine Heldenwürde von außen. Und es sangen sie so viele Hymnen, so prächtige Canzonen.

2. Tapferkeit. Auch der Werth eines Mannes, der nach reinen Begriffen des Ritterthums um Ehre streitet, ist nicht von geringer Art. Schwache zu beschützen, die Unschuld zu verthei-
digen, auch im heftigsten Streit sich nichts Unwürdiges zu erlau-
153 ben, im Feinde noch den Mann zu erkennen, im Ueberwundenen den Tapfern zu ehren, endlich, die wehrlose, die kranke Menschheit mit ritterlicher Hand zu pflegen, zu warten; dies alles waren Pflichten des Ritterthums, die freilich mit großen Ausnahmen, allesammt auch nur unter dem Mantel der Religion, und noch nicht als reine Obliegenheiten des Menschen gesungen und eingeschärft wurden. Sie öfneten indeß einer allgemeinern, reineren und höheren Tugend die Schranken, als selbst in einem weit engeren Bezirk von der alten Heldensage der Griechen und Römer gepriesen werden konnte. Wenn Andacht, Liebe und Tapferkeit reiner Art sich ritterlich in einander verweben, erniedern sie den männlichen Charakter nicht.

3. Liebe. Hier findet wohl kein Zweifel statt, daß die Hoch-
154 achtung und zarte Behandlung des weiblichen Geschlechts, welche Araber und Normänner in Romane und Poesie brachten, die sich auch mit dem Dienst der heiligen Jungfrau und dem Christenthum überhaupt wohl vertrug, eine Blume sei, die Griechen und Römer eben nicht vorzüglich cultivirten. Größtentheils besangen diese im Weibe nur das Weib oder gar eine Buhlerinn, eine Hetära. Da das nördliche Klima Lustbarkeiten, wie sie Horaz oder Petron schildern, keinen Raum gab, auch in diesen Gegenden die später entwickelte und desto länger daurende Jugend des Weibes eine sittlichere, reifere Liebe fodert: so wandte sich jetzt allmälich die Poesie auf Etwas, darauf jene Zeiten

nicht ausgehen konnten, auf Cultur des Umganges beider
Geschlechter mit einander, von welchem unsre nordische Wohl- 155
erzogenheit größtentheils abhängt. Das Weib war von der
Religion geehrt; warum sollten sie nicht auch Menschen ehren?
Sie gaben den Männern Rath, dem Leben Anmuth; sie bewegten
das Herz des roheren Mannes und waren gleichsam Mittlerinnen
im Himmel und auf Erden. Nach christlichen Begriffen schlang
die Liebe nicht nur in dieser Sichtbarkeit einen unauflöslichen Kno-
ten, sondern auch das Band der Freundschaft in einer ewigen Welt.
Durchs Christenthum sahe man dort lichtere Gegenden vor sich,
als den traurigen Orkus; in ihnen besang Dante seine Beatrice,
Petrarca eine himmlische Laura. U. s.

---

90. 156

Das unvollendete Fragment vom Werthe der Poësie mittlerer
Zeiten möchte ich, gleichfalls für und wider, mit Vortheil und
Nachtheil also ergänzen.

Erstens. Fügt man dem Vorigen hinzu, daß die Poesie
der mittleren Zeiten nach und nach mit mehreren Wißenschaf-
ten bekannt ward, als jene Poesie der Jugend-Welt je kennen
lernen konnte: so war ihr hiemit, eben wie bei Andacht, Liebe
und Ehre, ein großer aber auch ein sehr gefährlicher Knäuel in
die Hand gegeben. Sie konnte daraus Vieles entwickeln, aus jeder 157
Wißenschaft sich zu eigen machen, was für sie diente; jede Erfin-
dung, jedes neu entdeckte Land stand ihr zu Gebote. Sie konnte
aber auch auf diesem Wege zu gelehrt, spitzfündig und scho-
lastisch werden; und wäre sie es nicht hie und da reichlich geworden?

Der größere Boden von Wißenschaft indeß, den der mensch-
liche Geist gewann, war ein beträchtliches Erwerbniß. Die neuere
Poesie hat davon Nutzen gezogen und wird davon Vortheile ziehen,
so lange Wißenschaften wachsen, Erfindungen sich mehren, so

lange der menschliche Geist fortschreitet. Nicht vergebens hat
der Vater der neueren Dichtkunst, Dante, mit einem Werk begon-
nen, das eine Art von Encyklopädie des menschlichen Wis-
sens über Himmel und Erde enthält; er hat seinem von jeder
158 Vorzeit unterrichteten Kinde hiemit den Weg eines immer fort-
schreitenden Verdienstes gewiesen.

Zweitens. Und da in der mittleren Zeit viele Nationen,
die gesammten Völker des römisch-christlichen Europa
auf Einem Kampfplatz des Ruhms standen, und durch mehrere
Verbindungen in Einer Schule der Unterweisung lernten: so
bekam, ungeachtet aller Nationalunterschiede von Sitten und Spra-
chen, die Europäische Poesie und Lehre hiemit eine gemeinschaft-
liche Richtung. Mit so vielem Unreinen sie hie und da ver-
mischt war, so trug sie allenthalben dazu bei, das Schwert der
Barbaren, das noch nicht gestumpft war, einzuhalten, zu weihen,
zu veredeln. Rittern und edlen Herren ward ein Kranz des
159 Ruhms und der Verdienste vorgehalten, ohne welchen sie, wie
die Geschichte mehrerer Länder zeigt, harte Herren, Trunkenbolde,
räuberische stolze Barbaren blieben. Selbst die Griechen des östlichen
Kaiserthums, die an den Rittergesetzen der Westwelt keinen Antheil
nahmen, erlaubten sich Niederträchtigkeiten gegen Feinde und Ueber-
wundene, die in Spanien, Italien und Frankreich kein Ritter sich
jemals erlaubt haben würde. Als üppige Treulose gingen sie
unter. —

Alles also was Menschen, Stände und Völker miteinander
verband, was die Geschlechter einander freundlich, Gemüther ein-
ander geneigt machte, was zu einem gemeinschaftlich-anerkannten
Zweck und gleichsam zu der Lehrform beitrug, nach welcher man
von Jugend auf, wenn gleich auf rohe Weise, der Tapferkeit, Liebe
und Andacht huldigen lernte, offenbar bahnte dies der Men-
160 schenliebe oder zuförderst jener christlichen Herzensgüte den
Weg, die als carità die Grazie der Grazien ist, und jede Hul-
digung verdienet. Die Poesie des Mittelalters wirkte zu diesem
Zweck unverkennbar.

Aus den Händen der Araber hatten die Europäer *Andacht*, *Liebe* und *Tapferkeit*, als einen Kranz der Ritterwürde empfangen; sie verschönten ihn nach christlicher Weise.

Und da gerade diese Poesie es war, die auch das Volk nicht verachtete, die sich auf öffentlichen Plätzen und Märkten hören ließ und durch Geist, Witz und Spott eigene Gedanken und ein freies Urtheil auch über Zeithändel, über die Sitten geistlicher und weltlicher Stände, über das Verhältniß derselben gegen einander weckte: so ward, wie die Geschichte zeigt, Poesie der *erste Reformator*. Immerhin wird dies auch die *fröhliche Wissenschaft*, (gaya 161
ciencia, gay sabèr) seyn und bleiben.*)

---

*) Ich weiß es sehr wohl, daß zum innern Verständniß dieser Fragmente und Briefe eine Känntniß nicht nur der Geschichte, sondern auch der Dichtungen aller mittleren Jahrhunderte gehört, und ich stand lange bei mir an, ob ich nicht hie und da, so wie von christlichen Hymnen, so auch von Arabern, Provenzalen, Italiänern, Franzosen und Spaniern Proben einrücken sollte. Das Buch hätte sich vergrößert; ich fürchte aber nicht der innere Verstand dessen, was hier vorgetragen ist: denn die Producte des Geistes, worauf sich das Vorgetragene beziehet, müssen im Zusammenhange erwogen, und nach so vielen National- und Zeitumständen unterschieden werden, daß der Commentar hierüber ein neues, siebenfach größeres Buch geworden wäre. Entweder muß der Leser also den Verfassern dieser Fragmente und Briefe glauben, oder er muß die Früchte genannter Zeiten selbst kosten,
zu denen ihm J. A. *Fabricius* in seiner biblioth. latina und medii aevi, 162
Hamberger im 3. und 4. Theil seiner *zuverläßigen Nachrichten* von den vornehmsten Schriftstellern, und die Geschichte jeder National-Dichtkunst dieser Völker das Verzeichniß liefert. Beides, sowohl Briefe als Fragmente, sind Resultate von so mancherlei Untersuchungen und Zusammenstellungen, daß nur der ein Urtheil darüber haben kann, der denselben weiten Weg gegangen, den die Verfasser dieser Aufsätze genommen zu haben scheinen.

A. d. H.

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Achte Sammlung.

Riga, 1796.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt
der achten Sammlung.

---

91. (1)

Sechstes Fragment.

Wiederauflebung der Alten.

Was der Poesie des Mittelalters fehlte, war nicht Stoff und Inhalt, nicht guter Wille und Endzweck; es fehlte ihr nicht an Idealen, auf welche sie hinarbeitete und sich bemühte; aber Geschmack, innere Norm und Regel fehlte ihr. Keine äußere
Form des Sonnets, Madrigals oder der Stanze, der Reim am 2
wenigsten, keine Scholastik, selbst die Arabische Philosophie nicht, sie mochte aus Spanien, Afrika oder Palästina kommen, konnte ihr diese Regel gewähren; nur Ein Mittel war dazu, die Wiedererweckung der Alten.

Immer hatten diese, auch in den dunkelsten Jahrhunderten einige Liebhaber, sogar Nachahmer gefunden, ob man von ihnen gleich nur Wenige kannte und diese Wenigen in einer finstern Luft durch einen häßlichen Nebel ansah. Bekanntlich war Petrarka Einer der Ersten, der sich durch unabläßigen Fleiß eine fast classische Denkart angebildet hatte, ohne welche er seine liebliche Vulgarpoësie schwerlich hätte erschaffen mögen. Ihm folgten mehrere Liebhaber und Bewunderer der Alten, bis nach einer langen Mor-
genröthe endlich heller Tag anbrach. Von Orient aus kamen die 3
vertriebenen griechischen Musen nach Italien; mit einem wunderbaren Enthusiasmus für die Sprache, die Werke und Wissenschaften der Griechen wurden sie aufgenommen und Alles belebte sich neu. Laß es seyn, daß fortan, insonderheit im nächsten Jahrhundert, die Landessprache keine Dichter bekam, wie Dante und Petrarca gewesen waren; beide, insonderheit der letzte, hatte in

seiner Art die Blüthe hinweggebrochen; so daß kein Nachahmer ihn
übertreffen konnte. Dafür aber öffnete sich eine Aussicht, die
zehntausend Petrarchisten nicht hätten eröfnen mögen. Poliziano,
Pico, Bembo, Castiglione, Casa, und so viel andre Geschicht-
schreiber, Dichter, Philosophen und Philologen schrieben nicht
4 nur classisch Latein; sondern einige derselben dachten auch classisch,
und erwägten die Werke der Alten. Die Strozza, Sanna-
zar, Fracastor, Vida, und so viele, viele andre schrieben nicht
etwa nur elegante lateinische Verse; man las, man übersetzte die
Alten; Machiavell u. a. dachten ihnen männlich nach. Künstler
erschienen, die im Geschmack der Griechen und Römer verzierten,
baueten, bildeten, mahlten; das himmlische Genie Raphael erschien,
von einer Griechischen Muse mit einem Engel erzeuget. Da erklang
ein Lied im höheren Tone; es fing wirklich eine neue Denkart,
mit einer neuen Zeit an: denn auch die Buchdruckerkunst war
erfunden, eine neue Welt war entdeckt, die Reformation ent-
stand. U. f.

Es hieße klein und eingeschränkt denken, wenn man diese neue
5 Gedankenform blos nach dem beurtheilte, was sie damals hervor-
gebracht hat, nicht nach dem lebendigen Samen, der in ihr zu
künftigen Hervorbringungen dalag. Sei es, daß die ersten Nach-
ahmungen der Alten zu sklavisch waren, daß die erste Kritik sich
zu sehr an Worte hielt und darüber oft den Geist nicht erreichte.
Sei es, daß kein lateinischer Dichter dieses glücklichen Jahrhunderts
Einem alten Dichter gleich käme; was schadets? Die ersten gedruck-
ten Ausgaben alter Autoren waren auch die vollkommensten nicht;
indessen kamen sie weit umher und machten die Grundlage nicht
nur zu bessern Auflagen, sondern auch zu vielen, vielen neuen
Gedanken. Ohne Wiedererweckung der Alten wäre keine neue
Philosophie und Beredsamkeit, keine Kritik, Kunst und Dichtkunst
entstanden; Europa säße noch in der Dämmerung und labte sich
6 an abentheuerlichen Ritterromanen. Das Licht der Alten ists, das
die Schatten verjagt und die Dämmerung aufgeklärt hat; mit ihnen
haben wir empfangen, was allein den Geschmack sichert, Ver-

hältniß, Regel, Richtmaas, Form der Gestalten im wei-
ten Reiche der Natur und Kunst, ja der gesammten
Menschheit.

Warum z. B. ist die bloße Galanterie der Liebe ein
falscher, mithin auch ein unpoetischer Geschmack? Weil sie etwas
Unwahres in sich hält, das der reinen Sprache des Herzens
und Geistes, wie es die Poesie seyn soll, unwerth ist. Jene
Galanterie giebt Dingen einen Werth, den sie unsrer eignen Ueber-
zeugung nach nicht haben; sie mahlt Schönheit und Liebe mit fal-
schen Reizen, und vergisset darüber der herzergreifenden Wahrheit.
Aus Mangel des Gefühls übertreibt sie; sie spielt mit Bildern, 7
und Wendungen, mit Witz und Worten. — — Echte Poesie also
und eine falsche Galanterie sind unvereinbar. Möge ein verdorb-
ner Geschmack der Zeit, möge die Mode sie dafür erkennen; der
Zeitgeschmack geht vorüber, die Mode wird lächerlich; und später-
hin macht die falsche Schminke das schöne Gesicht sogar häßlich. —

Warum ist die übertriebne Ritterwürde ein falscher
Geschmack? Weil sie als bloßes Ritual Herz- und Seelenlos, steif
und lächerlich ist. Feierlichkeiten wird ein Werth gegeben, den sie
nicht haben; Misverhältnisse werden mit einem Schaumgolde über-
deckt; Geistlose Härte wird als ein Ideal der Männlichkeit gepriesen.
Die Zeit kommt und streicht mit rauher Hand das Schaumgold
hinweg; sie rückt die Stände anders und sofort ist jene Misgestalt 8
unter einem eisernen Harnisch sichtbar. Alles Geklirr an Mann
und Roß kann uns, wo Verstand, Zweck, Ebenmaas, Güte des
Herzens fehlt, kein Klang einer himmlischen Muse werden. —

Warum ist jene übertriebene Andacht, jenes Haschen nach
dem Unendlichen, das Calculiren der Gottheit in unnennbaren
Gefühlen ein falscher Geschmack? Weil sie eine Uebervernunft
sind, die weder in Sprache noch Kunst einen Ausdruck findet. Das
Unermeßliche hat kein Maas; das Unendliche hat keinen Ausdruck.
Je länger Du also an diesen Tiefen schwindelst, desto mehr ver-
wirret sich deine Zunge, wie sich dein Haupt verwirrte; du sagst
nichts, wenn du etwas Unaussprechliches sagen wolltest. — Schwieg

nicht jener Entzückte von dem, was er im dritten Himmel gesehen
9 hatte? Alle wahre Gottbegeisterte schwiegen vom Unaussprechlichen, und sagten was sie in der Sprache der Menschen, zumal in den Grenzen einer Kunst sagen konnten. Der Ausdruck, der der Religion geziemt, ist nicht Schwärmerei, sondern Einfalt und Wahrheit.

Ist Alles, was uns Umriß lehret, was unsrer Natur die ihr angemeßne Schranken zeigt, und sie auf wirklichen Begriff, auf Wahrheit der Empfindung zurückführet, ein göttliches Geschenk; wie sehr thut dieses, recht verstanden und angewandt, die Poesie, die Kritik, die Philosophie und Denkart der Alten.

Diese z. B. weiß nichts von jener Höflichkeit eines übertreibenden, falschen Witzes, der Galanterie und Courtoisie seyn soll; am Hofe der griechischen und römischen Musen hatte diese
10 Kunst keinen Werth. Sie weiß nichts von jenem leeren Pomp, der dem Helden und Gott den Menschen auszieht; die heroische Poesie der Alten ist menschlich. Wozu endlich ward von den klügsten Völkern die Mythologie, wo nicht erfunden, so wenigstens an den schönsten Stellen gebraucht? Dem was keine Gestalt hat, eine für uns lehrreiche und angenehme Gestalt zu geben, den Abglanz der blendenden Sonne im Spiegel des Meers oder in den Farben des Regenbogens zu zeigen. Uns sind im Grunde alle Einkleidungen, wo und wenn sie erfunden wurden, gleich; wir wollen sie zwar nicht unzeitig vermischen, aber alle mit Verstand gebrauchen. Aristoteles, Horaz, und Quintilian sind uns nicht etwa über die Mythologie der Griechen allein; über die Mythologie jeder Nation und Religion sind ihre Grundsätze Gesetz und Regel.

11 Alles also was den Geschmack der Alten unter uns befördert, sei uns werth, Ausgaben, Uebersetzungen, Commentare, Nachahmungen; unter diesen Nachahmungen auch die neuere lateinische Poesie zu nennen, scheue ich mich nicht. Sie war immer ein Zeichen, daß man die Alten kannte und liebte, daß man über neuere Gegenstände im Sinne der Alten dachte, daß man ihr

Richtmaas an diese neuen Gegenstände zu legen wagte. Sie hat viel Gutes gewirket. Latein sagte man, was man in der Landessprache nicht sagen konnte oder dorfte; nachahmend sprach man gleichsam den Alten nach, und sagte ihnen seine Lection auf; man freuete sich, daß man sie aus ihnen gelernt und ungefährdet auffsagen konnte. Ueber die Vorurtheile seiner Zeit, seines Ordens, Volks und Standes hob mancher sich, ohne daß ers wußte, auf 12
Schwingen irgend eines alten Dichters empor; oder wenn er hiezu nicht Kraft gnug hatte, kam er doch nachahmend dem Geschmack und bessern Verständniß des Dichters, in dessen Weise er schrieb, näher und ward, auch nachlallend, mit ihm vertrauter. Endlich schloß sich durch die neuere lateinische Poesie eine Gesellschaft zusammen, von der vorher noch keine Zeit gewußt hatte; in Italien, Spanien, Portugall, Frankreich, den britannischen Inseln, den nordischen Königreichen, in Liefland, Pohlen, Preussen, Ungarn, in Deutschland, Holland u. f. hat man lateinisch nicht nur versificiret, sondern hie und da gewiß auch gedichtet. Italien, Frankreich, Deutschland, Pohlen, vor allen Holland hat Männer gehabt, die mit dem Latein wie mit ihrer Muttersprache umzugehen wußten und in ihm Gedichte gaben, die in jeder Landes- 13
sprache Aufmerksamkeit gebieten würden. Selbst die vortreflichen, die der Sprache und Poesie ihrer Nation eine bessere Gestalt gaben, hatten diese meistens im Lateinischen zuerst versucht, wie ausser den Italiänern die Beispiele Miltons, Cowleys, Grotius, Heinsius, Opitz u. f. zeigen. Fast alle Reformatoren, Erasmus, Luther, Zwingli, Melanchthon, Camerarius, Beza u. f. waren Liebhaber der Alten, Liebhaber der Griechischen und Lateinischen Dichtkunst. Die gebildetsten Staatsmänner, wie Thomas Morus, de Thou, Hopital u. f. Botschafter, Päpste, Cardinäle waren lateinische Dichter. Ein Helikon vereinigte sie und weckte Stimmen vom Aetna bis zum Hekla, vom Ausfluß des Tago bis zur Weichsel und der Düna.

Ich will mich nicht auf den Gemeinplatz einlassen, daß alle 14
echte Kritik und Philosophie der Neueren nur eine palingenesirte

Pflanze der Alten sei: denn woher hatten neben den Weltbekannten Commentatoren, Erasmus, Grotius, Heinsius, Boileau, Gravina, der edle Shaftesburi und die wenigen sonst, die ins Herz der Kritik drangen, ihre Weisheit? als von den Alten. Eine Spanische, Deutsche, Irländische Kritik giebt es nicht; aber eine Griechische und Römische Kritik giebt es. Mit ihr fängt die Cultur aller Europäischen Landessprachen in Poesie und Prose, ja durchaus das Bestreben nach einem bessern Geschmack in ganz Europa an; den Beweis hievon liefert die Geschichte.

15

92.

Es thut mir leid, daß ich Ihrem Fragment einige Einwendungen entgegensetzen muß; wozu aber wäre die Heuchelei auch im Lobe des Geschmacks der Alten nöthig?

Zuerst giebt Ihr Fragment es selbst zu, daß auch vor der
sogenannten Erweckung der Alten in jedem Fach große Männer,
Denker und Dichter gelebt haben; und eben so wenig wird bezwei-
felt werden können, daß seit dieser Entdeckung große Männer
gelebt und geschrieben haben, die von den Alten wenig oder
16 nichts wußten. Ich darf von den ersten nur Dante, von den
letzten nur Shakespeare anführen; wie viel andre möchten zu
nennen seyn! Die größten Erfindungen sind in den Zeiten gemacht,
die wir barbarische, rohe Zeiten nennen; vielleicht haben in
ihnen auch die größesten Männer gelebet. Damals standen die
Köpfe noch nicht so dicht an einander; jeder hatte zum eignen Den-
ken freien Raum; um sie war Dämmerung; desto munterer aber
wirkten sie, und dorften in der Mittagssonne der Alten eben noch
nicht erblinden. Wie Ein Roger Baco vor hundert Commenta-
toren des Aristoteles gilt: so giebt es romantische Gedichte der
mittleren, selbst der neueren Zeit, bei denen man den Geschmack

der Alten gern vergißt und in ihnen wie im Feenreich lustwandelt.
Ich erinnere Sie an so manche Romane, die uns der Graf Treßan
und seine Gehülfen gegeben, ja seit Wiederauflebung der Wissen- 17
schaften an die größesten Lichter aller cultivirten Nationen. Woher
nahmen Ariost und die ihm vorgingen, woher Spenser, Sha-
kespeare und zwar in seinen rührendsten Stücken Form und
Inhalt? Nicht aus den Alten, sondern aus der Denkart des
Volks und seinem Geschmack in ihren und den mittleren
Zeiten. Glauben Sie, daß Shakespeare, auch wenn er die
Alten mehr gekannt hätte, als er sie kannte, ihnen ängstlicher nach-
gegangen wäre? Wie leicht konnte er sie kennen lernen, da schon
so manche in Englischen Uebersetzungen neben ihm existirten! Er
ließ diese den Ben Jonson studiren und hielt sich an das Mähr-
chen, an die Novelle der mittleren Zeit, aus denen er seine dra-
matische Schöpfung hervorrief. Seitdem haben die Britten den
Aeschylus, Sophokles, Euripides gelesen, commentirt, über- 18
setzt und emendiret; aus dem Allen aber ist kein zweiter Sha-
kespeare worden.

Zweitens. Zu viele Proben haben es erwiesen, daß die
Alten kennen und nachahmen, uns ihnen noch nicht gleich stelle,
da ihre gelehrtesten Kenner oft die unglücklichsten Schöpfer gewesen.
Wie ging es dem Trissino mit seinem befreiten Italien? dem
Gravina und Maffei mit ihren Drama's im Geschmack der
Alten? Die gelehrten Kenner der Alten, Casa, Bembo u. s.
überstiegen den Petrarka nicht; den Chiabrera, Redi, Fili-
caja, Lemene vermochte ihre Känntniß der Alten und ihre Gelehr-
samkeit sogar vor dem bösen Geschmack ihrer Zeit nicht zu sichern.
Unter den Engländern war Cowley mit den Alten sehr bekannt;
er schrieb und dichtete selbst lateinisch; seine prosaischen Aufsätze 19
sind mit der Bescheidenheit und Würde eines Römers geschrieben;
und welches sonderbare Phantom bildete sich dieser gelehrte Dichter
an Pindar ein! In wie bösem Geschmack erschuf er jene Oden-
gattung, die seinen Landsleuten wirklich ein Verderb des Geschmacks
ward! — Also hilft auch hier das Alter für Thorheit nicht; jeder

Neuere behält seine natürliche Größe, falls er in seinem Studium
auch den Griechischen und Römischen Helikon auf einander thürmte
und sich droben hinauf stellte.

Drittens. Nun kann ich zwar gegen die schöne lateinische
Schreibart vieler Neueren in Poesie und Prose nichts einwenden
und finde in ihnen für mich ein großes Vergnügen; für sich selbst
aber was thaten diese Schriftsteller mehr, als daß sie ihre Pflicht
20 erfüllten? Muß Jeder, der in einer Sprache schreibt, in ihr gut
zu schreiben suchen: so wäre es ja dreifache Schande, die Sprache,
in welcher jene Römer schrieben, schlecht zu behandeln. Wer in
ihr nicht schreiben kann, wie er soll, schreibe, wenn ers vermeiden
kann, in ihr gar nicht; hat er in ihr leidlich oder gut geschrieben,
so ists ihm nicht mehr Lob, als Jedem andern, der in seiner
Sprache gut spricht, oder einem Flötenspieler, der seine Flöte gut
spielet. — Wenn Schriftsteller durch eine sogenannte schöne
Schreibart, die bei keinem Vernünftigen von einer guten Denk-
art getrennet werden kann, wenn vor Allen lateinische Schönschrei-
ber sich von einer guten Denkart durch diese Sprache freige-
sprochen glauben; wo sind wir denn mit der Regel der Alten?
Dieser scriptor denkt an Worte; an Sachen und Gründe wenig.
21 Uebersetzt sein Latein in eine gemeine Sprache; und ihr findet die
trivialsten Dinge in einem Ton gesagt, vor dem die demüthige
Landessprache beinah verstummet. Dort ging das gelehrte Kind in
einem Gängelwagen oder vielmehr der Gängelwagen (ambitus ver-
borum) ging statt des gelehrten Kindes und nahm es mit; dem
rund-vierecken Vehikul entnommen, wie erbärmlich ist seine Gestalt,
wie schwach und dürftig! Und doch machte man so oft die Er-
fahrung, daß unter allen literarisch-Stolzen es fast keine stolzeren,
als die Lateinschreiber gebe. Sie sind die alten Barone, deren
Diplom rückwärts über das Christenthum, deren Unsterblichkeit
vorwärts über den jüngsten Tag der Landessprache hinausreicht.
Sie schreiben nicht für ihre Nation in der sogenannten Vulgar-
22 oder Pöbelsprache; sondern für Welt und Nachwelt in der einzig-
unvergänglichen Göttersprache. Wie wohl wird dem Leser in

der Geschichte der Literatur, wenn nach zu Grabe getragenen Schoppen (Scioppiorum) die Periode der eigentlichen Wissenschaften (Scienzen) anfängt, in welcher man sich nicht mehr über Worte und Autoritäten Schoppisch zankte. — —

Endlich. Wahre Kenner der Alten hat es immer nur wenige gegeben! Die Kritik der Sylben und Worte ist eine unentbehrliche, nützliche Kunst; sie erfodert Genie, Tact, und vor andern viel Känntnisse, Fleiß und Uebung; daß sie aber die Känntniß der Alten noch nicht sei, von der das Fragment eine Palingenesie der Dinge herzuleiten scheinet, dies ist wohl Sonnenklar. Kritiker, wie Ruhnken an Hemsterhuis schildert, sind selten; auch von 23
denen, die die Alten mit Geist lesen, wählt Jeder sich gern seinen Alten, den er über Alle hinaussetzt, nach welchem er dann, auch mit Fehlern und Schwächen, seine Denkart präget. Eine Reihe von Beispielen wäre anzuführen, aus welchen erhellen würde, wie selten wir in den Alten sie selbst, wie noch seltner wir in ihnen ihr Höchstes, das καλον κ'αγαθον der Griechen- und Römerwelt, ihre Regel des Geschmacks im Wahren, Guten und Schönen studiren. Am öftersten schauen wir sie wie Narcisse an, denken daran, was Wir über Sie zu sagen haben, und bewundern unsre Gestalt in dem flüssigen Spiegel der alten heiligen Quelle. Statt an ihnen gehen zu lernen, verlieren manche durch sie den gesunden Brauch ihrer eignen Glieder.

---

93. 24

Ihre Einwendungen könnte ich mit Sprüchwörtern beantworten, z. B. Rom ist nicht in Einem Jahr gebaut. Je schwerer die Kunst, desto mehr Pfuscher. Je organisirter der Körper, desto böser seine Fäulung u. dgl. Ich will aber mit Gründen antworten; in der Hauptsache sind wir Eins.

Daß zu allen Zeiten und unter allen Völkern Talente ans Licht kommen, ist eine Erfahrung, die eben ja jeder Bemühung um Ausbildung der Talente *zum Grunde liegt.* Nicht in Athen
25 und Rom allein wurden *dämonische, göttliche* Männer gebohren; sie bedorften auch von dorther keiner Beurkundung, daß sie solche waren. Die Gabe der Muse ist eine angebohrne Himmelsgabe, die kaum mit Mühe vergraben werden kann. Großer Leidenschaften und Vorstellungen fähig, sehen Einige nichts als diese Bilder, sprechen in Leidenschaft, laben sich in Tönen des Wohllauts und fühlen sich geschaffen, die Gemüther andrer mit dem, was sie erfreuet und anregt, auch zu erfreuen und anzuregen. Wenn Poesie noch nicht erfunden wäre, würden solche Menschen sie erfinden, und erfinden sie täglich.

Aber wie sehr Talente dieser Art unter dem Druck einer schlechten Sprache und einer sinnlosen Mitwelt leiden, zeigt eben ja die *Geschichte sowohl der rohen, als der mittleren*
26 *dunkeln Zeiten.* Giebt es eine Kunst der Sprache; was vermag ohne Werkzeuge der Künstler?

Ueberdem, wie schwer wirds eben dem feurigsten Kopf, sich innerhalb der Grenzen zu halten, in denen das *Wahre, Gute und Schöne Eins* ist und eben auf diese, die Einzige Weise, in Form und Inhalt, dadurch was man sagt, und wie man es sagt, *ewig* zu werden. Ihm also sowohl als denen für die er arbeitet, ist Lehre nöthig, eine *Disciplin,* die uns für andre, andre für uns zubereite, beide vor Ausschweifungen sichre, und dem arbeitenden Genius leere Versuche, von denen er mit Reue zurückkommen müßte, erspare. Oft ist das Genie ein Edelstein, der tief im Schacht liegt, in einer harten Rinde begraben; die Rinde muß gesprengt, der Edelstein von der Hand des Künstlers bearbeitet
27 werden u. s. — Wem gab nun die Natur das eigentliche *Kunsttalent* in größerm Maaße, als den Griechen? Auf der ganzen Erde keinem Volke wie ihnen. Gleichsam vom Instinct geleitet erfanden sie jeder Gestalt und Wissenschaft *Maas, Ziel* und *Umriß.* Nicht nur das zu Viele, das Ungehörige sonderten sie

ab, sondern auch dem Bleibenden, der Gestalt selbst, gaben sie
Fülle, Leben und *Anmuth*.

Wollen aber Griechen und Römer, sofern sie Griechen und
Römer sind, hiemit eine Monarchie errichten? wollen sie National-
charaktere unterdrücken, lebende Sprache verdrängen, oder ver-
schlimmern? Nichts von Allem! *Aufmunterung, Ordnung,
Verbeßerung* ist ihr einziger Zweck; man darf also von ihnen
nicht mehr fodern, als sie zu leisten vermögen. Sie wollen Kräfte
wecken, aber nicht geben; sie sind Vorbilder, keine Schöpfer. Da 28
indeßen im Reich der Gedanken von *Aufmunterung*, zumal durch
thätige Vorbilder, von *Ordnung* und *Erziehung* viel abhangt:
so ist die Herrschaft, die jeder Verständige den Alten freiwillig ein-
räumt, zwar keine Monarchie, aber ein Rath der Beßeren zum
Besten.

Laßen Sie also die würdigsten Schriften zuweilen von den
unwürdigsten Händen behandelt werden, was schadets? Geht nicht
auch das Gold durch die Hände niedriger Bearbeiter und Sammler?
verlohr der Diamant dadurch, daß ihn die Dürftigkeit selbst auf-
grub? Wenn unter dem Text eines alten Autors sich in den Noten
oft über Nichts ein schreckliches Gezänk erhebt: so laßet uns vom
blutigen Spiel dieser Gladiatoren, die sich zu Ehren des Verstor-
benen neben seinem Grabe würgen, hinwegsehn und sie für das 29
halten, was sie sind, Sklaven. Die Worte des Autors werden
uns werther, wenn wir uns über die Wasser der Sündfluth, die
unten den Text überschwemmet hat, zum Gipfel emporheben und
da den friedlichen Oelzweig finden. —

Da endlich der Geist, den wir aus den Schriften der Alten
ziehn sollen, *gesunder Verstand* und ein *gesundes Herz*, die
wahre Philosophie und *Richtung des Lebens*, bona Mens
und Humanität ist: so ist die Einführung dieser Gottheiten für
uns und unsre Nachkommen ein *Werk von fortdaurender,
wachsender Wirkung*. Zuerst mußten diese Schriften gefunden,
vervielfältiget, erklärt, erläutert, von Fehlern gereinigt, verstanden
werden, ehe ihr beßerer, ihr weiserer Gebrauch in *jeder* Anwen- 30

dung ein Hauptzweck werden konnte. Hie und da ist er es schon geworden; er wirds noch mehr werden. Die Zeit der Solipsorum geht zu Ende; zu Einem gemeinen Besten arbeiten wir Alle.

---

31 Nachschrift.

Jener Amerikaner glaubte, daß in jedem Brief ein Geist eingeschloßen sei; ich wollte, daß ich diesem Briefe einen Geist einschließen könnte, den Geist der Alten. Hören Sie darüber einen apokryphischen Schriftsteller.[1]

„Gerade, als ob unser Lernen blos ein[2] Erinnern wäre, weiset man uns immer auf die Denkmahle der Alten, den Geist blos durch das Gedächtniß zu bilden. Wir wißen selbst nicht[3] recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern."

„Gleich einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut, nachdem er sich aber beschauet hat, von Stundan davongeht
32 und vergißet, wie er gestaltet war, eben so gehen wir mit den Alten um. Gar anders sitzt ein Mahler zu seinem eignen Bilde."[4]

„Da ich blos dem Geist der Alten nachspüre: so geht mich das Schulmeistergesicht nichts an, womit die * * ihren Autor Lesern und Zuhörern[5] vereckeln. Ich will sehr zufrieden seyn, wenn ich mein Griechisch nur[6] ungefähr so verstehe, wie Ueberbringer dieses seine Muttersprache. Wer die Alten ohne die Natur zu kennen studirt, lieset Noten ohne Text, und an Petrons Ausgabe in groß Quart über ein klein Fragment sich wenigstens zu einem[7] Doctor. Wer kein Fell überm[8] Auge hat, für den hat Homer

---

1) Im Msc. zuerst: einen Schriftsteller, der nicht nach der Mode schrieb.

2) Hamann (Schr. 2, 288 fg.): als wenn . . ein bloßes

3) H.: vielleicht nicht 4) H.: Contrefait.

5) H. (2, 213. 221 fg.): womit G = = und E = = die Versionen ihren Zuhörern

6) H.: nur mein Griechisch 7) H.: zum 8) H.: über sein

keine Decke. Wer aber den[1] hellen Tag noch nie gesehen, an dem
werden weder Didymus noch Eustathius Wunder thun. — —
Der Zorn benimmt mir alle Ueberlegung, wenn ich daran gedenke,
wie solch eine[2] edle Gabe Gottes, als die Wißenschaften sind, ver- 33
wüstet, von starken Geistern zerrißen, von faulen Mönchen zer-
treten[3] werden, und wie es möglich, daß junge Leute in die alte
Fee, Gelehrsamkeit, ohne Zähne und Haare (etwa falsche) verliebt
seyn können."

So spricht ein Eifrer für den guten Gebrauch der Alten; und
wie viel mehr könnte man davon sagen! Aber wie Jemand ist,
so thut er; wie wir selbst denken, so nutzen wir die Alten.

---

94. 34

Die Nachschrift Ihres Briefes hat mir eine alte Wunde auf-
gerissen, die ziemlich verharscht war, nämlich, wie wir, insonder-
heit mit unsrer Jugend, die Alten lesen? „Das Salz der
Gelehrsamkeit, sagt Ihr Apokryphus, ist ein gut Ding; wenn aber
das Salz tumm wird, womit soll man salzen?" — Bloße Gelehr-
samkeit zerstreuet und ermüdet; alles macht sie zu nacktem, viel-
leicht unnöthigem Wißen von Worten, Stellen und Gebräuchen;
sie wirft die Seele hin und her. Das Gemüth der Jugend will
gesammlet, will auf den Kern gerichtet, will fürs Leben gebildet 35
und gestärkt seyn.

Ich begreife selbst, was für eine schwere Aufgabe es ist, so
viele, so mannichfaltige Schriftsteller der Griechen und Römer,
Dichter, Redner, Geschichtschreiber und Philosophen mit unsrer
Jugend nutzbar zu lesen; der Grundsatz indessen, nach welchem sie
gelesen werden müßen, ist außer Zweifel. Es ist der Sinn der
Alten selbst, das Gefühl vom Wahren, Guten und Schönen,

1) Hamann: Wer den   2) H.: so eine

3) H.: in Coffeeschenken zerrissen, von faulen Mönchen in akademischen Messen zertreten —

diese alle zu Einem System verbunden, in Eine Gestalt geord=
net. Man nenne diese Gestalt das Anständige, das sich Gezie=
mende, honestum, decorum, *καλον*, *πρεπον* oder wie man wolle;
sie ist ein unterscheidender Zug der Composition und Denkart
der Alten in ihren besten Schriftstellern und würdigsten Männern,
36 auf welchen das Auge der Jugend sich vorzüglich heften müßte.

In der Composition der Alten nämlich hat alles Zweck,
Plan und Ordnung. Nichts stehet am unrechten Ort, nichts ist
müßig und unschicklich dahin geworfen; und im Ganzen herrscht, wo
es irgend seyn kann, lebendige Darstellung und Handlung. Die
griechische Sprache z. B. ist von der Bildung der Worte an bis
zum Bau ihrer Sylbenmaaße und Perioden ein Muster des Wohl=
klanges, der Zusammenfügung, der Bedeutsamkeit und Grazie des
Ausdrucks; die lateinische Sprache eifert ihr nach. Wie in Statuen
und Gebäuden die Kunst der Alten Einfalt und Würde, Bedeu=
tung und Anmuth zu vereinigen wußte; so vereinigen es die
Meisterwerke ihrer Sprache. Wer in Homer und Pindar, in
37 Herodot, Plato, Cicero, Livius und Horaz diese Schicklich=
keit und Congruenz der Theile zur Eurythmie des Ganzen weder
zu finden, noch anschaulich zu machen weiß, der ist des Geistes,
in dem sie arbeiteten und dachten, nicht inne geworden. In wenige
Werke der Neueren hat sich dieser organische Geist ergoßen; wo
er erscheint, macht er ein Werk seiner Natur nach unsterblich. Ein=
falt also und Würde, Bedeutsamkeit und Wohlordnung haben wir
von den Alten zu lernen, um unsrer Denkart und Sprache im
Kleinsten und Größesten eine solche Gestalt zu geben.

Aber das Anständige der Alten erstrecket sich weiter, indem
Charaktere, Sitten, Grundsätze und Meinungen nicht etwa
nur zu schildern, sondern darzustellen und zu verknüpfen der Zweck
38 ihrer erlesensten Werke war. Die Tugend ist ein *καλον*, ein
Anständiges und Vortrefliches, das mit Liebe gesucht werden
will und nur durch unabläßige Uebung erlangt wird. Ihre besten
Schriftsteller jeglicher Art zeigen darauf als auf das Zünglein der
Waage menschlicher Handlungen und den edelsten Kampfspreis des

menschlichen Lebens. Licht und Schatten stellen sie dar; sie con=
trastiren und gruppiren Gestalten, Sinnesarten und Meinungen
ohne jene neuere überspannende Heuchelei, die im Grunde jede
Anwendung verwirret und zuletzt die ganze Sittlichkeit aufhebt.
Haben wir das Gefühl des Anständigen, des Großen, Schönen,
Anmuthigen und Edlen verlohren, was hält uns zurück, daß wir
nicht ärger als Thiere werden? Verächtlicher sind wir gewiß.
Dies Gefühl moralischer Schicklichkeit, Würde und Grazie durch
Lesung der Alten in uns zu wecken und zu erhalten, ist um so 39
nöthiger, da in der gegenwärtigen Welt eine Convenienz in nieder=
trächtigen, frechen Meinungen, die für Grundsätze gelten, und im
offenen Gebrauch sind, dasselbe ganz zu ersticken drohen. Daß sich
zwischen uns und Jenen einige äußere Umstände verändert haben,
und sowohl der Heroismus als der Patriotismus eine andre
Gestalt gewonnen, darf jenem Gefühl, dem Charakter der
Menschheit, nicht schaden. Wir können edlere Heroën seyn, als
Achill, schönere Patrioten als Horatius Cocles.

Hier also liegt meines Erachtens die Regel; sie ist eine
logische, poetische, ethische Regel. Barbaren kennen sie nicht; los=
gebundene Willkühr verachtet sie, zerstreuende Gelehrsamkeit geht
vorüber. Wer sie fand, wer in seiner Jugend nach ihr gebildet 40
wurde, der kann sie nicht vergeßen; sie hat sich seinem Gemüth
eingedrückt, als das Herz seines Herzens, als die Seele seiner
Seele. Id facere laus est, quod decet, non quod licet. Quod
decet honestum est et quod honestum est decet.

---

95. 41

Siebendes Fragment.

Schrift und Buchdruckerei.

Als bei den Griechen die Schrift noch nicht, oder wenig
im Gebrauch war, erklang die Sprache als ein lebendiges

Wort; die Stimme des Dichters und seines Sängers war eine Aufbewahrerinn aller menschlichen Empfindungen und Gedanken.
42 Daher die Gestalt der ältesten Poesie in ihrem Reichthum an Bildern und Tönen, in ihrer Naturpracht und Naturschönheit; aber auch in ihrer Wandelbarkeit, ihrer Ungewißheit, ihren Fehlern und Mängeln.

Mit Einführung der Schrift ging der größeste Theil dieses alten Worts zu Grabe; nur Weniges von ihm ward aufbehalten und allmälich geregelt. Mit Einführung der Schrift kam Prose auf, Geschichte und Beredsamkeit wurden ausgebildet; und wenn sich jetzt die Poesie neben ihnen hervorthun wollte, so lief sie Gefahr, stolz, aufgeblasen, und wo sie vom lebendigen Vortrage ganz entfernt war, unverständlich und schwindelnd zu werden. Eben nur der lebendige Vortrag hatte sie ehemals im Kreise einer schönen Anschaulichkeit erhalten; auf dem Theater,
43 (die Chöre ausgenommen,) erhielt er sie noch lange in diesem glücklichen Kreise.

Da indeßen bei einem so lebhaften Volk, wie die Griechen waren, auch das Geschriebene zum lebendigen Vortrage geschrieben war, indem Herodot z. B. einige Bücher seiner Geschichte zu Olympia wie ein Gedicht vorlas, und in den griechischen Republiken die öffentliche Beredsamkeit jeder Art des Vortrages, selbst der Philosophie den Ton angab: so mußte nothwendig auch in Schriften der Griechen sich lange Zeit jene alte, wenn ich so sagen darf, poetische Weise erhalten: zu schreiben als ob man spräche. Schreibend trug man vor; man schrieb gleichsam laut und öffentlich, als ob zu jedem Buch ein Vorleser, wie sein Genius gehörte. Ohne Zweifel ist dieses die Ursache, warum in
44 der Prose der griechische Periode so künstlich und schön, wie in keiner andern Sprache ausgebildet worden; der offne Mund der Griechen, die Poesie die ihm vorging und der öffentliche Redevortrag, der den Rhapsodieen der Poesie folgte, hatten ihn geformet.

Bei den Römern nicht anders: denn auch bei ihnen herrschte die Beredsamkeit, und der öffentliche Vortrag. Ihre Gedichte

lasen sie öffentlich vor; aus Persius, Juvenal, Plinius u. a.
wißen wir, mit welcher Sorgfalt, mit welchem Aufwande von
Kunst, zuletzt von Ziererei und Thorheit.

Bei Griechen und Römern war das Bücherwesen anders
wie bei uns bestellt. Man las viel weniger: große Bibliotheken
waren selten und die Büchermaterialien kostbar. Man schrieb also
auch weniger. In Rom schrieb nicht jeder Sklave und Bürger; 45
sondern nur die zur Gelehrsamkeit oder zu Geschäften Erzogene;
Menschen von gutem Ton, Feldherren, Staatsmänner, Kaiser.
Man hielt das Schreiben für etwas Edles, und aufs beste zu
schreiben für einen Ruhm, der länger als ein Triumph währte.

Man nahm sich daher im Schreiben eine bestimmte Bahn;
Zeitgenoßen und Freunde theileten sich in dieses oder jenes
Feld der Bearbeitung, und wie die Römische Sprache impe=
ratorisch gebot, so liebte sie auch in der Schreibart die Kürze,
die Bestimmtheit. Oft kehrte man den Styl um und löschte
aus; man glättete und zierte wie die Schreibtafel, so auch die
Gedanken.

Der mühsamere Weg, wie man damals zu Büchern kommen
konnte, machte Bücher auch werther; bei einem höheren Begrif von 46
dem, was sie enthielten, wandte man auch mehr Fleiß auf das,
was sie enthalten sollten. Welchen Werth legte Horaz auf seine
wenigen Schriften! lange polirt ließ er Ein kleines Buch nach
dem andern erscheinen, das bei uns wie ein Tropfe in den Ocean
fließen würde. Höchst ausgearbeitet sind Virgils Werke; und
dennoch war ihm die Aeneis nicht ausgearbeitet gnug. Er wollte,
daß sie ihn nicht überlebte. So sorgfältig hervorgetrieben sind
fast alle Schriften, insonderheit die Gedichte der Römer. Mit
drei kleinen Büchern seiner Elegieen wollte Properz vor der Pro=
serpina erscheinen; in sie alle Schönheiten der griechischen Elegie
gebracht zu haben, diese Ehre war der Zweck seines Lebens.
Setzet ihn, setzet Horaz und wen ihr wollet, in unsre Bücher=
reichen Zeiten; schwerlich hätten sie mit so viel Zuversicht, mit so 47
umfaßendem, tiefdringenden Fleiße gedichtet. Bis zu Boëthius

und Ausonius hin ist fast jedes kleinste Römische Werk ein Mosaik, ein gearbeitetes Fresko- oder Miniaturgemählde.

Jedermann ist bekannt, daß in den mittleren Zeiten die Barbarei eines Theils auch vom Mangel an Büchern und Schreibmaterialien herkam. Wie manche schöne Schrift der Alten ward von den Mönchen unwiderbringlich verlöscht, damit sie auf das dadurch gewonnene Pergament ihre Chorgesänge und Homilien schreiben konnten. Heil dem Erfinder des Lumpenpapiers; wo er begraben liege, Heil ihm! Mehr als alle Monarchen der Erde hat er für unsre Literatur gethan, deren ganzer Betrieb von Lumpen ausgeht und so oft in Maculatur endet! Wie der
48 Sonnenschein die Fliegen, so hat Er Schriftsteller geweckt und die Sosien bereichert.

Denn man bemerke. Eben in dem Jahrhunderte, in dem das Lumpenpapier in Gebrauch kam, traten auch jene längeren Romane hervor, die vorher Jahrhunderte lang kurze Volksmährchen oder Lieder und Fabeln gewesen waren. Wie entfernt z. B. hatte Karl der große vom Erzbischof Turpin, König Artus von Gottfried von Monmouth, Wolf-Dietrich von Eschilbach und jeder andre Romanheld von seinem Chronik- oder Romanschreiber gelebet! Keiner von diesen Schreibern erfand die Fabel, die er in die Büchersprache brachte; sie war längst im Munde der Sänger oder des Volks gewesen und in ihm vielfach verändert wor-
49 den. Jetzt nahm sie der Genius der Unsterblichkeit auf: denn das Lumpenpapier war erfunden. Allgemach lernte man lesen, da man sonst den Sänger und Fabelerzähler nur hatte hören können.

So vermehrten sich Chroniken, Romane, allmälich auch Abschriften der Alten. Wäre die Erfindung des Lumpenpapiers früher gekommen, wie viel weniger wäre untergegangen! wie viel Schätzbares hätten wir ihr zu danken! Und noch sind wir ihr sowohl durch Ueberschreibung aus älteren Pergamenten, als durch die von ihr veranlasste Umarbeitungen alter Sagen und sonst, Viel schuldig.

Was indeßen ehemals das Aegyptische Schilf (βιβλος) gethan hatte, daß es nämlich die Griechischen Rhapsoden allmälich ver-

stummen machte und statt ihrer lebendigen Gesänge Bücher (*βιβλια*)
in die Hand gab; das thaten mit der Zeit auch die Baumwoll- 50
und Lumpenschriften. Provenzalen und Trobadoren, Fabel-
und Minnesinger schwiegen allmälich: denn man saß und las.
Je mehr sich Schriften vermehrten, desto mehr verminderten sich ganz eigenthümliche, freie Gedanken; endlich ward der menschliche Geist ganz in Lumpen gekleidet. Auf diese ward geschrieben, was man lesen und nicht lesen wollte; mochte es am Ende sich selbst lesen! —

Nun trat die Buchdruckerei hinzu, und gab beschriebenen Lumpen Flügel. In alle Welt fliegen sie; mit jedem Jahr, mit jeder Tagesstunde vom ersten erwachenden Morgenstral an wachsen dieser literarischen Fama die Schwingen, bis an den Rand der Erde. Jenes Orakel: „wenn Menschen schweigen, so werden die Steine schreien," ist erfüllt; worüber Menschenstimmen schwei-
gen, darüber sprechen und schreien gegossene Buchstaben, merkan- 51
tilische Hefte.

Nach so vielen andern eine Lobrede der Buchdruckerei zu halten, wäre ein sehr unnöthiges Werk; wir wissen alle, was wir an ihr haben. Nur durch sie, erst durch sie ist zusammenhangende und verglichene Erfahrung des menschlichen Geschlechts, Kritik, Geschichte, und eine Welt der Wissenschaften worden.

Aber auch was wir an ihr nicht haben, ist zu bemerken: was sie nämlich nicht geben kann, ja worinn sie störet. Eignen Geist nämlich kann sie nicht geben; lebhafteren, tieferen Genuß an der Quelle des Wahren, Guten und Schönen mag sie durch die unzählbare Concurrenz fremder Gedanken hier befördern, dort aber auch hindern.

Mit der Buchdruckerei nämlich kam Alles an den Tag; die 52
Gedanken aller Nationen, alter und neuer, flossen in einander. Wer die Stimmen zu sondern und Jede zu rechter Zeit zu hören wußte, für den war dies große Odeum sehr lehrreich; andre ergriff die Bücherwuth; sie wurden verwirrte Buchstabenmänner und zuletzt selbst in Person gedruckte Buchstaben.

Von Anbeginn ist dies nicht also gewesen. Ursprünglich dachte der Mensch, er handelte und genoß, er sprach und hörte. Wenn er schreiben konnte, schrieb er, nur aber was zu schreiben war; nicht ward er selbst, ohne zu sehen und zu hören, ein schreibender Buchstab; jetzt — — —

Ist deßen die menschliche Natur fähig? kann sie es ertragen? verwirren sich in diesem gedruckten Babel nicht alle Gedanken?
53 Und wenn dir jetzt täglich nur zehn Tages- und Zeitschriften zufliegen und in jedem nur fünf Stimmen zutönen; wo hast du am Ende deinen Kopf? wo behältst du Zeit zu eignem Nachdenken und zu Geschäften? Offenbar hats unsre gedruckte Literatur darauf angelegt, den armen menschlichen Geist völlig zu verwirren, und ihm alle Nüchternheit, Kraft und Zeit zu einer stillen und edlen Selbstbildung zu rauben. Selbst in der Gesellschaft sind die menschlichen Stimmen verhallet; Romane sprechen und Journale.

Diderot hat irgendwo die Frage an sich gethan, die wohl jeder thut, wenn er aufs Land oder auf eine Reise gehet: „welche Bücher er als Freunde mit sich nehmen möchte?" Wie im Leben so hat auch im Lesen der Mann von Herz nur wenige geprüfte Freunde; und bei eigner Composition bleibet er gern allein.

54 Würden Homer und Sophokles, Horaz, Dante und Petrarca, würden Shakespeare und Milton ihre Werke im Kreise unsrer Bücher- und Lesewelt gemacht haben? Schwerlich.

Denn unverkennbar ists, daß jemehr durch die Buchdruckerei die Werke aller Nationen allen gemein wurden, der ruhige Gang eigenthümlicher Composition großentheils aufgehört hat. Wer fürs Publicum schreibt, schreibt selten mehr ganz für sich als den innersten Richter; daher Pascal und Rousseau unter so vielen Autoren so wenige Menschen fanden. Wird nun das Publikum gar wie ein blinder Maulesel gelenkt, und schmeichelt der Schriftsteller der Zunft, die es äffet und leitet: „wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner

Morgenstern?" möchte man sodann jedem Schriftsteller sagen,
der aus Noth oder Feigheit dem häßlichen Götzen, *Modege-* 55
schmack, dienet.

„Schreibe!" sprach jene Stimme und der Prophet antwor-
tete: für wen? Die Stimme sprach: „schreibe für die Todten!
für die, die du in der Vorwelt lieb hast." — „Werden sie mich
lesen?" — „Ja: denn sie kommen zurück, als Nachwelt." —

---

96. 56

„*Απεχȣ, ανεχȣ*! „Enthalte dich, dulde!" Sind wir denn
mit der Literatur aller Welt vermählet? Ist kein Riegel zu fin-
den, der uns gegen das Andringen schwarzer Buchstaben schütze?
kein Seil zu finden, das uns am Mastbaum halte, indem wir
mitten durch den Gesang Derer, die da wissen, *was war, ist*
und seyn wird, gerade hin durchfahren? Gehört fremden Mei-
nungen unser Geschmack und Verstand, unser Wille und Gewissen?
Gehören den Seele-Verkäufern *unsere* Seelen?

Wahr ists. Mit der Buchdruckerei hat sich im Reich der 57
Gedanken Vieles geändert, und es kann wohl seyn, daß wenn die
Wissenschaften durch sie steigen, der Geschmack sich durch sie ver-
wirren, Genie, und Sitten endlich vielleicht gar zu Grunde gehen
müßten, wenn sich nicht ein hülfreicher Genius des menschlichen
Geschlechts annähme. Lassen Sie uns aber an diesem hülfreichen
Genius nicht zweifeln.

Ehe Buchdruckerei da war, ging jede Europäische Nation in
einem engeren Bezirk von Ideen umher; ihr Charakter war viel-
leicht vester. Durch Reisen und Lesen ist allem Bösen und Guten
fremder Nationen die Thür geöfnet, und wenn es sich durch den
Namen *Geschmack*, „*neuer, fremder Geschmack*" Aufmerk-
samkeit erwerben kann, so hat es ohne weitere Ueberlegung die
Menge für sich. Welchen Thorheiten haben wir nicht nachgeahmt? 58
welchen werden wir noch nachahmen! Nicht etwa nur im Spa-

nischen, Englischen, Französischen, Griechischen, Ebräischen, selbst im Arabischen, Tatarischen, Sinesischen Geschmack haben wir Deutsche gesungen und gedichtet. Die Sprache aller Wissenschaften, Bilder und Ausdrücke der verschiedensten Völker sind in unsre Poesie, in jeden Vortrag, der das Volk angehen soll, geflossen, so daß von jener Tonhaltenden, gleichmüthigen Denk- und Schreibart, in welche Griechen und Römer das Wesen der Schreibart setzten, wenige einen Begriff zu haben scheinen. Aus allen Völkern wird für alle Völker, aus allen Sprachen für alle Sprachen geschrieben; die subtilste Abstraction und die niedrigste Popularität, finden in demselben Buch, oft auf derselben Seite neben einander
59 Raum. Wenn wir das Richtmaas, das Samuel Johnson an einige Englische, von ihm genannte metaphysische Dichter angelegt hat, an jede Production unsrer Sprache anlegen wollten, wo stünden Wir?

Vor der Buchdruckerei war es möglich, diese und jene Schrift vor diesen und jenen Augen zu verbergen; kaum ist dieses jetzt mehr möglich. Alles lieset Alles, es möge von ihm verstanden werden, oder nicht; nach der verbotnen Speise lüstet man am meisten. Und da die Thorheit Derer, die dies zu frühe, zu viele, zu vermischte Lesen auf die unvorsichtigste Art befördern, mit dem Eigennutz, dem Stolz, der Eitelkeit, dem Erwerb andrer im vestesten und schädlichsten Bunde stehet; so kann nur Eine Macht in der Welt diesen Unfug hemmen. Es ist bessere Erziehung,
60 die ihre Zöglinge nicht erst durch Schaden klug werden läßt; und ein stiller Bund aller Guten unter einander, nichts Unwürdiges zu verbreiten, oder zu loben. Möge Gift mischen, wer da will, und das am feinsten gemischte Gift die lautesten Ausrufer finden; von uns sei der Giftmischer, so wie der Ausrufer verachtet. Mit der Verwirrung des Geschmacks und dem Despotismus fabricirender Schriftstellerei ists so weit gekommen, daß da das Schlechteste ohn alles Erröthen auf die unverschämteste Weise gelobt werden darf, dieser unverschämte Despotismus sich selbst seinen Fall bereitet. Er muß sich selbst einen Widerstand erwecken,

der ihn einschränke und bezäume; oder wir gehen durch unsre Licenz zu Grunde: denn da durch die Buchdruckerei die Kritik selbst feil geworden ist; so hat sie auch bei den Niedrigsten ihr Ansehen verlohren. Ihre Fascen gelten so wenig mehr als ihr Lorbeer. 61

Ich komme zurück auf meinen Bund der Freunde. Wie die Buchdruckerei, so wird die Kupferstecherkunst gemisbraucht; jene hat den Geschmack in Werken des Geistes, diese in Werken der Kunst beinahe zu Grunde gerichtet. Nur Ein Mittel ist gegen sie wirksam, entschlossene äußerste Verachtung. Niemand kaufe ein Buch, das schlechter Kupferstiche wegen da ist; niemand besudle mit diesen Verderberinnen des Geschmacks seine Wände: denn so wie durch schlechte Bücher gute verhindert werden, so wird durch schlechte Kupferstiche die wahre Kunst getödtet. *Aegyptische Schwarzkünstler* wollen wir die heissen, die diese beiden großen Erfindungen unsrer Nation zu einem niedrigen Erwerb entweihet 62
haben, und *Schwarzkünstlerknechte* diejenigen, die ihnen zu ihrer schändlichen Fabrikwaare artistisch oder literarisch helfen.

---

97. 63

Achtes Fragment.

Reformation, Handel und Wissenschaften.

Großen Begebenheiten sind immer Revolutionen des Geschmacks gefolget. Ohne in die Geschichte der Griechen und Römer, der Mönchs- und Ritterzeiten zurück gehen zu dürfen, sehen wir dies insonderheit in den Jahrhunderten, die der Reformation vorangingen und ihr folgten.

Europa ward allgemach ruhiger. Städte, Handel, Gewerbe, 64
mit ihnen auch einige Künste fingen an zu blühen; nach und nach verfeinte sich der Geschmack mit ihnen. *Dante, Petrarca, Boccaz* erschienen; es erwachten die Alten in ihren Gräbern. Constantinopel ward erobert; die Griechen flohen nach Italien; und

es entstand ein Enthusiasmus ohne Seinesgleichen. Die schönen Künste und die Literatur der Alten war, wiefern es die Zeit gestattete und angab, auf ihrem höchsten Gipfel.

Die Entdeckung fremder Welttheile, ein veränderter Zustand der Finanzen, des Krieges, der Stände folgte; die Buchdruckerei kam in Gang; ihr folgten neue, zumal Naturwissenschaften; dies Alles läutete der Poesie der mittleren Zeiten völlig zu Grabe. Die Entdeckung fremder Welttheile mochten späterhin Camoens,
65 Ercilla u. a. singen; der Gegenstand war groß und neu; Wunder der Natur, ungesehene Dinge wurden beschrieben; in Wissenschaften kam ein neues Universum zum Anblick; und doch thaten die Gesänge von ihnen bei weitem nicht die Wirkung, die einst vielleicht ein kleiner Fabelgesang gethan hatte. In dem Verhältnis, als hie und da der Reichthum, die Pracht und Freigebigkeit alter großer Familien sank, erlosch auch der Glanz ihrer alten Thaten; mit ihren Hofhaltungen gingen auch ihre Lobgesänge hinunter. —

Die Reformation endlich und die Philosophie, die ihr folgte, schuffen der Poesie völlig eine andre Zeit. Jahrhunderte lang hatte man Klagen angestimmt über den verderbten Zustand der Clerisei und aller Stände; die Zeit war gekommen, da die Erbit-
66 terung aufs höchste stieg, und nicht minder in Versen als in Prose ihre scharfen Pfeile abschoß. Eine Menge Satyren dieses Inhalts, zum Theil voll Geist und Herz, erschienen; Schade, daß sie sich mit der Zeit selbst überlebt haben: denn daurende Gesänge konnten sie nicht bleiben. Die Reformation selbst ist weniger eines heroischen Lob- als eines philosophischen Lehrgedichts fähig; die Verdienste der Reformatoren zeigen sich würdiger in ihren Lebensbeschreibungen und eignen Schriften als in Heldengesängen und Oden. Ueberhaupt verjagte das neue Licht und die zugleich mit ihm aufkommende Streittheologie aller christlichen Partheien in Europa sowohl die Schatten des Aberglaubens, als manche schöne Einkleidungen, die für die Einfalt der mittleren Zeiten sehr weise ersonnen waren.

Hier beginnet nun eine große Scheidung der Völker. Natio- 67
nen, die ihrem alten Lehrsystem zugethan blieben, hielten auch an ihrer alten Dichterweise, z. B. Italiäner, Spanier und andre Katholische Völker. Je früher sie zum guten Geschmack gelangt waren, je vielseitiger er sich bei ihnen eingewurzelt hatte, je größere Vorbilder sie besaßen: desto vester hingen sie an ihren Stanzen und Reimen. Italien ließ sich seinen Dante und Petrarka; Spanien seinen Lope, Garcilasso u. s. nicht nehmen; auch hat sich seitdem das Aeußere ihrer Poesie völlig erhalten, obgleich deswegen, wie man oft glaubt, der Geist dieser Nationen seitdem nicht stillstand. Die alten Formen dünkten ihnen gut; und sie gossen darein, wenn der Genius sie antrieb, neue Gedanken.

In der protestantischen Welt dagegen kam eine neue Poesie 68
auf. Nicht etwa nur Gegenstände der Religion wurden durch das Medium der neuen Aufklärung gesehen, sondern die gesammte Vorwelt ward durch eben dieses Medium betrachtet. In Spanien und Italien hätten Shakespeare, Milton, Buttler u. s. nicht schreiben können, wie sie schrieben; eine Freimüthigkeit im Denken, die ein Vorbote der Philosophie war, hatte sich in den protestantischen Ländern über Manches schon verbreitet; andern Gegenständen nahte sie sich nach eben der Regel. Unvermerkt also nahm die Poesie der neuen Glaubens-Verwandten eine philosophische Hülle um sich, die der Sinnlichkeit vielleicht schadete, dem menschlichen Geist aber nothwendig war. Ein Italiäner z. B. wird in den
meisten Oden der Engländer durchaus nichts lyrisches finden, da 69
ihnen, seinem Ohr und Auge nach, Wohlklang, Fortleitung und Bestandheit der Bilder, Zusammenhang der Empfindung, kurz Melodie und Harmonie fehlet. W. Jones zergliedert hinter seinem Commentar über die Poesie der Morgenländer den Anfang von Milton's Paradiese und kann in ihm nach morgenländischer Weise nichts poëtisches finden. Vielen Deutschen Dichtern würde es nicht besser ergehen: denn offenbar sind die meisten nur durch Reflexion Dichter. In den ältern Zeiten, in denen man sich der Natur freier hingab, diese in sich stehen und auf sich unbefangen

wirken ließ, oder sie, so gut mans vermochte, zur Kunst
umschuf, war und blieb man ein Natursänger, der auf
gleichgestimmte Gemüther seine Wirkung nicht verfehlte. In
70 mancher alten Englischen Ballade ist vielleicht mehr freier Wohl-
klang und poëtischer Geist, als in Young und Pope mit ein-
ander. Durch Reflexion sind diese Poëten; eine denkende ist
die Brittische Muse.

Seit der Reformation und dem hellaufgegangnen Licht der
Wissenschaften gelangen also keine persönlichen Helden-
gedichte mehr, mit dem Wunderbaren der alten Zeit bekleidet.
Ariost konnte die Mährchen, die man ehemals geglaubt hatte, sei-
nen Italiänern zierlich in Stanzen kleiden; ihm und ihnen waren
sie Zeitkürzende Mährchen, die niemand glauben sollte. Uns kann
Wieland die Geschichte Huons mit allem Zauber der Feenwelt
darstellen; in seinem Mährchen ist Oberon eine so wahre Person
wie Huon und Karl der große. Wenn aber Tasso eine für
71 wahr gehaltene Religion mit in seine Dichtung mischte: so stehen
beide schon nicht auf Einem Grunde; selbst dem Katholischen
Glauben nach wird er in diesen zwischen Wahrheit und Trug
gemischten Scenen eine schwächere Wirkung hervorbringen, als die
ein reines Mährchen hervorbrächte. Protestanten werden den
Milton wie einen Bramante und Michael Angelo bewun-
dern; schwerlich aber sein Gedicht mit so ungestörtem Glauben
lesen, wie sie ein reines Mährchen lesen würden; das Religions-
System schadet seinem Gedichte. — Historische Epopeen haben
daher in der neueren Zeit fast keine Wirkung gethan, weil ihnen
als Gedichten durchaus der Glaube fehlet. Das Zeitalter der
Elisabeth, ob sie gleich selbst eine Dichterinn war und Schmeiche-
leien sehr liebte, ward nur in Sonnetten besungen, oder in Alle-
72 gorieen; Cromwell und die Wiederherstellung Karls II.
nur in Oden gepriesen. Auch mit größeren Talenten als Cha-
pelain hatte, wäre seine Jeanne d'Arc so wenig die bleibende
National-Heldinn einer Epopee geworden, als wenig es Vol-
taire's Heinrich der vierte worden ist. Nur in Stellen kann

seine Henriade etwa als ein philosophisches Lehrgedicht gelten: der
Streit zwischen Dichtung und Geschichte ist und bleibt in ihr
widrig. Auch kein Held der Deutschen hat hinter Ottnitt,
Dietrich von Bern, dem Könige Giebich und dem Zwergen-
könige Laurin den Epischen Lorbeer erlangen mögen, weder
Heinrich der Befreier Deutschlands, noch Maximilian, Gustav
Adolph u. s. Durch eine aufrichtige Beschreibung ihrer Thaten
werden sie mehr geehrt, als durch eine mit Wahrheit gemischte
Fabel, der am Ende Niemand glaubet. Wir sind aus dieser 73
Dämmerung hinaus, und wollen durchaus Mährchen als Mähr-
chen, Geschichte als Geschichte lesen. Ein Theil der platonischen
Gesetzgebung in Ansehung der Dichter ist also ohne Hinaustrei-
bung derselben blos und allein durch die linde Hand der Zeit
bewirkt worden; eine verwirrte Mischung der Fabel und Wahrheit
widerstehet unserm Gedankenkreise.

Was vom Lobe gesagt ist, gilt auch vom Tadel; die echte
Muse haßet auch in ihm alles zu Bittere, geschweige die Verläum-
dung. Warum fallen persönliche Satyren sobald in Vergessenheit
oder Verachtung? Ihrer Ungerechtigkeit und Uebertreibung, kurz
des unedlen Gemüths wegen, das der Begeistrung einer Muse
nicht werth war. Es giebt z. B. kaum ein witzigeres, ein lehr-
reicheres Gedicht gegen die Schwärmerei, als Butlers Hudi- 74
bras ist; auch hat es zur damaligen Zeit seinen Zweck mehr
erreicht, als wenn der Dichter auf den königlichen Märtyrer
das frömmste Heldengedicht geschrieben hätte; wer indessen wird es
jetzt ohne einigen Ueberdruß, wenigstens ohne den Wunsch lesen,
daß sein Verfasser die Gabe der Muse, die er besaß, edler
angewandt hätte? — Swift, vielleicht der strengste Verstandes-
mann, den England unter seine Schriftsteller zählet, der unbe-
stochenste Richter in Sachen des Geschmacks und der Schreibart,
gab sich, von bösen Zeitverbindungen gelockt, ins Feld der
Satyre; — wer aber ist, der von Anfange bis zu Ende seines
Lebens ihn deswegen nicht bitter beklaget? So treffend seine
Streiche, so vernünftig seine Raserei in Einkleidungen und Gleich-

75 nissen seyn mag, wie anders sind seine Sätze und Sprüche, wo
er reine Vernunft redet! Alles, was die Engländer Humour
nennen, ist Uebertreibung; ein verzeihlicher Fehler der Natur, der
hie und da zur Schönheit werden kann, nur aber zu einer National=
und Zeitschönheit. Die Alten kannten das Reizende eines kleinen
Eigensinnes auch; sie waren aber weit entfernt, die ganze Gestalt eines
Menschen als Unform diesem Einen Zuge aufzuopfern. Nur dahin ist
Humour zu sparen, wohin er gehöret; und die gemeine humoristische
Poesie hat das Unglück, daß sie sich mit der Stunde selbst überlebet.

Was vom Lobe und Tadel gilt, gilt auch von der sogenannten
poetischen Beschreibung. Alle Poesie ist von der Zeit abge=
dankt oder wird von ihr abgedankt werden, die durch Bilder und
76 Gleichnisse die Sache selbst, die durch Farben und Zierrath das
Bild verdunkelt. So manche poetische Landbeschreibung der
Engländer steht da, daß sie uns mit sehenden Augen blind mache;
so manche andre, daß wir bei Umschreibungen bekannter
Gegenstände oder Begriffe gar nichts denken sollen. Die mei=
sten metaphysischen Gedichte aller Nationen hat ein neues
System der Folgezeit sanft in Vergessenheit gebracht; die Dicht=
kunst vollends, die unter dem Vorwande, neue Erfindungen zu
schildern, das[1] Wörterbuch neuer Künste und Handwerke poëtisch
zu ergänzen sich anmaaßt, sie gehört völlig unter die unfreien
Künste. Der Muse sind bessere Schilderungen angewiesen, als die,
worinn sie der Handwerker selbst durch eine schlichte Erzählung
bei Vorzeigung der Instrumente übertreffen möchte.

77 Endlich das Unmoralische des Dichters. Hier hat die
Zeit gewaltsam den Vorhang aufgezogen und in ihrem strengen
Gericht keiner falschen Grazie geschonet. Wo sind die — — —?
Wo sind sie? Wer will, wer mag sie lesen? Und nicht auf
unzüchtige Dichter allein geht dies Urtheil des Rhadamanthus,
sondern auch auf jeden widernatürlichen, wahre Verhältnisse
des Lebens zerstörenden Dichter. Wie manches Beispiel haben

1) A: und das

wir auch hierüber schon erlebet! Dies Licht, diesen Tag haben Reformation, Philosophie und der unbestechliche Zeuge in uns, das reine Menschengefühl verbreitet.

---

98. 78

Der Unterschied, den das Fragment zwischen Poesie aus Reflexion und (wie soll ich sie nennen?) der reinen Fabelpoesie macht, ist mir aus der Geschichte der Zeiten, auf die das Fragment weiset, ganz erklärlich worden. So lange nämlich der Dichter nichts seyn wollte, als Minstrel, ein Sänger, der uns die Begebenheit selbst phantastisch vors Auge bringt und solche mit seiner Harfe fast unmerklich begleitet, so lange ladet der gleichsam blinde Sänger uns zum unmittelbaren Anschauen derselben ein.
Nicht auf sich will er die Blicke ziehen, weder auf sein graues 79
Haar, noch auf sein Gewand, noch auf den Schmuck seiner Harfe; er selbst ist in der Vision der Welt gegenwärtig, die er uns ins Gemüth ruft.

Dies war der Ton aller Romanzen- und Fabelsänger der mittleren Zeit, und (um bei der Englischen Geschichte zu bleiben, aus der das Fragment Beispiele holet) es war noch der Ton Gottfried Chaucers, Edmund Spensers und ihres Gleichen. Der erste in seinen Canterbury-Tales erzählt völlig noch als ein Troubadour; er hat eine Reihe ergötzender Mährchen zu seinem Zweck der Zeitkürzung und Lehre, charakteristisch für alle Stände und Personen, die er erzählend einführt, geordnet; Er selbst erscheint nicht eher, als bis an ihn zu erzählen die Reihe kommt,
da er denn seinem Charakter nach, als ein Dritter auftritt. So 80
Spenser, obgleich Er schon weit künstlicher singet, indem er die Gestalten seiner Welt schon emblematisch ordnet. Der Fehler, den man ihm zur Last gelegt hat,*) daß jedes seiner Bücher ein für

---

*) *Warton on Spenser's* Fairy-Queen u. a. Wenn wir den gelehrten Fleiß betrachten, den die Engländer auf ihre alten Dichter z. B. War-

sich bestehendes Ganze sei, ist ja eben die Natur und der Zweck
seiner Erzählung; übrigens hat er seine Ritter= und Feengestalten
viel vorsichtiger, als Ariost geordnet. — —
81 Zur Zeit der Reformation verschwand mit der Welt solcher
Gesänge, der Ritter= und Feenwelt, auch die Art ihrer Dar=
stellung; die Dichter waren nicht mehr einfache Sänger fremder
Begebenheiten, sondern gelehrte Männer, die uns das Gebäude
ihres eignen Kopfs zur Schau bringen wollten, indem sie dasselbe
wohl durchdacht niederschrieben, damit wirs lesen. Dies giebt
allem eine andre Art und Gestalt. Laßen Sie mich zu dem
Zweck einige Englische Dichter Partheilos durchgehen.

Von Shakespeare fangen wir an. Er stehet zwischen der
alten und neuen Dichtkunst, als ein Inbegriff beider da. Die
Ritter= und Feenwelt, die ganze Englische Geschichte, und so manch
anderes intereßantes Mährchen lag vor ihm aufgeschlagen; er
82 braucht, erzählt, handelt sie ab, stellet sie dar mit aller Lieblich=
keit eines alten Novellen= und Fabeldichters. Seine Ritter und
Helden, seine Könige und Stände treten in der ganzen Pracht
ihrer und seiner Zeit vor, die in so manchen Gesinnungen, und
dem ganzen Verhältnis der Stände gegen einander uns jetzt wie
eine aus den Gräbern erstehende Welt vorkommt. Wie oft müßen
wir über die wundersame Einfalt und Befangenheit jener Zeiten
lächeln! In dem Allen ist er ein darstellender Minstrel, der Per=
sonen, Auftritte, Zeiten giebt, wie sie sich ihm gaben, und zu seinem
Zweck dienten. Nun aber wenn er in diesen Scenen der alten Welt
uns die Tiefen des menschlichen Herzens eröfnet, und im wun=
derbarsten, jedoch durchaus charakteristischen Ausdruck eine Philosophie
vorträgt, die alle Stände und Verhältniße, alle Charaktere und
83 Situationen der Menschheit beleuchtet, so milde beleuchtet, daß allent=

ton auf Spenser, Tyrwhit auf Chaucer, Percy auf die Balladen, und so viele, viele der belesensten Männer auf ihren Shakespeare und ihr altes Theater gewandt haben; und sodann Uns betrachten — was sagen wir?

halben das Licht aus ihnen selbst zurückzustrahlen scheinet: da ist er nicht nur ein Dichter der neuern Zeit, sondern ein Spiegel für theatralische Dichter aller Zeiten. Laßt dem alten guten W. Shakespeare alles was ihm und seinen Zeiten gehört; gebt uns aber mit seiner unendlichen Bescheidenheit, die nirgend in Person repräsentirt, in welchen Gestalten es sei, so viel innere Charakteristik, so viel tiefe und schneidende Wahrheit, als Er aus seiner alten Welt uns darbrachte.

Mit Milton fängt sich die neuere Englische Dichtkunst an; mich dünkt, er zeige die Summe deßen, was Reflexion in der Dichtkunst zu leisten vermöge. Der unglückliche blinde Mann
war in Zeiten gefallen, in üble Zeiten 84

fall'n on evil days,
On evil days though fall'n and evil tongues,
In darkness and with dangers compass'd round,
And solitude; yet not alone —

Er rief seine Urania vom Himmel, die ihn im nächtlichen Schlummer oder am frühen Morgen besuchte und seinen Gesang beherrschte. Dem gelehrten, starkmüthigen Mann stand bei einer großen Känntniß der alten und Italiänischen Dichter auch eine Welt voll Sachen, insonderheit aber seine Sprache dergestalt zu Gebot, daß er bei seinem erwählten Thema, an welchem Er sich etwas sehr Großes dachte, in jedem Wort und Laut, in jeder Zusammenstellung und Verknüpfung der Worte sich eine eigene alt-neue claßische Sprache nach Mustern der Alten als Philosoph
und Meister ausschuf. Sein großes Gedicht sollte kein Mährchen 85
der alten Zeit, sondern in Form der Erzählung ein heiliges Gedicht über Himmel und Hölle, über Paradies, Unschuld und Sünde, mithin eine Aussicht über unser ganzes Geschlecht werden. Nicht wollte er etwa blos zeitkürzend vergnügen, sondern belehrend erbauen, und seine Encyklopädie von Wahrheiten in einer heiligen Sprache vestställend verewigen. Daher wählte er weder Chaucers Reime, noch Spensers Stanzen; den prächtigen Jambus wählte er, der in manchem Englischen Psalm und alten Volks-

gesange wie zur Trompete ertönt, auch in Shakespear's tragischen Stücken auf der Bühne viel Wirkung gethan hatte. Er brauchte ihn aber nicht wie Shakespear leicht und fließend; sondern, dem
86 Inhalt seines Gedichts und seinem Geist angemeßen, wie in heroischem Schritt, obwohl abwechselnd und mannichfaltig, dennoch eintönig, prächtig und edel. Weder Young, noch Thomson, weder Glover noch Akenside haben ihn hierinn erreichet. Jede Cadenz, jedes Bild und Gleichniß, jede ungewohnte Redart ist von dem blinden Mann sorgfältig ausgedacht und an ihre Stelle geordnet. Vielleicht giebts keinen Englischen Dichter, der die viel- und einsylbigen Wörter dieser fast einsylbigen Sprache angenehmer zu wechseln und die barbarische Dissonanz seiner Zeiten

— the barbarous dissonance
of Bacchus and his revelers

kunstvoller von sich zu treiben gewußt hätte, als Milton. Und wie in seinen beiden Paradiesen ward er in seinem Lycidas und
87 Comus, in seinem Allegro und Penseroso, selbst im Samson und andern Gedichtarten in Ansehung der Sprache und Anordnung der Gedanken, insonderheit in seinem musikalischen Versbau, ein von seiner Nation noch unerreichtes Muster. So lange die Englische Sprache lebt, wird Milton der Anführer ihres Chorgesangs in Jamben, der erzählenden Naturbeschreibung in eben diesem Sylbenmaasse, und im Ausdruck des Affects jener monodischen Klage bleiben, die seine Nation nach ihm so vielfach gebraucht hat. In jeder Zeile des Gesanges ist Er der Vater eines poëtischen Numerus und Rhythmus, den der blinde Barde mit Ueberlegung erfand und seiner unharmonischen Sprache mit sehr harmonischem Ohr gleichsam aufzwang.

Neben Milton lebte Cowley, ein gleichfalls gelehrter, von
88 ihm aber sehr verschiedener Dichter. Geübt in der Sprache der Römer, durchdrungen von der Schönheit der Natur, deren Pflanzen und Bäume er mit liebendem Fleiß besang; noch mehr durchdrungen von der praktischen Philosophie der Alten (wovon seine schönen Versuche in Versen und Prose zeigen,) hatte er dennoch

das Unglück, mit seiner sogenannten Pindarischen Ode ein glänzend
böses Beispiel aufzustellen, dem man nur zu oft nachgefolgt ist.
Pindar nämlich in seiner Ode ist nie trunken; jedes Bild, jede
mythologische Geschichte, ja jeder Spruch in ihm stehet umschrieben
da, und der ganze Gang des Gesanges ist weise geordnet. Der
böse Geschmack, der zu Cowley's Zeiten, insonderheit an Hofe
herrschte, verführte ihn, sowohl in seinen Anakreontischen als Pin-
darischen Oden statt des Ausdrucks der Empfindung Pfeile des 89
Witzes zu werfen, und hiezu Versart und Reim anzuwenden.
Unter seinen witzigen sind oft auch große Gedanken, ja verschiedne
Oden wären ohne diese gesuchte Manier Muster schöner Phanta-
sieen: denn es ist in ihnen viele Wißenschaft und viel Scharf-
sinn. Die Ode Cowley's ist nachher von andern, Mason,
Grey, Akinside u. f. sittsamer, wohl auch gelehrter gemacht
worden; ich zweifle aber, ob auch harmonischer im Sinne der
Alten. Sie ist und bleibt ein gothisches Gebäude, unzusammen-
hängend und unübersehbar in ihren Theilen, übertrieben in Bil-
dern, mit Zierrath überladen, in der Abwechslung des Rhythmus
ungleich und unharmonisch. Seitdem sich gar die Laune oder
Satyre derselben bedient hat, mißgönnet man ihr den Name Ode
ganz; Brittisches Capriccio sollte sie heißen. — Cowley war 90
also selbst im Fehlerhaften ein Dichter aus Reflexion, oft nur
ein witziger Dichter; demohngeachtet aber ist er ein guter Gesell-
schafter, von dem man angenehm lernet.

Mit Cowley lebte Waller, und gab einer andern Manier
den Namen, die den französischen Artigkeiten nahe kommt; aber
warum ist sie nur artig? Galanterie ist eine Modeschönheit; sie
ändert sich mit den Zeiten. Auch sind von Waller fast nur noch
die Stücke beliebt, die Empfindung verrathen. Von Prior, Litt-
leton und wer auf eben dem Wege ging, gilt dasselbe. Die
fashionable Poetry der Engländer hat sich in Ausdrücken und
Wendungen dergestalt wiederholet, daß man nicht nur bei jedem
Reim den folgenden, sondern oft auch bei der ersten Zeile des
Stücks die letzte zuvor weiß.

91 Mit dem verderbten Hofe Karls II. ging die Herrschaft des spielenden Witzes zu Ende; die brittische Muse ward, was sie Anfangs gewesen war, eine denkende Muse.

Ich übergehe die Beiträge Denhams, Roskommons, Dorset, Garths, zu Gründung eines beßern Geschmacks; Dryden voran, Pope nach ihm zeigten, worinn die Poesie der Neueren am natürlichsten bestehe, nämlich in versificirtem gesundem Verstande. Beide Dichter, (mit ihnen Gay, Parnell, Prior u. a.) haben fast alle Einkleidungen versucht, deren ihre Sprache fähig war; sie konntens aber nicht weiter bringen, als gesunden Verstand in nachgeahmten, hie und da selbst erfundnen Einfaßungen zu reimen. Pope brachte es darinn aufs höchste.
92 In seiner unsangbaren Sprache hat er in Englischer Manier das gethan, was Metastasio in einer Sprache, die ganz Gesang ist, auf eine ungleich angenehmere Weise that; er brachte nämlich alle schöne Sentenzen, philosophische Grundsätze und Lebensregeln aufs kürzeste und zierlichste in Reime und wird darinn schwerlich übertroffen werden. Zehn Dichter hatten ihm hierinn vorgearbeitet; er kam zu rechter Zeit und brach die Blume. Bolingbrocke, Shaftesburi, King und Leibnitz gaben ihm zu seinem Essai on Man Philosophie in die Hand; er reimte ihre Systeme so gut er konnte und hat sie fast durchgehends vortreflich gereimet. Auch Charaktere reimte er meistens in Gegensätzen, scharf und schneidend, insonderheit wo der Affect ihm die Feder schärfte; also daß
93 Pope's Gedichte für eine gereimte Blüthensammlung aller Moral, auch vieler Weltkänntniß und Weltklugheit dienen können. Höher hinaus aber reichte sein Genius nicht. Von Horaz liebenswürdiger Satyre, geschweige von seiner praktischen Welt- und Lebensweisheit hatte Pope's Gemüthsart keinen Begriff; und man muß durchaus Engländer seyn, um in seinem Homer den alten oder gar den beßern Homer zu finden. Die von ihm den Römern nachgeahmten Stücke zeigen den fürchterlichen Unterschied, der zwischen ihrer und unsrer, wenigstens ihrer und Pope's Poesie war. Ihre Muse geht im natürlichen Gange der Sprache edeldenkend

melodisch einher; die Popische Muse geht zwangvoll und gebrech-
lich, oft sogar unedel daher, über- und über bedeckt mit einem
Geklingel von Reimen.

Noch zwei vorzügliche Dichter folgen auf Pope, Young und 94
Thomson. Jener, der durchaus ein Original seyn wollte, wett-
eiferte in seinen Nachtgedanken mit Shakespear, Milton, Pope
und allen Lehrdichtern der Welt, in seinen Satyren mit Swift,
(den er sehr unwerth behandelt,) mit Pope und allen Satyren-
dichtern, in seinen Trauerspielen mit Shakespeare, Otway u. s.
Ein kühner Versuch, original zu seyn, mit welchem er aber doch
am Ende nichts als Sermons, Predigten zu Stande brachte, er
mochte sie Nachtgedanken, oder Oden, Satyren oder Trauerspiele
überschreiben. Seine höchste und liebste Figur in den Nachtgedan-
ken heißt Parenthyrsus, (Uebertreibung) die zwar allent-
halben die witzigsten Tiraden, Eine aus der Andern hervortreibt
und unsäglich viel schöne Sachen saget, am Ende aber doch nichts 95
thut, als den menschlichen Verstand über seine natürliche Höhe
schrauben. Mich wundert, daß man Young je für einen tief-
sinnigen Dichter gehalten hat; ein äußerst witziger, parenthyrsisch-
beredter, nach Originalität aufstrebender Dichter ist er auf allen
Seiten. Reich an Gedanken und Bildern, wußte er in ihnen
weder Ziel noch Maas; wie er auf Popes scherzhaften Rath in
Thomas von Aquino die Englische Theologie studirte, so würde
er diese allenfalls auch im Koran studirt haben. Wenige Dichter
sind daher mit so viel Vorsichtigkeit, wie Er, zu lesen; in seinen
Nachtgedanken, wie der Name sagt, ist er als ein Denker zu
prüfen und jede Coquetterie des Witzes für das zu halten, was
sie ist, wenn sie auch die heiligsten Sachen beträfe.

Thomson, wie unser Geßner und Kleist, ein liebenswür- 96
diger Name. Erfunden hatte er seine Gedichtart nicht, ob sein
Verehrer Aikin ihm gleich diesen Ruhm zuschreibt; in Mil-
ton u. a. lag sie, vielleicht in einem Keime, der künftig einer noch
schöneren Entwickelung fähig ist, längst da. Thomson aber hat
den Keim überlegend erzogen; deßen gebühret ihm die Ehre. Zu gut

wußte er selbst, daß Jahrszeiten sich in Worten und einförmigen Jamben nicht mahlen laßen; er behandelt also sein Thema, wie er die Freiheit, die Burg der Trägheit und andre Gegenstände behandelte, philosophisch. Schildernde Lehrgedichte sind seine Jahreszeiten: denn mit Empfindung zur Lehre muß eine Gegend geschildert werden, wenn sie als Poesie in die Seele des Hören-
97 den wirken soll; eine Kunst, die alle Nachahmer Thomsons nicht eben verstanden haben mögen. Er verstand sie, und so wird aus dem, was ich beigebracht habe, ziemlich klar, daß die Poesie der Engländer von Miltons Zeiten an eine reflectirende Poesie gewesen. Die Italiänische singet; die französische Prosa-Poesie raisonnirt und erzählet, die Englische in ihrer äußerst unmusikalischen Sprache denket.

98

99.

Das wahre Feld der Englischen Poesie haben Sie nicht berühret; es ist die einkleidende Prose. Sobald Chaucers Reime und die alten Balladen abgekommen waren, man auch merkte, daß Spensers Stanzen dieser Sprache eben so schwer als langweilig werden müßten, suchte man nach dem Beispiel Frankreichs die leichteste Auskunft, Prose.

Auch hier gab den Engländern ein Engländer, Shakespeare Art und Weise. Er hatte Charaktere und Leidenschaften
99 so tief aus dem Grunde geschildert, die verschiedenen Stände, Alter, Geschlechter und Situationen der Menschen so wesentlich und energisch gezeichnet, daß ihm der Wechsel des Ortes und der Zeit, Griechenland, Rom, Sicilien und Böhmen durchaus keine Hindernisse in den Weg legten, und er mit der leichtesten Hand dort und hier hervorgeruffen hatte, was er wollte. In jedem seiner dramatischen Stücke lag also nicht nur ein Roman, sondern auch ein in seiner Art aufs vollkommenste nicht etwa beschriebener

sondern dargestellter philosophischer Roman fertig, in dem die
tiefsten Quellen des Anmuthigen, Rührenden, wie andern Theils
des Lächerlichen, Ergetzlichen geöfnet und angewandt waren. So-
bald also jene alten Ritter- und Liebesgeschichten, von denen
zuletzt Philipp Sidney's Arkadia sehr berühmt war, einer
neueren Denkart Platz machten: so konnte man in England kaum
andre als Romane in Shakespear's Manier, d. i. Philoso-
phische Romane erwarten.

Der Weg zu ihnen war freilich ein beschwerlicher Weg; er 100
ging durch Politik und Geschichte. Da England das erste Land
in Europa war, in welchem der dritte Stand über Angelegen-
heiten des Reichs mitsprechen dorfte und von den Zeiten der Eli-
sabeth an es ein so bewerbsamer Handelsstaat geworden war: so
gingen die eigenthümlichen Sitten seiner Einwohner natürlicher
Weise freier aus einander. Nicht alles war und blieb blos
König, Baron, Ritter, Priester, Mönch, Sklave. Jeder Stand
zeichnete sich in seinen Sitten ungestört aus, und dorfte nicht
eben, um der Verachtung zu entgehen, Sitten und Sprache seiner
höhern Mitstände nachahmen; kurz, er dorfte sich auch in sei- 101
nem humour zeigen. Ohne Zweifel ist dies der Grund, warum
die Engländer diese Eigenschaft so eifrig zu einem Zuge ihres
Nationalcharakters gemacht haben; ihr humour nämlich war ein
Sohn der Freimüthigkeit und eines eignen Betragens in allen
Ständen. Witz, Eigensinn, gute und böse Laune, tolle Ein-
fälle u. f. haben andre Nationen wie sie, oft beßer als sie; nur
keine Nation, (ehemals vielleicht die Holländer und einige Deutsche
Reichsstädte ausgenommen,) glaubte sie so offenbar äußern zu
müßen, weil jede andre Nation das Gesetz der Gleichstellung mit
andern zu hoch hielt. Wie aber der Italiäner seinen Capricci, der
Franzose seiner Gaskonade freien Lauf läßt, so gab der Engländer
seinem trägeren humour nach; ein großes Feld für Komödien und
Romane —

Wie die Parlamente in England das öffentliche Reden in 102
Gang brachten: so die öffentlichen Blätter das Schreiben über

Meinungen und Charaktere. Zeitungen und Pamphlets,
Wochenblätter und Monatschriften hatten Einkleidungen und
Schreibart dem Englischen Roman gleichsam zugebildet, daher es
kein Wunder ist, daß der Französische, Spanische und Italiänische
Roman eine ganz andre Strasse nahm. Insonderheit ist der Eng-
lische Roman den Triumvirn der Englischen Prose, Swift,
Addison und Steele den größesten Dank schuldig. Der erste
schrieb seine Sprache in der höchsten Genauigkeit (Proprietät,) die
er in einer Menge von Einkleidungen zu erhalten wußte. Sein
Roman der Menschenfeindschaft, Gulliver, ist vielleicht vom
103 menschenfreundlichsten, aber kranken, tiefverwundeten und seines
Geschlechts überdrüßigen Denker geschrieben. Der glückliche Addi-
son war von einer froheren Gemüthsart. Er und sein Gehülfe,
Steele, besassen eben die goldne Mittelmäßigkeit, die zu guten
Prose-Schriftstellern gehöret. Als Männer von Geschmack und von
Weltkänntniß hatten sie das Richtmaas in sich, für die Menge zu
schreiben, in keine Materie zu tief zu dringen und zu rechter Zeit
ein Ende zu finden. Sie haben der Englischen Prose Curs
gemacht und ihr das Mittelmaas gegeben, über und unter wel-
chem man nicht schreibet.

Nun konnten also nach und nach (viele andre Vorarbeiten
ungerechnet) die drei glücklichen Romanhelden auftreten, Fiel-
ding, Richardson, Sterne, die zu ihrer Zeit Epoche machten.
104 So verschieden ihre Manier ist, so wenig schließen sie andre glück-
liche Formen aus, wie Smollets, Goldsmiths, Cumber-
lands und in andern Nationen andre schätzbare Originale zeigen.
Keine Gattung der Poesie ist von weiterem Umfange, als der
Roman; unter allen ist er auch der verschiedensten Bearbei-
tung fähig: denn er enthält oder kann enthalten nicht etwa nur
Geschichte und Geographie, Philosophie und die Theorie fast aller
Künste, sondern auch die Poesie aller Gattungen und Arten — in
Prose. Was irgend den menschlichen Verstand und das Herz
intereßiret, Leidenschaft und Charakter, Gestalt und Gegend, Kunst
und Weisheit, was möglich und denkbar ist, ja das Unmögliche

selbst kann und darf in einen Roman gebracht werden, sobald
es unsern Verstand oder unser Herz intereßiret. Die größesten
Disparaten läßt diese Dichtungsart zu: denn sie ist Poesie in 105
Prose.

Man sagt zwar, daß in ihren besten Zeiten die Griechen und
Römer den Roman nicht gekannt haben; dem scheint aber nicht
also. Homers Gedichte selbst sind Romane in ihrer Art; Hero-
dot schrieb seine Geschichte, so wahr sie seyn mag, als einen
Roman; als einen Roman hörten sie die Griechen. So schrieb
Xenophon die Cyropädie und das Gastmahl; so Plato mehrere
seiner Gespräche; und was sind Lucians wunderbare Reisen?
Wie jeder andern haben also auch der romantischen Einkleidung
die Griechen Ziel und Maas gegeben. Daß mit der Zeit der
Roman einen größeren Umfang, eine reichere Mannichfaltigkeit
bekommen, ist natürlich. Seitdem hat sich das Rad der Zeiten so
oft umgewälzt und mit neuen Begebenheiten auch neue Gestalten 106
der Dinge zum Anschauen gebracht; wir sind mit so vielen Welt-
gegenden und Nationen bekannt worden, von denen die Griechen
nicht wußten; durch das Zusammentreffen der Völker haben sich
ihre Vorstellungen an einander so abgerieben, und überhaupt ist
uns der Menschen Thun und Laßen selbst so sehr zum Roman
worden, daß wir ja die Geschichte selbst beinah nicht anders als
einen philosophischen Roman zu lesen wünschen. Wäre sie immer
auch nur so lehrreich vorgetragen, als Fieldings, Richard-
sons, Sterne's Romane! —

Viel denkende Dichter hat also England in Poesie und
Prose hervorgebracht, und die Nation ist auf sie unermeßlich stolz;
die Dichter selbst aber starben meistens eines elenden, wohl gar
des Hungertodes.

107 ## 100.

Der poetische Himmel Britanniens hat mich erschreckt. Wo sind unsre Shakespeare, unsre Swifts, Addisons, Fieldings, Sterne? Wo ist jene Menge von Edlen, die vorangingen oder wenigstens mit am Werk waren, die Philipp Sidney, Walter Raleigh, Baco, Roscommon, Dorset, Algernon Sidney, Shaftesburi, Halifax, Sommers, Bolingbrocke, Littleton, Walpole u. s.? Wir wachten auf, da es allenthalben Mittag war und bei einigen Nationen sich gar schon die Sonne neigte. Kurz, wir kamen zu spät.

108 Und weil wir so spät kamen, ahmten wir nach: denn wir fanden viel Vortrefliches nachzuahmen. Franzosen, Spaniern, Italiänern, Britten, selbst Holländern ahmten wir nach; und wußten nie recht, wozu und weßwegen? Unser verdiente Opitz war mehr Uebersetzer, als Dichter. In Weckherlin u. a. ist der größeste Theil fremdes Gut. So sind wir fortgeschritten; und wer ahmt uns nach? Wenn in Italien die Muse singend conversirt, wenn sie in Frankreich artig erzählt und vernünftelt, wenn sie in Spanien ritterlich imaginirt, in England scharf- oder tiefsinnig denket; was thut sie in Deutschland? Sie ahmt nach. Nachahmung wäre also ihr Charakter, eben weil sie zu spät kam. Die Originalformen waren alle verbraucht und vergeben.

109 ## 101.

So übel stehet's nicht mit der Deutschen Muse, wie Sie fürchten. Es ist vielleicht der Hauptfehler unsrer Nation, daß sie aus zu großer Gefälligkeit gegen Fremde sich selbst nicht kennet und achtet.

Wahr ists, wir kamen spät; desto jünger aber sind wir. Wir haben noch viel zu thun, indeß andre ruhn, weil sie das Ihrige geleistet haben.

Und waren wir in jenen Zeiten müßig? Nichts weniger; durch andre, vielleicht wichtigere Geschäfte wurden wir von einer Bahn zurückgehalten, die uns immer noch blieb. Für ganz Europa 110
standen wir damals vor den Riß, sowohl gegen Roms Despotie, als gegen eindringende Hunnen und Tataren. Daß Europa nicht zum Kalmuckenlande oder zur Türkei ward, haben Deutsche verhindert; Raum zu dem friedlichen Garten, den die Musen lieben, haben sie mit ihrem Blut erfochten.

Unsre Sprache ist im Besitz älterer Poesie, als deren sich Spanier, Italiäner, Franzosen und Britten rühmen können;*) einzig nur unsre Verfaßung war Schuld, daß wir Jahrhunderte lang dies Feld ungebauet ließen. Wir zogen nach Italien, und sonst in der Welt umher; haben aber doch, selbst in diesen fürchterlichen Zeiten, für ganz Europa manches Nützliche erfunden. Endlich, da die Reformation aus unsrer Mitte hervorbrach, und 111
uns nach vielem andern Ungemach mit dem dreissigjährigen Kriege eine fast allgemeine Verwüstung und die so gefährliche Bekanntschaft mit fremden Nationen auf den Hals zog; — müßen wir, wenn wir die Geschichte Deutschlands durchgehn, uns nicht wundern, daß noch so viel ward, als geworden ist?

Denn nun reiseten die Fürsten, die Edeln. Sie staunten das Ausland an, und sprachen, lasen, schrieben fremde Sprachen. Und unsre gutherzigen Dichter freueten sich jeder neuen Sonne, die aufging, fanden sich geehrt, wenn sie Gesänge auch nur zueignen durften, ohne daß sie gelesen wurden. In Siebenbürgen dichtete der gute Opitz, Weckherlin in England und Frankreich, Flemming am Caspischen Meer Deutsche Gedichte; niemand dankte es ihnen, daß sie es thaten. Und wer verdankte 112
es dem Andreas Gryphius, dem von Lohenstein, daß sie

---

*) S. Schilters thesaur. A. d. H.

unter ihrer Bürde bürgerlicher Geschäfte für Sprache und Poesie
das thaten, was sie gethan haben?

Dank also auch dem guten von Logau, daß er in den wil-
den Zeiten des dreissigjährigen Krieges seine dreitausend Sinn-
und andre Gedichte aufschrieb, ob er gleich ein Deutscher Baron
war. Dank einem Dietrich von dem Werder, daß er den Taßo
übersetzte, und gleichwohl Hofmarschall seyn konnte, ja gar ein
Regiment commandirte. Dank — o wie tief haben wir Deutsche
anfangen, aus welcher drückenden Barbarei uns hervorarbeiten
müßen, die uns noch allenthalben sogar als Ehre, als Vorzug, als
113 Stammes- und Nationalruhm anklebt! „Welcher Mann von Ahnen
wird ein Poete, ein Savant, ein Philosophe seyn wollen, wenn
er auch ein Tasso, ein Baco, ein Shaftesburi werden
könnte?“ — Solon und Alexander, Cäsar und Augustus,
so viele Fürsten und Edle in Italien, Spanien, Frankreich, Eng-
land dachten anders.

„Weil wir also spät kamen, so ahmten wir freilich viel nach:
denn wir fanden viel Vortrefliches nachzuahmen.“ Dies war Natur der
Sache, nichts mehr und nichts minder; wer zulezt kommt, thäte sehr
unrecht, wenn er nicht nachahmte. So folgten die Römer den Grie-
chen, den Römern die Mönche, Mönchen und Arabern die Proven-
zalen, den Provenzalen mittel- oder unmittelbar alle gebildete Natio-
nen Europa's; warum sollten diesen nicht die Deutschen folgen?
114 Alle Kunst ist Nachahmung; nur durch Nachahmung ist der Mensch
zur Kunst gelanget; nur durch sie ist er Mensch worden. Wäre
also auch Nachahmung der Charakter unsrer Nation, und wir ahm-
ten nur mit Besonnenheit nach: so gereichte dieses Wort uns zur
Ehre. Wenn wir von allen Völkern ihr Bestes uns eigen mach-
ten: so wären wir unter ihnen das, was der Mensch gegen
alle die Neben- und Mitgeschöpfe ist, von denen er
Künste gelernt hat. Er kam zulezt, sah Jedem seine Art ab,
und übertrift oder regiert sie alle.

Zu diesem Zweck haben wir ein vortrefliches Mittel in unsrer
Gewalt, unsre Sprache; sie kann uns das seyn, was dem Kunst-

nachahmenden Menschen die Hand ist. Man rühmt den Sklavo-
nischen Sprachen nach, daß sie zur Nachbildung fremder Idiome
in jeder Wendung, in jedem Uebergange geschickt seyn; die deutsche 115
Sprache hat diese Fähigkeit vor allen Töchtern der lateinischen,
selbst vor der Englischen Sprache. Alle diese sind von Zwitter-
natur; aus ihren engeren oder weiteren Schranken können sie nicht
hinaus, um sich einer fremden Sprache nur einigermaassen zu
bequemen. Vor allen ist die Französische Sprache die gebundenste,
die gleichsam gar nicht übersetzen, gar nicht nachbilden kann; eine
ewig Ungetreue, muß sie alles nur auf ihre, d. i. auf eine
sehr mangelhafte Weise sagen. Die Deutsche Sprache, unvermischt
mit andern, auf ihrer eignen Wurzel blühend und eine Stiefschwester
der vollkommensten, der griechischen Sprache, hat eine unglaubliche
Gelenkigkeit, sich dem Ausdrucke, den Wendungen, dem Geist,
selbst den Sylbenmaaßen fremder Nationen, sogar Griechen und 116
Römern anzuschließen und zu fügen. Unter der Bearbeitung jedes
eigenthümlichen Geistes wird sie gleichsam eine neue, ihm eigne
Sprache.

Mithin halte ichs nicht nur für keine Schande, wenn man
uns Nachahmung vorwirft; vielmehr vermehrt es den Reichthum
unsrer Gedanken und Wendungen, unsrer Vorstellungs- und
Sprachweisen, wenn wir, wie keine andre Nation thun kann, die
Gestalt fremder Idiome mit überlegendem Verstande und weiser
Hand nachbilden. Möge Hagedorn dem Horaz, dem Pope,
Chaulieu und vielen andern, die er nicht verschwiegen, möge
Gleim dem Anakreon und wenn man will, auch dem Aesop,
Phädrus, Tyrtäus, Moncrif, Bernard u. s. nachgeahmt
haben; ahmten sie als Männer nach, also daß ihre Nachbildung
in unsrer Sprache ein Werk war, um so beßer; so haben sie ihre 117
Nation mit vortreflichen Denkweisen mehrerer Geister und Völker
bereichert. Einem reichen Dichter unsrer Sprache hat man nach-
gerechnet, daß er in Homers, Pindars, Xenophons, Lu-
cians, Ariosts, Cervantes, Pope, Fieldings, Sterne,
sogar des Königes Davids und der Sultanin Scheherazade Art

und Manier Psalmen und Mährchen, Helden- und Lehrgedichte, Epische Gesänge und Romane geschrieben, gedichtet und gesungen habe. Desto beßer! Um so reicher sind wir durch ihn worden. Die Ananas, die tausend feine Gewürze in ihrem Geschmack vereint, trägt nicht umsonst eine Krone.

---

118 **102.**

Und wäre es denn wahr, daß die Deutschen so ganz Charakterlos nachahmen? Das mindeste Gefühl des Genius unsrer Sprache und unsrer Schriften zeigt etwas anders von den urältesten Zeiten her.

Leset Otfried, leset das alte Siegslied unter Ludwig; der gutmüthige und biedre Charakter der Nation ist schon durchaus kennbar. Er ists in den lateinischen Schriftstellern der mittleren Zeiten, wie in unsern altdeutschen Sprüchwörtern, Apophthegmen und Reimen. Allenthalben findet ihr Altdeutschen Witz
119 und Verstand in den kürzesten ungekünstelten Worten. Wer am Charakter der Deutschen Nation zweifelt, darf irgend nur ein Wörter- oder Sprüchwörterbuch, Agrikola, Frank, Zinkgräf, Lehmann, oder eine Sammlung von Geschichten, Lehrsprüchen, Liedern, Fabeln und Erzählungen durchgehen. In Trimberg, Kaisersberg, Brandt, Luther, Rollenhagen, Opitz, Logau, Dach, Tscherning u. f. spricht dieser Verstand- und Lehrreiche Genius auf allen Seiten. Vergleicht unsre Deutsche Minnesinger mit den Provenzalen. Nicht nur von Seiten der Sitte gewinnen die unsern, sondern oft auch in Rücksicht der innigen Empfindung. In Süden, wenn ihr wollt, ist mehr Lustigkeit und Frechheit; hier mehr Liebe und Ehre, Bescheidenheit und Tugend, Verstand und Herz.

120 Rechtliche Ehrlichkeit also, Richtigkeit in Gedanken, Stärke im Willen und Ausdruck, dabei Gutmüthigkeit, Bereitschaft zu

helfen und zu dienen; dies ist die Gemüthsart unsres Volks, die
es auch im Nachahmen, selbst im ungeschickten Nachahmen des
Fremden nie verläugnen konnte. Denn woher fiel das Nachahmen
der Deutschen oft so ungeschickt aus? Weil sie es allenthalben zu
ehrlich meinten, so wurden sie oft getäuscht und betrogen. Die
ganze Nachahmungssucht der Deutschen rührt von ihrer Gut-
müthigkeit her. Sie dachten zu bescheiden von sich, und wollten
immer lernen, auch wo sie allenfalls lehren konnten. Der üble
Geschmack, in den sie sich zu Hofmannswaldau und Lohen-
steins, zu Talanders, Weise und Menantes Zeiten stürzten,
rührte von ihrer gutmüthigen Gefälligkeit gegen die sogenannten 121
Leute von Welt, gegen ihre Großen und Hofleute her, die
in diesem übeln Geschmack das Paradies fanden. Beßers, Kö-
nigs, Heräus, Neukirchs Canzleipoesieen gingen auf eben die-
sem plattgetretenen Hofwege ins Verderben.

Sobald aber der Deutsche Verstand wieder zu Kräften kom-
men konnte, zeigte sich sogleich unsere Gemüthsart wieder; Ueber-
legung, Biederkeit und Herz. Welche kindliche Gutmüthigkeit
herrscht z. B. in Brockes Schriften! Wie ein Liebhaber an der
Geliebten hängt er an einer Blume, an einer Frucht, an einem
Gartenbeet, einem Thautropfen! Mit überströmender Wortfülle
mahlt er seinen Gegenstand voll Liebe und Bewunderung, um ja
keine andre als gutmüthige Empfindungen zu erregen. Gegen
Cowleys Beschreibung von Pflanzen und Blumen werden wir 122
unsern Brockes nicht tauschen.

Die Poesie der Niedersachsen ging auf eben dem Wege fort.
Hagedorn ist ihr schöner claßischer Gipfel. Lege man mir Wal-
ler, Denham, Gay, Roscommon, Dorset und noch eine
Reihe solcher Helden zusammen; Hagedorn bleibt mir. Wir haben
in ihm die Blüthe von hundert lehrreichen, angenehmen, mora-
lischen, fröhlichen Dichtern.

Ihm gegenüber steht Haller, der eine Alpen-Last der Gelehr-
samkeit auf sich trug. Was von Haller mit Pope verglichen
werden kann, ist über Pope; was aus Pope's lebendiger Welt

an seinen Satyren und Charakteren in seinem Reimgeklingel
dasteht, würde Haller redlicher aufgestellt haben. Bewahre uns
123 die Muse vor Dichtern, bei denen Verstand ohne Herz, oder Herz
ohne Verstand ist. Zwei Popische Gedichte wünschte ich indeßen
meinem Vaterlande wohl eigen, seinen Versuch über den Men-
schen und über die Kritik. Ich habe nicht den mindesten Zwei-
fel, daß wir beide beßer, als Pope sie schrieb, zu ihrer Zeit bekom-
men werden. Unsres Hallers Gedichte sind ein Richtmaas der
Sitten, so wie der Wißenschaft und Gedenkart. Man kann von
ihnen und den Werken mehrerer Deutscher Dichter sagen, daß kein
falscher Gedanke (Religionsvorstellungen etwa ausgenommen) in
ihnen sei; welches man von wenig ausländischen Dichtern sagen
möchte. Wie Hallers Ode auf die Ewigkeit ist, erscheint nichts
Aehnliches in Pope.

Und noch hatte Haller außer seinen grossen Verdiensten um
124 mehrere Wißenschaften ein Glück, dessen sich der Engländer nicht
rühmen konnte, er ward wie Opitz der Vater eines beßeren
Geschmacks in Deutschland, da Pope nichts anders als Drydens
und mehrerer Vorgänger feinerer Nachgänger war. —

Ohne Zweifel erwarten Sie nicht, daß ich jede gutmüthige
Bemühung der Deutschen nach Jahren durchgehen soll, wie sie
z. B. den Verstand und Witz ihrer Landsleute bald belustigten,
bald erweiterten, oder dazu hieher und dorther beitrugen.
Jeder that was er thun konnte; und Gellerts, Cramers, der
beiden Schlegels, Rabners, u. a. guter Wille wird dabei gewiß
aufwiegen können, was die Richer, la Motte, und J. B.
Roußeau, oder die King's, Philipp's u. s. auswärts geleistet
125 haben. In ihrer Lage[1] sind mir die Namen Lange und Pyra
werther, als hundert schreibselige Namen späterer Zeiten.

Kleist kommt; und wer verkennete an ihm sein Deutsches
Herz, seinen edeln Charakter? Als Künstler der Poesie, dazu in
mancherlei Arten, möchte ich lieber Thomson seyn, Thomson

1) Im Msc. zuerst: Aller Ungelehrsamkeit und Härte ungeachtet

insonderheit seit er Italien gesehen hatte; aber als Mensch und
Dichter gilt es keine Frage. Kleists Herz lebt in seinen Gedichten,
in seinem Frühlinge, in mehreren seiner Oden, in seinem
Geburts- und Grabesliede, in seiner Sehnsucht nach
Ruhe, in Cißides und Paches. Nach seinem Seneka wollen
wir ihn nicht meßen; aber den edlen Geist, das patriotisch-mensch-
liche Gemüth, das mitten unter Kriegesscenen in diese kleinen
Gedichte wie in ein Asylum floh und jetzt darinn, wie in einer
zerstückten Urne sein ewiges Denkmal findet, wollen wir werth hal- 126
ten und lieben.

Ihm füge ich Leßing und Gleim bei. Des Ersten Genius
lebt in jeder Zeile seiner Schriften, zumal in seinem Nathan;
und in Gleims Schriften schläget gewiß ein Herz vom wahresten
Deutschen Charakter. Zu seinen Kriegsliedern war Leßing der
Vorredner; in seinen Fabeln, Liedern, und mehreren seiner Gedichte
verbinden sich Muth und Treue, Freundesgefühl, Einfalt und
Stärke. Klopstocks Ode an Gleim ist ein Bild des Dichters
und seiner Gedichte.

Man ist gewohnt, Klopstock den Deutschen Milton zu nen-
nen; ich wollte, daß beide nie zusammen genannt würden, und
wohl gar daß Klopstock den Milton nie gekannt haben möchte.
Beide Dichter haben heilige Gedichte geschrieben; ihre Muse aber 127
ist nicht dieselbe. Wie Moses und Christus, wie das alte und
neue Testament stehen sie einander gegenüber. Miltons Gedicht
ein auf alten Säulen ruhendes durchdachtes Gebäude; Klopstocks
Gedicht ein Zaubergemählde, das in den zartesten Menschenempfin-
dungen und Menschenscenen von Gethsemane aus über Erd' und
Himmel schwebet. Die Muse Miltons ist eine männliche Muse,
wie sein Jambus; die Muse Klopstocks eine zärtere Muse, die
in Erzählungen, Elegieen und Hymnen unsre ganze Seele, den
Mittelpunkt ihrer Welt durchströmet. In Ansehung der Sprache
hat Klopstock auf seine Nation mehr gewirkt, als Milton vielleicht
auf die Seinige wirken konnte; wie er denn auch ungleich viel-
seitiger als der Britte über dieselbe gedacht hat. Eine seiner Oden

128 im Geschmack des Horaz ist nach dem Richtmaas der Alten mehr
werth, als sämmtliche hochaufgethürmte Brittische Odengebäude. —
Daß Klopstock zu seinem Hermann einen Gluck fand, daß er
durch seine Gesänge ihn und andre seines Geistes zu dieser Gat-
tung einfacher Musik weckte, gehöret mit zu den glücklichen Begeg-
nißen seines Lebens; dem blinden Barden in Britannien ward
mit seinem Lycidas und Samson dies Glück nicht. Wenn über-
haupt die Muse der Tonkunst in der Einfalt und Würde, die ihr
gebühret, zu uns zurückzukehren würdigte; weßen Worte würden
sie freundlicher hernieder zaubern, als Klopstocks? —

Wollten wir die goldnen philosophischen Oden unsres Uz gegen
die Oden des Cowley; Hagedorn gegen Waller; Cronegks
beßere Gedichte gegen Prior; Witthof (in seiner ersten Ausgabe)
129 gegen Akenside; Gerstenberg selbst gegen Otway und Wal-
ler vertauschen? Ich bleibe bei meinen Landesleuten; bei weni-
germ Glanze der Kunst ist in ihnen mehr Gemüth, mehr wahre
Empfindung. In allen Liedern, die von unsrer Jugend gesungen
werden, so verschieden der Genius der Dichter sei, in Claudius,
Hölty, Stolberg, Jakobi, Voß, Schiller ist der Charakter
unsrer Nation, Gemüth, kennbar. —

Selbst die Art, wie sich die Deutschen fremder Erscheinungen
angenommen haben, zeigt die Herzlichkeit ihres Charakters. Wo
ist dem Milton und Oßian wärmer gehuldigt worden, als in
Deutschland? Stand in England jemand auf, der sich des Gali-
schen Sängers angenommen hätte, wie Denis? den er beseelt
130 hätte, wie z. B. Kosegarten und mehrere unserer Landsleute?
Nehmet eine ausgewählte Sammlung Deutscher Lieder und stellet
sie der besten Englischen entgegen; an innerem Werthe, wohin
wird die Waage sinken? Ihre Gesänge der Empfindung sind mei-
stens Schottische Lieder.

Gern nenne ich noch zusammen Wieland und Geßner.
Den ersten hat man sehr unzeitig mit Voltaire verglichen, mit
Voltaire, der bei dem hellesten Kopf und der schlauesten Gewandt-
heit doch nur ein witziger Satyr war, und zwar im Grunde nur

in Einer Manier des Witzes, die er tausendfach zu verändern und nach dem Geschmack seines Zeitalters, ja wo möglich jeder Person in demselben zu modificiren wußte. Die Muse unsres Landsmannes ist ein reinerer Genius, der in jeder Gestalt, die er annimmt, gewiß einen edleren Zweck hatte, als uns blos witzig zu amu- 131
siren. Ein echter Jünger jener alten gaya ciencia, ob er uns nach Delphi oder Tarent, nach Sicilien oder Salerno, ins Faß des Diogenes oder an die Tafelrunde, nach Bagdad oder ins Feenland geleite. Der Geist der Sokratischen Schule verließ ihn selten: denn seine oft misverstandene Philosophie ist am Ende doch Weisheit des Lebens.

Warum ist Geßner von allen Nationen, die ihn kennen lernten, mit Liebe empfangen worden? Er ist bei der feinsten Kunst Einfalt, Natur und Wahrheit. In Darstellung einer reinen Humanität sollte ihn selbst das Sylbenmaas nicht binden; wie auf einem Faden, der in der Luft schwebt, läßet er sich in seiner poëtischen Prose oder prosaischen Poesie jetzt auf blühende Fluren hinab, jetzt schwinget er sich in die goldnen Wolken der Abend- und Morgenröthe, bleibet aber immer in unserm blauen 132
Horizont gesellig, froh und glücklich. Mit Kindern ward er ein Kind, mit den ersten Menschen Einer der ersten Schuldlosen Menschen, liebend mit den Liebenden und selbst geliebt von der ganzen Natur, die ihm in seiner Unschuld ihren Schleier wegzog. Gerade der einfachste Dichter, deßen ganze Manier Verbergung der Kunst war, ist unser berühmteste Dichter worden, und hat manche Ausländer mit dem süßen Wahne getäuscht, als sei alle unsre Poesie reine Humanität, Einfalt, Liebe und Wahrheit.

---

103. 133

Bei der gutmüthigen Lehrhaftigkeit, die Sie den Deutschen zuschreiben, vergeßen Sie, daß Form das Wesen der Poesie ist; und wer begreift schwerer, was Form sei, wer kann sich in sie

minder fügen, geschweige sich dieselbe an- und zubilden, als ein
Deutscher? Unser Leben, unsre ganze Verfaßung ist ja Unform.

Ihr gelehrter Opitz übersetzte aus allen Sprachen; aber wie
schwer! wie einförmig! Lesen Sie seine Antigone, seine Tro-
134 janerinnen, seinen Apoll und Daphne, (eine Italiänische
Oper,) seine Sonnette und Sinngedichte; wie schwer, und ein-
förmig!

Zweitens. Kritik muß die Poesie als Kunst ausbilden; was
ist aber Kritik bei den Deutschen? Eine verpachtete Bude, eine
verachtete Lästerschule. Was ist vom Geschmack einer Nation zu
halten, die auf ihren Richterstühlen des Geschmacks Namenlose
feile Lictoren verehret? Was ist von ihrer Gutmüthigkeit zu hal-
ten, wenn sie falsch Maas und Gewicht des Urtheils öffentlich
duldet?

Endlich scheinets, daß die Deutsche Poesie auf die von Ihnen
angezeigte Weise eine Kinderpoesie sei und seyn werde. Sie
unterhält uns mit schönen Bildern und Abstractionen; oder zau-
bert uns in ein Arkadien voll Unschuld, Liebe und Einfalt, das
135 nirgend ist, als in der Phantasie der Dichter. Es ist also leicht
zu begreifen, daß Männer von Geschäften und reell-denkende Men-
schen sich mit Fantastereien solcher Art wenig abgeben werden.
Sie sind Spielwerke der Weiber und Kinder, überhaupt aber eccen-
trischer, müßiger Menschen.

136

104.

Form ist Vieles bei der Kunst; aber nicht Alles. Die schönsten
Formen des Alterthums belebet ein Geist, ein großer Gedanke, der
die Form zur Form macht, und sich in ihr wie in seinem Körper
offenbaret. Nehmt diese Seele hinweg; und die Form ist eine
Larve.

Vollends poëtische Form ist vom Gedanken und von der Em-
pfindung dergestalt abhängig, daß ohne diese sie wie ein schöngezim-

merter Block dastehet: denn Poesie wirkt durch Rede. Rede aber
enthält nicht nur, sondern sie ist eine Folge von Gedanken. 137
Ohne diese ist das schönste Sonnet ein Klinggedicht; nichts weiter.
Soll ich wählen, Gedanken ohne Form, oder Form ohne Gedan-
ken: so wähle ich das Erste. Die Form kann meine Seele ihnen
leicht geben.

Und wären die Deutschen denn von jeher so Formlos gewe-
sen? Bei den Minnesingern finde ich dies nicht; bei Reineke dem
Fuchs noch minder. Ihre alten Lieder, Sprüche und Erzählungen
haben eine so gedrungene, oft so geistige Form, daß es schwer
seyn würde, ein Wort hinzuzuthun oder hinwegzunehmen.
Opitzens Manier ist freilich einförmig; Dank ihm aber für diese
Einförmigkeit, die zum Zweck hatte, uns bei der Skansion der
Sylbenmaaße vestzuhalten. Hätte er sich wie seine Vorgänger an
der bloßen Declamation gereimter Verse begnügt: so wäre er 138
freilich abwechselnder worden; er hätte uns aber auch auf den
Irrweg aller der Nationen geführt, die bis auf den heutigen Tag
noch keine echte Quantität der Sylben haben. Unsre Sprache
gebietet gleichsam Form, mehr als irgend eine andre; die Fran-
zösische, die Englische Sprache sind, mit ihr verglichen, in der
Poesie Formlos: denn nur Willkühr und Uebereinkunft hat bei
ihnen hier diese Art des Reims, dort jene Regel des Geschmacks
festgestellt, die der Sprache selbst noch unbestimmt waren. Unsre
Sprache strebt der schwersten, zugleich aber auch der schönsten und
bestimmtesten Form nach, der Form der Alten.

Zuerst versuchten wir dieses lyrisch; wer ist, der eine Ode
Uz, Klopstocks, Ramlers Formlos nennen dörfte? Der letzt-
genannte Dichter hat in dem, was Form der Sprache ist, in 139
Oden, Liedern, Cantaten, Idyllen und Sinngedichten so viel
geleistet, und an den beliebtesten Formen eigner und fremder
Werke so oft gebeßert, daß des Boileau Feile gegen die seinige
ein stumpfes Werkzeug scheinet. Klopstocks kleinste Ode, Ger-
stenbergs kleinstes Gedicht ist eine lebendige Form; und wer hat
uns mehrere, und angenehmere Formen gegeben, als unser Götz?

den man den vielförmigen nennen könnte. Auf jedem Hügel des Helikons suchte seine Muse die zartesten Blumen, und band sie auf die vielfachste zierlichste Weise in Kränze und Sträuschen. Sanft ruhe die Asche dieses während seines Lebens unbekannt gebliebenen Dichters! mit jedem Frühlinge blühe fortan sein Andenken auf.

Sind Kleists sämmtliche kleine Gedichte ohne Form? Sind
140 Wielands Erzählungen, vom leichtesten Mährchen bis zu seinem Agathon und Oberon hinauf Formlos? Leßings Stücke vom Epigramm und Liede bis zu seiner Minna und Emilie, Philotas und Nathan, jede Fabel und Parabel, ja ich möchte sagen, jedes Urtheil und Fragment dieses scharfsinnigen Weisen hat Form und ist Form, auch wo er vielleicht irret, auch wo er nur lernte.

Ein andrer Dichter hat sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. Durch eine Theilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit und durch eine thätige Darstellung seiner Charaktere, Goethe. Sein Berlichingen ist ein Deutsches Stück, groß und unregelmäßig wie das Deutsche Reich ist; aber voll Charaktere, voll Kraft und Bewegung. In jedem seiner spä-
141 teren Stücke hat er eine einzelne gewählte Form im leichtesten Umriß zu ihrer Art vollendet. So sein Clavigo, seine Stella, sein Egmont,[1] Tasso und jene schöne Griechische Form, Iphigenia in Tauris. In ihr hat er wie Sophokles den Euripides überwunden. Auch aus dem Reich der Unformen rief er Formen hervor, wie sein Faust, sein Kophtha; auch andre Gedichtarten sind nach Form der Alten glücklich von ihm bearbeitet worden. Wer nach diesen und andern Productionen auch in Uebersetzungen aus fremden Sprachen die Poesie der Deutschen Formlos nennen will, der zeige mir unter Italiänern, Spaniern, Franzosen und Engländern beßere Formen. Wenn an mehrere ihrer Dichter das Richtmaas gelegt würde, das Leßing in einigen Stücken an Corneille und Voltaire legte; wo bliebe Form und Umriß?

---

1) Msc.: Edmund

Bei dem Allen aber komme ich auf den Anfang meines Brie- 142
fes zurück: Form ist nicht Alles in der Dichtkunst; auch muß man einer Nation Formen nicht aufdringen, die ihr durchaus fremd sind. Was in der Welt schadete es uns, wenn wir keine Italiänische Oper oder keine Englische Komödie hätten? Diese mit allen ihren humoristischen Launen und Charakteren ist bei uns in der Natur nicht da; und ich sehe kein Uebel darinn, daß sie fehle; auch ist die ganze Wirthschaft dieser Komödie keine Deutsche Haushaltung. Wer verbände uns also fremde Caricaturen anzustaunen, und aus ihnen ein erzwungenes Vergnügen zu schöpfen? So die kleine Italiänische Oper; sie will in Italien gesungen und gespielt seyn. Wo sie dies nicht werden kann, was ist natürlicher,
als daß, Trotz der besten Musik, ein fremdes Volk, an ihrem 143
fremden oft unbedeutenden Inhalt, an Ränken, und Scherzen, die bei ihm nicht in Gebrauch sind, keinen Geschmack findet? Der angenehme Müßiggang, das dolce far niente, bei dem man sich öffentlich auch, an Poßen, als an Kunststücken vergnügt und die Zeit hintändelt, ist unter unserm härtern Himmel nicht zu Hause. Wer aus einem mühseligen Leben ins Schauspiel tritt, will sich nicht blos an der Form als an einem Kunststück freuen, sondern durch etwas Innigeres geweckt seyn. Viele Kunstproducte fremder Nationen sind Kinder der Ueppigkeit und eines Verderbens der Sitten, von dem glücklicher Weise manche Provinz unsrer arbeitseligen Nation noch nicht weiß; sollen wir ihr diese Producte mit den Ursachen wünschen, die sie erzeugten? und den Geschmack an
ihnen verbreiten? Führet einen gesunden jungen Mann, ein 144
gesundes keusches Mädchen, in die Kammer des abgelebten Lüstlings oder der feilen Unzucht; werden sie, denen ein beßerer Trieb im Herzen schlägt, oder sich in leisen Wünschen reget, an den frechen Reizungsmitteln dieser Ausgearteten und Abgestorbenen Vergnügen finden? oder sie mit Entzücken ansehn? Schonet der Unschuld unsrer Nation, wenn ihr sie auch eine dumme Unschuld nennen solltet; beim belohnenden Gefühl ihrer Gesundheit will sie gern mancher lüsternen Form entbehren. Jedes Volk hat seinen

Kreis des Wohlanständigen in sittlichen Begriffen und Gefühlen, aus welchem es keine erjagte Licenz eines fremden Volks reißen muß.

Daß übrigens die feine Komödie bei uns manche Schwierigkeiten findet, ist unläugbar, aber auch sehr erklärlich. Erziehet
145 die Nation, und sie wird auch an feineren Zügen der Sittlichkeit Geschmack finden. Da jetzt Alles sich lesend vergnügen will, meistens aber das Schlechtste lieset; wären nicht hundert Mittel da, diese Lesereien aufs Beßere zu leiten? Bedienet Euch nur einiger dieser Mittel, und das Verderben ist noch abwendbar. Sehr undeutsch wäre es, wenn bei uns die Moralität ein verspotteter Name würde; der alten Sitte nach gehört sie mit zu unserm Charakter und kann uns durch nichts ersetzt werden. Uns fehlet Witz und leichte Natur, uns fehlt ein schöner Himmel, die Unmoralitäten nur einigermaassen lustig und leidlich zu machen; Deutsche Ueppigkeit war daher von jeher grob, weil sie in unser Klima, in unsre Lebensart und überhaupt zum Deutschen Charakter nicht gehöret.

146 Laßen Sie mich diesen Brief noch mit dem Andenken eines fröhlichen Dichters schließen, der uns unvergeßen seyn sollte, Zachariä. Seine comischen Epopeen, seine lyrischen und musicalischen Gedichte enthalten in einer leichten Form so viel Schönes, und bei einer glücklichen Natur ein so geselliges Leben, daß ich sie statt mancher neueren Ziererei jungen Leuten in die Hand wünschte. Und nun zur Kritik der Deutschen.

---

147 **105.**

Mangel an Kritik sollte die Krankheit nicht seyn, an der der Deutsche litte; unsre Langsamkeit, unsre ruhige Ueberlegung macht uns, dächte ich, zu gebohrnen Kunstrichtern.

Gesunder Verstand war von jeher das Lob, nach welchem der Deutsche strebte. Hundert Sprüchwörter und Redarten unsrer

Sprache zeigen, daß wir auch im gemeinen Leben es auf ein Richtmaas der Sitten treu und ehrlich anlegten.

Und wir hatten Muth, unser Urtheil zu sagen. Die Reformation, die von Deutschland ausging, war eine laut- und scharf- 148
gesagte Kritik über eine Menge damals geltenden Unfugs. So lange diese Streitigkeiten daureten, übten wir Kritik Angrifs- und Vertheidigungsweise; andre Nationen folgten uns nach.

Und zwar thaten wir dies, (wenige vielleicht nöthige Fälle ausgenommen) mit einer Bescheidenheit, in der uns andre Nationen eben nicht nachfolgten. Unter allen Reformatoren der Philosophie z. B. war Leibnitz der bescheidenste Reformator. Alle Systeme der Alten, glaubte er, ließen sich vereinigen, weil in Jedem Etwas Wahres und Vorzügliches sei; eine solche friedliche Vereinigung war von Jugend auf der Lieblingsplan unsres Weisen. Mit unüberwindlicher Gelaßenheit stellete er seine Meinungen mit den Meinungen Des-Cartes, Shaftesburi, Locke, New- 149
ton's zusammen; vor so partheiischen Ohren der letzte Streit geführt ward, blieb seine Kritik dennoch eben so vest als bescheiden. Ich bewundere die Geduld, die er sich zu Vereinigung der Kirchen in Beantwortung theologischer Zweifel nahm; er antwortete Jedem, wie Ers faßen und ertragen konnte.

Mit Leibnitz starb dieser Geist philosophischer, friedlicher Kritik nicht aus; auch Wolf und seine Schüler erwiesen ihn selbst gegen ihre bittersten Feinde. Allen Freunden der Leibnitzischen Denkart ist eine gesunde Kritik heilig, weil sie sich in der Mathematik an Genauigkeit der Begriffe und des Ausdrucks gewöhnt haben und keine menschliche Wißenschaft verachten. Der friedliche Alexander Gottlieb Baumgarten ward mit seiner seltenen fast ängstlichen Präcision, ohne daß ers wußte und wollte, der 150
Vater einer Schule ächter Kritik, auch der schönen Wißenschaften und Künste in Deutschland. Lambert und Kant haben ihre Architektonik und Kritik an seinen Lehrbüchern geschärfet. —

Wie nun? und dennoch hätte Ihr Vorwurf Grund, daß eben in diesem Felde, der Region des Geschmacks und Vortrages in

Deutschland eine partheiische Kritik mit falschem Maas und Gewicht handle? Sie klagen die Gutmüthigkeit unsrer Nation an, die sich Alles gefallen laße, Alles ertrage und dulde. — Mich dünkt, die Geschichte der Zeit gebe hierüber einige Auskunft.

Als Opitz, Logau, Tscherning u. f. im beßern Geschmack zu schreiben anfingen, warfen sie sich nicht zu Richtern jedes frem-
151 den Geschmacks auf; ihre Werke waren Kritik; die Anweisungen, die Opitz und seine Nachfolger gaben, betraffen meistens nur Sprache und Verskunst.

Und sie haben hierinn auf eine friedliche Art viel geleistet. Wenn ich Schottels, Stielers, Frisch, Bödikers, Wachters, Haltaus u. a. stille Verdienste um unsre Sprache mit den heftigen und Nutzlosen Streitigkeiten unwißender Schriftsteller in den folgenden Zeiten vergleiche: so sehe ich dort fleißige Ameisen und Bienen zusammentragen, hier laute Wespen schwirren und stechen. Es ist wahr, man lobte sich damals etwas zu viel unter einander; die Glieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, des Blumen- und Schwanen-Ordens u. f. munterten sich einander durch gegenseitiges, oft zu reiches Lob auf. War dies indeßen nicht sehr
152 verzeihlich? Nach so langen Trübsalen theologischer Streitigkeiten und des dreissigjährigen Krieges freueten sich diese alten Kinder, daß sie auch eine Sprache hätten, in der sie schreiben und reimen könnten; und ist nicht viel, viel Gutes durch die Mitglieder dieser Gesellschaften bewirkt worden? Wie viele schreiben denn jetzt in Prose, wie Zinkgräf, Opitz, Harsdörfer, Rist, Lohenstein u. a. schrieben? — Laßet uns doch die guten Bemühungen unsrer Vorfahren nicht verkennen! auch über uns wird man einst als über Vorfahren richten.

Es ist schon bemerkt worden, daß an der französischen Sprachenmengerei und an dem Italiänisch-falschen Geschmack, der im Anfange unsres jetzt abgehenden Jahrhunderts einriß, eigentlich die Deutschen Höfe Schuld waren. Ihnen bequemten sich die Schrift-
153 steller; und auch Leibnitz, der zu Fortbildung der Deutschen Sprache so vortrefliche Grundsätze nicht nur hatte, sondern auch

bei der Akademie in Gang bringen wollte, auch Er schrieb ein Deutsch, das seiner Zeit gemäß war. Noch mehr frohnten Christian Thomasius, Tenzel u. a. diesem Geschmack, der damals für Artigkeit galt; daher Thomasius die gesunde Kritik, die er an die Rechtswißenschaft, und andre Scienzen wandte, auf den Geschmack nicht anwenden konnte. Canitz, als Hofmann, gab nur durch seine Gedichte, deren wenigste leider zu uns gekommen sind, ein beßeres Muster.

Der Erste, der mit scharfen Pfeilen auf den Lohensteinischen Geschmack losging, war meines Wißens Wernike, ein Preuße. In England und Frankreich an einen beßern Geschmack gewöhnt,
wollte er sowohl durch seine Sinngedichte, (Ueberschriften) als durch 154
die Anmerkungen, mit denen er sie begleitete, diesen auch den Deutschen zu kosten geben. Nicht mit vielem Erfolg: denn seine Ueberschriften waren hart, und die Anmerkungen doch nur Spöttereien. Sollte man an Jene, die Ueberschriften nämlich, das Maas der Griechen und Römer legen, wie viel Ueberwitz, wie mancher falsche, erzwungene Zierrath müßte hinweggethan werden, auf welchen er doch, wie die verschiedenen Ausgaben derselben zeigen, selbst den mühsamsten Fleiß gewendet. Also war auch sein Geschmack bei weitem nicht rein und vollendet.

Die Hofverse dauerten fort, bis fern von Höfen in seinem Garten Brockes die Natur und eben so fern von Höfen Bodmer und Breitinger Sitten mahlten. Immer bleibt Deutschland
diesen Reformatoren des Geschmacks, so wie den Hamburgischen 155
Patrioten Dank schuldig; sie thaten, was sie zu ihrer Zeit thun konnten. Breitingers Dichtkunst und Abhandlungen zeigen durchaus einen Kenner der Alten, der seinen Geschmack an ihnen bewährt hat; auch Bodmers Bemühungen aus neueren sowohl ausländischen, als unsrer alten Deutschen Sprache uns einen größeren Reichthum an Gedanken, Bildern, Fabeln, Einkleidungen und Ausdrücken als Kunstrichter und Dichter zuzuführen, haben ihren Zweck nicht verfehlet. Er hat viel aufgeregt, und sich fast über Vermögen bemühet, indem er bis in sein greises Alter wie

der frischeste Jüngling an jedem neuen Product unsrer Sprache
Theil nahm.

Warum aber mußte diese Kritik, die doch Philosophie ist,
156 und ein beßerer Geschmack am Schönen und Guten durch einen
unwürdigen Federkrieg eingeführt werden? That nicht auch Gott-
sched was er thun konnte? Die Weisesten in diesem Streit,
Haller und Hagedorn, schwiegen. Der Erste hat auch als Pro-
saist so viel Verdienst um den beßern Geschmack im Vortrage der
Wißenschaften, daß ihm auch die Deutsche Kritik vielleicht den
Ersten Kranz reichet. Mitten unter stürmischen Faktionen brachte
er ein schmales Blatt Deutscher Kritik unter den Schutz einer
Societät der Wißenschaften selbst und gründete ihm dadurch
nicht nur Unpartheilichkeit, Billigkeit und Gleichmuth, sondern auch
Theilnahme am Fortgange des menschlichen Geistes in allen Welt-
gegenden und Sprachen. Seitdem sind die Göttingischen
157 gelehrten Anzeigen nicht nur Annalen, sondern auch Beför-
dererinnen und, ohne ein Tribunal zu seyn, consularische
Fasten und Hülfsquellen der Wißenschaft worden, zu denen
man, wenn manche einseitige Kritik verstummt ist, wie durch
Lybische Wüsten zum stillen Känntnißgebenden Orakel der Wißen-
schaft reiset, und dabei immer noch Hallers und seiner Nachfol-
ger Namen segnet.

Die Trommete war erklungen; es war bestimmt, daß der
beßere Geschmack der Deutschen im Schlachtgetümmel empfangen und
gebohren werden sollte. Wo zwei streiten, gewinnet der Dritte.
Nikolai schrieb seine Briefe über den Zustand der schönen Wißen-
schaften in Deutschland, mit Uebersicht der Fehler von beiden Sei-
ten: denn schon hatten während dieses langen Streits mehrere
Schriftsteller von Genie das, worüber man stritt, durch die That
158 entschieden. Leßing war Einer von ihnen. Seine mancherlei Vor-
züge an Känntnißen, Geschmack und Schreibart gaben ihm ohne
sein Wollen das natürliche und erworbene Recht, durch ein Weni-
ges, der Anfang zu Vielem zu seyn, das wohl nicht sein
Plan war. Durch Nicolai, Mendelsohn und Ihn fing die

Bibliothek der schönen Wißenschaften, durch Ihn, Mendelsohn und Nicolai fingen die Literaturbriefe an; unstreitig mit einem Urtheil von feinerer Bestimmtheit, in einem größeren Umfang von Ideen und einer schärferen Unpartheilichkeit als jene Partheien geäußert hatten. Der Bibliothek nahm sich, nachdem ihre Urheber vom Werk abtraten, ein Schriftsteller an, der als Dramatischer und Lyrischer Dichter unsrer Nation werth geworden ist, Weiße. Winkelmann, Hagedorn, Heyne, Garve u. a. 159
machten sie, eine Reihe von Jahren hindurch, (in den neuesten Jahren kenne ich sie nicht) zu einer Leiterin des guten Geschmacks, die uns zugleich das Merkwürdigste fremder Nationen bekannt machte. Die Literaturbriefe, zu welchen nach Leßings Entfernung Abbt beitrat, thaten dadurch einen merklichen Schritt weiter, daß sie bei strengem Tadel selbst oft eigene beßere Ideen entwickelten und in der gewählten Form einer Privatcorrespondenz keine Orakel der Welt seyn wollten. Leßing insonderheit war ein bescheidner, gegen andre, auch wo er es nicht seyn dorfte, ein nachgebender Mann und Mendelsohn, wenn ihn die Jünger der zehnten neueren Philosophie als Philosophen ganz zum Kinde werden gemacht haben, wird in der philosophischen Kritik Deutschlands 160
lange noch als ein schätzbarer, verdienter Name gelten.

Was nach diesen Zeiten geschehen sei, weiß ich nicht; da ich außer einem kleinen Blatt gewöhnlich kein kritisches Deutsches Journal lese. Vernommen habe ich, daß man seitdem alles umfasset und dazu aus allen Ecken Kunstrichter versammelt habe; wie sie gerichtet haben, wie sie richten und richten werden, ist mir völlig fremde. Zu beklagen wäre es freilich, wenn auf diesem Wege alle Kritik in Deutschland Gewicht und Glauben verlohren hätte, welches ich aber weder hoffe noch glaube. Laß es seyn, daß zuweilen unbärtge Jünglinge, denen, von denen sie gelernt hatten, das Kinn rasiren, um doch auch an ihnen berühmt zu werden; jeder honette Mann, der da sieht, wie mit seinem Nachbar gehandelt wird und wer also handelt, wird sich allmählich aus 161
diesen anonymischen Becken-Stuben zurückziehen, und so thut auch

hier die Zeit ihr Werk; sie übt eine scharfe Kritik an der Kritik der Zeiten.

Wir, meine Freunde, die wir nicht zu Dictatoren der sinkenden Republik wegen bestellet sind, wollen von uns selbst, von den Alten, von unsern Freunden und Feinden und von Jedem lernen, der Gründe giebt und mit offnem Visier redet.

---

162 **106.**

Auch die Kritik ist ohne Genius nichts. Nur ein Genie kann das Andre beurtheilen und lehren. Nur der, der selbst Känntnisse hat und Kräfte zeigt, kann Kräfte wecken und Känntnisse befördern.

Seit geraumer Zeit, wie unbekannt sind wir z. B. mit den schätzbarsten Produkten des Auslandes selbst im Felde der Kritik geblieben! Lessing übersetzte Wartons Versuch über Pope; der zweite Theil, im Jahr 1782 erschienen, ist uns auch nicht im Auszuge bekannt worden.

163 Eschenburg gab in seinem Brittischen Museum ein paar Abhandlungen aus Wartons Geschichte der Englischen Dichtkunst; einen Auszug des ganzen Werks, so wie andrer nützlichen Werke über diesen Gegenstand, konnte er nicht geben: denn sein Museum selbst verschloß sich.

Blankenburg gab den Anfang von Johnsons Lebensbeschreibungen der Englischen Dichter, ein Werk voll Kritik, lehrreich auch für uns Deutsche, obgleich nichts weniger als unpartheilich; die Fortsetzung unterblieb.

Eschenburg gab uns Browns Buch über die Verbindung der Poesie und Musik; Browns wichtigeres Werk über die Sitten, das bereits im Jahr 1757. herauskam und als ein schreckender Spiegel viel Aufsehen erregte, ist noch nicht übersetzt worden.

164 So viel interessante Aufsätze aus Henry's, aus Littletons Geschichte, manche auch für uns merkwürdige Abhandlung

aus den Societäten der Alterthumsforscher, imgleichen von Dublin, Edinburg, Manchester, den Transactionen u. s. sind da, als ob sie für uns nicht wären. Auch mit Georg Forster wie viel ist uns in diesem Betracht gestorben! Ein böser Genius scheint sein Spiel zu haben, indem er (und wogegen?) den Faden zu zerreissen sucht, der uns mit den Gedanken andrer Nationen verknüpfet. Wir sollen auf unserm eignen Grunde metaphysiciren, oder uns damit bemühen, womit sich andre längst bemühet haben.

Hierhin sollte die Kritik wirken! uns ins Universum sämmtlicher gebildeten Nationen versetzen, und auf unserm einsamen Gange von ihnen uns Licht und Hülfe zufördern. Ueberhaupt 165
glaube ich, daß dem Charakter unsrer Nation nach die Kritik durchaus belehrend, fördernd, gutmüthig, human seyn müßte; nur auf diesem Wege kann sie etwas und würde gewiß viel erreichen. Unsrer gelehrten Republik mangelt äußere Aufmunterung und Achtung; wollte sie sich zum Spott der Unwissenden, und zur allgemeinen Verachtung machen, indem sie sich selbst verspottet, würget und auffrißt?

Gnug von der Kritik. Sie äusserten den merkwürdigen Gedanken, daß die Poesie der Deutschen eine Kinderpoësie sei; ich hoffe, sie soll es bleiben. So ihr (im guten Verstande) nicht werdet wie die Kinder: so ist weder Tempe noch Elysium für euch.

Vor allen Dingen verschonen Sie die Poesie mit Staatsmännern, die über sie richten; das Reich der Poesie ist nicht die 166
Staatswelt.

Wenn Sophokles seinen Oedipus mit der Scene des flehenden Volks eröfnet; die Pest wüthet; ein geheimes Verbrechen ruht auf dem Vaterlande; Jünglinge und Greise jammern: so ist diese Situation ganz menschlich. Ob Oedipus oder Lajus regiere, kümmert mich nicht; daß aber um Eines Verbrechers willen das ganze Volk leide, diese Scene eröfnet ein Trauerspiel würdig.

Wenn Aristophanes Scenen der Menschheit darstellt, weßwegen Friede gemacht werden müsse: so ist dies ein Gegenstand

der Muse. Ob aber Kleon[1] der Wurstmacher, oder Kleon[1] der Riemenschneider das Volk lenke; diese politische Wichtigkeit ist der poetischen Muse sehr gleichgültig.

167 Nichts verunreinigt den heiligen Quell mehr, als politischer Partheigeist; er macht die Muse zur Lügnerin, partheiisch, übertreibend, am jetzigen Augenblick als an einer Ewigkeit hangend, und ihm damit die Ewigkeit ertheilend. Die Tochter des Himmels wird unter den Händen der Politik eine kurzsichtige, leidenschaftliche Verläumderin, ein Kind der Erde. Die politische Poesie der Engländer sei davon ein Beispiel. Warum hat Butler den Ruhm nicht erlangt, den sein Hudibras so sehr verdienet? Das Witzreiche Gedicht ist für ein bloßes Gespött zu lang, für die darinn enthaltene Lehre und Warnung zu sehr mit Zeit-Anspielungen überhäuft, zu politisch. Jenes gewaltige Vernunft-Genie, Swift, was hat ihn für den größesten Theil der Nachwelt unbrauch-
168 bar gemacht? Die politischen Umstände, aus welchen er sein Gespinnst zog, und in welche er seine köstlichen Gedanken webte. Die Politik der damaligen Zeit ist ein Traum worden; es macht uns Mühe, jeden seiner tiefen bleibenden Gedanken von einem verlebten Traume zu sondern. Wer lieset jetzt Churchills Gedichte? und wer wird Peter Pindar mit reinem Vergnügen lesen, wenn unsere Zeit vorbei ist? Beklagen wird man so viel verschwendete goldne Talente.

Mit Unwillen höre ichs also, wenn man unsrer Nation einen Swift wünschet, einen Bedaurens- und Hochachtungswürdigen Mann, der nur durch Misfälle ward, was er geworden ist, und vom Glück begleitet ein Genius der Gerechtigkeit und der Klugheit geworden wäre. Und ein Swift in Deutschland? —

169 Hinweg also Politik aus dem Gebiet der Musen! und verwünscht sei jede After-Muse, die der Politik fröhnet. Treue und Glauben, Unschuld der Sitten, Biederkeit und Einfalt — das seyn unsre Kastaliden! alles andre ist vergängliche Thorheit. Zur Italiänischen acutezza, zur Spanischen grandezza, zur Französischen

1) A: Kreon

legereté, zum Brittischen high-spirit wird sich der Deutsche nie hinauf schwingen; was er aber ist und von jeher gewesen, davon ist seine eigne Geschichte eine durch Jahrhunderte erprobte Stimme der Wahrheit. Was alle Dichter singen, wohin sie wider Willen streben, was ihnen am meisten glückt, was bei denen, die sie lesen und hören, die größeste Wirkung hervorbringt, das ist Charakter der Nation, wenn er auch als eine unbehauene Statue noch im
Marmorblock daläge. Dies ist Vernunft, reine Humanität, 170
Einfalt, Treue und Wahrheit. Wohl uns, daß uns dies sittliche Gefühl ward, daß dieser Charakter gleichsam von unsrer Sprache unabtrennlich ist, ja daß uns nichts gelingen will, wenn wir aus ihm schreiten. Lehrgeld in erzwungenen Nachäffungen haben wir gnug gegeben.

Mit diesem Charakter wieviel können wir entbehren! Wenn andre Nationen sich im Geschmack hie und dorthin verirrten, so wird unsre Regel feststehn, die im Mannichfaltigsten die wahreste Einfalt sucht und uns die Poesie seyn läßt, was sie seyn soll, ein Spiegel der Natur und Sitten, Humanität im gefälligsten reinsten Gewande, Philosophie des Lebens. Dies war einst Orpheus und Apollo's Kunst.

---

107. 171

Neuntes Fragment.

Resultat der Vergleichung der Poesie verschiedener Völker alter und neuer Zeit.

Die Poesie ist ein Proteus unter den Völkern; sie verwandelt ihre Gestalt nach Sprache, Sitten, Gewohnheiten, nach dem Temperament und Klima, sogar nach dem Accent der Völker.

Wie Nationen wandern, wie sich die Sprachen mischen und 172
ändern, wie neue Gegenstände die Menschen rühren, wie ihre Neigungen eine andre Richtung, ihre Uebungen ein andres Ziel

nehmen, wie in der Zusammensetzung der Bilder und Begriffe,
neue Vorbilder auf sie wirken, selbst wie die Zunge, dies kleine
Glied, sich anders beweget und das Ohr sich an andre Töne
gewöhnt: so verändert sich die Dichtkunst nicht nur bei verschiedenen
Nationen, sondern auch bei demselben Volke. Die Poesie zu
Homers Zeiten war bei den Griechen ein andres Ding als zu
Longins Zeiten, selbst dem Begriff nach. Ganz ein andres wars,
was sich der Römer und der Mönch, der Araber und der Kreuz-
ritter, oder was nach wiedergefundenen Alten der Gelehrte, und
173 in verschiednen Zeitaltern verschiedner Nationen der Dichter und
das Volk sich an Poesie denken. Der Name selbst ist ein abgezog-
ner, so vielfassender Begriff, daß wenn ihm nicht einzelne Fälle
deutlich untergelegt werden, er wie ein Trugbild in den Wolken
verschwindet. Sehr leer war daher der Streit über den *Vorzug
der Alten oder der Neuern*, bei welchem man sich wenig
Bestimmtes dachte.

Er ward noch leerer dadurch, daß man keinen oder einen
falschen Maasstab der Vergleichung annahm: denn was sollte hier
über den Rang entscheiden? Die Kunst der Poesie, als *Object*?
wie viel feine Bestimmungen gehörten dazu, das Höchste der Voll-
kommenheit in jeder Art und Gattung nach Ort und Zeit, nach
Zweck und Mitteln auszufinden, und auf jedes Verglichene unpar-
174 theiisch anzuwenden! Oder sollte die Kunst des Dichters nach dem
Subject betrachtet werden, wie viel Dieser vor Jenem glückliche
Gaben der Natur, eine günstigere Lage der Umstände, mehreren
Fleiß in Nutzung dessen, was vor ihm gewesen war, und um ihn
lag, ein edleres Ziel, einen weiseren Gebrauch seiner Kräfte dies
Ziel zu erreichen zu seinem Eigenthum machte; welch ein andres
Meer der Vergleichung! So manchen Maasstab der Dichter Einer
Nation oder verschiedener Völker man aufgestellt hat, so manche
vergebliche Arbeit hat man übernommen. Jeder schätzt und ordnet
sie nach seinen Lieblingsbegriffen, nach der Art, wie Er sie ken-
nen lernte, nach der Wirkung, die Der und Jener auf ihn machte.
Der gebildete Mensch trägt, wie sein Ideal der Vollkommenheit,

so auch seinen Maasstab diese zu erreichen in sich, den er nicht gern mit einem fremden vertauschet.

Keiner Nation dörfen wirs also verargen, wenn sie vor allen 175
andern ihre Dichter liebt und sie gegen fremde nicht hingeben möchte; sie sind ja ihre Dichter. In ihrer Sprache haben sie gedacht, im Kreise ihrer Gegenstände imaginirt; sie fühlten die Bedürfnisse der Nation, in welcher sie erzogen wurden, und kamen diesen zu Hülfe. Warum sollte die Nation also nicht auch mit ihnen fühlen, da Ein Band der Sprache, Gedanken, Bedürfnisse und Empfindungen sie vest an einander knüpfet.

Italiäner, Franzosen und Engländer schätzen ihre Dichter, oft mit ungerechter Verachtung andrer Völker partheiisch hoch; der einzige Deutsche hat sich verführen lassen, das Verdienst fremder Völker, insonderheit der Engländer und Franzosen, unmäßig zu übertreiben und darüber sich selbst zu vernachläßigen. Zwar einem 176
Young, (denn von Shakespeare, Milton, Thomson, Fielding, Goldsmith, Sterne ist hier nicht die Rede) gönne ich seine vielleicht etwas überspannte Verehrung bei uns gern, da er durch Eberts Uebersetzung eingeführt ward; eine Uebersetzung, die nicht nur alles Verdienst eines Originals hat, sondern auch die Uebertreibungen ihres Englischen Originals durch den Bau einer harmonischen Prose und durch die reichen moralischen Anmerkungen aus andern Nationen gleichsam zurecht füget und mildert. Sonst aber wird es den Deutschen immer den Vorwurf einer unentschlossenen Lauigkeit zuziehn, daß die reinsten Dichter ihrer Sprache in Schulen und bei Erziehung der Jugend überhaupt so vergessen und hintangesetzt werden, wie keine benachbarte Nation es thut.
Wodurch soll sich unser Geschmack, unsre Schreibart bilden? wodurch 177
unsre Sprache bestimmen und regeln, als durch die besten Schriftsteller unsrer Nation? Ja wodurch sollen wir Patriotismus und Liebe zu unserm Vaterlande erlangen, als durch seine Sprache, durch die vortreflichsten Gedanken und Empfindungen, die in ihr ausgedrückt, die wie ein Schatz in sie gelegt sind. Gewiß irrten wir nicht nach einem Jahrtausend, in dem unsre Sprache geschrieben

ist, in manchen Wortfügungen noch jetzt zweifelnd umher, wenn wir von Jugend auf unsre besten Schriftsteller kennten und sie uns zu Führern wählten.

Indessen soll keine Liebe zu unsrer Nation uns hindern,
allenthalben das Gute zu erkennen, das nur im großen Gange
der Zeiten und Völker fortschreitend bewirkt werden konnte.
178 Jener Sultan freuete sich über die vielen Religionen, die in sei-
nem Reich, jede auf ihre Weise Gott verehrten; es kam ihm wie
eine schöne, bunte Aue vor, auf der mancherlei Blumen blühten.
So ists mit der Poesie der Völker und Zeiten auf unserm Erd-
runde; in jeder Zeit und Sprache war sie der Inbegriff der Fehler
und Vollkommenheiten einer Nation, ein Spiegel ihrer Gesinnungen,
der Ausdruck des Höchsten, nach welchem sie strebte (oratio sen-
sitiva animi perfecta.) Diese Gemählde, (minder und mehr voll-
kommene, wahre und falsche Ideale) gegen einander zu stellen, giebt
ein lehrreiches Vergnügen. In dieser Galerie verschiedner Denk-
arten, Anstrebungen und Wünsche lernen wir Zeiten und Natio-
nen gewiß tiefer kennen als auf dem täuschenden Trostlosen Wege
179 ihrer politischen und Kriegsgeschichte. In dieser sehen wir selten
mehr von einem Volke, als wie es sich regieren und tödten ließ;
in jener lernen wir, wie es dachte, was es wünschte und wollte,
wie es sich erfreute, und von seinen Lehrern oder von seinen Nei-
gungen geführt ward. Freilich aber mangeln uns noch viel Hülfs-
mittel zu dieser Uebersicht in die Seelen der Völker. Griechen und
Römer beiseite gesetzt, hangen über dem Mittelalter, aus welchem
bei uns Europäern doch Alles hervorging, noch dunkle Wolken.
Meinhards schwacher Versuch über die Italiänischen Dich-
ter ist nicht einmal bis auf Taßo fortgesetzt, geschweige Etwas
ähnliches bei andern Nationen ausgeführt worden. Ein Versuch
über die Spanischen Dichter ist mit dem gelehrten Kenner die-
ser Literatur, dem Herausgeber des Velasquez, Diez, gestorben.

180 Auf drei Wegen kann man sich eine Uebersicht dieses Blu-
men- und Fruchtreichen Feldes menschlicher Gedanken verschaffen,
und jeder ist betreten worden.

Eschenburgs beliebte Beispielsammlung wählet, seiner Theorie gemäß, den Weg der Gattungen und Arten; für Jünglinge ein lehrreicher Weg bei einem geschickten Führer: denn oft kann ihn Ein Name, der sehr verschiedene Dinge bezeichnet, ganz irre leiten. Homers, Virgils, Ariosts, Miltons, Klopstocks Werke tragen Einen Namen der Epopee, und sind doch selbst nach dem Kunstbegriff, der in den Werken liegt, geschweige nach dem Geist, der sie beseelet, ganz verschiedene Productionen. Sophokles, Corneille und Shakespeare haben als Trauerspieldichter nur den Namen gemein; der Genius ihrer Darstellungen ist ganz ver- 181
schieden. So bei allen Gattungen der Dichtkunst, bis zum Epigramm hinunter. —

Andre haben die Dichter nach Empfindungen geordnet, da denn insonderheit Schiller*) viel Feines und Vortrefliches gesagt hat. Allein, wie sehr laufen die Empfindungen in einander! welcher Dichter bleibt Einer Empfindungsart dergestalt treu, daß sie seinen Charakter, zumal in verschiednen Werken bezeichnen könnte? Oft rühret er ein Saitenspiel von vielen, ja von allen Tönen, die sich eben durch Disharmonieen heben. Die Welt der Empfindungen ist ein Geister- oft ein Atomenreich; nur die Hand des Schöpfers vermag daraus Gestalten zu ordnen.

Die Dritte, wenn ich so sagen darf, Naturmethode ist, jede 182
Blume an ihrem Ort zu lassen, und dort ganz wie sie ist, nach Zeit und Art, von der Wurzel bis zur Krone zu betrachten. Das demüthigste Genie hasset Rangordnung und Vergleichung. Es will lieber der Erste im Dorf seyn, als der Zweite nach Cäsar. Flechte, Moos, Farrenkraut und die reichste Gewürzblume; jedes blühet an seiner Stelle in Gottes Ordnung.

Man hat die Dichtkunst subjectiv und objectiv, nach den Gegenständen, die sie schildert, und nach den Empfindungen, mit denen sie Gegenstände darstellt, geordnet; ein wahrhafter und nützlicher Gesichtspunkt, der auch zu Charakterisirung einzelner Dichter

---

*) S. die Horen, November December 1795. Januar 1796.

z. B. Homers und Oßians, Thomsons und Kleists u. a. der
183 rechte scheinet. Homer nämlich erzählt die Geschichten seiner Vor-
welt ohne merkliche besondre Theilnehmung; Oßian singet sie aus
seinem verwundeten Herzen, aus seiner traurig-fröhlichen Erin-
nerung. Thomson schildert Jahrszeiten, wie die Natur sie giebt;
Kleist singet seinen Frühling, mit oft einbrechenden Gedanken an
sich und seine Freunde als eine Rhapsodie von Ansichten mit
Empfindung beseelet. Indessen auch dieser Unterschied bezeichnet
Dichter und Zeiten der Dichtkunst sehr leise: denn auch Homer
nimmt Theil an seinen Gegenständen, als Grieche, als Erzähler,
wie in den mittleren Zeiten die Balladensänger und Fabliers, wie
in neueren Zeiten Ariost und Spenser, Cervantes und Wie-
land. Ein Mehreres zu thun wäre außer seinem Beruf gewesen
und hätte seine Erzählung gestöret. In Anordnung und Bezeich-
184 nung seiner Gestalten aber singt auch Homer auf die höchste
Weise menschlich; wo es uns nicht also scheinet, liegt der Unter-
schied an der Denkart der Zeiten und ist sehr erklärbar. Ich getraue
mich, in den Griechen jede reine menschliche Gesinnung, vielleicht
im schönsten Maas und Ausdruck, aufzufinden; nur alles an Ort
und Stelle. Aristoteles Poëtik hat Fabel, Charaktere, Lei-
denschaften, Gesinnungen unübertreflich geordnet.

Zu allen Zeiten war der Mensch derselbe; nur er äußerte
sich jedesmal nach der Verfassung, in der er lebte. Sehr mannich-
faltig ist die Poesie der Griechen und Römer! in ihren Wünschen
und Klagen, in ihren Beschreibungen voll Lust und Freude. So
die Poesie der Mönche, der Araber, der Neueren. Den großen
185 Unterschied, der zwischen dem Morgen- und Abendlande, zwischen
Griechen und uns eintrat, hat keine neue Kategorie, sondern die Ver-
mischung der Völker, der Religionen und Sprachen, endlich der Fort-
gang der Sitten, der Erfindungen, der Känntniße und Erfahrungen,
bewirket; ein Unterschied, der schwerlich mit Einem Wort auszu-
drücken seyn möchte. Wenn ich bei einigen Neuern das Wort Dichter
aus Reflexion gebrauchte, so war auch dies unvollkommen: denn
ein Dichter aus bloßer Reflexion ist eigentlich kein Dichter.

Der Poesie Grund und Boden ist Einbildungskraft und Gemüth, das Land der Seelen. Ein Ideal der Glückseligkeit, der Schönheit und Würde, das in deinem Herzen schlummert, wecket sie auf durch Worte und Charaktere; sie ist der Sprache, der Sinne und des Gemüths vollkommenster Ausdruck. Kein Dichter kann dem 186
Gesetz entgehen, das in ihr liegt; er zeigt, was er hat und nicht habe.

Auch kann man in ihr Ohr und Auge nicht sondern. Die Poesie ist keine bloße Malerei oder Statuistik, die Gemählde wie sie sind, ohne Absicht darstellen könnte; sie ist Rede und hat Absicht. Auf den innern Sinn wirket sie, nicht auf das äußere Künstlerauge; und zu jenem innern Sinn gehört bei einem gebildeten oder zu bildenden Menschen Gemüth, moralische Natur, mithin bei dem Dichter vernünftige und humane Absicht. Die Rede hat etwas Unendliches in sich; sie macht tiefe Eindrücke, die ja eben die Poesie durch ihre harmonische Kunst verstärket. Nie kann also der Dichter blos ein Mahler seyn wollen. Er ist Künstler vermöge der eindringenden Rede, die das Object, 187
das sie mahlt, oder darstellt, auf einen geistigen, moralischen, gleichsam unendlichen Grund, ins Gemüth, in die Seele mahlet.

Sollte also nicht auch bei dieser, wie bei allen Reihen fortgesetzter Naturwirkungen ein Fortgang unumgänglich seyn? Ich zweifle daran, (den Fortgang recht verstanden,) gar nicht. In Sprache und Sitten werden Wir nie Griechen und Römer werden; wir wollen es auch nicht seyn. Ob aber der Geist der Poesie durch alle Schwingungen und Eccentricitäten, in denen er sich bisher Nationen und Zeitenweise periodisch bemühet hat, nicht dahin strebe, immer mehr und mehr, so wie jede Grobheit des Gefühls, so auch jeden falschen Schmuck abzuwerfen und den Mittelpunkt aller menschlichen Bemühungen zu suchen, nämlich die echte, ganze, mora- 188
lische Natur des Menschen, Philosophie des Lebens? dieses wird mir durch Vergleichung der Zeiten sehr glaubhaft. Auch in Zeiten des größesten Ungeschmacks können wir uns nach der großen Regel der Natur sagen: tendimus in Arcadiam, tendimus! Nach dem Lande der Einfalt, der Wahrheit und Sitten geht unser Weg.

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Neunte Sammlung.

Riga, 1797.

bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt

der neunten Sammlung.

1) Fehlt in A; vgl. unten die Anmerkung zu dem Texte des Briefes. (S.)

(5) **108.**

In den Fragmenten über die Poesie der neueren Völker, als einer Fördrerin der Humanität,*) fanden unsre Freunde manches bedenklich. A. glaubte, daß seiner Lieblingsnation, den Franzosen, B. daß seinem begünstigten Volk, den Britten, im
6 Anschlage ihres Verdienstes nicht Gnüge geschehen sey. C. meinte, daß die Poesie der Trobadoren sich anders woher leite, und daß man auch dem Reim nicht gnug Gerechtigkeit wiederfahren lassen; er sei wirklich ein Zuwachs des Wohlklanges und der Schönheit. D. E. F. sind der Meinung, daß die Verdienste unsres Vaterlandes gegen andre Völker viel zu hoch gesetzt seyn und daß ein unverdientes Lob dieser Art nur den Bettel- und Bauernstolz unsrer Landsleute nähre. Sie hätten, meinte F., bei der ungeheuren Gutmüthigkeit, die Sie den Deutschen als einen Grundzug ihres Charakters zuschreiben, auch die ihnen angebohrne Lust zu dienen, gefällige Sklaven, und mit ganzer Gutmüthigkeit freudige Werkzeuge der Gewaltthätigkeit, des Uebermuths zu seyn, nicht vergessen sollen. Da er Europa durchreiset hat, so führt er ein langes
7 Register der Ehrennamen an, die alle civilisirte und uncivilisirte Nationen, nah und fern, Italiäner, Spanier, Franken, Britten, Dänen, Schweden, selbst Russen, Wenden, Liwen, Esthen und Pohlen den Deutschen geben. Worüber ganz Europa einig sei, meint er, müsse doch wohl etwas Wahres in sich enthalten. Geschichte, Sprüchwörter, selbst der Staatskalender zu Peking standen ihm dabei zu Hülfe, in welchem letzten die Deutschen als ein Volk charakterisirt

*) S. Briefe zu Beförderung der Humanität. Th. 7. 8.

seyn sollen, das in aller Völker Diensten ist, und zwischen zwei Federbetten schläft. — G. wunderte sich, warum Sie die Politik von der Poesie ausgeschlossen haben wollten, da dem was die Menschen humanisire, jedes Feld offen, jede Materie zu Gebot stehen müsse. H. begrif nicht recht, wohin Sie für die Poesie mit Ihrer Einfalt und Wahrheit wollten, so daß es noch lebendige, 8
abwechselnd-reiche Poesie bliebe? Und J. fragte, woher unsern Dichtern diese Einfalt und Wahrheit kommen solle? Antworten Sie ihren Freunden.

---

109. 9

Kein Vorwurf ist drückender als der, fremden Nationen Unrecht gethan zu haben; zumal wenn sie in Werken des Geistes unsre Wohlthäterinnen waren; er muß also zuerst abgewälzt seyn.

Daß es schwer sey, eine Nation in einem so vielumfassenden, feinen und vielseitigen Geschäft als das Humanisiren durch Sprache und Werke des Geschmacks ist, mittelst einiger Worte zu charakterisiren, haben Fragmente und Briefe gern und oft gestanden. 10
Eher könnte man alle Gestalten Proteus in Ein Wort, alle Verwandlungen Ovids in Ein Bild fassen, als mit ein paar Worten den Geist der verschiedensten Völker, wie er sich Jahrhunderte hinab erwiesen, darstellend zu zeichnen. In dieser Verlegenheit zeichnet man eine Außenlinie von innen mit wenigen Zügen, und überläßt es dem Gemüth des Anschauenden, dieses Sbozzo zu ergänzen. Die Geschichte des Volks, seine Geistesproducte müssen ihm bekannt seyn; sonst war für ihn der Umriß vergebens gezeichnet.

Was man bei solchen Charakterzeichnungen nicht angiebt, läugnet man deßhalb noch nicht. Vielleicht ward es vorausgesetzt, vielleicht folgets; nur als der erste hervorspringende Charakterzug konnte es nicht angeführt werden, weil es dieser — nicht war. 11

Wenn z. B. der Französischen Nation eine vorzügliche Aus-
bildung ihrer Sprache zur Klarheit, zur Präcision, zur
Politesse, als ein Lob angerechnet wird; sollte damit gesagt
seyn, mit dieser hellen, präcisen, politen Sprache könne sie
nicht rühren? In eines jeden großen Schriftstellers Händen ist
die Sprache ein eigenes Ding: er braucht und formt sie nach
seinem Gefallen; sein Charakter, sein Geist, sein Herz belebt sie.
Montaigne's und Roußeau's, Paskal und Diderots, Vol-
taire und Fenelons Schreibart ist dem Charakter nach gewiß
nicht dieselbe; und doch schrieben sie in der, auch zu Corneille
und Boßvets Pracht, zu des Racine empfindlichen Zartheit, zu
12 Fontenelle's witzigen Nettigkeit ausgearbeiteten Sprache. Kann
man der Rede überhaupt ein größeres Lob beilegen, als daß sie
sich der Klarheit und Präcision, der Gewandtheit und Artigkeit
befleißiget? In einer solchen Sprache wird sich Alles ausdrücken
lassen. Wie sie zu unserm Verstande spricht, wird sie auch zu
unserm Herzen zu sprechen wissen und dies, als wäre es der Ver-
stand, sanft überreden, verständig rühren.

Als aus der alten Romanischen Sprache die Französische sich
mit ihren Schwestern, der Italiänischen, Castilianischen, Galli-
cischen u. s. bildete, zeigte sich bald ihr Charakter. Nach dem Ver-
fall des Römischen Reichs, unter den Königen des ersten und
zweiten Stammes war sie jenen ihren Schwestern noch sehr ähn-
lich; allmälich aber legte sie die Fesseln, selbst der Harmonie, des
13 Italiänisch-Castilianischen Wohllauts ab, wo er ihr eine schwere
Rüstung dünkte; sie warf Buchstaben, Sylben, ganze Worte hin-
weg, und flog leicht in die Lüfte. Man erzählte, sang, sprach,
lachte, gesticulirte. Als die Scholastik aufkam, disputirte man; die
Abstractionen des lateinischen Schulgeistes gingen in die verwandte
Sprache des Landes und Volks unvermerkt über. Einer Sprache,
die Zweideutigkeiten unabläßig ausgesetzt ist, mußte man, als sie
sich regelte, durch eine desto genauere Construction und Wortord-
nung helfen. Keinem Volk wäre dies eingefallen, dem nicht schon
eine Art sprechender Vernunft zur Regel geworden war; und

so wurde die Französische Sprache was sie ist, eine an leichten
Abstractionen reiche Sprache, die sich durch Ordnung, durch Wen-
dungen helfen mußte, und zur Ehre des Geistes der Nation tau-
sendfach geschickt aushalf. Welch einen bedächtigern Gang nahmen 14
die Italiänische, Spanische, und welchen schwereren die Deutsche
Sprache! Man entnimmt einer Nation nichts, wenn man ihr das
Eigenthümliche ihrer Ausbildung zum Ruhme anrechnet.

Dahin gehört auch, daß sie gern repräsentire. „Was
heißt hier repräsentiren?“ fragt unser Freund. Ich antworte:
aus sich selbst etwas machen, sich werth halten und ein natür-
liches Bestreben äußern, daß auch der andre unsern Werth
anerkenne; mit Einem Wort, sich ihm vorstellen, vorspie-
geln. Wenn diese Selbstschätzung auf etwas Wahres und Gutes
geht, ist sie nicht verwerflich; mancher andern Nation möchte man
wünschen, daß sie sich selbst mehr anerkennt und ehre. Auch die
Tendenz, in andrer Augen zu seyn, was man gern seyn möchte, 15
ist aufmunternd, ein Sporn zu vielem auszeichnend-Guten und
Edeln. Nenne mans Eitelkeit, Selbstliebe; diese Eitelkeit, die uns
mit andern bindet, sie zum Spiegel unsrer Vorzüge macht, ist,
ohne Aufdringlichkeit und Arroganz, ein sehr verzeihlicher Fehler.
Wer kann es läugnen, daß die Französische Nation, so oft sie
konnte, der Welt ein Schauspiel gab, daß sie immer gern die
zündende Lunte vortrug, und aufregte? War sie es nicht, die
unter Karl dem großen die alte Römermacht in gothischer Form
zurückbringen wollte und auf kurze Zeit wirklich zurückbrachte?
War sie es nicht, die mit ihrem Rittergeist ganz Europa zum hei-
ligen Grabe trieb? Französische Familien waren es, die zu Jeru-
salem und eine Zeitlang in Constantinopel herrschten. Ein Fran-
zösischer König war es, der siebenzig Jahre lang Rom nach Avignon 16
verlegte und durch diesen Zug im Schachspiel die Päbste zu seinen
folgsamen Dienern machte. Nach Frankreich wanderten Jahrhun-
derte lang Edle und Fürsten, um dort die Rittersitte, das Hof-
cerimoniel, die leichteste und beste Lebensart zu lernen, bis endlich
von Paris und Versailles aus der Französische Ton, die Fran-

zösische Sprache als Mode sich über die Welt ausgoß. Sein Kleinstes hat Frankreich bemerkbar zu machen gesucht; in allen Staatsveränderungen und Unterhandlungen hatte lange es die Hand und trat gern hervor zu sagen: „sehet, daß ich dabin! und wie ichs treibe.“ Hieße dieß nicht repräsentiren? Der Ton der guten Erziehung, des Unterschiedes der Stände, der anständigen Lebens-
17 art, des höflichen Ausdrucks, der ganze Charakter der Französischen Sprache, ist eine Art Repräsentation. Selbst wenn der Franzose mit Gott spricht; er repräsentiret.

Aber auch diese Eigenheit ist kein Vorwurf. Denn bei dem Scheinen kann man ja auch seyn, beim Repräsentiren auch leisten. Außer den Griechen ist mir kein Volk der Geschichte bekannt, das beide Eigenschaften so leicht zu verbinden, so unvermerkt zu verschmelzen wußte, als dieses. Das Sprüchwort sagt: der Franzose scheint oft klüger, als er ist, der Spanier ist oft klüger als er scheinet.

Mit dem Wort Repräsentation auf dem Theater, in Gesellschaften, bei Aufzügen, Feierlichkeiten sollte gar nichts Nachtheiliges gesagt seyn. Einmal sind die Helden des Corneille und Racine keine Römische Helden; das Französische Theater sollte kein Griechisches,
18 sondern ein Französisches Theater seyn; wer hätte etwas dagegen? Die Nation war über die Regeln des Geschmacks, der guten Lebensart, des Ausdrucks der Empfindungen mit sich selbst übereingekommen; welcher Ausländer hätte Recht, dies zu tadeln? Er dörfte ja nicht hingehen, um jene Repräsentation des Hofes, der Akademieen, des Theaters, der Oper, der Parlemente, der Lustschlösser und Gärten zu bewundern. An ihnen, auch in ihren Fehlern, zu lernen blieb ihm ein weites Feld.

Eben nun in dies Feld lockt die allgemeine Charakteristik der Völker. Daß jede Nation zu ihrer Zeit, auf ihrer Stelle nur das war, was sie seyn konnte; das wissen wir alle, damit aber wissen wir noch wenig. Was jede in Vergleich der andern war, wie sie auf einander wirkten und fehlwirkten,
19 einander nutzten oder schadeten, aus welchen Zügen nach und

nach das Bild zusammengeflossen sei, das wir als die Tendenz unsres gesammten Geschechts, als die höchste Blüthe der Schönheit, Wahrheit und Güte unsrer Natur verehren, das ist die Frage.

---

110. 20

Da wendet sich nun freilich das Blatt. Germanus fragt nicht, was Nachbar Gallus ihm dem Gallus, sondern ihm dem Germanus gewesen sei, seyn könne und seyn dörfe? Und hierüber giebt die Geschichte klare Auskunft.

Die alten Gallier und Germanen wollen wir ruhen lassen.
Sie waren gegen einander bald Freunde, bald Feinde, die Ger-
manen das rohere Volk, beide aber nicht von Einerley Stammes- 21
art, Sprache, Sitten und Gebräuchen. Von Karl dem großen
fängt die unglückliche Vereinigung an, die Deutschland Leides
genug gebracht hat, ob Karl gleich selbst ein Frank und Deut-
scher war und in bester Absicht seine Anstalten machte. Ihm sind
wir die dreissigjährigen blutigen Kriege und Verheerungen des
damaligen Sachsenlandes, ihm die Unterjochung Deutschlands bis
über die Elbe zur Ungrischen Grenze hin, ihm die erste Zerstörung
der alten germanischen Verfassung, die den Römern nie hatte
gelingen wollen, die Einführung des Römisch-Gallischen Christen-
thums, ihm und seinen Nachkommen die Pflanzung so vieler
Bischöfssitze, Domkapitel und Abteien längs dem Rhein und der
Donau, ihm und ihnen die Sündfluth von Uebeln schuldig, unter
denen Germanien endlich zum stehenden und abgestandenen, ver- 22
wachsenen Teich ward. Die kurze Verbindung Germaniens mit
der Fränkischen Monarchie hat Deutschland in ein Labyrinth gezogen,
aus welchem es der Lauf tausend folgender Jahre nicht hat erret-
ten mögen. Sobald beide Reiche getrennt wurden, suchte Frank-
reich sich zu consolidiren; Deutschland blieb von außen und innen
im ewigen Streit mit einer furchtbaren, der geistlichen Macht, die

es im Namen der Christenheit in Schranken halten sollte, wenn
es darüber auch selbst zu Grunde ginge und sich ganz und gar
vergäße. Dies Amt hatte ihm das gallische Christenthum, die
Fränkische Monarchie aufgebürdet; ein Deutscher Kopf hätte schwer-
lich nach solchem gefährlichen Diadem gestrebet.

An den Ritter- und Kreuzzügen, die Frankreich ausbrachte,
23 hat kein Land so viel Theil und so viel Schaden genommen, als
Deutschland. Jene Cultur, die man Blüthe des Rittergeistes nennt,
ließ sich durch Kreuzzüge nicht erringen, wenn der Saame dazu
nicht in den Menschen selbst vorhanden war; leider aber haben der
Französische und Deutsche Ritter sich immer wesentlich unterschieden.
Was in dem Einem Lande zur Verfeinerung der Sitten, zur Ver-
edlung gereichte, ging in dem andern auf Plünderung und Unter-
drückung, zuletzt aufs rohe Faustrecht hinaus. Um Französische
Ritter auf den Thronen Palästina's aufrecht zu erhalten, zogen
Deutsche Kaiser mit gewaltigen Heeren gerade in einem Zeitalter
aus, da ihre Anwesenheit in Deutschland am nöthigsten war; denn
nachdem andre Länder in ihrer inneren Verfassung und Conso-
24 lidation stark vorgeschritten waren, sollte eben die Zeit der Schwä-
bischen Kaiser für Deutschland entscheiden. Sie entschied so, daß
nach dem Tode des letzten Kreuzziehenden Kaisers Friedrich II. das
Deutsche Reich drei und zwanzig Jahre lang öffentlich ausgeboten
ward, und fast niemand eine so drückende Krone annehmen wollte.

Wie oft zog auch in den folgenden Zeiten Frankreichs trügen-
der Glanz die Deutschen an sich, um sie angenehm zu vergolden!
Wer will uns eine Geschichte der Fürsten, Prinzen, Grafen und
Ritter geben, die Jahrhunderte hinab in Frankreich Bildung, Fort-
kommen, Ehre suchten, und getäuscht zurückkamen?*) Die Univer-

*) „Die den Deutschen ohnehin seit langer Zeit eigene Nachahmungs-
sucht erhielt ungemeine Nahrung durch das immer mehr zur Gewohnheit
25 werdende Reisen. Man wird kaum die Lebensbeschreibung eines etwas bedeu-
tenden Mannes vom Adel der damaligen Zeiten finden, wo nicht seiner
gethanen Reisen Erwähnung geschähe. Fremde Sprachen, Sitten und Moden
waren dasjenige, woraus ihre Landesleute nach der Heimkunft schließen

sität zu Paris, zu der man eben so gewaltig hinströmte, hat in 25
Vielem eben also die Welt getäuschet.

Als endlich die Sonne des Französischen Hofes in ihrem
Mittage strahlte, als die Sprache, die Sitten, die Verhandlungen 26
desselben fast allenthalben in Europa den Ton angeben wollten;
wer ist, insonderheit seit dem Westphälischen Frieden, dadurch mehr zu kurz gekommen, als Deutschland? Jeder kleine Hof sollte ein Versailles, jede adliche Gesellschaft ein Cirkel Französischer Ducs et Marquis, Princesses et Comtesses werden. In Erziehung, Sitten, Sprache, Lebenszweck und Lebensführung trenneten sich die Stände. Was diese über ein Jahrhundert fortdaurende Französische Propaganda und Propagata den Deutschen für Unheil gebohren, davon soll ein andrer Brief reden. Beschämt und verwirrt lege ich die Feder nieder; spreche darüber ein Franzose selbst:

Premontval gegen die Gallicomanie, 27
und
den falsch-französischen Geschmack.*)

— „Die Gallicomanie oder der falsch-französische Geschmack, worauf hat er sich nicht heut zu Tage fast durch ganz Europa verbreitet? Sitten, Gebräuche, Moden, Kleider, Manieren, Fantasieen, Capricen; in alle diesem, wie viel ungeschickte Affen, wie viel schlechte Copien, von leidlichen Originalen giebts nicht allenthalben! Man hat nicht ohne Grund gesagt, daß der Franzose meistens nur lächerlich sey, indeß der Fremde, der ihn in seinem Lächerlichen nachahmt, aufs äußerste widrig und abgeschmackt werde.

---

sollten, was sie für einen Mann vor sich hätten. Selbst die vielen vom Adel sowohl als dem Volk, die wegen der Kriegsdienste so häufig nach Frankreich und den Niederlanden zogen, brachten meistens anstatt des fremden Geldes, das sie zu erhaschen geglaubt, nichts zurück als fremde Moden und Grimassen. Dadurch ward der Abstand von den vorigen Sitten in kurzer Zeit so groß, daß mehrere Deutsche Fürsten selbst in ihren Testamenten ihre Söhne vor fremder Pracht warnten. Schmidts Geschichte der Deutschen, Th. 9. S. 129.

*) Gelesen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1759.

Wollte ich diese Wahrheit verfolgen und die zahllosen Porträte zeichnen, die
28 sie sehr sinnlich machen, welch ein weites Feld läge vor mir! Ich will mich
aber nur an die Französische Sprache und Literatur halten.

1. Woher der Französische Geschmack in Deutschland?

„Unter allen Europäischen Nationen ists ohne Widerrede die Deutsche
Nation, die sich am meisten bestrebt, unsern Geschmack nachzuahmen; bei ihr
hat sich unsre Sprache am allgemeinsten verbreitet. Und das aus verschie-
denen Ursachen. Die erste ist ihr gemeinschaftlicher Ursprung. Beide Natio-
nen können sich als Schwestern ansehen, oder die Deutsche kann sogar mit
einigem Wohlgefallen die Französische als eine Tochter betrachten, die ihr
oft Ehre gemacht hat. Die zweite Ursache ist die nahe Nachbarschaft beider
Nationen. Keine unersteiglichen Berge, kein Gefahrvolles Meer trennet sie,
29 sondern ein bloßer Strom, mit Städten besetzt, in welchen man zum Theil
schon beide Sprachen redet. Auch giebt es drittens keine Rivalität und
Eifersucht zwischen beiden Völkern. Nie haben sie so lange, grausame, und
große Angelegenheiten betreffende Kriege gegen einander geführt, als z. B.
Frankreich mit England und Spanien. Dazu kommt viertens, daß unsre
Armeen, entweder als Freunde oder als Feinde zu verschiednen Zeiten in
alle Theile von Deutschland gedrungen sind und die Völker mit unsern
Gebräuchen und mit unsrer Sprache bekannt gemacht haben. Auch findet
die Deutsche Nation Geschmack am Reisen und reiset gewöhnlich zuerst nach
Frankreich. Fünftens hat die Auswanderung der refugiés unsere Bürger,
unsre Manufacturen, unsre Künste, unsern Geschmack, unsre Gebräuche,
unsre Sprache nirgend so leicht verbreitet, nirgend so viel und so zahlreiche
Colonieen gestiftet, als in Deutschland.

„Darf ich noch hinzusetzen, daß die große Anzahl von Höfen und
30 Souverains, die den Deutschen Staatskörper theilen, auch Eine der Ursachen
gewesen, die zu Verbreitung des Französischen Geschmacks in Deutschland
mächtig gewirket? Nichts ist gewisser, als dieses."

„In Deutschland giebts große und kleine Höfe, diese in einer großen
Anzahl, von jenen acht oder neun. Beide haben hiebei auf verschiedene Art
mitgewirket. Die kleinen Souverains, Prinzen, Grafen, Barons, setzen eine
Ehre darinn, wie Personen von niederm Range zu reisen, ja mehr als diese
gereiset zu seyn. Fast alle gehen nach Frankreich, fast alle bringen ganze
Jahre zu Paris oder am Hofe zu, mit einem ansehnlichen Gefolge. Wer-
den sie nicht ihren dort angenommenen Geschmack in ihre Residenzen, d. i.
in hundert und hundert Orte in Deutschland mitnehmen? Diesen theilen
sie sodann zuerst ihren kleinen Höfen und Unterthanen durch den Einfluß
mit, den jeder Souverain, groß oder klein, über die Geister derer hat, die

in seiner Dependenz sind. Von da aus verbreitet sich dieser Geschmack mit 31
Hülfe des Triebes, den alle Menschen zur Nachahmung haben, allmälich weiter. Das alles wäre nicht so, wenn diese kleine Souverains nur reiche Hofleute (grands Seigneurs) wären, die nach ihrer Rückkunft aus Frankreich sich in einer Hauptstadt, wie Madrid, London u. s. sich in einer Menge verlören. An einem Hofe, wo ein Einzelner für seine Person wenig bedeutet, im Ganzen aber ein festgesetzter, bestimmter Ton und Charakter herrschet, wird ein Englischer Lord, ein Spanischer Grand den Firniß, den er nachahmend auf Reisen an sich gezogen hatte, bald wegthun, und zwar aus eben demselben Pricipium der Nachahmung. Er wird sich mit andern, die ihn umgeben, in Unison setzen, oder wenigstens wird sein Restchen fremder Farbe keinen großen Einfluß haben. — Glückes gnug, wenn man ihn nicht lächerlich findet."

2. Folgen der Gallicomanie in Deutschland. 32

— „Der erste Misbrauch, der aus diesem verbreiteten Französischen Geschmack entspringt, ist daß man seine eigne Sprache vernachläßigt; (woran man gewiß Unrecht hat; ich kann es nicht gnug wiederholen!) ein schreiender Misbrauch. Mit einem Wort, es geht so weit, daß eine ungeheure Menge von Personen sich piquirt, nur französisch zu lesen, und daß sie es endlich so weit bringen, ihre eigne Schriftsteller nicht mehr verstehen zu können. Ich habe, ja ich habe Deutsche gekannt, Leute von Geist und Verdienst, die das beste, das wir in unsrer Sprache prosaisch und poetisch haben, mit Nutzen lasen, und gestanden, daß sie die Dichter ihrer eignen Sprache durchaus nicht verstünden, so gar behaupteten, daß die Schuld hiebei an den Dichtern, nicht an ihnen selbst liege. Ich mußte ihnen zeigen, daß an ihrer
Seite die Schuld sei, da ihnen alle Uebung und Bekanntschaft mit einer 33
Sprache fehle, die sich über die gemeine Volkssprache nur etwas erhebet. Sie verwunderten sich, wenn ich ihnen versicherte, daß mich diese Sprache nicht abschreckte, daß sie mir vielmehr leichter würde, als die platte, schwatzhafte Prose der Zeitungsschreiber. Diese völlige Unbekanntschaft mit den Dichtern ihrer eignen Nation ist in Deutschland der Fall bei so vielen Personen, daß es ein wahres Wunder ist, daß man in diesem Lande dennoch die Musen cultiviret. Sehr wenige Deutsche also wissen ihre Sprache (außer einem gewissen Geschwätz des täglichen gemeinen Lebens) denn man weiß eine Sprache nicht, deren Dichter man nicht verstehet. Und da der ausschweifende Geschmack an der Französischen Litteratur daran Schuld ist, so wundert mich der Verdruß und Unwille nicht, mit dem ihm mehrere Gelehrte Deutschlands begegnen."

„Ein andrer nicht weniger empfindlicher Misbrauch, der die Deut-
schen von Einsicht aufbringt, ist die tolle Wut, jeden Augenblick Französische 34

Worte und Redarten im Deutschen anzubringen; eine Raserei, die auch die besitzt, die selbst kein Französisch wissen. Unsre Sprache, wer sollte es glauben? die Sprache eines Volks, das der Pedanterei so feind ist, ist zur andringlichsten, unausstehlichsten Pedanterei selbst bei der Deutschen Nation worden."

— „Alles dies ist b i s a r r und dient zu nichts Gutem. Beide Sprachen leiden dabei, selbst wenn man die Eine und die Andre Sprache vollkommen inne hat; meistens fährt Eine von beiden dabei sehr übel. Ein Jargon wird daraus, unwürdig jedes verständigen und vernünftigen Wesens! In Wahrheit, der Geschmack für die Französische Sprache hat der Deutschen Nation einen übeln Dienst gethan, und zum Unglück darf man kaum hoffen, einem so tief eingewurzelten Uebel abzuhelfen. Ich sage dies alles gegen meinen Privatvortheil: denn ich verstehe das Deutsche nur in Büchern.

35 Die beiden Misbräuche, deren äußerstes Uebermaas ich bemerkt habe, gereichen beiden Sprachen, der erste der Deutschen, der zweite der Deutschen und Französischen unendlich zum Schaden; sie sind aber nichts gegen einen d r i t t e n Nachtheil, der auf nichts geringeres ausgeht, als den Geist und Geschmack der Nation selbst im Grunde zu verderben. Und dies geschieht unfehlbar durch die Wahl einer üblen Lectur und durch den schlechten Gebrauch der besten Schriften. Glaube man doch nicht, daß diese übertriebnen Liebhaber der Französischen Sprache, die sie radebrechen, ihre wahre Schönheiten und die in ihr geschriebenen schätzbarsten Werke je gekannt haben? Sind sie dazu fähig? Guter Gott! Die Geistesgestalt, die ihnen die Schönheiten ihrer eignen Sprache so ganz und gar miskenntlich macht, daß sie sie vernachläßigen und auf die erbärmlichste Art verderben; diese Geistesbildung,
36 oder vielmehr diese für jede Sprache, für jede Literatur misgebildete Schiefheit und Unform, bringt zu unsern Schriftstellern eine Grundlage von Pedanterei, die ein wahrer Antipode von aller Delicatesse des wahren Französischen Geschmacks ist. Oder sie bringen einen Leichtsinn zu ihnen, der nur den Namen des schlechtesten, eines falschen Französischen Geschmacks verdienet. Wissen sie nur einmal, was es sei, gute Schriftsteller lesen? Wissen sie, daß es nicht zu viel ist, sie zehn, zwanzig, dreißig mal mit Geschmack, mit Fleiß und Anstrengung lesen, um sie zu verdauen, um ihren Inhalt in Blut und Saft zu verwandeln? Nichts weniger, als dieses. Eine einmalige flüchtige Lectur, und wessen? einer kleinen Zahl von Werken, die den meisten Ruf [haben], die man sich rühmen will gelesen zu haben; ein Zwanzig vielleicht, von denen ihnen nichts blieb, selbst die bekanntsten
37 Anspielungen nicht, die in der Gesellschaft oder in den Schriftstellern vorkommen*). Endlich nur neue Bücher, nur Zeitschriften!"

---

*) Viele große Liebhaber der Französischen Lecture wußten nicht, wer Cotin sei, und verwandelten ihn sehr gelehrt in Catin.

„In Frankreich unterscheidet man gute und schlechte Bücher; man tadelt den falschen Geschmack und seufzet über den Verfall der Wissenschaft, indeß in Deutschland die Verfechter der Französischen Literatur weit entfernt sind, so etwas auch nur zu vermuthen. Leute von Geschmack wissen es und schweigen, man schwimmt nicht gern gegen den Strom. Und ich, der ich es zuerst wage, welchen Widersprüchen und Tracaßerien setze ich mich aus! Welch eines Muths, welcher Geduld habe ich nöthig!"

„Woher kommts, daß in England der falsch-französische Geschmack die bösen Wirkungen nicht hervorgebracht hat, wie in Deutschland? Die Ursache
ist klar. Die Neigung für unsre Literatur und Sprache war da viel 38
gemäßigter. Der Nationalhaß erregte Mitbewerbung; man las nicht sinnlos, man starrte nicht bewundernd an, sondern eiferte nach und voran. Diese Eifersucht, so ungerecht sie manchmal war, hatte für die Nation eine gute Wirkung. Man ließ sich nicht unterjochen, am wenigsten so weit, daß man seine eigne Sprache aufgegeben, die Werke seiner Mitbürger verachtet und diese durch den Mangel an Aufmerksamkeit für ihre Bemühungen ganz muthlos gemacht hätte, wie man es in Deutschland gethan hat; und am Ende wozu gethan hat? Um eine fremde Sprache schlecht zu verstehen, sie noch schlechter zu sprechen und in ihr nichts als Thorheiten zu lesen. Schöner Gewinn dafür, daß man in seinem Lande ein doppelter Barbar wird! Lohnte dies der Mühe, sich mit unsrer Literatur zu überstopfen, gesetzt diese hätte auch tausendmal mehr Verdienst, als man ihr zugesteht, um solchen Preis?"

„Verhehlen kann man sichs also auch nicht, daß der Fortgang beider 39
Nationen, der Englischen und Deutschen, sich wie ihr verschiedenes Betragen verhalte. Hier entscheidet die That; ich will und kann nicht entscheiden. Daß die Englische Literatur die Deutsche an Verdienst übertreffe, erweiset sich augenscheinlich dadurch, daß man in Deutschland, wie in ganz Europa, Englische Werke sucht und lieset, da hingegen England sowohl als ganz Europa um Deutsche Werke sehr unbekümmert ist. Gegen diesen Beweis läßt sich nichts einwenden; die Deutsche Nation giebt hier ihre Stimme wider sich selbst. — Uebrigens bin ich weit entfernt zu glauben, daß es zwischen den Nationen wesentliche Verschiedenheit, unabhängig von ihrer Geistescultur gebe. Der Deutsche wird Delicatesse zeigen, wie der Franzose, Tiefsinn und Erhabenheit wie der Engländer, wenn er auf dem rechten Wege seyn wird; er ist aber noch nicht darauf. Und die Ursache davon
liegt, wie ich glaube, in seiner Leidenschaft nicht für die Französische allein, 40
sondern für jede Sprache, sobald sie nur nicht die seinige ist. Nur in dieser falschen und schiefen Neigung liegt es. Seine Sprache ist jedes Ausdrucks empfängig; warum bauet er sie nicht an, wie er sollte? Meinethalb lerne er auch Französisch; nur auf eine Art, die ihm Ehre bringe und nicht

gar lächerlich macht. Er halte sich in ihr an die unsterblichen Werke, die
den Ruhm Frankreichs ausmachen, und nähre sich in ihnen mit Geschmack.
Geistige wie körperliche Nahrung, wenn sie gedeihen soll, will gekostet,
genossen werden. Man muß zu ihr von einer Begierde, einem Hunger
getrieben werden, der nicht erkünstelt, nicht der Appetit einer verdorbenen
Gesundheit sei. Die Deutsche Nation, im Grund' eine Nation von vestem
und edeln Sinn; (ein vester Sinn aber haßt Frivolität, so wie ein edler
Sinn jedes Niederträchtigen Feind ist) um diesen lobenswürdigen Eigen-
41 schaften treu zu bleiben lasse der Deutsche fortan und immer sowohl jene
nichtswürdige falschschimmernde Französische Schöngeisterei, als jene unförm-
liche Plattheiten, deren vieljährige Geltung ihm gnugsam zeiget, in welchem
Irrthum er sei und mit welchem Uebel, von welchem er nicht die geringste
Ahnung hat, er behaftet gewesen." So weit Premontval.*)

42

111.

Eine viel tiefere Wunde hat uns die Gallicomanie (Fran-
zosen-Sucht müßte sie Deutsch heißen) geschlagen, als der gute
Premontval angiebt. An seinem Ort konnte er nicht mehr
sagen, und hatte gewiß schon zu viel gesaget.

Wenn Sprache das Organ unsrer Seelenkräfte, das
Mittel unsrer innersten Bildung und Erziehung ist: so
43 können wir nicht anders als in der Sprache unsres Volks und
Landes gut erzogen werden; eine sogenannte Französische Er-
ziehung, (wie man sie auch wirklich nannte) in Deutschland

---

*) Lange vor Premontval hatten Deutsche über diesen Misbrauch geklagt; eine Bibliothek von Beschwerden der Deutschen und Spöttereien der Ausländer wäre hierüber anzuführen. Piccart, ein eben so gescheiter als gelehrter Mann, (Observat. histor. politic. Dec. III. Cap. 10.) zeigt, wie anders Griechen und Römer über den Gebrauch fremder Sprachen in ihrem Vaterlande gedacht haben. Deßgleichen viele andre. Was half aber alles dieses? Gens peregrinandi avida et exterorum morum, dum se receperit domum, aut simulatrix aut retinens, sagt Barclai in seinem Icon animorum, (c. 5.) wo er die Deutschen seiner Zeit in mehreren Zügen treffend schildert. A. d. H.

muß Deutsche Gemüther nothwendig mißbilden und irre führen.
Mich dünkt, dieser Satz stehe so hell da, als die Sonne am
Mittage.

Von wem und für wen ward die Französische Sprache gebil-
det? Von Franzosen, für Franzosen. Sie druckt Begriffe und
Verhältnisse aus, die in ihrer Welt, im Lauf ihres Lebens lie-
gen; sie bezeichnet solche auf eine Weise, wie sie ihnen dort jede
Situation, der flüchtige Augenblick, und die ihnen eigne Stim-
mung der Seele in diesem Augenblick angiebt. Außer diesem
Kreise werden die Worte halb oder gar nicht verstanden, übel
angewandt, oder sind, wo die Gegenstände fehlen, gar nicht 44
anwendbar, mithin Nutzlos gelernet. Da nun in keiner Sprache
so sehr die Mode herrscht, als in der Französischen, da keine
Sprache so ganz das Bild der Veränderlichkeit, eines wechselnden
Farbenspiels in Sitten, Meinungen, Beziehungen ist, als sie; da
keine Sprache wie sie leichte Schatten bezeichnet und auf einem
Farbenclavier glänzender Lufterscheinungen und Stralenbrechungen
spielet; was ist sie zur Erziehung Deutscher Menschen in ihrem
Kreise? Nichts, oder ein Irrlicht. Sie läßt die Seele leer von
Begriffen, oder giebt ihr für die wahren und wesentlichen Beziehungen
unsres Vaterlandes falsche Ausdrücke, schiefe Bezeichnungen, fremde
Bilder und Affectationen. Aus ihrem Kreise gerückt, muß sie
solche, und wäre sie eine Engelssprache, geben. Also ist es gar
nicht vermessen zu sagen, daß sie unsrer Nation, in den Ständen, 45
wo sie die Erziehung leitete, oder vielmehr die ganze Erziehung
war, den Verstand verschoben, das Herz verödet, überhaupt aber
die Seele an dem Wesentlichsten leer gelassen hat, was dem Gemüth
Freude an seinem Geschlecht, an seiner Lage, an seinem Beruf
giebt; und sind dies nicht die süßesten Freuden? haben Sie je
den Cours einer Deutsch-Französischen Erziehung kennen gelernt?
Für Deutsche eine schöne Einöde und Wüste! —

Und doch bestehet der ganze Werth eines Menschen, seine
bürgerliche Nutzbarkeit, seine menschliche und bürgerliche Glück-
seligkeit darinn, daß er von Jugend auf den Kreis seiner

Welt, seine Geschäfte und Beziehungen, die Mittel und Zwecke
derselben, genau und aufs reinste kennen lerne, daß er über sie
46 im eigensten Sinn gesunde Begriffe, herzliche fröhliche Neigungen
gewinne, und sich in ihnen ungestört, unverrückt, ohne ein unter-
gelegtes fremdes und falsches Ideal, ohne Schielen auf auswärtige
Sitten und Beziehungen übe. Wem dies Glück nicht zu Theil
ward, dessen Denkart wird verschraubt, sein Herz bleibt kalt für
die Gegenstände, die ihn umgeben; oder vielmehr von einer frem-
den Buhlerin wird ihm in jugendlichem Zauber auf Lebenslang
sein Herz gestohlen.

Hat Ihnen das Glück nie einen Deutsch-Französischen Liebes-
briefwechsel zugeführet? Vielleicht die schönste Blumenlese aus-
wärtiger Empfindungen; auf Deutschem Boden dürres Heu, mit
verwelkten Blumen. Jetzt muß man lachen, jetzt sich verwundern,
am Ende aber möchte man über die nicht ausgebrannte, sondern
47 so früh ausgespülte, flache Sentimentalität weinen.

Kennen Sie Swifts Tea-table Miscellanies? Gehen Sie
in die galanten Cirkel der Deutsch-Französischen Conversation;
und suchen Gedanken, suchen wahre und angenehme Unterhaltung;
Sie werden den alten Swift in Leerheit sowohl als anmuthigen
Fortleitungen des Gesprächs übertroffen finden. „Deutsch spreche ich
nicht in dieser Gesellschaft: im Deutschen sagt man immer zu viel,
und hier will ich nichts sagen. Wir zählen einander Zahlpfennige
zu; die Deutsche Sprache will wahre Münze. Sie ist so ehrlich,
so herzlich wie eine Bauerdirne. Wir sind hier in guter, d. i.
leerer Gesellschaft." Ein solches Leben, ein solcher Ton der Seele,
eine Gewohnheit dieser Art, von Kindheit auf sich zur Form
gemacht; sind sie nicht traurig?

48 Was haben wir denn in der Welt schätzbareres als die wahre
Welt wirklicher Herzen und Geister? Daß wir unsre Gedanken
und Gefühle in ihrer eigensten Gestalt anerkennen und sie andern
auf die treueste, unbefangenste Art äußern, daß andre dagegen uns
ihre Gedanken, ihre Empfindungen wiedergeben, kurz, daß jeder
Vogel singe, wie die Natur ihn singen hieß? Ist dies Licht

erlöscht, diese Flamme erstickt, dies ursprüngliche Band zwischen den
Gemüthern zerrissen oder verzauset; statt des allen sagen wir auswen-
diggelernte, fremde, armselige Phraseologieen her; o des Jammers! der
ewigen Flachheit und Falschheit! Eine Geist- und Herzaustrocknende
Dürre und Kälte. Den eigentlichen Besitzern dieser Sprache gnügt
solche: denn sie leben in ihr; sie beleben sie mit ihrer fröhlichen
Leichtigkeit und Sprachseligen Anmuth. Wir Deutsche aber, mit 49
unsrer Leichtigkeit? mit unserm Französischen Scherz? O alle
Grazien und Musen! —

Jedermann muß bemerkt haben, daß es im ganzen Europa
keine verschiedenere Denk- und Mundarten gebe, als die Fran-
zösische und Deutsche, so nachbarlich sie wohnen. Aus keiner Sprache
ist so schwer zu übersetzen, als aus der Französischen, wenn der
Deutschen Sprache ihr Recht, ihre ursprüngliche Art bleiben soll;
vollends das Eigenste derselben, ihr Geist und Scherz, ihre flüch-
tigen Malereien und Bezeichnungen, Spiele der Phantasie und der
leichtesten Bemerkung sind uns ganz fremde. Wie schwerfällig geht
die Französische Comödie auf unsern Theatern einher! wie hölzern
klingen im Deutschen ihre fröhlichsten Gesellschaftslieder! Und ihre
Versification, der Ton ihrer Contes à rire, ihre tausend Ueberein- 50
kommnisse über das Schickliche und Unschickliche im Ausdruck, (wel-
ches alles sie Regeln des Geschmacks zu nennen belieben;)
wem ist es fremder als der Deutschen Sprache und Denkart?
Viel leichter können wir uns unter Griechen und Römer, unter
Spanier, Italiäner und Engländer versetzen, als in ihren Kreis
anmuthiger Frivolitäten und Wortspiele. Geschieht dies endlich,
zwingen wir uns von Jugend an diese Form auf, gelangen wir
mit saurer Mühe zu der Vortreflichkeit, wozu wenige gelangen,
Französisch zu denken, zu scherzen und zu amphibolisiren; was
haben wir gewonnen? Daß der Franzose den Deutschen Unge-
schmack, die Tudeske Muse, lobend verhöhnet, und wir unsre
natürliche Denkart einbüßten. Schwerlich giebt es eine schimpf- 51
lichere Sklaverei, als die Dienstbarkeit unter Französischem Witz
und Geschmack, in Französischen Wortfesseln.

Und sie macht uns andrer, stärkerer Eindrücke so unfähig,
so in uns selbst erstorben! Sagen Sie einer flachen Seele von
Deutsch-Französischer Erziehung das Stärkste, das Beste in einer
andern Sprache; man versteht sie *Französisch*. Lassen Sie es
sich wieder sagen, und Sie werden sich vor Ihrem eignen Gedan-
ken oft schämen. Die Sprachrichtigsten Franzosen, wie interpre-
tiren sie die Alten? wie übersetzen sie aus neueren Sprachen?
Läse sich *Horaz* in einer Französischen Uebersetzung, was würde
er sagen? Da nun die Deutsche Sprache, (ohne alle Ruhmredig-
keit sei es gesagt) gleichsam nur *Herz und Verstand* ist, und
52 statt feiner Zierde Wahrheit und Innigkeit liebet; so zerstäubt ihr
Nachdruck einem gemeinen Französischen Ohr, wie der fallende
Strom, der sich in Nebel auflöset. Wie manchen hohen Begriff,
wie manches edle Wort auch der alten Römersprache hat die Gal-
lische Eitelkeit geschminkt, entnervt, verderbet!

Wenn sich nun, wie offenbar ist, durch diese thörichte Gal-
licomanie in Deutschland seit einem Jahrhunderte her *ganze
Stände und Volksclassen von einander getrennt* haben;
mit wem man Deutsch sprach, der war Domestique, (nur mit
denen von gleichem Stande sprach man Französisch, und foderte
von ihnen diesen jargon als ein Zeichen des Eintritts in die
Gesellschaft von guter Erziehung, als ein Standes- Ranges- und
Ehrenzeichen;) zur Dienerschaft sprach man wie man zu Knechten
und Mägden sprechen muß, ein *Knecht- und Mägde-Deutsch*,
53 weil man ein edleres, ein besseres Deutsch nicht verstand und über
sie in dieser Denkart dachte; wenn dies ein ganzes reines Jahr-
hundert ungestört, mit wenigen Ausnahmen, so fortging; dörfen
wir uns wohl wundern, warum die Deutsche Nation so nachgeblie-
ben, so zurückgekommen, und ganzen Ständen nach so leer und
verächtlich worden ist, als wir sie leider nach dem Gesammt-
Urtheil andrer Nationen im Angesicht Europa's finden? Bis auf
die Zeiten *Maximilians* war die Deutsche Nation, so oft auch
ihre Ehrlichkeit gemißbraucht ward, dennoch eine *geehrte* Nation;
standhaft in ihren Grundsätzen, bieder in ihrer Denkart und Hand-

lungsweise. Seit fremde Völker mit ihren Sitten und Sprachen
sie beherrschten, von Karl dem fünften an, ging sie hinunter. Die
Reformation trennte, das politische Interesse trennte. Zuerst kam 54
Spanisches Cerimoniel zu uns; bald schrieben die Fürsten, Prin-
zen, Generale Italiänisch, bis seit dem Glorreichen dreißigjährigen
Kriege nach und nach fast das ganze Reich an Höfen und in den
obern Ständen eine Provinz des Französischen Geschmacks ward.
Hinweg war jetzt in diesen Ständen der Deutsche Charakter!
Frankreich ward die glückliche Geburtsstäte der Moden, der Artig-
keit, der Lebensweise. An Höfen bekam Alles andre Namen; in
manchen Ländern ward die ganze Landesverwaltung Französisch ein-
gerichtet. Den Landesherrn, die voreinst Deutsche Fürsten und
Landesverwalter waren, ward jetzt wohl, wenn sie sich unter ihres
Gleichen durch eine fremde Sprache in einem andern Lande finden
konnten, und an Geschäfte nur von einer abgesonderten Classe
Menschen, (der Nation, die sie nährte,) in grobem Deutsch erin- 55
nert werden dorften. Die Edeln und Ritter folgten ihnen; der
weibliche Theil unsrer, *nicht mehr unsrer* Nation (denn von den
Müttern hängt doch fast aller gute oder schlechte Geschmack der
Erziehung ab) übertraf beide. So geschah, was geschehen ist;
Adel und Französische Erziehung wurden Eins und Dasselbe; man
schämte sich der Deutschen Nation, wie man sich eines Fleckens in
der Familie schämet. Deutsche Bücher, Deutsche Literatur in die-
sen obern Ständen — wie niedrig, wie schimpflich! Der mäch-
tigste, wohlhabendste, Einflußreichste Theil der Nation war also
für die thätige Bildung und Fortbildung der Nation *verlohren*;
ja er hinderte diese, wie er sie etwa hindern konnte, schon durch
sein Daseyn. Denn wenn man nur mit Gott und mit seinem 56
Pferde Deutsch sprach; so stellten sich aus Pflicht und Gefälligkeit
auch die, mit denen man also sprach, als Pferde.

Werden Sie nicht müde, meine Jeremiade auszuhören; ich
schreibe sie nicht aus Haß und Groll, wozu ich persönlich nie die
mindeste Ursache gehabt habe, sondern mit reinem Gemüth, aus
dem Weltbekannten Buch der Zeiten und — sie ist bald zu Ende.

Nachdem also der Theil der Nation, der sich das Haupt und Herz derselben nennet, ihr entwendet war, was sollten die armen Schriftsteller thun? Sie betrugen sich auf verschiedene Weise. Ein Theil fuhr fort, lateinisch zu schreiben; und wiewohl der Deutschen Sprache hiedurch ihr Beitrag zur Cultur abging, so gewann die Wissenschaft dennoch mehr, als wenn sie damals, in der seit
57 Luther sehr verfallenen Sprache, Deutsch geschrieben hätten. Auch anmuthige Sachen, auch Gedichte schrieben sie lateinisch, deren wir aus den beiden letztvergangnen Jahrhunderten viele gute, einige vortrefliche haben. Andre, edle Gemüther, suchten die Deutsche Sprache empor zu bringen; sie ahmten aus fremden Sprachen nach, was sich nachahmen ließ; so erschienen Opitz, Logau, und andre Schlesier, die wenigstens verhinderten, daß die Deutsche Sprache nicht ganz und gar zum pöbelhaften Streitgewäsch damaliger Zeit, oder zur erbärmlichen Canzleisprache herabsank. Einige Fürsten*)
58 hatten ein Ohr für sie; und suchten ihr durch Gesellschaften, sogar durch eigne Arbeiten aufzuhelfen. Andre, schlechtere Gesellen, ahmten den Französischen Witz nach, und so entstand jene Zunft Schulfüchse, die nicht nur beide Sprachen erbärmlich mengten, sondern auch um sich ihren ältern Brüdern gefällig zu machen, galant wie Voiture, affectirt wie Balzac, erhaben wie Corneille schrieben. Wie schämt sich ein Deutscher, der, nicht Französisch erzogen, Alt-Deutscher Scham noch fähig ist, wenn er die Deutsch-französischen witzigen Schriften dieses Zeitraums mit der
59 Denk- und Schreibart Kaisersbergs, Luthers, Hans Sachse (in seinen prosaischen Aufsätzen**)) überhaupt mit allem, was vor

---

*) Z. B. von Anhalt, von Weimar, von Braunschweig, von Liegnitz u. s. Einige derselben übersetzten selbst, und zwar sehr gute Bücher, aus dem Italiänischen, Französischen, Spanischen. Mehrere Fürstin-
58 nen sahen das Uebel und flehten, und warnten. S. Mosers Patriotisches Archiv der Deutschen, und seine andern Schriften hin und wieder.

A. d. H.

**) Es wäre zu wünschen, daß diese Aufsätze, kurze Gespräche, von Häßlein oder von einem andern Kenner der Sprache gesammlet, oder im Bragur wieder erschienen. Sie sinds werth. A. d. H.

dem Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben ward, ver-
gleichet! — Endlich blieb uns nichts als die Flüßigkeit; und
noch jetzt rühmen sich alle Deutsche Canzleien, die Regensburgische
nicht ausgenommen, daß sie, der wahren Courtoisie getreu, außer-
ordentlich einnehmend, kurz und flüßig schreiben. Wer sollte es
glauben? Unsre Canzlei-Courtoisie, meynen wir, ist echt Französisch.

Da that sich endlich (denn die Barmherzigkeit wollte, daß es
mit uns nicht gar aus würde) ferne vom Hof- und Schul- 60
Geschmack hie und da Einer hervor, der glaubte, daß auch in
Deutschland die Sonne scheine und die Natur regiere. Brockes
wählte den Garten zu seinem Hofe; Bodmer stahl sich über die
Alpen und kostete einen Athemzug Italiänischer Luft; kurz, man
wagte den kühnen Gedanken, daß Deutschland auch außer den
französirenden Höfen Etwas sei, und schrieb und stritt und dich-
tete, so gut man konnte. Für wen? darauf ward Anfangs nicht
gerechnet; es schloß sich aber bald ein Kreis von Freunden und
Feinden. Die echten Gottschedianer waren jetzt hinter Neukirch,
Heräus und König der Hofgeschmack; sie schrieben flüßig; was
irgend mystere und Tibere reimen konnte, war für sie. Gewiß,
wir sind undankbar gegen den unbelohnten und unbelohnbaren Eifer, 61
von dem damals einige bessere Köpfe für einen besseren Geschmack
brannten. Welche Mühe übernahmen sie! welchen Befehdungen
setzten sie sich aus; Und wie wenige Lust, wie wenig äußere Vor-
theile sie dabei eingeerntet haben, erweiset die Privatgeschichte ihres
Lebens.

Nachschrift. Neulich sind mir einige Blätter zu Händen
gekommen, der Auszug aus den Schriften eines Mannes, der von
1729. bis 1781. lebte und gewiß mehr als Jemand dazu beige-
tragen hat, daß Deutschland sich einst (wir wollen es hoffen,)
rühmen kann, einen eigenen Geschmack gewonnen zu haben. Die
Blätter nennen sich

Funken:

wahrscheinlich, weil Der, den sie redend einführen, Eine seiner
Schriften selbst fermenta cognitionis nannte; überdem war der 62

Name Funken (scintillae) in den mittleren Zeiten sehr gewöhnlich. Mir sind sie gewesen, was sie dem Sinn des Sammlers nach seyn sollten, ein Charakterbild vom Leben des vielverdienten Mannes, und ich stelle mir einen Jüngling des neunzehnten Jahrhunderts vor, der mit Classischen Känntnissen in der Schule ausgerüstet, ehe er die Akademie beschreitet, diese Funken, nachher auch mit Ordnung und Wahl die mannichfaltigen Schriften dieses vielverdienten, gewandten Schriftstellers selbst lieset; was wird er sagen? — „Wie? wird er sagen, lebte dieser Mann in einer Wüste? Bei seinem mühsamen, für sein Vaterland rühmlichen, gleichsam allbestrebenden Gange war denn niemand, der ihm half? der seinen Ideen, deren Nützlichkeit jedermann
63 lobpries, einen Spielraum, seinen Fähigkeiten, die jedermann anerkannte, Wirksamkeit und ihm nur einige Bequemlichkeit verschaffte, diese Ideen auszubilden, auszuführen?" — Ich wage es nicht, diese Fragen zu beantworten; mir ists gnug, den männlichen Verstand, die biedere Denkart zu bemerken, die sich in jedem seiner Lebenszeichen äußert. Heil dem Jünglinge, der sich diese Bogen zum Kanon seines Geschmacks wählet und zugleich frühe lernet, was er zu thun und zu vermeiden, endlich auch was er von seinem Vaterlande zu erwarten habe.

Funken,
64 aus der Asche eines Todten.

1.

„In dem engen Bezirk einer klostermäßigen Schule waren Theophrast, Plautus und Terenz meine Welt, die ich mit aller Bequemlichkeit studirte. — Wie gern wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe!*)

---

*) Leßings sämmtliche Schriften, Berlin 1792. Th. 8. S. 44. [4, 4 Maltzahn, Vorrede zu den Vermischten Schriften Th. 3. 4. 1754.]

2.

„Ich kam jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich eben so selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die 65
Augen auf. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines Gleichen. Guter Gott! was wurde ich für eine Ungleichheit zwischen mir und andern gewahr! Ich empfand eine Schaam, die ich niemals empfunden habe und die Wirkung derselben war der veste Entschluß mich hierin zu bessern, es koste, was es wolle." *) —

3.

„Mein Körper war durch Leibesübungen geschickter geworden und ich suchte Gesellschaft, um auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht eben so nützlich sind. Die Komödien kamen mir 66
zuerst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will; mir haben sie große[1] Dienste gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte, wahre und falsche Tugenden daraus kennen, und die Laster eben so sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihres Schändlichen[2] fliehen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und gespottet, als über mich selbst. **)

4.

„Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich sie mit mehrerem Ernst treiben soll. Ich sann daher Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, noch kein Deutscher sich sehr[3] hervorgethan hat." ***) 67

5.

„Wenn man nicht versucht, welche Sphäre uns eigentlich zukommt, so wagt man sich öfters in eine falsche, wo man sich kaum über das Mit-

---

*) Leßings Leben, Th. 1. S. 82. [12, 9 M. Brief an die Mutter v. 20/1 1749.]

**) L. Leben, Th. 1. S. 84. [12, 10 M.]

***) L. Leben, Th. 1, S. 85. [12, 10.]

1) Lessing: sehr große   2) L.: ihrer Schändlichkeit   3) L.: allzusehr

telmäßige erheben kann, da man sich in einer andern vielleicht zu einer bewundernswürdigen Höhe hätte schwingen können. Meine Neigung war, mich in allen Arten der Poesie zu versuchen,[1] und ward müde mich blos in Kleinigkeiten[2] zu üben." *)

6.

„Seneka giebt den Rath: omnem operam impende, vt te aliqua
68 dote notabilem facias. **) Aber es ist sehr schwer, sich in einer Wissenschaft notabel zu machen, worinn schon allzuviele excellirt haben. Habe ich also sehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugendarbeiten etwas gewählt, worinn noch sehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte versucht haben? Und wäre es nicht thöricht, eher aufzuhören, als bis man Meisterstücke von mir gelesen hat?" ***)

7.

„Man darf nicht glauben, daß ich meine Lieder Kleinigkeiten nennte, damit ich der Critik mit Höflichkeit den Dolch aus den Händen winden möchte. Ich erklärte, daß ich der erste seyn wolle, zu verdammen, was sie verdammt; sie, der zum Verdruß ich wohl einige mittelmäßige Stücke könnte gemacht haben; der zum Trotz aber ich nie diese mittelmäßige Stücke für schön erkennen würde. Ich habe geändert, ich habe weggeworfen.
69 Das Elende streicht sich selbst durch, und schlechte Verse, die niemand lieset, sind so gut als wären sie nicht gemacht worden." †)

8.

„Den wenigen Oden gebe ich nur mit Zittern diesen Namen. Sie sind zwar von einem stärkern Geist als die Lieder und haben ernsthaftere Gegenstände; allein ich kenne die Muster in dieser Art gar zu gut, als daß ich nicht einsehen sollte, wie tief mein Flug unter dem ihrigen ist. Und wenn zum Unglück nur das Oden seyn sollten, was ich, der schmalen Zeilen ohngeachtet, für Lehrgedichte halte, die man anstatt der Paragraphen in Strophen eingetheilt hat; so werde ich vollends Ursache mich zu schämen haben." ††)

---

*) Leben S. 95. [12, 17. Brief an den Vater, d. 28/4 49.]

**) „Wende alle Mühe an, daß du dich in Etwas merkbar machest."

***) Leben S. 96. [12, 17.]

†) Sämmtl. Schr. Th. 8. S. 30. 31. [3, 275. Vorrede zu den Verm. Schr. Th. 1. 2. 1753.]

††) [Sämmtl. Schr. Th. 8. S. 35; 3, 277 M.] Meines Erachtens verdienen Leßings wenige Oden diesen Namen sehr wohl; sie haben ihren

1) Zusatz Herders. 2) L.: „in solchen Kleinigkeiten" (seinen Liedern)

9. 70

„In Sinngedichten erkenne ich keinen andern Lehrmeister als den Martial; es müßten denn die seyn, die er für die seinigen erkannt hat, und von welchen uns die Anthologie einen so vortreflichen Schatz derselben aufbehalten. Daß ich zu beißend und zu frei darin bin, wird man mir wohl nicht vorwerfen können, ob ich gleich beinah in der Meynung stehe, daß man beides in Sinnschriften nicht gnug seyn kann.“ *)

10.

„Man nenne mir doch diejenigen Geister, auf welche die komische Muse Deutschlands stolz seyn könnte! Was herrscht auf unsern gereinigten 71
Theatern? Ist es nicht lauter ausländischer Witz, der, so oft wir ihn bewundern, eine Satyre über den unsrigen macht? Aber wie kommt es, daß nur hier die Deutsche Nacheiferung zurückbleibt? Sollte wohl die Art selbst, wie man unsre Bühne hat verbessern wollen, daran Schuld seyn? Sollte wohl die Menge von Meisterstücken, die man auf einmal, besonders den Franzosen abborgte, unsre ursprünglichen Dichter niedergeschlagen haben? Man zeigte ihnen auf einmal, so zu reden, alles erschöpft und setzte sie auf einmal in die Nothwendigkeit, nicht blos etwas Gutes sondern etwas Besseres zu machen. Dieser Sprung war ohne Zweifel zu arg; die Kunstrichter konnten ihn wohl befehlen, aber die, die ihn wagen sollten, blieben aus.“ **)

11. 72

„Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die Deutschen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüthe dahin! Sie sterben reich an Entwürfen, und schwanger mit

---

eignen Gang und Charakter. In die vollständige Sammlung seiner Schriften ist ein neues schätzbares Stück gekommen, der Eintritt des Jahrs 70
1754. in Berlin, (Th. 2. S. 31.) [1, 124] und vier Entwürfe zu Oden (S. 202 — 12.) [1. 245 fgg.] durch die man den Geist der Horazischen Ode, „den Flug, der irrt und sich nicht verirret,“ vielleicht besser kennen lernt, als durch lange Commentare über den Römischen Dichter.

A. d. H.

*) Sämmtl. Schr. Th. 8. S. 37. [3, 278.]

**) Geschrieben im Jahr 1754 Sämmtl. Schr. Th. 8. S. 47. [4, 5. Vorrede zu den V. Schr. Th. 3. 4.]

Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber schwer seyn, eine natürliche Ursache hievon anzugeben? Wahrhaftig, sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, daß ein solches Genie in einem gewissen Stande gebohren wird, der, ich will nicht sagen der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der sogenannten goldnen[1] Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen dran,
73 aus eben diesem immer mehr große Geister hervor zu bringen, als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses Genie in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nöthigsten Hülfsmittel zurückgehalten; bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt; bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armuth, Aergerniß, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte. In diesem Fall war M. oder es ist nie einer darinn gewesen." *)

74 „— Das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darin geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Theil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. — Er gewinnet im Verlieren, und ist vielleicht eben jetzt beschäftiget, mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich gerathen und Bradley genau gemessen habe. Er weiß ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können." **)

12.

„Ein gutes Genie ist nicht allemal ein guter Schriftsteller, und es ist
75 oft eben so unbillig, einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurtheilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel weil dieser

---

*) B. 8. S. 56. [4, 481. Vorrede z. Hrn. Mylius Verm. Schriften. 1754.] Wie viele, viele andre!

**) Schriften B. 8. S. 60. 61. [4, 482.]

1) L.: güldnen

nicht die gelegenste Stunde zu ihrer Bildung, und jener nicht den nöthigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Fall seyn, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nöthigen, den Gewinnst seine Minerva, und die Nothwendigkeit seine Begeisterung seyn zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistentheils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hülfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu seyn pflegen." *)

13.

„Warum giebt es gewisse, schwer zu vergnügende Kunstrichter, die
zum Lustspiel eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche 76
Moral, eine feine Satyre, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was sonst noch mehr verlangen? — Und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satyre sagen[1] soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen." **)

14.

„Den schönen Wissenschaften sollte nur ein Theil unsrer Jugend gehören;[2] wir haben uns in wichtigern Dingen zu üben, ehe wir sterben. Ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts als gereimt hat, und ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts gethan, als daß er seinen Athem in ein Holz mit Löchern gelassen: von solchen Alten zweifle ich sehr, ob sie ihre Bestimmung erreicht haben." ***)

15. 77

Auch Freunde sind Güter des Glücks, die ich lieber finden als suchen will." †)

16.

„Gesegnet sei Ihr Entschluß, sich selbst zu leben. Um seinen Verstand auszubreiten, muß man seine Begierden einschränken. Wenn Sie leben können, so ist es gleichviel, ob Sie von mäßigen oder großen Einkünften

---

*) Schriften B. 8. S. 62. 63. [4, 483.]

**) Schriften Th. 8. S. 76. 77. [4, 488. 489.]

***) Th. 28. S. 245. [12, 125. An M. Mendelssohn, Dez. 1757.]

†) Th. 27. S. 4. [12, 45. An Ramler, den 11/12 1755.]

1) L.: halten 2) Voraus geht bei L.: Sie haben in der That Recht:

leben. Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unserm Freunde zubringen, als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und hassen kann."*)

17.

„O was ist unser Grenadier**) für ein vortreflicher Mann! Zu
78 einer solchen unanstößigen Verbindung der erhabensten und lächerlichsten Bilder war nur Er geschickt! Nur Er konnte die Strophen

Gott aber wog bei Sternenklang —

und

Dem Schwaben, der mit Einem Sprung —

machen und sie beide in Ein Ganzes bringen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn man das ganze Lied ins Französische übersetzen könnte! Aber wollen wir unsern Grenadier nicht nun bald avanciren lassen? — Versichern Sie ihn, daß ich von Tag zu Tage ihn mehr bewundere, und daß er alle meine Erwartung so zu übertreffen weiß, daß ich[1] das Neueste, was er
79 gemacht hat, immer für das Beste halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat." ***)

18.

„Der Grenadier erlaubt es doch noch, daß ich eine Vorrede dazu machen darf? Ich habe verschiednes von den alten Kriegsliedern gesammlet; zwar ungleich mehr von den Kriegsliedern der Barden und Skalden als der Griechen.†) Der alten Siegslieder wegen habe ich sogar das alte Heldenbuch

---

*) Th. 27. S. 429. [12, 72. An Nicolai den 29/11 1756.]

**) Verfasser der Preußischen Kriegslieder. Die Vorrede, mit der
78 Leßing diese Lieder gesammlet herausgab, ist ein Muster von Bestimmung des Werths und des Charakters dieser Gedichte, als einer neuen individuellen Gattung, die sie auch sind. Die ganze Vorrede verdiente hergesetzt zu werden; sie trägt den Charakter der Lieder selbst. S. Leßings Schriften Th. 8. S. 98. [5, 112.] A. d. H.

***) Th. 29. S. 24. 30. [12, 124. 130. An Gleim 12/12 57. 6/2 58.]

†) Das bekannte Heldenlied der Spartaner:

Streitbare Männer waren wir,
Streitbare Männer sind wir u. s.

von Leßing übersetzt, steht jetzt in dieser vollständigen Sammlung seiner Schriften Th. 2. S. 195. [1, 242.] A. d. H.

1) A: er

durchgelesen, und diese Lecture hat mich hernach weiter auf die zwei soge-
nannten Heldengedichte aus dem Schwäbischen Jahrhunderte gebracht, welche 80
die Schweizer jetzt herausgegeben haben. Ich habe verschiedene Züge daraus angemerkt, die wenigstens von dem kriegerischen Geiste zeugen, der unsre Vorfahren zu einer Nation von Helden machte. — Die griechische Grabschrift, die ich dem Grenadier gesetzt habe,*) sind zwei alte Verse, die bereits Archilochus von sich gesagt hat: Ich bin ein Knecht des Enyalischen Königs, (des Mars) und habe die liebliche Gabe der Musen gelernt. Würden sie nicht auch vortreflich unter das Bildniß unsers Kleists passen?"**)

19.

„Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt,
obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das 81
allerletzte ist, wornach ich geizen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergessen lehrte, daß ich ein Weltbürger seyn sollte. — Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre."***)

20.

„Der Krieg hat seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das zu nahe Geräusch der Waffen die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedies[1] nicht die beste Aufnahme
erhielten: so können sie auf eine lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede 82
wird ohne sie wiederkommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlohrne Güter zu weinen."†)

21.

„Man behauptet, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werks aufsuchen, und die Fehler desselben eher bemänteln als blosstellen. In zwei Fällen bin ich selbst der Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter

*) Am Schluß der Vorr. der Kriegslieder. [5, 104.]

**) Th. 29. S. 31. 55. [12, 131. 147. An Gleim, d. 6/2 58. 5/9 58.]

***) Th. 29. S. 65. 77. [12, 150. 152. An Gleim, den 16/12 58. 14/2 59.]

†) Literaturbr. Br. 1. [6, 4.]

1) L.: ohnedem

Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, z. E. Zweitens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schrift-
83 steller als nur blos gute Leser bilden will.*) Die Güte eines Werks beruhet nicht auf einzeln Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen und das Werk, so wie der Philosoph die Welt betrachten."**)

84 22.

„Kommt es denn bei unsern Handlungen blos auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernst-
85 lich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe?"[1]

---

*) Sollte dies bei der ganzen Kunstrichterei nicht das erste Erforderniß seyn? Der Schriftsteller schreibt für Leser; sind diese verdorben, so schreibt jener und der Verleger verlegt für ihren verdorbenen Geschmack.
83 Die vielen schlechten Schriftsteller Deutschlands schreiben alle für ihr Publikum und kennen es sehr gut; eben so auch die Verleger. Leser zu bilden muß also der Kunstrichter erste Bestrebung seyn; die Schriftsteller werden selbst wider Willen folgen. In den höheren Wissenschaften wird jeder Stümper ausgezischt und verachtet: denn sein kleines, aber bestimmtes Publikum ist der Sache verständig. A. d. H.

**) [6, 38 Litt. Br. 16.] Wenn ist dies? Hier schleicht sich eben die schädlichste Partheilichkeit ein. Will man ein Werk schön finden, so singt
84 man Theodiceen und bemäntelt die Fehler. — Ueberhaupt ist das Gleichniß von der Welt, wie sie der Philosoph betrachtet, auf Werke der Menschen, zumal auf Kunstwerke unanwendbar. Ist das Ganze schön: so kann die strengste Zergliederung ihm keinen Nachtheil bringen: denn ein lebendiges Ganze bestehet nur in Theilen; und daß bei diesem schönen Ganzen die mangelhaften Theile mit strenger Unpartheilichkeit bemerkt werden, ist um so nothwendiger, weil in ihnen das Fehlerhafte und Uebertriebene gewöhnlich zuerst Nachahmer findet. Zwiefaches Maas und Gewicht ist wie allenthalben so auch in der Kritik der Gerechtigkeit ein Gräuel und der Sache des Ganzen äußerst verderblich. A. d. H.

1) [Litt. Br. 49. Th. 26 S. 156. = 6, 124 M.].

23.

„Die edelsten Wörter sind eben deßwegen weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit besonders im Affecte zuerst beifallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatoren[1] und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein großes Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er, besonders die erhabensten Gedanken, in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affect nicht das edelste sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegrif mit sich führen sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freilich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem correcten Racine Geschmack finden und so 86
unglücklich sind, keinen Shakespear zu kennen." *)

24.

„Ueberhaupt glaube ich, daß der Name eines wahren Geschicht=schreibers nur demjenigen zukommt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle Andre, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren von ihresgleichen gewiß verdrängt[2] sind. Die süße Ueberzeugung, von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhms schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden seyn? **)

25. 87

„Krank will ich wohl einmahl seyn; aber sterben will ich deßwegen noch nicht. Alle Veränderungen unseres Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unsrer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran! ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit![3] Aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Phantasie, der Empfindung nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher seyn? Wünschen Sie mich also gesund, aber wo möglich mit einem kleinen

---

*) Th. 26. S. 184. [6, 139. M. Litt. Br. 51.]

**) Litt. Br. 52. [6, 141.]

1) L.: Declamatores 2) L.: verdrungen

3) Bei L. folgen hier die Worte: Ihre Liebe wünschet mich gesund.

Denkzeichen, das dem Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menschen
empfinden lasse, und ihm zu Gemüth führe, daß nicht alle Tragici mit
dem Sophokles neunzig Jahr werden; aber, wenn sie es auch würden, daß
88 Sophokles auch an die neunzig Trauerspiele, und ich erst ein einziges
gemacht. Neunzig Trauerspiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel!" *)

26.

„Ihnen gestehe ich es am allerungernsten, daß ich bisher nichts weniger
als zufrieden gewesen bin. Ich muß es Ihnen aber gestehen, weil es
die einzige Ursache ist, warum ich so lange nicht an Sie geschrieben habe.

Nein, das hatte ich mir nicht vorgestellt! aus diesem Ton klagen alle
Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende
Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren;
daß in dem Cirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen
und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpfgewordene Seele
zerrütten würden; daß —

Ihr Leßing ist verlohren. In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht
89 mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles
was ich habe — — sie so, ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern!
Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser
Verbindung zu reissen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit
dem andern wieder gut machen?" **)

27.

„Meine Eltern betrachten mich, als wenn ich hier schon etablirt wäre;
und dieses bin ich doch so wenig, daß ich gar leicht meine längste Zeit hier
gewesen seyn dörfte. Ich warte nur noch einen einzigen Umstand ab, und
wenn dieser nicht nach meinem Willen ausfällt, so kehre ich zu meiner alten
Lebensart wieder zurück. — Ich habe mit diesen Nichtswürdigkeiten nun schon
90 mehr als drei Jahr verlohren. Es ist Zeit, daß ich wieder in mein Geleise
komme. Alles was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe
ich erreicht; ich habe meine Gesundheit so ziemlich wieder hergestellt, ich habe
ausgeruhet — — Ich bin über die Hälfte meines Lebens und wüßte nicht,
was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum
Sklaven zu machen. — Wie es weiter werden wird, ist mein geringster
Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu

*) Th. 27. S. 23. [12, 196. An Ramler, den 5/8 64.]

**) Th. 28. S. 292. [12, 173. An Mendelssohn, den 30/3 61.]

fürchten. Langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten,[1] die außer Stand zu arbeiten setzen können, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsehung.[2] Ich habe ein besseres, und habe Freunde." *)

28.

„Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach H. gehe. Eigentlich auf
nichts. Wenn sie mir in H. nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so 91
viel als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Entrepreneurs desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Als ich mit ihnen schloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei:

Quod non dant proceres, dabit histrio**) —

Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andre Studien zu verlieren, die mich
gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. 92
Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortsetzung desselben für den großen Haufen unsrer Leser auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich jetzt lesen, verstehen von der Sache eben so viel wie ich, und mehr." ***)

29.

„Und hat es nicht das Publikum in seiner Gewalt, was es an Geschmack und Einsicht beim Theater mangelhaft finden sollte, abstellen und verbessern zu lassen? Es komme nur, und sehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöret, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden.

Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und
derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich 93
selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht

*) Leben und Nachlaß Th. 1. S. 250. [12, 189. u. 193. An den Vater, den 30/11 63 u. 13/6 64.]

**) „Was die Großen nicht geben wollen, möge das Schauspiel geben."

***) Th. 29. S. 141. [12, 210. An Gleim, den 1/2 67.]

1) L.: sich .... befürchten 2) L.: Vorsicht

jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern schätzen. Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat; aber oft ist man desto partheiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann.

Der Stufen sind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat; aber eine verderbte Bühne ist von dieser Höhe, natürlicher Weise, noch weiter entfernt: und ich fürchte sehr, daß die Deutsche mehr dieses als jenes ist.

Alles kann folglich nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht
94 wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verlieret, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirret." *)

30.

„Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stück Pomp und Majestät geben; aber zur Rührung tragen sie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen, muß natürlicher Weise am tiefsten in unsre Seele dringen; und wenn wir mit Königen
95 Mitleiden haben, so haben wir es mit ihnen als mit Menschen, nicht als mit Königen. Macht ihr Stand schon öfters ihre Unfälle wichtiger, so macht er sie darum nicht interessanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unsre Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenstand, und ein Staat ist ein viel zu abstrakter Begrif für unsre Empfindung." **)

31.

„Wenn die Belagerung von Calais ***) nicht verdiente, daß die Franzosen einen solchen Lärmen[1] damit machten, so gereicht doch dieser Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Er zeigt sie als ein Volk, das

---

*) [7, 4.] Ankündigung der Dramaturgie, des reichsten kritischen Werks Leßings. Aus dem reichsten Vorrathe sind hier nur wenige Stellen gewählt, die Leßings Charakter näher zeigen; seinen durchdringenden, schneidenden Verstand, so wie seine Billigkeit und Schonung beweiset die Dramaturgie von Anfange bis zum Ende. A. d. H.

**) Dramat. St. 14. [Th. 24. S. 109 = 7, 61.]

***) Ein bekanntes Drama von Du Belloy.

1) L.: ein solches Lermen

auf seinen Ruhm eifersüchtig ist; auf das die großen Thaten seiner Vor-
fahren den Eindruck nicht verlohren haben; das, von dem Werth eines Dich-
ters und von dem Einfluß des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, 96
jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegen-
ständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie
weit sind wir Deutschen in diesem Stück noch hinter den Franzosen. Es
gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Bar-
barischer, als unsre barbarischten Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr
schätzbarer Mann war, und die, bey aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste
und Wissenschaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer der mit Bären-
fellen [1] und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre? sicherlich für die
Frage eines Narren gehalten hätten. — Ich mag mich in Deutschland um-
sehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebauet werden, von der sich erwar-
ten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit
gegen einen Deutschen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du
Belloi gehabt hat. Man erkenne es immer für Französische Eitelkeit: wie 97
weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig seyn werden!
Was Wunder auch? Unsre Gelehrten [2] selbst sind klein genug, die Nation
in der Geringschätzung alles dessen zu bestärken, was nicht geradezu den
Beutel füllet. Man spreche von einem Werke des Genies, von welchem man
will; man rede von der Aufmunterung der Künstler; man äußere den
Wunsch, daß eine reiche blühende Stadt der anständigsten Erholung für
Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und
der nützlichsten Zeitkürzung für andre, die gar keine Geschäfte haben wollen,
durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und sehe und höre
um sich." *)

32.

„Es ist einem jeden vergönnt, seinen eignen Geschmack zu haben;
und es ist rühmlich, sich von seinem eignen Geschmack Rechenschaft zu geben 98
suchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allge-
meinheit ertheilen, die, wenn es seine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem
einzigen wahren Geschmack machen müßte, heißt aus den Grenzen des for-
schenden Liebhabers herausgehen, und sich zu einem eigensinnigen Gesetzgeber
aufwerfen. Der wahre Kunstrichter folgert keine Regeln aus seinem Geschmack,
sondern hat seinen Geschmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur
der Sache erfordert." **)

---

*) Dramat. St. 18. [Th. 24 S. 143 = 7, 79.]
**) Dramat. St. 19. [Th. 24 S. 148 = 7, 81.]

1) L.: Bärfellen 2) L.: unsere Gelehrte

33.

„Ich weiß einem Künstler nur eine einzige Schmeichelei zu machen; und diese besteht darinn, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und
99 laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch, als seltner beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre, und er ist nicht werth, daß wir ihn studiren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen freuet[1] ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln." *)

34.

„Wie schwach muß der Eindruck seyn, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begieriger ist, als die Figur
100 des Meisters dagegen zu halten? Das wahre Meisterstück, dünkt mich, erfüllet uns so ganz mit sich selbst, daß wir des Urhebers darüber vergessen; daß wir es nicht als das Produkt eines einzelnen Wesens, sondern der allgemeinen Natur betrachten. Young sagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden gewesen, sie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieser Hyperbel liegt, so ist es dieser: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne ist so groß, so überschwenglich, daß es dem roheren Menschen zu verzeihen, daß es sehr natürlich war, wenn er sich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz sei, wenn er sich also in der Bewunderung der Sonne so sehr verlohr, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Ursache, warum wir so wenig Zuverlässiges von der Person und den Lebensumständen des Homer wissen, ist die Vortreflichkeit seiner Gedichte selbst. Wir stehen voller Erstaunen an dem
101 breiten rauschenden Flusse, ohne an seine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wissen, wir finden unsre Rechnung dabei es zu vergessen, daß Homer, der blinde Bettler, eben der Homer ist, der uns in seinen Werken so entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieser Gesellschaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürsteher so genau zu erkundigen, der uns hereingelassen. Die Täuschung muß

---

*) Dramat. St. 25. [Th. 24 S. 198 = 7, 107.]

1) L.: kitzelt

sehr schwach seyn, man muß wenig Natur, aber desto mehr Künstelei empfinden, wenn man so neugierig nach dem Künstler ist." *)

35.

„Kann es nicht eben sowohl seyn, daß der Dichter und Künstler das,
was ich für Flecken halte, für keine hält? Und ist es nicht sehr wahrschein-
lich, daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge
des Künstlers größtentheils viel scharfsichtiger ist, als das scharfsichtigste 102
seiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm diese machen, wird
er sich von neunzehn erinnern, sie während der Arbeit sich selbst gemacht,
und sie auch schon sich selbst beantwortet zu haben. Gleichwohl wird er nicht
ungehalten seyn, sie auch von andern machen zu hören: denn er hat es
gern, daß man über sein Werk urtheilet; schal und gründlich, links oder
rechts, gutartig oder hämisch, alles gilt ihm gleich; und auch das schalste,
linkste, hämischste Urtheil ist ihm lieber als kalte Bewunderung. Jenes wird
er auf die eine oder die andre Art in seinen Nutzen zu verwenden wissen;
aber was fängt er mit dieser an? Verachten möchte er die guten ehrlichen
Leute nicht gern, die ihn für so etwas Außerordentliches halten: und doch
muß er die Achseln über sie zucken. Er ist nicht eitel, aber er ist gemeinig-
lich stolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel, 103
als ein unverdientes Lob auf sich sitzen lassen." **)

36.

„Der Gedanke ist an und für sich selbst gräßlich, daß es Menschen geben kann, die ohne alle ihre Schuld unglücklich sind. Die Heiden hätten diesen gräßlichen Gedanken so weit von sich zu entfernen gesucht als möglich; und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauspielen vergnügen, die ihn bestätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeugt haben sollte, daß er eben so unrichtig als gotteslästerlich ist." ***)

37.

„Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweiset mir zwar
manchmal die Ehre mich für den letztern zu erkennen; aber nur weil man 104
mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe,
sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die

---

*) Dramat. St. 36. [Th. 24 S. 256 = 7, 153.]

**) Dramat. 73. [Th. 25 S. 166 = 7, 309.]

***) Dramat. St. 82. [Th. 25 S. 235 = 7, 345.]

Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Mahler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich empor arbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Stralen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren bei[1] mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden,
105 wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann." *)

---

*) Sollte diese bescheidne Aeußerung Leßings nicht etwas ungerecht gegen ihn selbst seyn? Jeder muß sich am besten kennen, und Leßing war kein Demüthiger, der durch eine falsche Bescheidenheit ein größeres Lob zu erjagen suchte, noch ein Fauler, der Talente in sich abläugnete, um sie nicht brauchen zu dörfen. Nichts aber ist trüglicher, als die Meinung, die wir von uns selbst in einzelnen Lebensperioden fassen und hegen; wir bringen die Umstände außer uns oft zu wenig, oft zu viel in Anschlag. Setzet Leßing in ein Land, an einen Ort, in Umstände, unter denen die lebendige Quelle von Jugend auf sich emporarbeiten konnte, wo ihr tausend lebendige Kräfte, ungesehen und unbemerkt halfen; er hätte weniger des
106 Druckwerks, der Röhren nöthig gehabt, aus sich heraus zu pressen, was von selbst mit reichen, frischen, reinen Stralen aufgeschossen wäre. Nicht die Kritik, sondern der leere Luftraum erstickt und tödtet. Er presset unter Bedürfnissen, unter Verhältnissen, die dem Geist keinen Tropfen Erquickung (pabulum vitae) geben, und jagt zuletzt den Verzweifelnden hie und dort hin, allenthalben an flache Wände. Leßings Lebensumstände bringen dem Verwundernden die Frage ab: nicht, warum er nicht mehr hervorgebracht? sondern wie er in seinen Lagen Das und So viel und so kräftig habe hervorbringen können, was er geleistet. Dazu half ihm, wie er sagt, Kritik; aber Kritik kann Kräfte nicht geben, sondern nur regeln, ordnen. Also war die Känntniß der Alten, die Bekanntschaft mit fremden Sprachen, mit glücklichern Genies unter lebhaftern Völkern in bessern Zeiten das Feuer, daran er sich wärmte, das künstliche Glas, wodurch er sein Auge stärkte. Und

1) L.: aus

„Doch freilich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem 106
Ort zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, so 107
auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht,
so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater 108
mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter seyn kann als ich.

Was Goldoni für das italiänische Theater that, der es in Einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutsche zu thun folglich bleiben lassen. Ja das würde ich bleiben lassen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauischer gegen alle erste Gedanken, als de la Casa und der alte Shandy nur immer gewesen sind. Denn wenn ich sie auch schon nicht für Eingebungen des bösen Feindes, weder des eigentlichen noch des allegorischen halte: so denke ich doch immer, daß die ersten Gedanken die ersten sind. Meine ersten[1] Gedanken sind gewiß kein Haar besser, als Jedermanns erste Gedanken; und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügsten zu Hause."

38.

„Seines Fleißes darf sich Jedermann rühmen: ich glaube die drama-
tische Dichtkunst studirt zu haben, sie mehr studirt zu haben, als zwanzig 109
die sie ausüben. — Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer seyn würde, als ein Fisch. — Aber man kann studiren und sich tief in den Irrthum hineinstudiren. Was mich also versichert, daß mir dergleichen nicht begegnet sei, daß ich das Wesen

---

wehe dem besten Deutschen Kopf, der sich nicht aus seiner, in diese alte,
oder fremde Welt zuweilen zu setzen weiß! Er wird und muß in die Zunft 107
jener Geschöpfe gerathen, die, (S. Dramat. Bl. 22.) [7, 93 M.] in Deutscher Alltagskleidung, in einer engen Sphäre kümmerlicher Umstände innerhalb ihrer vier Pfähle[2] herumträumen. Alle wissen wir, welche Witterung es sei, die die Senne des besten Bogens erschlafft und die gefüllteste Maschiene ihrer elektrischen Kraft sanft entladet. A. d. H.

1) L.: Meine erste 2) L.: ihrer — Pfählen

der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich stehe nicht an, zu bekennen (und sollte ich in diesen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich sie für ein eben so unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer sind. Ihre Grundsätze sind eben so wahr und gewiß, nur freilich nicht so faßlich, und daher mehr der Chikane ausgesetzt, als alles was diese enthalten.

110 Ich wage es hier eine Aeußerung zu thun, man mag sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? —

Man merke aber wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverläßig besser machen und doch lange kein Corneille seyn und doch lange kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es besser machen und mir doch wenig darauf einbilden dörfen.[1] Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich." *)

39.

„Ich gehe künftigen — von — weg.[2] — Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom
111 schreiben.**) Von hier aus kann ich Ihnen nur so viel sagen, daß ich in Rom wenigstens eben so viel zu suchen und zu erwarten habe als an einem Orte in Deutschland. So viel kann ich ungefähr noch mithinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle ist, nun so wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß versichert, daß es sich lustiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln lassen als in Deutschland." ***)

40.

„Noch erwartet man vielleicht vom Verf. (der antiquarischen Briefe) daß er sich über den Ton erkläre, den er in ihnen genommen. — Vide quam sim antiquorum hominum!†) antwortete Cicero dem lauen Atticus,

---

*) Dramat. St. 101—104. [Th. 25 S. 384 fgg. = 7, 416 fg. 420. 422.]

**) O daß er gegangen wäre! damals gegangen wäre! Er lebte vielleicht noch.

***) Th. 27. S. 159. [12, 240. An Nicolai, den 28/9 68.]

†) Siehe, wie sehr ich ein Mann aus der alten Welt bin.

1) L.: dürfen 2) L.: künftigen Februar von Hamburg

der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer aus-
gedrückt habe, als man von seinen Sitten erwarten können. 112

Der schleichende süße Complimentirton schickte sich weder zu dem Vor-
wurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt
nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit als der Höflichkeit sucht. Die
Bescheidenheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat;
sie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen
alles, um von allen alles wieder zu erhalten. Die Alten kannten das
Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben
so weit als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer ist der
wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sei, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend
des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schal 113
und falsch machen, als unsern Umgang?" *)

41.

„Die wahre Bescheidenheit eines Gelehrten bestehet darinn, daß er
genau die Schranken seiner Kenntnisse und seines Geistes kennet, innerhalb
deren[1] er sich zu halten hat; daß er für jeden Schriftsteller so viel Achtung
hegt, ihm nicht eher zu widersprechen, als bis er ihn verstanden; daß er in
den Streitigkeiten, die er sich selbst zuziehet, rund zu Werk geht, nicht ter-
giversirt u. s. Mit solchen Wendungen macht sich nur die beleidigte Eitelkeit
aus dem Staube; und ein eitler Mann ist zwar höflich, aber nie
bescheiden." **)

42.

„Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten
Buche in der Hand gutmachen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch 114
kann ihm niemand vorschreiben, wie sanft oder wie hart, wie lieblich oder
wie bitter er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll.
Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist
nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr
weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; so bald er sich aus
dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedie-

---

*) Vorrede zu den Antiquar. Briefen. [Th. 11 S. 5 = 8, 3.]

**) Antiqu. Br. 51. [Th. 12 S. 103 = 8, 170.]

1) L.: welchen

net: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf Kunstrichter zu seyn und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant." *)

43.

„Es thut mir leid, wenn mein Styl irgendwo blos satyrisch ist.
115 Meinem Vorsatze nach soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn als satyrisch? *Treffend*.

Aber die Höflichkeit ist doch eine so artige Sache — Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht; und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freimüthig seyn, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können; so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.

116 Der Kunstrichter, der gegen alle nur Einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob." **)

44.

„Gewisse Dinge verdienten freilich *nie* gesagt zu werden; und doch müssen sie wenigstens *Einmal* gesagt werden.

Die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller gegen einander interessiren kaum den kleinsten Theil des zeitverwandten Publici. Welcher wünscht, daß sein Buch auch bei der Nachwelt[1] nicht ganz vergessen sei — und welcher sollte es nicht wünschen? — muß über nichts streiten, was nur ihn selbst angeht." ***)

117 45.

„Er sei ein Deutscher, ein Wahle, oder was er will, gewesen; er war Einer von den ganz gemeinen Leuten, die mit halboffnen Augen, wie im

*) Antiquar. Br. 57. [Th. 12 S. 160 = 8, 192.]
**) Br. 57. [Th. 12 S. 162 = 8, 193.]
***) Th. 12. S. 169. [Antiquar. Br. 58. = 11, 1, 220 Maltz.]

1) L.: bei den Nachkommen

Traum ihren Weg so fortschlendern. Entweder weil sie nicht selbst denken können, oder aus Kleinmuth nicht selbst denken zu dörfen vermeinen, oder aus Gemächlichkeit nicht wollen, halten sie fest an dem, was sie in ihrer Kindheit gelernt haben: und glücklich gnug, wenn sie nur von andern nicht verlangen, daß sie ihrem Beispiel hierinn folgen sollen." *)

„Das Ding, das man Ketzer nennt, hat eine sehr gute Seite. Es ist ein Mensch, der mit seinen eignen Augen wenigstens sehen wollen. Die Frage ist nur, ob es gute Augen gewesen, mit welchen er selbst sehen wollen. Ja in gewissen Jahrhunderten ist der Name Ketzer die größte Em-
pfehlung, die von einem Gelehrten auf die Nachwelt gebracht werden kön- 118
nen: noch größer als der Name Zauberer, Magus, Teufelsbanner; denn unter diesen läuft doch mancher Betrüger mit unter."

46.

„Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben, welche dazu erfodert werden, stehen in unsrer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt,
die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mitteldinge von Wahr- 119
heit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit, da hingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist.

Der Mann, der bei drohenden Gefahren der Wahrheit untreu wird, kann die Wahrheit doch sehr lieben; und die Wahrheit vergiebt ihm seine Untreue, um seiner Liebe willen. Aber wer nur darauf denkt, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler seyn, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas Schlechteres als einen solchen Kuppler der Wahrheit." **)

47. 120

Wozu die fruchtlosen Untersuchungen der Wahrheit, wenn sich über die Vorurtheile unsrer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten

*) Berengar. Turon. Th. 13. S. 11. 12. [8, 254.]

**) Th. 13. S. 26. [8, 261.]

läßt? wenn diese nie auszurotten, sondern höchstens nur in eine kürzere oder längere Flucht zu bringen sind, aus welcher sie wiederum auf uns zurückstürzen, eben wenn uns ein andrer Feind die Waffen entrissen oder unbrauchbar gemacht hat, deren wir uns ehedem gegen sie bedienten? Nein, nein; einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer mit uns nicht. Wer daher in Bestreitung aller Arten von Vorurtheilen niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünschet, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unsrer Kindheit nicht zu vernichten wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und Unwahrheit in unsrer Kindheit beigebracht werden,
121 sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbsterworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bei denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welche sie jene brgraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todbette, wahr seyn, mit welchen man jeden kleinmüthigeren Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Freilich muß ein hitziges Fieber aus dem Spiele bleiben; und was noch schrecklicher ist als ein hitziges Fieber, Einfalt und Heuchelei müssen das Bette des Sterbenden nicht belagern, und ihm so lange zusetzen, bis sie ihm ein paar zweideutige
122 Worte ausgenergelt, mit welchen der arme Kranke sich bloß die Erlaubniß erkaufen wollte, ruhig sterben zu können. —"*)

48.

„Was ich Ihnen nicht verzeihe, ist, daß Sie nicht vergnügt sind. Alles in der Welt hat seine Zeit, alles ist zu überstehen und zu übersehen, wenn man nur gesund ist. . . . Ich selbst spiele jetzt eine traurige Rolle in meinen Augen und dennoch, bin ich versichert, wird sich und muß sich alles um mich herum wieder aufheitern; ich will nur immer vor mich weg und so wenig als möglich hinter mich zurücksehen. Thun Sie ein Gleiches. Vergnügt wird man unfehlbar, wenn man sich nur immer vorsetzt, vergnügt zu seyn."**)

49.

„Sie werden sagen, daß ich eine besondere Gabe habe, etwas Gutes
123 an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin

*) Th. 13. S. 46. [8, 270.]

**) Freundschaftl. Briefwechsel. S. 23. 37. [12, 309. 312. An Eva König, den 8/9 und 20/9 70.]

stolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen, als eben diese Gabe. — Fast fange ich an zu zweifeln, ob man, sie in Ausübung zu bringen, in * * eben mehr Gelegenheit hat, als an andern Orten. — Wie ich hier lebe, wundern sich mehr Leute, daß ich nicht vor langer Weile und Unlust umkomme, als sich wundern würden, wenn ich wirklich umkäme." *)

50.

„Was kann ich für Lust haben, an Leute zu schreiben, mit denen ich nur sehr selten Lust haben würde, zu sprechen? — Sie wissen, was ich Ihnen oft gestanden habe, daß ich es auf die Länge unmöglich hier aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von 124
denen ich hier so gut als gänzlich abgesondert bin. Besuche sind kein Umgang, und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang, Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. **)

Ich kann es mir leider nicht bergen, daß ich hypochondrischer bin, als ich je zu werden geglaubt habe. So bald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, so geht es wieder eine Weile. Und denn sage ich mir: Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort." ***)

51.

„Ich habe über keine Zeile meiner neuen Tragödie weder hier, noch in * * eine Seele können zu Rathe ziehn; gleichwohl muß man wenigstens 125
über seine Arbeit mit Jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen soll. Die bloße Versicherung, welche die eigne Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten Wege ist und bleibt, wenn sie auch noch so überzeugend wäre, ist doch so kalt und unfruchtbar, daß sie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat." †)

---

*) S. 52. 100. [12, 317. 342. An Eva König den 25/10 70. 13/2 71.]

**) Freundsch. Briefw. [Th. 1. S. 132] Th. 2. S. 15. [12, 352. 445. An Eva König, den 26/10 72.]

***) Th. 2. S. 49. [12, 457. An Eva König, den 8/1 73.]

†) Th. 30. S. 167. [12, 401. An Karl Lessing 25/1 72.]

52.

„Wer wird durch Mittheilung und Freundschaft die Sphäre seines Lebens zu erweitern suchen, wenn ihm beinah des ganzen Lebens ekelt? Oder wer hat Lust nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umherzujagen, wenn er in der Nähe nichts um sich sieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren könnte. Ich habe gearbeitet, mehr als ich sonst zu arbeiten
126 gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stümper eben so gut hätte machen können. — Solche trockne Arbeit[1] läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Trost beruhigen, daß ich meinem Amt Genüge thue, und manches dabei lerne; gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen werth wäre, gelernt zu werden. Doch ich will mich gern noch weit mehr aller Gesellschaft entziehen, um hier in der Einsamkeit zu kahlmäusern und zu büffeln, wenn ich nur sonst von einer andern Seite meine Ruhe wieder damit gewinnen kann." *)

53.

„Daß ich etwas wieder für das Theater machen sollte, will ich wohl bleiben lassen. Kein Mensch unterzieht sich gern Arbeiten, von welchen er ganz
127 und gar keinen Vortheil hat, weder Geld noch Ehre noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen kostet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andre Bogen schreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlage, wenigstens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zusammengerechnet, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen? Jeder Künstler setzt seine Preise; jeder Künstler sucht so gemächlich von seinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth sind; so sagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn sie sind sodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder ansetzen, und wenn sie auch in diesem Stück auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen sollte. Für meine
128 Ehre aber ist es mir gnug, wenn man nur ungefähr sieht, daß ich allenfalls in diesem Fache etwas zu thun im Stande gewesen wäre. Also Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten.

---

*) Th. 30. S. 214. [12, 447. An Karl Lessing den 28/10 72.]

1) L.: Bibliothekar-Arbeit

Es wäre auch närrisch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigstens nicht offen halten und das Publikum erst mit meinen Stücken sättigen wollte. Das Geld ist gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will schlechterdings in Jahr und Tag keinem Menschen mehr etwas schuldig seyn, und dazu gehört ein besserer Gebrauch meiner Zeit als für das Theater.“ *)

54.

„Mein Stillschweigen hat noch immer die nehmliche Ursache. Ich bin
ärgerlich und arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel ist, um einmal 129
aufzuhören, jenes zu seyn. Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden
Umständen gewesen, aber doch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstande um Brodt geschrieben hätte. Ich habe meine Beiträge **) blos darum angefangen, weil diese Arbeit fördert, indem ich nur einen Wisch nach dem andern in die Druckerei schicken darf, und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben. Wer nun noch daran zweifelt, daß es die absolute Unmöglichkeit ist, warum ich gewisse Pflichten nicht erfülle, mein Versprechen in gewissen Dingen nicht halte, den bin ich sehr geneigt, eben so sehr zu verkennen als er mich verkennt. ***)

Vor einiger Zeit ließ es sich hier an, als ob man mir glücklichere 130
Aussichten machen wollte. Aber ich sehe wohl, daß man mir nur das Maul schmieren wollen. Denkt man gar nicht oder nicht so bald darauf, so können sie sehr versichert seyn, daß ich für nichts in der Welt mich hier halten lasse; und in Jahr und Tag längstens schreibe ich Dir aus einem andern Ort. Es ist ohnedies zwar recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu studiren; aber sich darinn vergraben ist eine Raserei. Ich merke es so gut als andre, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig seyn und meine Beiträge, ununterbrochen, bis auf die letzte Armseeligkeit, die nach meinem ersten Plan hineinkommen soll, fortsetzen und ausführen. Dieses nicht thun, würde heißen, die drei Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen.“ †)

---

*) Th. 30. S. 223. [12, 455. An Karl Lessing den 5/12 72.]

**) Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 1773. [Bd. 9, M.]

***) Th. 30. S. 236. [12, 467. An Karl Lessing den 8/4 73.]

†) Th. 30. S. 237. [12, 468. An Karl Lessing den 8/4 73.]

131 55.

„Hier haben Sie einen ganzen Mistwagen voll Moos und Schwämme.*) Eine Frage fällt mir dabei ein, die Sie mir gelegentlich beantworten können. — Ist es die Eiche, oder ist es der Boden, worinn die Eiche steht, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringt? — Ist es der Boden? was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooses und der Schwämme so viel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehen, und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? — Doch er verdorre immerhin! Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln." **)

132 56.

„Mit dem Ferguson***) will ich mir ein eigentliches Studium machen. Ich sehe schon aus dem vorgesetzten Inhalte, daß es ein Buch ist, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur solche Bücher habe, die über lang oder kurz, den Verstand, so wie die Zeit tödten. Wenn man lange nicht denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken. Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruch wir nun schon einmal leben, und zu unsrer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem.

„Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten.
133 Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wenn und wo man stehen bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden." †)

57.

„Die Ode an die Könige††) will ich mir dreimal laut vorsagen, so oft ich werde Lust haben, an meiner antityrannischen Tragödie zu arbei-

---

*) Ebengenannte Beiträge aus den Schätzen der Wolfenbüttelschen Bibliothek. 1772. [Erster.]

**) Th. 29. S. 385. [12, 460. An Ebert den 12/1 73.]

***) Wahrscheinlich über die bürgerliche Gesellschaft.

†) Th. 28. S. 329. [12, 336. An Mendelssohn den 9/1 71.]

††) Von Rammler.

ten. Ich hoffe mit Hülfe derselben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen sieht, als der beste Römische. Aber wenn! 134
wenn!"*)

„Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, ist das einzige Mittel, mich zu mehrerem aufzufrischen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritisirten Stücke anzuwenden im Stande bin, da ich zum Verbessern überhaupt ganz verdorben bin; so nutze ich die Kritik zuverlässig zu etwas Neuem. Also wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieser Art machen soll; so sehen Sie, worauf es dabei mit ankommt — mich durch Tadel zu reizen, nicht dieses Nehmliche besser, sondern überhaupt etwas Besseres zu machen. Und wenn auch dieses Bessere sodann nothwendig noch seine Mängel haben muß: so ist dieses allein der Ring durch die Nase, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann."**)

58. 135

„Die öftere Abänderung der Arbeit ist noch das Einzige, was mich erhält. Freilich wird so viel angefangen und wenig vollendet. Aber was schadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte, wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirst Du auch diese Gesinnung ein wenig misanthropisch finden, welches Du mich in Ansehung der Religion zu seyn im Verdacht hast. Ohne nun aber zu untersuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinem Nebenmenschen zufrieden zu seyn Ursache habe, muß ich Dir doch sagen, daß Du mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene große Absichten befördern zu helfen. 136
Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsre neumodische Theologie gegen die Orthodoxie als Mistjauche gegen unreines Wasser?

---

*) Th. 27. S. 36. [12, 329. An Ramler den 16/12 70.]

**) Th. 27. S. 39. [12, 421. An Ramler den 21/4 72.]

„Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidwand gezogen, hinter welcher jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andre zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst
137 unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, erkundige Dich doch nur nach diesem Puncte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsre neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Ich möchte[1] nicht mit Dir sagen, daß unser altes Religionssystem ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei; ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dies alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und
138 unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen."*)

59.

„Da ich es nur allzu sehr empfinde, wie viel trockner und stumpfer
139 ich an Geist und Sinnen diese vier Jahre geworden bin: so möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht Ein Jahr mehr thun, wenn ich noch sonst etwas in der Welt thun will. Hier ist es aus; hier kann ich nichts mehr thun. Du wirst diese

*) [Th. 30 S. 284 = 12, 484. An Karl Lessing, den 2/2 74.] Wie nimmt man sich seines eignen baufälligen Hauses an? Man bessert es ernstlich oder reißt es nieder und bauet ein andres; in beiden Fällen aber erkundigt man sich, was denn eigentlich Schadhaftes an ihm sei. Der Ungenannte gab vieles dafür aus, was es nicht ist; Leßing nahm vieles, was er dafür erkannte, Gewandsweise, gymnastisch in seinen Schutz. Dies ist nicht der reine Weg zur Wahrheit, obgleich darauf sehr viel Scharfsinn, hie und da unnöthig, angewandt worden ist. Ich kann also den Weg, den Leßing in Führung dieser Streitigkeit nahm, nicht ganz billigen, wie er denn auch seine eigentliche Absicht nicht erreicht hat. A. d. H.

1) L.: Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich

Messe auch nichts von mir lesen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin sehr zufrieden, daß ich nur das Eine große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt. —

„Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirische Irrthum, ja sogar die sektirische Wahrheit machen das Unglück der Menschen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte stiften wollte.“ *)

60. 140

„Fast könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen lesen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu sammeln. Das ist Ihre Schuld! werden Sie sagen. Ich sollte nicht meynen. Ich sehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen; und einmal ist es nun mein Feld. Umsonst erinnern Sie mich unsrer gemeinschaftlichen Entschlüsse, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht seyn sollen! Mit mir ist es aus; und jeder dichterische Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, ist in mir erloschen. Leisten Sie allein, was wir zusammen leisten wollten. — Ich, der ich die ganze Welt ausreisen wollte, werde, allem Ansehen nach, in dem kleinen W. unter Schwarten vermodern.“ **)

61.

„Von gewissen Dingen läßt sich gar nicht sprechen; sprechen zwar
wohl, aber nicht schreiben. Man schreibt immer zu wenig oder zu viel, 141
wenn man bei sich selbst noch kein Resultat gezogen. Im Sprechen kann man sich alle Augenblick corrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen, daß auch diese Reise[1] noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutsche Theater mir fatal ist; daß ich mich nie mit ihm, es sei auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben.

„Und Du verdenkst es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie eben so lohnt, als das Theater.“ ***)

---

*) Th. 30. S. 309. 10. [12, 491. 492. An Karl Lessing, d. 20/4 74.]

**) Th. 27. S. 42. [12, 499. An Ramler, den 12/11 74.]

***) Th. 30. S. 391. 392. [12, 576. An Karl Lessing, d. 20/3 77.]

1) L.: die Manheimer Reise

62.

„Will es denn Eine Klasse von Leuten nie lernen, daß es schlechter-
142 dings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsetzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag' ich, aus keinem andern Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu seyn weiß? Was wollen sie damit?*) Was anders, als — — Weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen, weil ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsetzlich und wissentlich kein falsches verleumderisches Urtheil fällen können: so schweige ich und enthalte mich alles Wiederscheltens.

143 „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu seyn vermeynet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren,**) verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle!
144 Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"***)

63.

„Wenn wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen?†)

„Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grunde seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? Setzen

---

*) Daß es leichtsinnige so wie muthwillige Verblendungen aus gewohnten Vorurtheilen, ja aus mancherlei Leidenschaften einen bittern Haß gegen die Wahrheit, oder gegen ernste Untersuchungen der Wahrheit nicht nur geben könne, sondern wirklich gebe, hat L. nicht läugnen wollen, und auf seinem Lebenswege selbst erfahren. A. d. H.

**) D. i. der Wahrheit immer zu nahen: denn das schließt der Trieb nach Wahrheit und ihr Begriff selbst ein. A. d. H.

***) Th. 5. S. 145. [10, 52. Duplik.]

†) Er spricht von kleinen historischen Umständen der Geschichte des Christenthums, im Anfange derselben. A. d. H.

mußte sich das Haus freilich erst, an diesem und jenem Orte. – Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, da das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.

„Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt. — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von 145
diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und vest seyn muß: denn es trägt und hält[1] so lange. An der Schönheit des Ganzen will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister!"*)

64.

„Luther, Du! Großer, verkannter Mann! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset; wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens?**) Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde? Wer —

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei 146
Luthers Geiste geschützt seyn; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eignen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzeln ist kein Fortgang im Ganzen möglich."***)

65.

„Jeder Mensch hat seinen eignen Styl; was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. — Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben; aber viel, wie wir denken. Man wird[2] doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten Bilderreichen Worten nothwendig ein schwankender,[3] schiefer Sinn 147
liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdrucks bedienet? daß, den kalten symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem

---

*) Th. 5. S. 160. u. f. [165. 160. 162 = 10, 60. 59. Duplik.]

**) Leßing wollte damit nicht sagen, daß wir den Buchstaben d. i. den literaren Sinn nach seiner wahren, Zeitmäßigen, ungezweifelten Bedeutung nicht kennen lernen sollten. Eben diesen, mithin den Geist der Schriften des Christenthums sollten wir kennen lernen. A. d. H.

***) Th. 6. S. 23. 162. [10, 126. Parabel. 161. Antigoeze, Erster.]

1) L.: trägt 2) L.: Sie werden 3) L.: schwanker

Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerdt zuzuschreiben? Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Style desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen. Also von der Wahrheit lasset[1] uns sprechen und nicht vom Styl. Den Meinen gebe ich aller Welt Preis.*)

148 Allerdings suche ich durch die Phantasie mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu bezeichnen. Wer hievon nichts weiß oder verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. — Der Begrif ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt, und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an dem er zum Ritter werde!" **)

149 66.

„Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig seyn können zu machen; und bin ganz leicht. — Wenn ich noch mit einer Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben; wie gern wollt ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein fortzudufeln.***)

67.

„Vor allen Dingen laß mich Deinen Erstgebohrnen mit meinem besten Seegen hienieden bewillkommen! Er werde besser und glücklicher, als alle seines Namens.†)

---

*) Th. 6. S. 174. f. [10, 167. Antigoeze, Zweiter.]

**) Th. 6. S. 261. [10, 203. 205. Antigoeze, Achter.]

***) Th. 27. S. 74—75. [12, 600. 601. An Eschenburg, den 10/1 und 14/1 78.]

†) An seinen Bruder, Th. 30. S. 463. [12, 617. den 20/10 78.]

1) L.: Lassen Sie

„Jetzt ist man hier auf meinen Nathan gespannt und besorgt sich 150
davon ich weiß nicht was. Es wird nichts weniger, als ein satyrisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe. Spott und Lachen würde sich zu dem Tone nicht schicken, den ich in meinem letzten Blatt angestimmt habe; du wirst sehen, daß ich meiner eignen Sache durch diesen dramatischen Absprung im geringsten nicht schade." *)

68.

„Mein Nathan ist ein Stück, welches ich schon vor drei Jahren vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Mit unsern jetzigen Schwarzröcken hat es nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst
verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst 151
nach hundert Jahren wäre. Mit dem Prännmeriren möchte ich gern nichts zu thun haben. Denn wenn ich nun plötzlich stürbe? So bliebe ich vielleicht tausend Leuten einem jeden einen Gulden schuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich schimpfen würde. **) Nach meinem ersten Anschlage sollte noch ein Nachspiel dazu kommen, genannt der Derwisch, welches auf eine neue Art den Faden der Episode des Stücks selbst wieder aufnähme und zu Ende brächte. Aber auch das muß wegbleiben." ***) —

69.

„Wenn man sagen wird, daß ein Stück von so eigner Tendenz nicht reich genug an eigner Schönheit sei: so werde ich schweigen, aber mich nicht
schämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel 152
weiter mit allen Ehren bleiben kann.

Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird." †)

70.

„Mein Ungenannter scheint ein wenig Luft zu bekommen. Nun wird er sich schon von selbst so weit helfen, als er sich, nach den Gesetzen einer höhern Haushaltung helfen soll. Auf mein eignes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelassen; wenigstens mich darüber ausgelassen.

---

*) Th. 30. S. 464. [12, 617. An Karl Lessing den 20/10 78.]

**) Th. 30. S. 471. 473. [12, 619. 620. An Karl Lessing, d. 7/11 78.]

***) Th. 30. S. 490. [12, 630. An Karl Lessing, den 15/1 79.]

†) Leben und Nachlaß Th. 1. S. 410. [11, 2, 164.]

Denn zum Einlassen gehören zwei; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt. Ver-
153 muthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen noch der andern Parthei gelegen kam. Ist er noch so weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lermen über ihn angefangen?"

„Die Versatilität des Geistes verliert sich, glaube ich, von seinen Eigenschaften am ersten. Es kostet so viel Arbeit mich umwälzen zu lassen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann." *)

71.

„Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein neugieriger Reisender. Der mit dem ich Ihnen jetzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Classe von Reisenden findet sich unter Yoriks
154 Classen nun zwar nicht; unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Classe gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen.

Dieser Emigrant will von Ihnen nichts, als daß Sie ihm den kürzesten und sichersten Weg nach dem europäischen Lande vorschlagen, wo es weder Christen noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber sobald er glücklich da angelangt ist, bin ich der erste, der ihm folgt.

An Ihrem Briefchen kaue und nutsche ich noch. (Das saftigste Wort ist hier das edelste.) Und wahrlich, ich brauche so ein Briefchen von Zeit zu Zeit sehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden soll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig
155 ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. **)

---

*) Th. 29. S. 496. [12, 655. An Herder, den 25/6 80.]

**) Auf Lob der Journale zielet dieses nicht, sondern auf die ganze Wirkung, die L. mit seinen letzten Bemühungen zu machen hoffte, und die er freilich zu kurz nahm. Alles hat seine Wirkung gethan und wird sie thun, seine Beiträge, seine Schriften über die Fragmente, sein Nathan; in der Hand der Vorsehung ist nichts verlohren. Nur seine Laufbahn war vor der Zeit zu Ende; er verlechzte.

Daß Ihnen nicht Alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen: denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Erinnerung[1] an unsre besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen; und bin 156
jetzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal sprechen!"*)

Leßing.

* * *

Und so fiel er, der edle Hirsch, vielverwundet, und unüberwunden. Da wo er erstarrte, sagt man, stehe sein Bild in Stein.

---

112. 157

Die Funken aus der Asche eines Todten haben mich wie ein stummes Trauerspiel im Innersten gerühret. Das also war Leßings Privatleben! so leitete es sich fort! so hat es geendet!

Dank seinem Bruder und dessen Gehülfen, daß sie uns eine Sammlung Leßingscher Schriften gegeben, wie wir sie noch von keinem Deutschen Schriftsteller gehabt haben. Wünschten wir nicht alle, daß Leibnitz einen solchen Herausgeber gehabt hätte? Ueber 158
die Art der Herausgabe hat er sich, meinem Bedünken nach, gnugsam gerechtfertigt.**) Die Wahl der Männer, die ihm beistanden, ganz und völlig endlich rechtfertigt ihn die oft und frei bekannte Denkart seines Bruders. „Einmal, sagt dieser,***) habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der

---

*) Geschrieben den 19. Dec. 1780. — (Th. 28. S. 355.) [12, 666. An Mendelssohn.] Der letzte seiner gedruckten Briefe ist vom 26. Jan. 1781. (Th. 29. S. 498.) [12, 668. An Herder.] Er starb den 15. Febr. 1781.

**) S. Vorrede zum 2ten Th. Leßingscher Schriften Berl. 1784.

***) Anti-Götze, 6. Leßings Schr. Th. S. 233. [10, 192.]

1) L.: Zurückerinnerung,

Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andre dem thätigen Mann nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen
159 so viel gute Absichten vereiteln können; und ich fühle mich sofort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bei Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet; er schafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Gerade so wünschte ich wenigstens (denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden?) wünschte ich wenigstens alle und jede ausgesetzte Geburten des Geistes mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können: und wenn ich deren selbst nur wenige
160 wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue was ich kann, und jeder thue nur eben so viel."

So dachte Leßing und so habe Ers denn seiner eignen Nemesis Dank, daß nach dem Maas, nach dem er fremde Handschriften hervorzog, die Seinigen auch ans Licht gestellt werden. Ehre gnug für Jeden, Schriftsteller oder nicht, dessen kleinstes Blättchen, dessen eiligster Brief mit so viel Ehre ans Licht treten darf!

Gens sui tantum similis, ein gar absunderliches Volk sind wir Deutsche. Unsre Nachbarn rühmen sich ihrer Schriftsteller; sie sammlen ihre Werke, Aufsätze, Briefe, Fragmente mit größestem Fleiß und setzen darin ein edles Eigenthum, eine Nationalehre. So sind (nur wenige anzuführen,) in Frankreich die
161 Werke nicht etwa nur der Corneille, Racine, Moliere, Voltaire, Rousseau, Fenelon, Boßvet sondern auch der Motte le Vayer, Motte Houdart u. s. in England Shakespear's, Bacon's, Milton's, Swift's, Pope's, Hume's Werke, zum Theil mit einer Pracht erschienen, mit welcher der eitelste Schrift-

steller selbst zuweilen unzufrieden seyn würde; und wo irgend ein Brief, ein Einfall, eine Anekdote von diesem oder jenem aufgegriffen ward, wird er bekannt gemacht und verherrlichet. Unsre Deutsche Journale sagen nach, rühmen und preisen. Nur gegen unsre eigensten Verdienste sind wir undankbar, verachten was nach der sorgfältigsten Bearbeitung in der bescheidensten Tracht vor uns tritt, und entziehen selbst dem Todten, was ihm gebühret. —

Für Höfe schrieb Leßing nicht; auch nicht für den großen Maasstab alles Geschmacks, den Geschmack der Franzosen. Gegen 162
diesen schreibt man ihm vielmehr, (obwohl meines Erachtens mit Unrecht) einen ungerechten Widerwillen zu; sie mögen ihn also nicht lesen.*) Wir Deutsche wollen ihn lesen; theoretisch und praktisch war er der Sprache Meister. Wenn es auch keine Deutsche Nation gäbe, die sich um Dies oder Jenes, worüber er geschrieben hat, kümmerte: so sollte es, dünkt mich, Deutsche Gelehrte geben, denen Dies und Jenes nicht gleichgültig seyn darf, und der verständige Mann in seiner Sinnes- und Denkart, ist für einen gebildeten Mann bei jedem Schriftsteller das Wichtigste, das Beßte.

Auch ich stelle mir Ihren Jüngling vor, der „mit classischen 163
Känntnissen in der „Schule ausgerüstet, ehe er die Akademie beschreitet," eben auf diese Sammlung Leßingscher Schriften geriethe. Natürlich wird er vieles in ihnen überschlagen; wobei er aber verweilet, an den Werken seines Genius, an den Grundsätzen und Urtheilen seiner Kritik, an seinen unvollendeten Entwürfen, an seinen hie und da kaum genannten Vorsätzen, an seinen Meynungen über das was ihm leicht und schwer, nothwendig oder erläßlich schien, an seiner Waage des Billigen und Rechten, des Zweckmäßigen, Edlen und Schönen; an seiner Kunst zu disputiren,

*) Ueber das Mikrologische mancher seiner Untersuchungen so wie überhaupt über die Bildung seines Styls hat Leßing sich frank und frei erkläret. S. Sämmtliche Schriften B. 13. Vorr. IX. [9, 5. Beiträge zur Gesch. u. s. w.] S. 390. [9, 222 fg. Ehemalige Fenstergemälde im Kl. Hirsau.] B. 6. S. 174. f. [10, 167. Antigoeze, Zweiter.]

nach Ort und Zeit zu reden, Wahrheit zu verhüllen ohne sie zu beleidigen, sie nicht immer unmittelbar sondern auf gewählten
164 Umwegen geschickt zu befördern; vor Allem an seinem vesten und bescheidnen Charakter, der nie mehr von sich hielt als sich gebührt zu halten, der auch im Spiele ernst, auch gegen Feinde gerecht, über die menschliche Bestimmung rein und sicher, über das menschliche Wissen und Bestreben demüthig und bescheiden, seinen Grundsätzen treu blieb und in den widrigsten Fällen des Lebens den herben Apfel oft mit Scherz, immer aber mit männlicher Heiterkeit kostete; an diesem Mann und Schriftsteller wird er viel zu lernen finden! Seine Winke, seine Fehler werden ihn das Wichtigste lehren; er wird ihn hochschätzen und bedauren. Hochschätzen, daß er sich in so Vieles wohlgerüstet, muthig und glücklich warf; wo es ihm mißlang, sich am Ziel selbst nicht irre machen ließ, sondern es auf andern Bahnen suchte. Bedauren wird er ihn —

165 Doch wozu die Nutzlose Wiederholung? Mit Leßing ist das Problem abermals aufgelöset. Gebt diesem reinen Stahl in dephlogisirter Luft nur Einen Funken, welch Schauspiel einer herrlichen Flamme an Glanz und Farbe werdet ihr erblicken bis zum letzten Moment der Erscheinung. Bringt diese helle Flamme dagegen — Der bescheidne Leßing erwartete von seinem Vaterlande Nichts; das schmerzlichste aller Gefühle, das Gefühl der Kränkung mäßigte er, selbst wenn man ihn täuschte. „Noch sind mir, sagte er*) in meinem Leben alle Beschäftigungen sehr gleichgültig gewesen: ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten; aber auch die geringfügigste nicht von der Hand
166 gewiesen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erlesen zu seyn glauben konnte.“ Seine erste Jugendrede (1743) handelte von der Gleichheit eines Jahrs mit dem Andern**); in Ansehung seiner Erwartungen scheint er dieser Jugendphilosophie

*) Leß. Schr. B. 25. S. 376. [7, 415. Dramaturgie St. 101 fg.]

**) Leben und Nachlaß Th. 2. S. 103. [11, 1, 3.]

Zeitlebens treu geblieben zu seyn. Kurz, das Trauerspiel Spartakus, das er uns auf der Bühne nicht geben konnte, hat er uns durch seinen Lebenslauf gegeben. — Fahren Sie mit Ihrer Geschichte der Französischen Propaganda in Deutschland fort. Was ist zu thun? was wird werden?

---

113. 167

„Was ist zu thun? was wird werden?“ Da wir die sieben Weisen Griechenlands nicht aufrufen können, so dünkt mich

1. Lasset geschehen seyn, was geschehen ist; es ist geschehen. Hätten die obern Stände Deutschlands sich in den Kopf gesetzt, statt Französisch, Kalmuckisch zu sprechen; (das Mangolische ist auch eine sehr ausgebildete Sprache;) was wolltet ihr dagegen? Die Jahrhunderte sind verlohren; und nicht ihr, sondern sie tragen 168
die Schuld.

2. Ihr sehet, daß die Zeit das Blatt wendet. Ein Theil des Französischen Geschmacks, der Hofgeschmack nämlich, ist bei den Franzosen selbst antiquiret. Wartet, ob ihn die Deutschen beibehalten; oder ob sie gar aus Mode Republikaner werden. Deutsch-Französische Republikanerinnen und Republikaner!

3. Schmäht nicht; sondern bemitleidet, schweiget, ehret; und wenn ihr es könnt, belehret. Es ist ein pöbelhafter Wahn, daß wir der obern Stände nicht bedörfen; wir bedörfen ihrer, wie sie unser bedörfen. Wir sollen ihr Auge, wir müssen ihre Hand seyn; sie hingegen sinds, von deren Willen und Meinung im Guten und Bösen fast Alles abhängt. Zum Wohl des Ganzen
sind sie unentbehrlich. — Eben so falsch ist die andre Behauptung, 169
daß es Deutschland vortheilhaft sei, wenn Schriftsteller blos für Schriftsteller schreiben. Der Koch kocht für Gäste, nicht für Köche; und wenn Köche sich in Deutschland zu Häuptern einer gelehrten Republik aufwerfen und statt der von ihnen verachteten

Höfe schmähende Jahrs- und Monatsbuden errichten; so ist die öffentliche Kritik, die jeder Nation ein Palladium des guten Geschmacks, des gesunden und redlichen Urtheils seyn sollte, in Deutschland dazu geworden, wozu sie Weltleute, mit verachtendem Spott aus innrer Abneigung gegen alles Deutsche Bücherwesen nur wünschen mochten. Welcher Mann, ich will nicht sagen, von Stande, sondern nur von Achtung für seinen Namen wird sich in eine Gesellschaft mischen, die auf solche Art für sich selbst schreibet?

170 4. Glaube man nicht, daß die untersten Stände die obern ersetzt haben, sobald irgend nur das Product abgeht. Der größte Theil Deutscher Schriftsteller schreibt jetzt für Lesegesellschaften, und manche derselben scheinen sich an diesen das Gesinde der Deutschen Nation zu denken, für welches ihre Producte gewiß auch die unterhaltendsten sind. Dadurch bessern wir unsern Geschmack nicht; dadurch erwerben wir keine Ehre. Der Namenlose, der solche Werke schrieb, schämte sich ihrer zuerst selbst, bis er, (denn man gewöhnt sich an jedes Handwerk) in Kurzem auch die Schaam ablegte. Er weiß, daß er die Nation mit seinen Hefen der Aufklärung verderbe; die Hefenfabrik aber bringt ihm Geld und ist gut zu Leihbibliotheken der großen Gesindstube des Deutschen Witzes und Unraths.

171 5. Wir haben Gäste um uns, deren manche endlich schon sich entschließen, das barbarische Deutsche zu lernen, die also (bei Franzosen kann es nicht fehlen) uns bald in die Schule nehmen werden. Schon hat Einer den Anfang gemacht*) und uns verwiesen, daß wir „sogern Originale und Fürstensklaven" seyn mögen, daß es uns an Wörterbüchern, an einer richtigen Orthographie und an lateinischen Lettern mangle; solcher Belehrer werden sich mehrere finden. Und mit Verehrung werden die Deutschen Zeitschriften diese Seltenheiten aufnehmen, nicht gnug zu rühmen wissen, wie sehr unsre Literatur dadurch in Aufnahme

---

*) Humaniora St. 2. oder 3. des Jahrs 1796.

komme, indem sogar Ausländer sich endlich um sie bekümmern. 172
Jeder, dem sein Vaterland lieb ist, hüte sich vor ihren beschämenden Schmeicheleien; und mache sich eben so viel aus dergleichen längstbekannten Rathschlägen. Was von Franzosen über unsre Literatur gesagt werden kann, ist hundertfach gesagt; wir aber wissen selbst am besten, wo uns der Schuh drückt, woran das Uebel liege. Ich schämte mich, wenn die besten Deutschen Schriftsteller sich aus einem Lobe wie z. B. im Journal etranger so viel machten, und die Reservationen nicht bemerkten, mit denen jedes Lob gesagt war. Behüte Gott jeden Deutschen, daß er nicht um Französischen und Englischen Ruhm schreibe! Wo die Natur durch Sprache, Sitten und Charakter die Völker geschieden; da wolle man sie doch nicht durch Artefacta und chemische Operationen in Eins verwandeln.

6. Mich dünkt, wir bleiben auf unserm Wege, und machen 173
aus uns, was sich machen läßt. Sage man über unsre Nation, Literatur und Sprache Böses und Gutes; sie sind einmal die Unsern. Mit der Französischen Sprache wollen wir nicht tauschen, ihr auch nicht beneiden, daß sie die Sprache der Welt sei. Büsch hat die Frage: „gewinnt ein Volk in Absicht auf seine Aufklärung, wenn seine Sprache zur Universalsprache wird?“ scharfsinnig und meinem Bedünken nach wahr beantwortet.*) Als demüthige Deutsche wollen wir das gesammte Universum noch nicht lehren, sondern von jeder Nation, von der wir lernen können, lernen. Von den Altfranzosen sowohl als von den Neufranken
wollen wir fortfahren zu lernen: denn eben von jenen ist uns, 174
ihrer bösen Einführung wegen, unpartheiisch betrachtet, noch vieles zu lernen übrig. Der Eine Theil unsrer Nation nahm sie, ohne alles Verhältniß zu unsrem Daseyn, mit blinder Verehrung auf, und, gewann an ihnen gerade das lieb, was für uns nicht diente, Plaisanterien über die Religion, und Zoten; der andere verabscheuete sie um so mehr und betrug sich überhaupt etwas pedantisch.

*) Berlin, 1787.

Vielleicht waren wir zum richtigen Empfang und zu Beurtheilung
dieser mannichfaltigen Zeit- und Geistesprodukte an beiden Theilen
noch zu sehr im Nebel. Jetzt hat sich die Wolke zertheilt; Frank-
reich selbst hat die Folgen vom Misbrauch mehrerer Grundsätze
Roußeau's, Voltaire, Helvetius gekostet; die Zeit hat über
sie gerichtet und der Zuschauer Urtheil gereifet. — Selbst über
175 Montesquieu sind wir noch in Schulden: denn mir ist kein
Deutsches Werk bekannt, das das Französische für uns brauchbar
oder entbehrlich gemacht hätte. Die ganze ältere Französische Lite-
ratur erwartet zur Anwendung für uns noch ein ruhiges Auge.

7. Bei allen Misleitungen einer so vielfach-zertheilten Nation,
wie die Deutsche ist, bei Verirrungen, die Jahrhunderte lang
gedauert haben und sich noch jetzt fast in jedes Urtheil mischen,
müssen wir am meisten auf die große Alliirte, die weise Len-
kerinn menschlicher Thorheiten, die Providenz rechnen. Ihr wol-
len wirs zuglauben, daß auch die Gallicomanie der Deutschen, die
lächerlichste Thorheit, deren sich ein ernsthaftes Volk bewußt seyn
kann, ihr Gutes haben werde; wäre es auch kein Anderes als
176 Fehler zu entblößen, die man noch lange verschleiert hätte und
gegen welche kein Salz der Comödie wirksam gewesen wäre. Die
Mutter, Zeit hat entschleiert; das Salz ist gekostet; thue es die
beste Wirkung! Den ganzen Gallicismus unsrer oberen Stände
gelinde abzuführen, und den kalten besonnenen Deutschen den Satz
begreiflich zu machen, daß wir nirgend anders als in unserm
Ulubrä, nach Deutscher Weise, mit der Nation, die die unsrige
ist, wo nicht witzig, so doch vernünftig und glücklich seyn sollen.
Jedes Andre, fremde Alfanzerei, ist vom Dämon. —

Noch sollte ich mich über den Vorwurf, als ob wir Deutsche
die Engländer nicht gnug geehrt hätten, rechtfertigen; der aber
widerlegt sich selbst. Mit den Britten stehen wir in reinerem Ver-
hältniß; wir ehren sie aus Neigung über Gebühr, von ihnen
177 keine Ehre erwartend. Unser Herz sagt uns nämlich, „auch wir
hätten in den vorigen Jahrhunderten einen Bacon, Shakespear,
Milton haben können;" wir fühlen sie als Gebein von unserm

Gebein, als Menschen unsrer Art; sie sind die auf eine Insel verpflanzten Deutschen. Daher sind von den Engländern selbst ihre treflichsten Schriftsteller kaum mit so reger, treuer Wärme aufgenommen worden, als von uns Shakespear, Milton, Addison, Swift, Thomson, Sterne, Hume, Robertson, Gibbon aufgenommen sind. Richardson's drei Romane haben in Deutschland ihre goldne Zeit erlebet; Youngs Nachtgedanken, Tom-Jones, der Landpriester haben in Deutschland Sekten gestiftet; in Englischen Zeitschriften haben wir bewundert, selbst was wir nicht verstanden, was für uns nicht geschrieben war.
Und wer wäre es, der die Schotten Ferguson, Smith, Ste- 178
wart, Millar, Blair nicht ehrte? Auf diesem demüthigen Wege wollen wir bleiben, und nicht erwarten, daß man uns verstehe und ehre. Der Nationalruhm ist ein täuschender Verführer. Zuerst lockt er und muntert auf; hat er eine gewisse Höhe erreicht, so umklammert er den Kopf mit einer ehernen Binde. Der Umschlossene sieht im Nebel nichts als sein eigenes Bild, keiner fremden neuen Eindrücke mehr fähig. Behüte der Himmel uns vor solchem Nationalruhm; wir sind noch nicht, und wissen, warum wir noch nicht sind? wir streben aber und wollen werden.

---

114 (a).[1] 179

Bist Du, Geliebter, noch so neu und jung,
Daß ein Gespenst, der Nationenruhm,
Dich äffet und betrübt? O sage mir,

---

1) „Der Deutsche Nationalruhm." Eine Epistel von J. G. Herder. Leipzig 1812 bei J. Fr. Hartknoch. In diesem Einzeldruck ist der Brief zuerst bekannt geworden. „Durch Verhältnisse, deren Erörterung nicht hierher gehört" (heißt es in dem kurzen Vorberichte) fand sich Herder veranlaßt, das Gedicht zu unterdrücken. „Der Verleger ließ damals, um seinem ehrwürdigen Freunde gefällig zu sein, den Schlußbogen jener Sammlung (IX) umdrucken und alle Abdrücke dieses Gedichts vernichten." Wenige Exemplare des ältesten Druckes (Bogen M und die drei ersten Blätter von N) sind der Vernichtung entgangen. Die Angabe von einem „Umdruck" des Bogens scheint ungenau; die 1797 erschienene Sammlung schließt mit dem ersten Blatt von Bogen M (S. 177/8), auch Exemplare ohne Schlußblatt sind ausgegeben worden. (S.)

Wo ist denn unsre Nation? Und Du,
Ich, Er und Wir, Wir alle sind wir Sie?

„Da, sagst Du, lies im Briefe Winkelmanns
Des Deutschen, wie der Deutsche Reichsbaron
In Rom sich stolz und dumm gebehrdet.“ — Gut!
So der Baron; das sind Gottlob nicht Wir.

180 „Da, sagst Du, lies, wie ein Tanzmeister einst
(Helvetius erzählts,) den Deutschen anfuhr:
„Ihr ein Engländer, Herr? Das seyd Ihr nicht.
Ein Deutscher Fürstendiener seyd Ihr. Das
Seh' ich an Eurem Gang', an Eurem Blick!“ —
Und jedem Deutschen, der sich in Paris
Für einen kecken, stolzen Britten giebt,
Und jedem Unverschämten in der Zunft
Der Fürstendiener wünsch' ich den Marcel.*) —
Doch was soll uns das?

181 „Wie? gelüstet nicht
Dem Deutschen stets der Vorderste zu seyn,
Und weil es ihn gelüstet, dünkt er sich
Voran. Ein Shakespear, Milton, Swift und Young —
O hier ist mehr als Shakespear, Milton, Young,
Und Swift und Thomson! Lies einmal.“ —

Du thust
Dem Deutschen Unrecht. Wenn ein Thor so spricht;
Spricht darum so die Deutsche Nation?
Doch wenn ein armer Wicht das Präparat
Von Lieberkühn, von Meckel, sieht und murrt
Bescheiden-traurig: „Ach, das könnt' ich auch!

---

*) A la demarche, à l'habitude du corps ce danseur pretend connoitre le caractere d'vn homme. Un etranger se presente vn jour dans la salle. De quel pays etes-vous? lui demande Marcel. „Je suis Anglois.“ . . . Vous Anglois? lui replique Marcel: Vous seriés de cette Isle où les citoyens ont part à l'administration publique et sont vne portion de la puissance souveraine? Non monsieur: ce front
181 baissé, ce regard timide, cette demarche incertaine ne m'annoncent que l'esclave titré d'un Electeur. *Helvetius* de l'esprit. Disc. II. Chap. I. Not. [2])

Mir fehlets nur am Besten!“ — wolltest Du
Den Jüngling tadeln, daß er in sich fühlt, 182
Was Er seyn könnte, und wohl nie seyn wird,
Weils ihm am *Besten* fehlet. — Wolltest Du
Den Knaben schelten, der „Das kann ich auch!“
Mit kühner Freude ruft; indeß der Arm
Ihm schwach versaget: denn er kann noch nicht
Den Bogen spannen. — „Knabe! rufet ihm
Der Vater zu, noch sieben Jahre, und
Du spannest ihn; sei wacker! übe Dich!“

Wir Deutsche sind der arme Jüngling; Wir
Der schwache Knabe. Ach, wir könnten wohl!
Du weißt, woran es liegt; wir können nicht.
Doch nicht verzweifelt! Giebt es Zeit und Glück;
So können wir dereinst.

Sieh rings umher!
Wer sind die Fleißigen, die Künstler in
Britannien und Rußland, Dännemark
Und Siebenbürgen, Pensylvanien
Und Peru, und Granada? — Deutsche sinds;
Nur nicht in Deutschland. Vor dem Hunger flohn 183
Sie nach *Seratow*, in die *Tatarei*.

Du sahest *Augsburg*, *Nürnberg*; blutete
Dein Herz Dir nicht, wenn Du aus alter Zeit
Die *Dürers*, und *Sankt Sebald*, *Sankt Johann*,
Die alten Drucke, Holz- und Kupferstich',
Und Fensterscheiben, und so manche Kunst
Der Nürenberger, der Augsburger sahst;
Und dann die hungernd-Arbeitseligen
Der jetzgen Zeit besuchtest? — Lies einmal
Mit *Winkelmanns* auch *Lamberts* Briefe, was
In Deutschland die *Erfindung* gilt.

In Rom
Sah ich den Fleißigsten der Deutschen; „ah
Il povero Tedesco!“ sprach zu mir
Der Römer. „Warum povero?“ „Warum?
Santa Maria! Dieser junge Mann, 184
So fleißig, (und er lebet fast von nichts!)
Kommt er mit aller seiner Kunst dereinst

Dort über die Gebürge, spricht zu ihm
Sein Landesherr: „Ich mag des Zeugs nicht mehr!“
So muß er betteln!“ — Ah! il povero! —

Du kennst doch unsern Luther, Freund, und hast
Den armen Bettelbrief gelesen, den
Bald nach dem Tode des großmüthigen,
Wohlthätgen Mannes seine Ehefrau
Die Mutter vieler Kinder dürftig schrieb.
Wohin? nach Deutschland? Nein nach Deutschland nicht!
An seine Majestät von Dännemark
Schrieb sie demüthig: „da doch auch sein Reich
Lutherisch heiße, möchte gnädigst er
Des Luthers armer Wittwe und den Kindern
Etwas verleihen.“ — Und der König thats.

185 Du kennst auch Kepplers Leben? Lies o Freund;
Es ist merkwürdig; er verhungerte! —
Dann lies auch Newtons Leben zum Vergleich. —
Willt du noch mehr der Leben?

„Warum schreyn
Die Deutschen nicht?“ Ja schrei und schrei und schrei!
Der Wald hat keine Ohren. Kennst Du nicht
Das Epigramm: „Dem unglückselgen Pan
Ist Echo selbst auch in der Welle stumm!“ —

„Und doch sind sie in ihrer Herren Dienst
So hündisch-treu! Sie lassen willig sich
Zum Missisippi und Ohio-Strom
Nach Candia und nach dem Mohrenfels
Verkaufen. Stirbt der Sklave, streicht der Herr
Den Sold indeß, und seine Wittwe darbt;
186 Die Waisen ziehn den Pflug und hungern. — Doch
Das schadet nicht; der Herr braucht einen Schatz.“

Grausam genug! Doch sollten darum dann
Die Väter treulos werden? Liegt das Ach
Der Wittwen, und der Waisen Seufzer, liegt
Des Vaters Leben und sein Seufzen dann
Nicht auch in seines Herren Schatz? — Geduld!

„Armselig Volk! Wies Einer macht, so hat Ers!“

Nicht also! Freund, wie Einer ist, so thut er.
So heißts. Der gute Deutsche thue Guts! —
Was sollte Rache? Und was hälfe sie?
Stockprügel und die Kugel vor den Kopf — —
Er laße Gott es über! —

„Gott? Der hat 187
Was anderes zu thun, als für den Deutschen
Zu sorgen, der die Sache nicht versteht“ —

So muß sie Gott verstehen! O es flammt
Kein brennender Altar, wie dieser! Sieh,
Der Wittwen Angstgebet ist Weihrauch; sieh,
Des Vaters und der Waisen Seufzer fachen
Die Glut an. Wie die Flamme steigt! Sie sprüht!
Die Kohlen glühn auf des Verkäufers Haupt. — —

„Moral der alten Zeiten! Doch wohin
Sind wir verirrt vom Nationenruhm
Zu Deutschen Negern?“ —

Wohl! der erste Ruhm
Der Nation ist Unschuld; nie die Hand
Im Blut zu waschen, auch gezwungen es
So zu vergießen, als sein eignes Blut. —

Der zweite Ruhm ist Mäßigung. Es ruft 188
Der Hindus und der Peruaner Noth,
Die Wuth der Schwarzen und der Mexicaner
Gebratner Motezuma rufen noch
Zum Himmel auf, und flehn Entsündigung! —
O glaube, Freund, kein Zevs mit seinem Chor
Der Götter kehrt zu einem Volke, das
Mit solcher Schuld- und Blut- und Sündenlast
Und Gold- und Demantlast beladen schmaus't.
Er kehrt bei stillen Aethiopiern
Und Deutschen ein, zu ihrem armen Mahl.

Der dritte Nationenruhm[1] ist Weisheit;
Nicht schlaue TrugList, schöne Worte nicht.
Die Welt mit Worten äffen ist ein Dunst
Des Dämons, der den Blendenden erstickt.

1) A und Einzeldruck vom J. 1812: Nationalruhm

Wer alle Welt zum Thoren hat, ist selbst
Der größte Thor; er spielt die blinde Kuh. —
Aufrichtigkeit ist Weisheit; Billigkeit
Und Rechtthun ist Verstand.

189 „Doch Du verschweigst
Die Grazien des Lebens. Gilt die *Kunst*,
Witz und *Genie* für Nichts?“

Für Vieles, Freund,
Doch nicht für Alles. Kunst, Genie und Witz
Ist nicht der Nationen einziger
Und höchster Ruhm; es sei denn jene Kunst,
Die Kunst der Künste, *Weisheit*. — Daß ein Narr
Mit *angebohrner* Kunst sich vor mir spielt,
Und jene singt und diese liebend tanzt,
In Ohnmacht sinket und mit Reiz erwacht;
Daß auf der Bühne, Jener auf dem Seil
Das Herz der Weiber regt; ein andrer dort
Den Brummbaß streichet und durch Löcher bläs't,
Und Dieser Verse drechselt, Jener Punsch
Zu Eis bereitet; *gut* mag es zwar seyn,
Doch nicht das Beste, das Nothwendigste.
Pythagoras, *Confuz* und *Sokrates*,
Sie wußten nichts davon und rechneten
190 Auch nicht darauf. Ein gar armselig Volk,
Das sein Verdienst nur auf der Bühne, nur
Auf Brettern hat und es aus Löchern bläs't! —

„Und dennoch ists Verdienst!“ —

Ein örtliches!
Der Himmel theilt die Gaben, wie er will.
Nicht jedes Klima, jeder Boden giebt
Dieselben Früchte; nicht auch jede Zeit,
Noch jeder Baum und Wurzel, Halm und Strauch
Dieselbe. Wer vom Baume Most, vom Eis
Die Ananas begehret, ist —

„Ereifre,
Dich nicht, o Freund. Es bleibet *Ananas*
Und Schleebeer' unterschieden. *Shakespear*,
Homer und *Ossian* und *Raphael*
Sind doch wohl *Nationenruhm*?“ —

Mit nichten!
Dem Menschengeist gehören sie, und nicht
Der Nation. Mir ist es Gräuel, wenn
Der gröbste Britte Shakespears sich rühmt, 191
Als sei Ers selbst, als hätt' Er ihn gezeugt,
Und zimmern helfen. Ihn geschmähet hat
Die Nation durch manche Aefferei
Und blinden Stolz. — Des Dichters Auge, das
In schönem Wahnsinn über Meer und Land
Und Erd und Himmel flog, und jede Welt
In ihrer Schönheit sah — dies Auge war
Nicht in Cambridge, auch von Dollond nicht
Geschliffen; Auge war es der Natur.
Die göttliche Idee, die Raphael
Begeisterte, war eines Engels Traum,
Kein Urbinatsches Töpferwerk. Und ist
Urbino denn Italien? — Der Ruhm,
Der auf den Farbenreiber überging
Vom Mahler, ist ein wahrerer, als Der,
Wenn hundert Jahre drauf der Römer ruft:
„Wir hatten einen Raphael!" Warum,
Ihr guten Römer, habt ihr ihn nicht mehr?

Der Glanz, o Freund, der von dem göttlichsten 192
Genie die Nation bestrahlet, ist
Ein Götterglanz, der nur die Würdigsten
Erleuchtet und verklärt; dem Schwachen nimmt
Er seiner Augen Licht; dem Thoren, oft
Der Nation enthüllt er wie ein Blitz
Nur ihre Niedrigkeit. Verschmachtete
Der Canzler Bako nicht, und lechzete
Umsonst im Sterben nur nach beßerm Bier?*)

---

*) *Wilson* in his life of the King *James* says: Though Lord *Bacon* had a pension allowed him by the King, he wanted to his last; living obscurely in his lodgings at *Gray's Inn*, where his lonely and desolate condition wrought upon his ingenious and therefore then more melancholly temper, that he pined away. And he had this unhappiness after all his height of plenitude, *to be denied beer to quench his thirst.* For having a sickly taste, he did not like the beer of the 193
house, but sent to Sir *Folk Greville*, Lord *Brook* in his neigbourhood

193 Der vierte Nationenruhm ist That
Zum Wohl der Menschen. Was ein ganzes Volk
Gezwungen, und in Trunkenheit gethan,
Das that es nicht. Und was die Königinn
Titania, die Zeit, durch ihren Puck
Im Scherz hinspielte, noch viel weniger.
Das Werk der Einzelnen zum Wohl der Welt,
Jetzt in Erfindung, auch im Willen nur, —
194 Heil ihnen, wenn es einst die Nation
Mit dankendem Gefühl begrüßet, bis
Es allen Völkern zum Gedeihen kommt! —
Wer diesen Aether des Verdienstes trinkt,
Wie schwinden ihm die Namen! Hoch aufgehn
Läßt er die Sonn' auf eine halbe Welt,
Und regnet allen Nationen Heil. —

„Mich wundert, daß Du nicht die Druckerei
Der Deutschen rühmest; sie sind stolz darauf!" —

Nicht stolz; nur dankbar. Giebt sie nicht dem Wort
Allgegenwart, Gemeinnutz, Ewigkeit?
An Zeiten bindet sie die Zeiten, knüpft
Gedanken an Gedanken, Fleiß an Fleiß;
Ein Genius der wachsenden Vernunft,
Das Band getrennter Seelen, sie, die Schrift
Der Schriften, einigt aller Menschen Herz
Und Sinn und Geist; sie wehrt der Barbarei,
Und spottet des Naturgesetzes, das
195 Jedweden Einzelnen so bald begräbt.
In Schriften lebt von ihm der beßre Theil,
Durch sie unsterblich. —
Aber hör', o Freund,
Das alles ist im Nationenruhm
Das höchste nicht.

(now and then) for a bottle of his beer, and after some grumbling, the butler had order to deny him. — Lord Chancellor Bacon, says *Howell* in his letters, is lately dead of a long languish illness. He died so poor, that he scarce left money to bury him, *which did argue no great wisdom, it being one of the essential properties of a wise man to provide for the main chance.* Die Niederträchtigkeiten im Factum und Urtheil sind der Uebersetzung unwürdig.

„Und gäb's ein Höheres?"

Ein Höchstes, nützende Verborgenheit.
Wenn Dein Verdienst der leichte Nachbar Dir
Entwendet, und der reichere genießt;
Wenn bettelnd Du zu ihm hinwandern mußt,
Und flehen ihm, daß er Dein Gutes doch
Als seines nütze; wenn Dein Weib und Kind
Zu Hause darbt, und Du mit Leibsgefahr
Dich aus dem Lande stahlest, das Dir nichts
Als eine rothe Binde zum Geschenk
Zu geben hatte: dennoch Dir das Herz
Vor Freude schlägt zu Deinem Werk, und Du
Den kalten Hohn der Thoren trägest, liebst
Dein Vaterland, in ihm die tausend Guten
Mitduldenden; Du liebst das Deutsche Weib, 196
Den Deutschen Mann und Freund und Unterthan
Und Bürger und Arbeiter, liebest selbst
Die Deutsche Dumpfheit und Verlegenheit,
Und Treu und Einfalt mehr, als jeden Stolz
Begüterter Barbaren; bleibe Der!
So wohnt in Dir die Deutsche Nation.

„Da wohnt sie eng' und sehr incognito.
Ich merk', es geht aufs alte Sprüchwort aus:
„So Ihr; doch nicht für Euch!"*)

Ein hohes Wort,
Wenn uns die Schickung werth hält, nicht für uns,
Für andere zu seyn. Es wendet sich 197
Der Zeiten Blatt. Was sinket, ist darum
Das Schlechtre nicht. Wir lernen jetzt und stets,
Stets laßt uns lernen! Laßt uns frölich sä'n,
Im Nebel auch; die Ernte kommt gewiß.

---

*) Sic Vos non Vobis!

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Zehnte Sammlung.

Riga, 1797.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt
der zehnten Sammlung.

1) Vgl. S. 144 und S. 208[1] zu Br. 114a.

(5) **114.**

Aber warum müssen Völker auf Völker wirken, um einander die Ruhe zu stören? Man sagt, der fortgehend-wachsenden Cultur wegen; wie gar etwas anders sagt das Buch der Geschichte!

Hatten jene Berg- und Steppenvölker aus Nord-Asien, die ewigen Beunruhiger der Welt, es je zur Absicht, oder waren
6 sie je im Stande, Cultur zu verbreiten? Machten die Chaldäer nicht einem großen Theil der alten Herrlichkeit des Vorder-Asiens eben ein Ende? Attila, so viele Völker, die ihm vorgingen und nachfolgten, wollten sie die Fortbildung des Menschengeschlechts befördern? Haben sie sie befördert?

Ja die Phönicier, die Karthager mit ihren gerühmten Colonien, die Griechen selbst mit ihren Pflanzstädten, die Römer mit ihren Eroberungen, hatten sie diesen Zweck? Und wenn sich durch das Reiben der Völker an einander hier etwa diese Kunst, dort jene Bequemlichkeit verbreitete; leisten diese wohl Ersatz für die Uebel, die das Drängen der Nationen auf einander dem Siegenden und dem Besiegten gaben? Wer vermag das Elend zu schildern, das die Griechischen und Römischen Eroberungen dem
7 Erdkreise, den sie umfaßten, mittelbar und unmittelbar brachten?*)

---

*) Die französische Schrift de la felicité publique ou considerations sur le sort des hommes dans les differentes epoques de l'histoire. Amsterd. 1772. behandelt ein Thema, dem nicht gnug Aufmerksamkeit gewidmet werden kann. Wozu die Geschichte, wenn sie uns nicht das Bild der glücklichen oder unglücklichen, der verfallenden oder sich aufrichtenden Menschheit zeiget?

Selbst das Christenthum, sobald es als Staatsmaschiene
auf fremde Völker wirkte, drückte sie schrecklich; bei einigen ver-
stümmelte es dergestalt ihren eigenthümlichen Charakter, daß keine
anderthalbtausend Jahre ihn haben zurechtbringen mögen. Wünsch-
ten wir nicht, daß z. B. der Geist der nordischen Völker, der
Deutschen, der Galen, Slaven u. s. ungestört und rein aus 8
sich selber hätte hervorgehen mögen?

Und was nutzten die Kreuzzüge dem Orient? Welches
Glück haben sie den Küsten der Ostsee gebracht? Die alten
Preußen sind vertilget; Liwen, Ehsten und Letten im ärm-
sten Zustande fluchen im Herzen noch jetzt ihren Unterjochern, den
Deutschen.

Was endlich ist von der Cultur zu sagen, die von Spaniern,
Portugiesen, Engländern und Holländern nach Ost- und
Westindien, unter die Negern nach Afrika, in die friedlichen Inseln
der Südwelt gebracht ist? Schreien nicht alle diese Länder, mehr
oder weniger, um Rache? Um so mehr um Rache, da sie auf eine
unübersehliche Zeit in ein fortgehend-wachsendes Verderben gestürzt
sind. Alle diese Geschichten liegen in Reisebeschreibungen zu Tage; 9
sie sind bei Gelegenheit des Negerhandels zum Theil auch laut zur
Sprache gekommen. Von den Spanischen Grausamkeiten, vom
Geiz der Engländer, von der kalten Frechheit der Holländer, von
denen man im Taumel des Eroberungswahnes Heldengedichte
schrieb, sind in unsrer Zeit Bücher geschrieben, die ihnen so wenig
Ehre bringen, daß vielmehr, wenn ein Europäischer Gesammt-
geist anderswo als in Büchern lebte, wir uns des Verbrechens
beleidigter Menschheit fast vor allen Völkern der Erde schä-
men müßten. Nenne man das Land, wohin Europäer kamen, und
sich nicht durch Beeinträchtigungen, durch ungerechte Kriege, Geiz,
Betrug, Unterdrückung, durch Krankheiten und schädliche Gaben
an der unbewehrten, zutrauenden Menschheit, vielleicht auf alle
Aeonen hinab, versündigt haben! Nicht der weise, sondern der 10
anmaaßende, zudringliche, übervortheilende Theil der
Erde muß unser Welttheil heißen; er hat nicht cultivirt, sondern

die Keime eigner Cultur der Völker, wo und wie er nur konnte,
zerstöret.*)

Was ist überhaupt eine aufgedrungene, fremde Cultur? eine
11 Bildung, die nicht aus eignen Anlagen und Bedürfnissen hervor-
geht? Sie unterdrückt und mißgestaltet, oder sie stürzt gerade in
den Abgrund. Ihr armen Schlachtopfer, die ihr von den Süd-
seeinseln nach England gebracht wurdet, um Cultur zu empfangen,
ihr seyd Sinnbilder des Guten, das die Europäer überhaupt andern
Völkern mittheilen!**) Nicht anders also als gerecht und weise
handelte der gute Kien-Long, da er dem fremden Vice-König
12 schnell und höflich mit tausend Freudenfeuern den Weg aus seinem
Reich zeigen ließ. Möchte jede Nation klug und stark gnug gewe-
sen seyn, den Europäern diesen Weg zu zeigen! —

Wenn wir nun sogar lästernd vorgeben, daß durch diese Beeinträchtigungen der Welt der Zweck der Vorsehung erfüllt werde, die uns ja eben dazu Macht und List und Werkzeuge gegeben habe, die Räuber, Störer, Aufwiegler und Verwüster aller Welt zu werden, wer schauderte nicht vor dieser Menschenfeindlichen Frechheit? Freilich sind wir, auch mit Thorheiten und Lasterthaten, Werkzeuge in den Händen der Vorsehung; aber nicht zu unserm Verdienst, sondern vielleicht eben dazu, daß wir durch

---

*) S. unter hundert andern des menschlichen le Vaillants neuere
Reisen ins Innere von Afrika, Berl. 1796. mit Reinhold Forsters
Anmerkungen. „Nicht nur am Vorgebürge der guten Hoffnung,
sagt dieser schätzbare Gelehrte, (Th. I. S. 69.) sondern auch in Nordame-
rika, an der Hudsonsbay, in Senegal, am Gambia, in Indien,
kurz allenthalben wohin Europäer kommen, betriegen sie die armen Ein-
gebohrnen im Handel. Besonders macht England, das neue Karthago, den
11 Namen der Europäer in allen andern Welttheilen verabscheuet.“ — So
Forster. Und wäre es mit dem Betriegen allein ausgerichtet! Der Hefen
von Europa hat Gährungen gemacht und erhält Gährungen in allen Welt-
theilen. A. d. H.

**) Unpartheiische und unübertriebene Bemerkungen darüber findet man in Reinhold Forsters Anmerkungen wie zu mehreren so zu Hamiltons Reise um die Welt. Berlin 1794.

eine Rastlose höllische Thätigkeit im größesten Reichthum arm, von Begierden gefoltert, von üppiger Trägheit entnervt, am geraubten 13
Gift eckel und langweilig sterben.

Und wenn einige Neulinge mit Anmaaßungen solcher Art alle Wissenschaften beflecken, wenn sie die gesammte Geschichte der Menschheit dahin abzweckend finden, daß auf keinem andern, als diesem Wege den Nationen Heil und Trost wiederfahren könne; sollte man da unser ganzes Geschlecht nicht aufs empfindlichste bedauren?

Ein Mensch, sagt das Sprichwort, ist dem andern ein Wolf, ein Gott, ein Engel, ein Teufel; was sind die auf einander wirkende Menschenvölker einander? Der Neger mahlt den Teufel weiß; und der Lette will nicht in den Himmel, sobald Deutsche da sind. „Warum gießest du mir Wasser auf den Kopf?" sagte jener sterbende Sklave zum Mißionar. — „Daß du in den Him- 14
mel kommest." — „Ich mag in keinen Himmel, wo Weiße sind" sprach er, kehrte das Gesicht ab und starb. Traurige Geschichte der Menschheit!

Neger-Idyllen. 15

Die Frucht am Baume.

Ich ging im schönsten Cedernhain,
Und hörete der Vögel Lied,
Bewundernd ihrer Farben Glanz,
Bewundernd ihrer Bäume Pracht —
Als plötzlich aus der Höhe mich
Ein Aechzen weckte. Welch Gesicht! —
Ein Käfig hing am hohen Baum,
Umlagert von Raubvögeln, schwarz
Umwölket von Insekten. —
Als
Die Kugel meines Rohres sie
Verscheucht, sprach eine Stimme: „Gib
Mir Wasser, Mensch! Es dürstet mich." —

16 Ich sah den Menschenwidrigsten
Anblick. Ein Neger, halb zerfleischt,
Zerbissen; schon Ein Auge war
Ihm ausgehackt. Ein Wespenschwarm
An offnen Wunden sog aus ihm
Den letzten Saft. Ich schauderte.

Und sah umher. Da stand ein Rohr
Mit einem Kürbis, womit ihn
Barmherzig schon sein Freund gelabt.
Ich füllete den Kürbis. — „Ach!
Rief jenes Aechzen wieder, Gift
Darein thun, Gift! du weißer Mann!
Ich kann nicht sterben."
Zitternd reicht'
Ich ihm den Wassertrank: „Wie lang'
O Unglückselger, bist du hier?" —
„Zwei Tage; und nicht sterben! Ach,
Die Vögel! Wespen! Schmerz! o Weh!"

Ich eilte fort und fand das Haus
Des Herrn im Tanz, in heller Lust.
Und als ich nach dem Aechzenden
17 Behutsam fragte, höret' ich
Daß man dem Jünglinge die Braut
Verführen wollen; und wie Er
Das nicht ertragend, sich gerächt.
Dafür dann büße nun sein Stolz
Die Keckheit und den Uebermuth.

„Und der Verführer?" fragt ich.
— „Trinkt
„Dort an der Tafel."
Schaudernd floh
Ich aus dem Saal zum Sterbenden.
Er war gestorben. — Hatte dich,
Unglücklicher, mein Trank zum Tode
Gestärket, o so gab ich dir
Das reichste süßeste Geschenk.

Die rechte Hand. 18

Ein edler Neger, seinem Lande frech-
Entraubet, blieb auch in der Sklaverei
Ein **Königssohn**, that edel seinen Dienst,
Und ward der Mitgefangnen Trost und Rath.

Einst als sein Herr, der weiße Teufel, wütend
Im Zorn der Sklaven Einem schnellen Tod
Aussprach, trat **Fetu** bittend vor ihn hin,
Und zeigte seine Unschuld: „Widersprichst
Du Mir? Du selbst, Du sollst sein Henker seyn!“

„Sogleich! antwortet **Fetu**, nur noch Einen,
Noch Einen Augenblick!“ Er flog hinweg,
Und kam zurück, in seiner linken Hand 19
Die abgehau'ne Rechte haltend, die
Den Henkersdienst vollführen sollte. Tief
Gebückt legt' er sie vor den Herren: „Fodre,
Gebieter, von mir was du willst; nur nichts
Unwürdiges.“
Er starb an seiner Wunde,
Und seine Hand ward auf sein Grab gepflanzt.

* * *

Wie manche Arme lägen! = = Nein doch, nein!
Gar viele lägen nicht; die Willkühr wird
Ohnmächtig, wenn es ihr am Werkzeug fehlt.

Sprichst du hingegen: „wie der Herr gebeut!“
Und „thu' ichs nicht, so thuts ein Anderer;
„Lieb ist ja jedem seine rechte Hand!“
So henken Sklaven, (das Gefühl des Unrechts 20
In ihrem Herzen,) andre Sklaven frech
Und scheu und stolz, bis sie ein Dritter henkt.*)

---

*) Mit Recht nennen die Französischen Geschichtschreiber die Namen derer, die 1572 zum Bartholomäusfest ihre Hände nicht bieten wollten: la cour ordonna dans toutes les provinces les mêmes massacres qu'à Paris; mais plusieurs commandans refuserent d'obeir. Vn Sr **Herem** en Auvergne, vn la **Guiche** à Macon, vn vicomte d'**Orte** à Bayonne et plusieurs autres ecrivirent à Charles IX. la substance de ces paro-

21
Die Brüder.

Mit seinem Herren war ein Negerjüngling
Von Kindheit an erzogen; Eine Brust
Hatt' sie genährt. Aus seiner Mutter Brust
Hatt' Afrikan'sche Bruderliebe Quassi
Zu seinem Herrn gesogen, hütete
Sein Haus und lebte, lebte nur in Ihm.

Der Neger glaubte sich von seinem Herrn,
(Einst seinem Spielgesellen,) auch geliebt,
That was er konnte, lebend nur für Ihn.

Und — bittre Täuschung! — einst um ein Vergessen,
Das auch dem Göttersohn begegnen kann,
Ergrimmete sein Herr und sprach zu ihm
22 Von Karrenstäupe.*)
Wie vom Blitz gerührt,
Stand Quassi da, der treue Freund, der Bruder,
Der liebende Anbeter seines Herrn.
Das Wort im Herzen, deckte schwarzer Gram
Die ganze Schöpfung ihm. Verstummt entzog
Er sich des Herren Anblick. — Meinet Ihr,
Er floh? Mit nichten! Sicher hoffend noch,
Daß ihn ein Freund, daß die Erinnerung
Der Jugend ihn versöhne, rettet er
Sich in der niedern Sklaven Hütte, die
Ihn hoch verehreten. Da wartet' er
Ein nahes Fest ab, das sein Herr dem Neffen
Bereitet', und ein Tag der Freude war.
„Dann, sprach er bei sich selbst, wird ihm die Zeit
Der Jugend wiederkehren. Billigkeit,
Und meine Unschuld, meine Lieb' und Treu
Wird für mich sprechen. Er vergaß sich; doch
23 Er wird sich wiederfinden.“ —
Jetzt erschien
Der Tag; das Fest ging an; und Quassi wagte
Sich auf den Hof.

---

les: qu'ils periroient pour son service,. mais qu'ils n'assassineroient personne pour lui obeir. Was diese Männer mit gesunder Hand schrieben, zeigte der Neger.

*) Die entehrendste Negerstrafe.

Doch als sein Herr ihn sah,
Ergrimmet wie ein Leu, der Blut geleckt,
Sprang er auf ihn. Der Arme floh. Der Tiger
Erjagt ihn; beide stürzen; stampfend kniet
Sein Herr auf ihm, ihm jede Marter drohend.

Da hub mit aller seiner Negerkraft
Der Jüngling sich empor, und hielt ihn vest
Danieder, zog ein Messer aus dem Gurt
Und sprach: „Von Kindheit an mit Euch erzogen,
In Knabenjahren Euer Spielgesell,
Liebt' ich Euch, wie mich selbst und glaubte mich
Von Euch geliebet. Ich war Eure Hand,
Eur Auge. Euer kleinster Vortheil war
Mein eifrigster Gedanke Tag und Nacht:
Denn das Vertraun auf Eure Liebe war 24
Mein größter Schatz auf dieser Welt. Ihr wißt,
Ich bin unschuldig; jene Kleinigkeit,
Die euch aufbrachte, ist ein Nichts. Und Ihr,
Ihr drohtet mir mit Schändung meiner Haut.
Das Wort kann Quassi nicht ertragen: denn
Es zeigt mir Euer Herz."
Er zog das Messer
Und stieß es — meint ihr in des Tigers Brust?
Nein! selbst sich in die Kehle. Blutend stürzt
Er auf den Herren nieder, ihn umfassend,
Beströmend ihn mit warmem Bruderblut.

* * *

Wie manche Kugel in Europa fuhr
In des Beleidigten gekränktes Hirn,
Die den Beleidiger fromm verschonete!
Wie manches „Ich der König" fraß das Herz
Des Dieners auf mit langsam-schnellem Gift.*) 25

*) C'est à ce même Cardinal Espinosa que Philippe II. donna le coup de la mort par vn mot de reprimande: Cardinal, lui dit-il, souvenés-vous que je suis le President. Espinosa en mourut de douleur quelques jours après. Dans vne syncope qui lui prit, on se pressa tant de l'ouvrir pour l'embaumer, qu'il porta la main au rasoir du Chirurgien: et que son coeur palpita encore après

O wenn Gerechtigkeit vom Himmel sieht;
Sie sah den Neger auf dem Weißen ruhn.

26
Zimeo.

Ein Lerm erscholl; die weite Ebne stand
In Flammen; zwei= dreihundert Wirbelsäulen
Von rothem, grünem, gelbem Feuer stiegen
Zum Himmel auf, und vom Gebürge drückt
Ein langer schwarzer Rauch sich schwer herab,
Durch den die Morgensonne ängstlich drang,
Kaum seinen Saum vergüldend. Traurig blickten
Der Berge Spitzen aus dem Rauch hervor,
Und fern am Horizont das helle Meer.

Die Heerdenvolle Ebne war voll Angst=
Geschrei der Fliehenden, verfolgt von Schwarzen,
Die unter blühenden Pflanzungen Kaffee,
Cacao, Zuckerrohr und Indigo,
Und Kuku, in Pom'ranzen=Lauben sie
27 Erwürgten. In der Vögel Lied ergoß
Sich Weh und Ach der Sterbenden. —
Da trat
Ein Mann vor uns; mit Blute nicht befleckt,
Und Güte sprach in seinen Zügen, die
Im Augenblick mit Zorn und Trauer, Wuth
Und Wehmuth wechselten. Gebietend stand
Er wie ein Halbgott da, gebohren zu befehlen.

Und milde sprach er: „höret, hört mich an,
Ihr Friedensmänner, wendet eure Herzen
Zum unglückselgen Zimeo. Er ist
Mit Blute nicht befleckt; zwar wär' es nur
Gottloser Blut: Denn meiner Brüder Quaal

---

l'ouverture de l'estomac. La crainte qu'on avoit que ce Cardinal ne revint en santé, fit hater sa mort, pour contenter le Prince, les Grands etc. Memoir. historiques politiques par Amelot de la Houssaye. T. I. p. 210.

Rief vom Gebürge*) mein Geschlecht herab,
An Tigern sie zu rächen. Aber ich
Begleitet' sie, sie einzuhalten; wo
Ich irgend Milde fand, verschont' ich. Ich 28
Verschmähte, selbst mit schuldger Weißen Blut
Mich zu beflecken. Sklaven, tretet her,
Wie lebt ihr hier? — O wendet eure Herzen,
Ihr Friedensmänner, nicht vom Zimeo.

Er rief die Sklaven unsres Hauses, sie
Befragend um ihr Schicksal. Alle traten
Mit Freude vor ihn hin, erzählend ihm
Ihr Leben. „Komm, o Edler, sprachen sie,
Sieh unsre Kleider, unsre Wohnungen."
Sie zeigten ihm ihr Geld; die Freigelaßnen
Umringten uns und küßten unser Knie,
Und schwuren, nie uns zu verlassen.
Tief
Gerührt stand Zimeo, die Augen jetzt
Auf uns, dann auf die Sklaven wendend, dann
Zum Himmel: „Mächtiger Orissa, der
Die Schwarzen und die Weißen schuf, o sieh,
Sieh auf die wahren Menschen; dann bestrafe
Die Frevler! — Reicht mir eure Hand! —
Von nun an
Will ich zwei Weiße lieben." 29
Nieder warf er
Auf eine Matte sich im Schatten. „Hört
Den unglückselgen Zimeo! Er ist
Nicht grausam! Beim Orissa! nicht; nur tief
Unglücklich." — Laut aufschluchzend hielt' er ein.

Da stürzten zu ihm zwei von unsern Sklaven:
„Wir kennen dich, Sohn unsres Königes,
Des mächtgen Damiels. Ich sah dich oft
Zu Benin." — „Ich zu Onebo." — Sie traten
Zurück. — Er rief sie freundlich zu sich: „Bleibt,
Ihr meine Landesleute, bleibt mir nah!

*) In Jamaika ist eine freie Neger-Republik, deren Unabhängigkeit im Jahr 1738 von den Engländern anerkannt und bestätigt werden mußte.

Zum erstenmale wird Jamaika's Luft
Mir angenehm, da ich mit Euch sie athme."

Er faßte sich und sprach: „Ihr Friedensmänner,
30 Hört meine Quaal. Mein Vater sandte mich,
Daß mich des Hofes Schmeicheleien nicht
Verderbeten, zum Dorfe Onebo.
Ein fleißig Dorf von Ackerleuten. Da
Erzog Matomba mich, der weiseste
Der Menschen. Ach, verlohren ist er mir,
Und seine Tochter, meine Elavo,
Mein Weib." Er weinete; dann fuhr er fort:
„Ihr Weiße habt nur eine halbe Seele,
Die nicht zu lieben, nicht zu hassen weiß.
Nur Gold ist eure Leidenschaft. — Doch höret! —

„Als ich in Onebo (o schönes Land
Voll süßester Erinnrung!) mit Matomba,
Ein Ackersmann, und froh und glücklich war,
Mit meiner Elavo im ersten Traum
Der Liebe; sieh, da kam ein schwarzes Schiff
Der Portugiesen an die Küste. O
Hätt' ich es nie gesehn! Zu Benin werden
Verbrecher nur verkauft. Zu Onebo
War kein Verbrecher. — Also luden uns
31 Die Räuber auf ihr Schiff. Ein Fest begann;
Musik erklang: ein Tanz. — Noch hör' ich ihn
Den fürchterlichen Schuß der Abfahrt, mitten
In der Musik. Man lichtete die Anker;
Die Küste floh, sie floh. Da half kein Flehn,
Kein Bitten, Ruffen! Ach verschone mich
Du Angedenken! — Hartgefesselt lagen
In tiefem Gram, in schwarzer Trauer wir.
Drei Jünglinge von Benin nahmen sich
Das Leben; ich nahm mir es nicht, um meiner
Geliebten Elavo, um meines guten
Matomba willen. „Ihnen kannst du doch
Vielleicht noch helfen, dacht' ich; sie verlassen,
Das kannst du nicht." Ihr Anblick gab mir Trost."

„So kamen wir nach vielen Leiden in
Den Hafen. Und, o bittrer Augenblick!

Da wurden wir getrennt. Vergebens warf
Mein Weib, ihr Vater sich dem Ungeheur
Zu Füßen; ich mit ihnen. Wilden Blicks
Stürzt' Elavo auf mich; ich faßte sie 32
Mit eisern Arm. Umsonst! Man riß sie los.
Noch hör' ich ihr Geschrei! ich seh ihr Bild!
Sie trug ein Kind von mir in ihrem Schooß. —
Ich seh Matomba!" —
Plötzlich stürzte Franz,
Mein guter Franz, den von den Spaniern
Aus Mitleid über seine Quaalen ich
Mit seiner schönen Tochter losgekauft
Und mit mir hergeführt; (er war bisher
Im Innersten des Hauses zur Bedeckung
Der Fraun gewesen) plötzlich stürzte Franz
Mit Mariannen hin auf Zimeo.
„Matomba! Elavo!" — „Mein Zimeo!
Sieh deinen Sohn! — Um seinetwillen nur
Ertrugen wir das Leben, bis wir hier
Die Guten fanden. Zimeo! Dein Sohn!" —

Er nahm das Kind in seinen Arm. „Er soll
Kein Sklave eines Weißen werden, Er,
Der Sohn, den Elavo gebahr." 33
„Ohn' ihn
Hätt' ich die Welt schon längst verlassen, sprach
Die Weinende, jetzt hab' ich Dich und Ihn!"

Wer spricht das Wiedersehn der Liebenden,
Die kaum einander mehr zu sehen hofften,
Mit Worten aus? Des Vaters Auge, das
Vom Säugling' auf die Mutter, auf Matomba,
Und dann zum Himmel flog, und wieder dann
Sanft auf dem Kinde ruhte. Herzensdank,
Wie nie ein Weißer ihn ausdrücken mag,
Wahnsinn des Dankes sageten sie uns,
Und schieden zum Gebürg'. O führete
Ein freundlich Schiff sie bald zum Vater, der
Den Sohn beweinet, hin gen Onebo,
Den Ort der ersten Liebe, in die Luft
Des süßen Vaterlandes Benin!

34 ## Der Geburtstag.

Am Delaware feierte ein Freund,*)
Ein Quacker, Walter Miflin, seinen Tag
Des Lebens so:
„Wie alt bist Du, mein Freund?“
„Fast dreissig Jahre“ sprach der Neger.
„Nun,
So bin ich Dir neun Jahre schuldig: denn
Im ein und zwanzigsten spricht das Gesetz
Dich mündig. Menschheit und Religion
Spricht Dich gleich allen weißen Menschen frei.
In jenem Zimmer schreibet Dir mein Sohn
Den Freiheitbrief; und ich vergüte Dir
Das Kapital, das in neun Jahren Du
Verdienetest, Landüblich, acht pro Cent.
Du bist so frei als ich; nur unter Gott
35 Und unter dem Gesetz. Sei fromm und fleißig!
Im Unglück oder Armuth findest Du
An Walter Miflin immer Deinen Freund.“

„Herr! lieber Herr! antwortet Jakob, was
Soll ich mit meiner Freiheit thun? Ich bin
Bei Euch gebohren, ward von Euch erzogen,
Arbeitete mit Euch, und aß wie Ihr.
Mir mangelt nichts. In Krankheit pflegete
Mich Eure Frau als Mutter, tröstete
Mich liebreich. Wenn ich denn nun krank bin“ —
„Jakob!
Du bist ein freier Mann, arbeite jetzt
Um höhern Lohn; dann kaufe Dir ein Land,
Nimm eine Negerinn, die Dir gefällt,
Die fleißig und verständig ist wie Du,
Zur Frau, und lebe mit ihr glücklich. Wie
Ich Dich erzogen, zieh' auch Deine Kinder
Zum Guten auf, und stirb in Friede. — Frei
36 Bist Du und mußt es seyn. Die Freiheit ist
Das höchste Gut. Gott ist der Menschen, nicht

---

*) Delaware, ein Fluß in Nordamerika. Die Quacker nennen sich Freunde.

Allein der Weißen Vater. Gäb' er doch
In aller meiner Brüder Sinn und Herz,
Nach Afrika zu handeln, nicht daraus
Euch zu entwenden, Euch zu kaufen und
Zu quälen!" —
"Guter Herr, ich kann Euch nicht
Verlassen: denn nie war ich Euer Sklav'.
Ihr fodertet nicht mehr von mir als andre
Für sich arbeiten. Ich war glücklicher
Und reicher als so viele Weiße. Laßt
Mich bei Euch, lieber Herr."
"So bleibe dann
In meinem Dienst, Du guter *Jakob*, doch
Als freier Mann. Du feierst diese Woche
Dein Freiheitfest, und dann arbeitest Du,
So lange Dirs gefällt, um guten Lohn
Bei mir, bis ich Dich treu versorge. Sei
Mein Freund! Jakob."
Der Schwarze drückt die Hand
Des guten *Walter Miflins* an sein Herz: 37
"So lange dieses schläget, schlägts für Euch!
Nur heute feiren wir; und morgen frisch
Zur Arbeit. Freud' und Fleiß ist unser Fest."

Ging schöner je die Sonne nieder, als
Denselben Tag am Delaware-Strom?
Jedoch ihr schönster Glanz war in der Brust
Des guten Mannes, der für kein Geschenk,
Der nur für Pflicht hielt seine gute That.

---

115. 38

Allerdings eine gefährliche Gabe, Macht ohne Güte, *Erfindungsreiche Schlauigkeit ohne Verstand*. *Nur können, haben, herrschen, genießen* will der verdorben-cultivirte Mensch, ohne zu überlegen, wozu er könne? was er habe? und ob was er Genuß nenne, nicht zuletzt eine Ertödtung alles Genusses werde.

Welche Philosophie wird die Nationen Europa's von dem Stein
39 des Sisyphus, vom Rade Irions erlösen, dazu sie eine lüsterne Politik verdammt hat?

In Romanen beweinen wir den Schmetterling, dem der Regen die Flügel netzt; in Gesprächen kochen wir von großen Gesinnungen über; und für jene moralische Verfallenheit unsres Geschlechts, aus der alles Uebel entspringt, haben wir kein Auge. Dem Geiz, dem Stolz, unsrer trägen Langenweile schlachten wir tausend Opfer, die uns keine Thräne kosten. Man hört von dreissigtausend um nichts auf dem Platz gebliebenen Menschen, wie man von herabgeschüttelten Maikäfern, von einem verhagelten Fruchtfelde hört, und wird den letzten Unfall vielleicht mehr als jene bedauren. Oder man tadelt, was in Peru, Ismail, Warschau geschah, indem man, sobald unser Vorurtheil, unsre Habsucht dabei ins Spiel
40 kommt, ein Gleiches und ein Aergeres, mit verbissenem Zorn wünschet.

So ists freilich. Es ist ein bekannter, und trauriger Spruch, daß das menschliche Geschlecht nie weniger liebenswerth erscheine, als wenn es *Nationen-weise* aufeinander wirket.

Sind aber auch die Maschienen, die so auf einander wirken, Nationen? oder mißbraucht man ihren Namen?

Die Natur geht von *Familien* aus. Familien schließen sich an einander; sie bilden einen Baum mit Zweigen, Stamm und Wurzeln. Jede Wurzel gräbt sich in den Boden und suchet ihre Nahrung in der Erde, wie jeder Zweig bis zum Gipfel sie in der Luft sucht. Sie laufen nicht aus einander; sie stürzen nicht über einander.

41 Die Natur hat Völker durch Sprache, Sitten, Gebräuche, oft durch Berge, Meere, Ströme und Wüsten *getrennt*; sie that gleichsam alles, damit sie lange von einander gesondert *blieben*, und in sich selbst bekleibten. Eben jenes *Nimrods* Weltvereinigendem Entwurf zuwider, wurden, (wie die alte Sage sagt) die Sprachen verwirrt; es trenneten sich die Völker. Die Verschiedenheit der Sprachen, Sitten, Neigungen und Lebensweisen sollte ein

Riegel gegen die anmaassende Verkettung der Völker, ein Damm
gegen fremde Ueberschwemmungen werden: denn dem Haushalter
der Welt war daran gelegen, daß zur Sicherheit des Ganzen, jedes
Volk und Geschlecht sein Gepräge, seinen Charakter erhielt.
Völker sollten neben einander, nicht durch und über einander
drückend wohnen.

Keine Leidenschaften wirken daher in allem Lebendigen so 42
mächtig, als die auf Selbstvertheidigung hinausgehn. Mit
Lebensgefahr, mit vielfach-verdoppelten Kräften schützt eine Henne
ihre Jungen gegen Geier und Habicht; sie hat sich selbst, sie hat
ihre Schwäche vergessen und fühlt sich nur als Mutter ihres
Geschlechts, eines jungen Volkes. So alle Nationen, die man
Wilde nennt; mögen sie sich gegen fremde Besucher mit List oder
mit Gewalt vertheidigen. Armselige Denkart, die ihnen dies ver-
übelt, ja gar die Völker nach der Sanftmuth, mit der sie sich
betrügen und fangen lassen, classificiret.*) Gehörte ihnen nicht ihr 43
Land? und ists nicht die größeste Ehre, die sie dem Europäer
gönnen können, wenn sie ihn bei ihrem Mahl verzehren? Um
in Büschings Geographie genauer aufgezeichnet zu stehn, um in
gestochenen Kupfern den müßigen Europäer zu ergötzen und mit
den Producten ihres Landes den Geiz einer Handelsgesellschaft zu
bereichern; ich weiß nicht, warum sie sich dazu sollten geschaffen
glauben?

Leider ists also wahr, daß eine Reihe Schriften, Englisch,
Französisch, Spanisch und Deutsch, in diesem anmaassenden, hab-
süchtigen Eigendünkel verfasset, zwar Europäisch, aber gewiß nicht
menschlich geschrieben seyn; die Nation ist bekannt, die sich
hierinn ganz zweifellos äußert. „Rule, Britannia, rule the
waves"; mit diesem Wahlspruch, glaubt mancher, seyn ihnen die 44

---

*) Mich dünkt, der Brief ziele hier auf eine Stelle in Home's Geschichte der Menschheit, der es bei großem Reichthum der Materialien in mehreren Stücken an vesten Grundsätzen mangeln dörfte. — In den meisten Commerz- und Eroberungsreisen werden die Völker auf gleiche Weise geschichtet. A. d. H.

Küsten, die Länder, die Nationen und Reichthümer der Welt gegeben. Der Captain und sein Matrose seyn die Haupträder der Schöpfung, durch welche die Vorsehung ihr ewiges Werk ausschließend zur Ehre der Brittischen Nation, und zum Vortheil der Indischen Compagnie bewirket. Politisch und fürs Parlament mögen solche Berechnungen und Selbstschätzungen gelten; dem Sinn und Gefühl der Menschheit sind sie unerträglich.*) Vollends wenn
45 wir arme, Schuldlose Deutsche hierinn den Britten nachsprechen; Jammer und Elend!

Was soll überhaupt eine Messung aller Völker nach uns Europäern? wo ist das Mittel der Vergleichung? Jene Nation, die ihr wild oder barbarisch nennt, ist im Wesentlichen viel menschlicher als ihr; und wo sie unter dem Druck des Klima erlag, wo eine eigne Organisation, oder besondre Umstände im Lauf ihrer Geschichte ihr die Sinne verrückten; da schlage sich doch jeder an
46 die Brust, und suche den Queerbalken seines eignen Gehirnes. Alle Schriften, die den an sich schon unerträglichen Stolz der Europäer durch schiefe, unerwiesene oder offenbar unerweisbare Behauptungen nähren; — verachtend wirft sie der Genius der Menschheit zurück und spricht: „ein Unmensch hat sie geschrieben!"

Ihr edleren Menschen, von welchem Volk ihr seyd, Las Casas, Fenelon, ihr beiden guten St. Pierre, so mancher ehrliche Quacker, Montesquieu, Filangieri, deren Grundsätze nicht auf Verachtung sondern auf Schätzung und Glückseligkeit

---

*) Als Dunbar, von dem einige Beiträge zur Geschichte der Menschheit auch unter uns bekannt sind, des D. Tuckers, eines eifrigen Staatsschriftstellers true basis of civil government las, sagte er: when the benevolence of this writer is exalted into charity, when the spirit of
45 his religion (er war ein Geistlicher, Dechant von Bristol,) corrects the rancour of his philosophy, he will aknowledge in the most untutored tribes some glimmerings of humanity, and some decisive indications of a moral nature. Manchem Schriftsteller möchte man diesen Geist der Anerkennung der Menschheit im Menschen wünschen. A. d. H.

aller Menschen-Nationen hinausgehn; ihr Reisenden, die ihr euch,
wie Pages und andre, in die Sitten und Lebensart mehrerer,
ja aller Nationen zu setzen wußtet, und es nicht unwerth fandet,
unsre Erde, wie eine Kugel zu betrachten, auf der mit allen Kli- 47
maten und Erzeugnissen der Klimate, auch mancherlei Völker, in
jedem Zustande, seyn müssen, und seyn werden; Vertreter, und
Schutzengel der Menschheit, wer aus Eurer Mitte, von Eurer
heilbringenden Denkart, giebt uns eine Geschichte derselben, wie
wir sie bedürfen?

Nachschrift des Herausgebers.

Da es verschiedenen Lesern angenehm seyn möchte, etwas mehr
von den ebengenannten Vorsprechern der Menschheit zu wissen,
als ihre Namen, so füge ich zu Erläuterung des Briefes dies
Wenige bei.

De Las Casas, (Fray Bartolomé) Bischof von Chiapa,
war der edle Mann, der nicht nur in seiner kurzen Erzählung von 48
der Zerstörung von Indien, sondern auch in Schriften an die
höchsten Gerichte und an den König selbst die Gräuel ans Licht
stellte, die seine Spanier gegen die Eingebohrnen Indiens verüb-
ten. Man warf ihm Uebertreibung und eine glühende Einbil-
dungskraft vor; der Lüge aber hat ihn niemand überwiesen. Und
warum sollte das was man glühende Einbildungskraft nennet, nicht
lieber ein edles Feuer des Mitgefühls mit den Unglücklichen gewe-
sen seyn, ohne welches er freilich nicht, auch nicht also geschrie-
ben hätte. Die Zeit hat ihn gerechtfertigt, und seinen Gegner
Sepulveda mehr als ihn der Unwahrheit überwiesen. Daß er
mit seinen Vorstellungen nicht viel ausgerichtet hat, vermindert
sein Verdienst nicht; Friede sei mit seiner Asche!

* * *

Fenelons billige und liebreiche Denkart ist allbekannt. So 49
eifrig er an seiner Kirche hing, und deßhalb über die Protestanten

hart urtheilte,*) weil er sie nicht kannte: so sehr verabscheuete er,
selbst als Missionar zu Bekehrung derselben, ihre Verfolgung.
„Vor allen Dingen, sagt er zum Ritter St. Georg, zwingt eure
Unterthanen nie, ihre Weise des Gottesdienstes zu ändern. Eine
menschliche Macht ist nicht im Stande, die undurchdringliche Brust-
wehr, Freiheit des Herzens zu überwältigen. Sie macht nur
Heuchler. Wenn Könige, statt sie zu beschützen, sich in die Got-
50 tesverehrung gebietend mengen: so bringen sie dieselbe in Knecht-
schaft."

In seiner **Anweisung, das Gewissen eines Königes
zu leiten,****) giebt er Rathschläge, die, wenn sie befolgt würden,
jeder Revolution zuvorkämen. Ich führe von ihnen nur einige
an, blos wie sie der vorstehende Brief fodert.

„Habt Ihr das wahre Bedürfniß eures Staats gründlich
untersucht und mit dem Unangenehmen der Auflagen zusammen-
gehalten, ehe Ihr Euer Volk damit beschwertet? Habt Ihr nicht
Nothdurft des Staats genannt, was nur Eurer Ehrsucht zu schmei-
cheln diente? Staatsbedürfniß, was blos eure persönliche An-
51 maaßung war? — Persönliche Prätensionen habt Ihr blos auf
Eure Privatkosten geltend zu machen und höchstens das zu erwar-
ten, was die reine Liebe Eures Volks freiwillig dazu beiträgt.
Als Karl 8. nach Neapel ging, um sich die Succession des Hau-
ses **Anjou** zu vindiciren, unternahm er den Krieg auf seine
Kosten; der Staat glaubte sich zu Unternehmung derselben nicht
verbunden."

„Habt Ihr auswärtigen Nationen kein Unrecht zugefügt?
Ein armer Unglücklicher kommt an den Galgen, weil er in höchster
Noth auf der Landstraße einige Thaler raubte; und ein Eroberer,
das ist, ein Mann der ungerechter Weise dem Nachbar Länder

---

*) Theils in seinen Pastoralschriften, Theils in den Aufsätzen seines Zöglings, des Herzogs von Bourgogne ist dieses ersichtlich.

**) Directions pour la Conscience d'vn Roi — nachgedruckt à la Haye 1747.

wegnimmt, wird als ein Held gepriesen. Eine Wiese, oder einen Weinberg unbefugt zu nutzen, wird als eine unerläßliche Sünde angesehen, im Fall man den Schaden nicht ersetzt; Städte und Provinzen zu usurpiren, rechnet man für nichts. Dem einzelnen 52
Nachbar ein Feld wegnehmen, ist ein Verbrechen; einer Nation ein Land wegnehmen, ist eine unschuldige, Ruhmbringende Handlung. Wo ist hier Gerechtigkeit? wird Gott so richten? „Glaubst Du, daß ich seyn werde, wie Du?“ Muß man nur im Kleinen, nicht im Großen gerecht seyn? Millionen Menschen, die eine Nation ausmachen, sind sie weniger unsre Brüder, als Ein Mensch? Darf man Millionen ein Unrecht über Provinzen thun, das man einem Einzelnen über eine Wiese nicht thun dörfte? Zwingt Ihr, weil Ihr der Stärkere seyd, einen Nachbar den von Euch vorgeschriebenen Frieden zu unterzeichnen, damit er größeren Uebeln aus dem Wege gehe, so unterzeichnet er, wie der Reisende dem Straßenräuber den Beutel reicht, weil ihm das Pistol vor 53
der Brust stehet.“

„Friedensschlüsse sind nichtig, nicht nur wenn in ihnen die Uebermacht Ungerechtigkeiten erpreßt hat, sondern auch wenn sie mit Hinterlist zweideutig abgefaßt werden, um eine günstige Zweideutigkeit gelegentlich geltend zu machen. Euer Feind ist Euer Bruder; das könnt Ihr nicht vergessen, ohne auf die Menschheit selbst Verzicht zu thun. Bei Friedensschlüssen ist nicht mehr von Waffen und Krieg; sondern von Friede, von Gerechtigkeit, Menschlichkeit, Treu und Glauben die Rede. Im Friedensschluß ein nachbarliches Volk zu betrügen ist Ehrloser und strafbarer, als im Contrakt eine Privatperson zu hintergehen. Mit Zweideutigkeiten und verfänglichen Ausdrücken im Friedensschluß bereitet man schon den Samen zu künftigen Kriegen; d. i. man bringt Pulverfässer 54
unter Häuser, die man bewohnet.“

„Als die Frage vom Kriege war, habt Ihr untersucht und untersuchen lassen, was Ihr für Recht dazu hattet; und dies zwar von den Verständigsten, die Euch am wenigsten schmeicheln? Oder hattet Ihr nicht Eure persönliche Ehre dabei im Auge, doch etwas

unternommen zu haben, was Euch von andern Fürsten unterschiede. Als ob es Fürsten eine Ehre wäre, das Glück der Völker zu stören, deren Väter sie seyn sollen! Als ob ein Hausvater durch Handlungen, die seine Kinder unglücklich machen, sich Achtung erwürbe! Als ob ein König anderswoher Ruhm zu hoffen hätte, als von der Tugend, d. i. von der Gerechtigkeit und von einer guten Regierung seines Volks!" —

55 Dies sind einige der sechs- und dreissig Artikel Fenelons, die allen Vätern des Volks Morgen- und Abendlection seyn sollten. Zu gleichem Zweck sind seine Gespräche, sein Telemach, ja alle seine Schriften geschrieben; der Genius der Menschlichkeit spricht in ihnen ohne Künstelei und Zierrath. „Ich liebe meine Familie, sagt der edle Mann, mehr als mich; mehr als meine Familie mein Vaterland; mehr als mein Vaterland die Menschheit."

* *
*

Der Abbt St. Pierre ist ungerechter Weise fast durch nichts als durch sein Projekt zum ewigen Frieden bekannt; eine sehr gutmüthige, ja edle Schwachheit, die doch so ganz Schwachheit nicht ist, als man meinet. In diesem Vorschlage sowohl als in
56 manchen andern war er mit Fleiß etwas pedantisch; er wiederholte sich, damit, wie er sagte, wenn man ihn zehnmal überhört hätte, man ihn das eilftemal anhöre; er schrieb trocken und wollte nicht vergnügen.*)

Schwerlich giebts eine honettere Denkart, als die der Abbt St. Pierre in allen Schriften äußert. Allgemeine Vernunft und Gerechtigkeit, Tugend und Wohlthätigkeit waren ihm die
57 Regel, die Tendenz unsres Geschlechts und dessen Wahlspruch:

*) Ueberhaupt hielt er von bloßen Ergötzungsschriften nicht viel; bei unsern Urenkeln, glaubte er, würden sie ganz außer Mode seyn. Als unter lautem Beifall ein dergleichen Gedicht vorgelesen ward, und man ihn fragte, was er von diesem Kunstwerk denke? Eh mais, cela est encore fort beau, antwortete er und meinte, dies encore werde nicht ewig dauren. S. Eloge de St. Pierre von d'Alembert.

donner et pardonner, Geben und Vergeben. Dazu las, dazu sah und hörte er; ohne Anmaaßung. „Eine Eintrittsrede in die Akademie, sagte er, verdient höchstens zwei Stunden, die man darauf wendet; ich habe vier darauf gewandt, und denke, das sei honnet gnug; unsre Zeit gehört dem Nutzen des Staates.“ —

Ueber den körperlichen Schmerz dachte er nicht wie ein Stoiker, sondern hielt ihn für ein wahres, ja vielleicht für das einzige Uebel, das die Vernunft weder abwenden, noch schwächen könne; die meisten andern Uebel, meinte er, seyn abwendbar oder nur von einem eingebildeten Werthe. Seine Mitmenschen des Schmerzes zu überheben, sei die reichste Wohlthat. —

„Man ist nicht verbunden, andre zu amusiren, wohl aber 58
niemand zu betrügen“ und so befliß er sich aufs strengste der Wahrheit.

Einzig beschäftigt, das hinwegzubringen, was dem gemeinen Wohl schadete, war er ein Feind der Kriege, des Kriegesruhms und jeder Bedrückung des Volkes; dennoch aber glaubte er, daß die Welt durch die schrecklichen Kriege der Römer weniger gelitten habe, als durch die Tibere, die Neronen. „Ich weiß nicht, sagt er, ob Caligula, Domitian und ihres Gleichen Götter waren; das nur weiß ich, Menschen waren sie nicht. Ich glaube wohl, daß man sie bei ihren Lebzeiten über das Gute, das sie stifteten, gnug mag gepriesen haben; einzig Schade nur, daß ihre Völker von diesem Guten nichts gewahr wurden.“ Er hatte oft die schöne Maxime Franz des ersten im Munde: „Regenten gebie- 59
ten den Völkern; die Gesetze den Regenten.“

Da er nicht heirathen dorfte; so erzog er Kinder, ohne alle Eitelkeit, nur zum Nützlichen, zum Besten. Er freuete sich auf eine Zeit, da, von Vorurtheilen frei, der einfältigste Capuciner so viel wissen würde, als der geschickteste Jesuit, und hielt diese Zeit, so lange man sie auch verspätete, für unhintertreiblich. Trägheit und böse Gewohnheiten der Menschen, vorzüglich aber den Despotismus klagte er als muthwillige Ursachen dieses Aufhaltens an: denn auch die Wissenschaften, meinte er, liebe man nur unter der

Bedingung, daß sie dem Volk nicht zu gut kämen. So sagte jener Karthäuser, als ein Fremder seine Karthause, wie schön sie sei, lobte: „Für die Vorbeigehenden ist sie allerdings schön.“ —

60 Eine andre Ursache der Verspätung des Guten in der Welt fand St. Pierre darinn, daß so wenig Menschen wüßten, was sie wollten, und unter diesen noch weniger das Herz hätten, zu wissen, daß sie es wissen, zu wollen, was sie wollen. Selbst über die gleichgültigsten Dinge der Literatur folge man angenommenen fremden Meinungen, und habe nicht das Herz zu sagen, was man selbst denket; hiegegen, meint er, sei nur Ein Mittel, daß jeder Mann von Wissenschaft ein Testament mache, und sich wenigstens nach seinem Tode wahr zu seyn getraue. —

Er schrieb eine Abhandlung, wie „auch Predigten nützlich werden könnten“; und war insonderheit der Mahomedanischen
61 Religion feind, weil sie die Unwissenheit aus Grundsätzen begünstigt und die Völker thierisch macht. (abrutiret.)

Christliche Verfolger, meinte er, müsse man als Narren aufs Theater bringen, wenn man sie nicht als Unsinnige einsperren wollte.

Hinter seine Abhandlungen setzte er oft die Devise: Paradis aux Bienfaisans! und gewiß genoß dieser bis an seinen letzten Augenblick gleich- und wohldenkende Mann dieses innern Paradieses. Als man ihn in den letzten Zügen fragte: ob er nicht noch etwas zu sagen habe? sagte er: „ein Sterbender hat wenig zu sagen, wenn er nicht aus Eitelkeit oder aus Schwäche redet.“ — Lebend sprach er nie aus diesen Gründen; und o möchte einst jeder Buchstab von dem, das er damals in einem engen Nationalgesichtskreise schrieb, im weitesten Umfange erfüllt werden! Nach
62 seiner Ueberzeugung wird ers werden.*)

* * *

Sein Namensgenannter, Bernardin de St. Pierre, ein ächter Schüler Fenelons, hat jede seiner Schriften bis zur kleinsten

---

*) Oeuvres de morale et de Politique de l'Abbé de St. Pierre (Charles Jrenée Castel) T. 1—16. Rotterd. 1741.

Erzählung im Geist der Menschenliebe und Einfalt des Herzens geschrieben. Gern verbindet er die Natur mit der Geschichte der Menschen, deren Gutes er so froh, deren Böses er allenthalben mit Milde erzählet. „Ich werde glauben, sagt er,*) dem menschlichen Geschlecht genutzt zu haben, wenn das schwache Gemählde vom Zustande der unglücklichen Schwarzen, ihnen einen einzigen 63
Peitschenschlag ersparen kann, und die Europäer, (sie, die in Europa wider die Tyrannei eifern und so schöne moralische Abhandlungen ausarbeiten,) aufhören in Indien die grausamsten Tyrannen zu seyn.“ In gleich edelm Sinn sind sein Paul und Virginie, das Caffeehaus von Surate, die Indische Strohhütte und die Studien der Natur geschrieben.**) Mit Seelen dieser Art lebt man so gern, und freuet sich, daß ihrer noch Einige da sind.

* * *

Die Quacker, an welche der Brief denkt, bringen von Penn 64
an, eine Reihe der Verdienstvollesten Männer in Erinnerung, die zum Besten unsres Geschlechts mehr gethan haben, als tausend Helden und pomphafte Weltverbesserer. Die thätigsten Bemühungen zu Abschaffung des schändlichen Negerhandels und Sklavendienstes sind ihr Werk; wobei indeß überhaupt auch Methodisten und Presbyterianern, jeder schwachen oder starken Stimme jedes Landes ihr Verdienst bleibt, wenn sie taubsten Ohren und härtesten Menschenherzen, geizigen Handelsleuten, hierüber etwas zurief. Eine Geschichte des aufgehobenen Negerhandels und der abgestelleten Sklaverei in allen Welttheilen wird einst ein schönes Denkmal im
Vorhofe des Tempels allgemeiner Menschlichkeit seyn, dessen Bau 65

*) Reise nach den Inseln Frankreich und Bourbon, Altenb. 1774. Vorrede S. 3.

**) Etudes de la Nature, Par. 1776. Man erwartet jetzt von ihm ein Werk, Harmonie de la Nature pour servir aux elemens de la Morale, das nicht anders als in einem guten Geist abgefaßt seyn kann. Während der Revolution hat er sich weise betragen.

künftigen Zeiten bevorstehet; mehrere Quacker-Namen werden an den Pfeilern dieses Vorhofes mit stillem Ruhm glänzen. In unserm Jahrhundert scheints die erste Pflicht zu seyn, den Geist der Frivolität zu verbannen, der alles wahrhaft Gute und Große vernichtet. Dies thaten die Quacker.

* *
*

Montesquieu verdiente unter den Beförderern des Wohls der Menschen genannt zu werden: denn seine Grundsätze haben über die Mode hinaus Gutes verbreitet, gesetzt, daß er auch den
66 ganzen Lobspruch, den ihm Voltaire gab,*) nicht hätte erreichen mögen. Am Willen des edeln Mannes lag es nicht; viele Kapitel seines Werks sind, wie die Aufschrift desselben sagt, flores sine semine nati, Blumen, denen es an einem Boden und an echten Samenkörnern gebrach; eine Menge derselben aber sind Heilbringende Blumen und Früchte. Auch seinen Persischen Briefen, seiner Schrift über die Größe und den Verfall der Römer, ja seinen kleinsten Aufsätzen fehlet es daran nicht; mehrere Kapitel seines Werks vom Geist der Gesetze sind in Aller Gedächtniß.
67 Montesquieu hat viele und große Schüler gehabt; auch der gute Filangieri ist in der Zahl.**)

Da der vorstehende Brief der Schotten und Engländer, eines Bakon, Harrington, Milton, Sidnei, Locke, Ferguson, Smith, Millar und anderer nicht erwähnt, ohne Zweifel, weil er einen vielgepriesenen Ruhm nicht wiederholen wollte, dagegen aber einige Neapolitanische Schriftsteller nennet, so sei es erlaubt, das ziemlich vergessene Andenken eines Mannes zu erneuern, der zu

---

*) Der Lobspruch ist bekannt: l'humanité avoit perdu ses titres;
66 Montesquieu les a retrouvés. Voltaire'n selbst ist, was man auch dagegen sage, die Menschheit viel schuldig. Eine Reihe von Aufsätzen zur Geschichte, zur Philosophie und Gesetzgebung, zur Aufklärung des Verstandes u. s. bald in spottendem bald in lehrendem Ton sind ihr geschrieben. Seine Alzire, Zaire u. s. deßgleichen. A. d. H.

**) System der Gesetzgebung, Anspach 1784.

einer Schule menschlicher Wissenschaft im echten Sinne des Worts an seinem Ort vor andern den Grund legte, Giambattista Vico. Ein Kenner und Bewunderer der Alten ging er ihren Fußtapfen nach, indem er in der Physik, Moral, im Recht, 68
und im Recht der Völker gemeinschaftliche Grundsätze suchte. Plato, Tacitus, unter den Neuen Bacon und Grotius waren, wie er selbst sagt, seine Lieblingsautoren; in seiner neuen Wissenschaft*) suchte er das Principium der Humanität der Völker (dell' umanità delle Nazioni) und fand dies in der Voraussicht (provvedenza) und Weisheit. Alle Elemente der Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge setzte er in Kennen, Wollen, Vermögen, (nosse, velle, posse) deren einziges Principium der Verstand, dessen Auge die Vernunft sei, vom Lichte der ewigen Wahrheit erleuchtet. — Er gründete den Katheder die- 69
ser Wissenschaften in Neapel, den nachher Genovesi, Galanti betraten;**) über die Philosophie der Menschheit, über die Haushaltung der Völker haben wir trefliche Werke aus jener Gegend erhalten, da Freiheit im Denken vor allen Ländern in Italien die Küste von Neapel beglückt und werth hält.

116. 70

Sie wünschen eine Naturgeschichte der Menschheit in rein-menschlichem Sinne geschrieben; ich wünsche sie auch: denn darüber sind wir einig, daß eine zusammengelesene Beschreibung

*) Principj di vna Sciencia nuova, zuerst herausgegeben 1725.

**) Antonio Genovesi politische Oekonomie ist im Deutschen durch eine Uebersetzung bekannt; Galanti Beschreibung beider Sicilien desgleichen. Des ersten Storia del Commercio della gran Brettagna von Cary, und seine Lehrbücher zeigen eben so viel Känntnisse als philosophischen und bürgerlichthätigen Geist. Auch Montesquieu hat er mit Anmerkungen herausgegeben. A. d. H.

der Völker nach sogenannten Racen, Varietäten, Spielarten,
Begattungsweisen u. s. diesen Namen noch nicht verdiene. Lassen
Sie mich den Traum einer solchen Geschichte verfolgen.
71 1. Vor allem sei man unpartheiisch wie der Genius der
Menschheit selbst; man habe keinen Lieblingsstamm, kein Favorit-
volk auf der Erde. Leicht verführt eine solche Vorliebe, daß man
der begünstigten Nation zu viel Gutes, andern zu viel Böses
zuschreibe. Wäre vollends das geliebte Volk blos ein collecti-
ver Name, (Celten, Semiten, Cuschiten u. s.) der vielleicht nir-
gend existirt hat, dessen Abstammung und Fortpflanzung man
nicht erweisen kann: so hätte man ins Blaue des Himmels
geschrieben.

2. Noch minder beleidige man verachtend irgend eine Völker-
schaft, die uns nie beleidigt hat. Wenn Schriftsteller auch nicht
hoffen dörften, daß die guten Grundsätze, die sie verbreiten, überall
72 schnellen Eingang finden, so ist die Hut, gefährliche Grundsätze zu
veranlassen, ihnen die größeste Pflicht. Um schwarze Thaten,
wilde Neigungen zu rechtfertigen stützt man sich gern auf verach-
tende Urtheile über andre Völker. Pabst Niklas der fünfte hat,
(es ist schon lange) die unbekannte Welt verschenkt; den weißen
und edleren Menschen hat er alle Ungläubige zu Sklaven zu machen,
pontificalisch erlaubet. Mit unsern Bullen kommen wir zu spät.
Der Kakistokratismus behauptet praktisch seine Rechte, ohne daß
wir ihn dazu theoretisch bevollmächtigen und deßhalb die Geschichte
der Menschheit umkehren müßten. Aeußerte z. B. jemand die Mei-
nung, daß „wenn erwiesen werden kann, daß ohne Neger keine
Kaffee- Zucker- Reis- und Tobackspflanzungen bestehen können,
so sei zugleich die Rechtmäßigkeit des Negerhandels bewiesen,
73 indem dieser Handel dem ganzen menschlichen Geschlecht, d. i. den
weißen edleren Menschen mehr zum Vortheil als zum Nachtheil
gereichet:" so zerstörte ein Grundsatz der Art sofort die ganze
Geschichte der Menschheit. Ad maiorem Dei gloriam privilegirte
er die frechsten Anmaaßungen, die grausamsten Usurpationen. Gebe
man doch keinem Volk der Erde den Scepter über andre Völker

wegen „angebohrner Vornehmigkeit“ in die Hände; viel-
weniger das Schwert und die Sklavenpeitsche.

3. Der Naturforscher setzt keine Rangordnung unter den
Geschöpfen voraus, die er betrachtet; alle sind ihm gleich lieb und
werth. So auch der Naturforscher der Menschheit. Der Neger
hat so viel Recht, den Weißen für eine Abart, einen gebohrnen
Kackerlacken zu halten, als wenn der Weiße ihn für eine Bestie, 74
für ein schwarzes Thier hält. So der Amerikaner, so der Mun-
gale. In jener Periode, da sich Alles bildete, hat die Natur den
Menschen-Typus so vielfach ausgebildet, als ihre Werkstatt es
erforderte und zuließ. Nicht verschiedene Keime,*) (ein leeres und
der Menschenbildung widersprechendes Wort,) aber verschiedne Kräfte
hat sie in verschiedner Proportion ausgebildet, so viel deren in ihrem
Typus lagen und die verschiednen Klimate der Erde ausbilden konn-
ten. Der Neger, der Amerikaner, der Mongol hat Gaben, Geschicklich-
keiten, präformirte Anlagen, die der Europäer nicht hat. Viel-
leicht ist die Summe gleich; nur in verschiednen Verhältnissen und 75
Compensationen. Wir können gewiß seyn, daß was sich im Men-
schen-Typus auf unsrer runden Erde entwickeln konnte, ent-
wickelt hat, oder entwickeln werde; denn wer könnte es daran ver-
hindern? Das Urbild, der Prototyp der Menschheit liegt
also nicht in Einer Nation Eines Erdstriches; er ist der abgezogne
Begriff von allen Exemplaren der Menschennatur in beiden Hemi-
sphären. Der Cherokese und Huswana, der Mungal und
Gonaqua ist so wohl ein Buchstab im großen Wort unsres
Geschlechts, als der gebildetste Engländer und Franzose.

4. Jede Nation muß also einzig auf ihrer Stelle, mit
allem was sie ist und hat, betrachtet werden; willkührliche 76
Sonderungen, Verwerfungen einzelner Züge und Gebräuche durch
einander geben keine Geschichte. Bei solchen Sammlungen tritt
man in ein Beinhaus, in eine Geräth- und Kleiderkammer der

---

*) Hierüber hat der Verfasser dieses Briefes eine besondre Abhandlung entworfen, die aber hieher nicht gehöret. A. d. H.

Völker; nicht aber in die lebendige Schöpfung, in jenen großen Garten, in dem Völker, wie Gewächse erwuchsen, zu dem sie gehören, in dem Alles, Luft, Erde, Wasser, Sonne, Licht, selbst die Raupe, die auf ihnen kriegt und der Wurm, der sie verzehrt, zu ihnen gehöret.*) Lebendige Haushaltung ist der Begriff der Natur, wie bei allen Organisationen, so bei der vielgestaltigen
77 Menschheit. Leid und Freude, Mangel und Habe, Unwissenheit und Bewußtseyn, stehen im Buch der großen Haushälterinn neben einander, und sind gegen einander berechnet.

5. Am wenigsten kann also unsre Europäische Cultur das Maas allgemeiner Menschengüte und Menschenwerthes seyn; sie ist kein oder ein falscher Maasstab. Europäische Cultur ist ein abgezogener Begriff, ein Name. Wo exsistirt sie ganz? bei welchem Volk? in welchen Zeiten? Ueberdem sind mit ihr (wer darf es läugnen?) so viele Mängel und Schwächen, so viel Verzuckungen und Abscheulichkeiten verbunden, daß nur ein ungütiges Wesen diese Veranlassungen höherer Cultur zu einem Gesammt-Zustande
78 unsres ganzen Geschlechts machen könnte. Die Cultur der Menschheit ist eine andre Sache; Ort- und Zeitmäßig sprießt sie allenthalben hervor, hier reicher und üppiger, dort ärmer und kärger. Der Genius der Menschen-Naturgeschichte lebt in und mit jedem Volk, als ob dies das einzige auf Erden wäre.

6. Und er lebt in ihm menschlich. Alle Absonderungen und Zergliederungen, durch die der Charakter unsres Geschlechts zerstört wird, geben halbe oder Wahnbegriffe, Speculationen. Auch der Pescheräh ist ein Mensch; auch der Albinos. Lebensweise (habitus) ists, was eine Gattung bestimmt; in unsrer vielartigen Menschheit ist sie äußerst verschieden. Und doch ist zuletzt Alles an wenige Puncte geknüpfet; in der größesten Verschiedenheit
79 zeigt sich die einfachste Ordnung. Der Neger offenbahrt sich in

*) Daß Sammlungen von Besonderheiten des Menschengeschlechts hie und da, hierin und darin, als Register, als Repertorien zu gebrauchen sind, wollte der Verf. dieses Briefes nicht läugnen; nur sie sind, als solche, noch keine Geschichte. A. d. H.

seinem Fußtritt, wie der Hindu in seiner Fingerspitze; so beide in Liebe und Haß, im kleinsten und größesten Geschäfte. Ein durchschauendes Wesen, das jede mögliche Abänderung des Menschen-Typus nach Situationen unsres Erdballs genetisch erkennete, würde aus wenig gegebnen Merkmahlen die Summe der ganzen Conformation und des ganzen Habitus eines Volks, eines Stammes, eines Individuums leicht finden.

Zu dieser Anerkennung der Menschheit im Menschen führen treue Reisebeschreibungen viel sicherer als Systeme. Mich freuete es, daß Ihr Brief*) unter denen, die sich in die Sitten fremder 80
Völkerschaften innig versetzt, auch Pages nannte.**) Man lese seine Gemählde vom Charakter mehrerer Nationen in Amerika,***) der Völker auf den Philippinen,†) und was er vom Betragen der Europäer gegen sie hie und da urtheilt; wie er sich der Denkart der Hindu's, der Araber, der Drusen u. s. auch durch Theilnahme an ihrer Lebensweise gleichsam einzuverleiben suchte.††) — Reisebeschreibungen solcher Art, deren wir (Dank sei es der Menschheit!) viele haben†††) erweitern den Gesichtskreis und vervielfäl- 81
tigen die Empfindung für jede Situation unsrer Brüder. Ohne darüber ein Wort zu verlieren, predigen sie Mitgefühl, Duldung, Entschuldigung, Lob, Bedauren, vielseitige Cultur des Gemüths, Zufriedenheit, Weisheit. Freilich sucht auch in Reisebeschreibungen, wie auf Reisen, Jeder das Seine. Der Niedrige sucht schlechte

---

*) Br. 115.

**) de Pages Voyage autour du monde, Berne 1783.

***) S. 17. 18—62. †) S. 137—148. 155—195.

††) T. II.

†††) Unter vielen andern nenne ich G. Forsters und le Vaillants, vom letzten insonderheit seine neuere Reisen. Die Grundsätze, die in ihnen 81
herrschen, wie Menschen und Thiere zu betrachten und zu behandeln sind, geben eine Hodopädie, die insonderheit den Engländern zu mangeln scheinet. Ihre Urtheile über fremde Nationen verrathen immer den divisum toto orbe Britannum, wo nicht gar den monarchischen Kaufmann; da ein Reisebeschreiber eigentlich kein ausschließendes Vaterland haben müßte.

A. d. H.

82 Gesellschaft, und da wird sich ja unter hundert Nationen Eine finden, die sein Vorurtheil begünstige, die seinen Wahn nähre. Der edle Mensch sucht allenthalben das Bessere, das Beste, wie der Zeichner mahlerische Gegenden auswählt. Auch hinter dem Schleier böser Gewohnheiten wird Jener ursprünglichgute, aber mißgebrauchte Grundsätze bemerken, und auch aus dem Abgrunde des Meers nicht Schlamm sondern Perlen holen. — Eine Classification der Reisebeschreibungen, nicht etwa nur nach Merkwürdigkeiten der Naturgeschichte, sondern auch nach dem innern Gehalt der Reisebeschreiber selbst, wiefern sie ein reines Auge und in ihrer Brust allgemeinen Natur- und Menschensinn hatten — ein solches Werk wäre für die zerstreuete Heerde von
83 Lesern, die nicht wissen, was rechts und links ist, sehr nützlich.*)

84
Die Waldhütte.

Eine Mißions-Erzählung aus Paraquai.**)

Um Paraquaier-Thee und wilde Völker
Für unsre Kolonieen aufzusuchen
Durchgingen wir jenseit des Empalado
Die tiefsten Wälder. Nirgend eine Spur
Von Menschen! Alles, alles war geflohn,
Und aufgerieben von den Blattern.
Bis uns
Fußtapfen in ein armes Hüttgen führten.
Ein Mütterchen, ihr zwanzigjährger Sohn,
Und eine funfzehnjährge Tochter hatten
85 Hier lang' und still gewohnt. Der Vater war

---

*) Wer könnte es besser, als Reinhold Forster geben? auch nur, wenn er ein schon gedrucktes Verzeichniß von Reisebeschreibungen mit seinen Urtheilen begleiten wollte. A. d. H.

**) Vom ehrlichen Dobritzhofer erzählt in seiner Geschichte der Abiponen Th. I. S. 113. Wien 1788. Eine ähnliche erzählt er S. 83. u. f., die eine gleiche Darstellung verdiente.

Vom Tiger aufgefressen, als die Mutter
Mit ihrer Tochter schwanger ging. Der Sohn
Hatt' allenthalben sich ein Weib gesucht
Und kein's gefunden. Außer ihrem Bruder
Hatt' Arapotija, des Tages Blüthe,*)
(So hieß das Mädchen) keinen Mann gesehn.
Hier wohnten sie am Monda=Miri Ufer
In einer Palmenhütte. Wasser war
Ihr Trank; Baumfrüchte mancher Art,
Die Wurzel des Mandijo=Baums, Geflügel,
Das Aba schoß, (so hieß der Jüngling) Korn,
Das seine Schwester säte, Ananas,
Und Honig, der aus Bäumen reichlich floß,
Genossen sie. Von Caraquata=Blättern
War ihr Gewand gewebet und ihr Bett
Bereitet. Eine scharfe Muschel war
Ihr Messer. Seine Pfeile schnitzte sich
Der Jüngling mit zerbrochnem Eisen aus
Dem härtsten Holz; er stellte Fallen auf 86
Den Elennthieren; reichlich nährte er
Sein kleines Haus. Ihr Teller war ein Blatt,
Der Kürbis ihre Flasche. Feuer schafften
Sie sich aus Bäumen. Also lebten sie
Zufrieden und gesund; sie liebten sich
Wie Mutter, Bruder, Schwester, die einander
Die ganze Welt sind. Unschuld kleidete
Das Mädchen ohne Schaam. Sie wand das Tuch,
Das wir ihr schenkten, zierend um ihr Haupt;
Ihr flatternd Baumgewand war ihr genug,
Kein fremder Schmuck entstellte ihr Gesicht;
Ein Papagei auf ihrer Schulter war
Ihr Freund, mit dem sie scherzte, wenn sie Hecken
Und Hain wie eine Cynthia durchstrich,
An Frohsinn und Gestalt ihr ähnlich. Scherzend
Empfing sie uns, und unbetroffen. So
Die Mutter, so der Sohn.
Ich sprach zu ihnen
Quaranisch, ob sie mit uns ziehen wollten 87

*) So heißt bei den Paraquaiern die Morgenröthe.

Aus dieser Wüstenei, und schildert' ihnen
Die glücklichen, die frohen Tage, die
Sie mit uns leben würden.
„Gerne, sprach
Die Mutter, uns vertrauend, kämen wir.
Auch fürchten wir den Weg nicht; aber sieh!
Dort hab' ich drei Wildschweinchen aufgezogen,
Seit ihre Mutter sie gebahr. Die müßten
Umkommen, wenn wir sie verlassen, oder
(Sie werden uns gewiß als Hündchen folgen)
Verschmachten auf dem Wege, wenn sie sehn
Das ausgebrannte Feld, darauf die Glut
Der Sonne liegt."
„Darüber fürchte nichts,
Sprach ich, wir wollen uns im Schatten lagern,
An Bächen sie erfrischen. Kommet nur!"

So kamen sie mit uns. Wir duldeten
Viel auf dem langen Wege, watend jetzt
Durch wilde Ströme, jetzt in Ungewittern
88 Von Güssen überströmt. Es laureten
Auf uns die Tiger. Endlich kamen wir
In unserm Flecken an. Dem Jüngling war
Beschwerlich unsre Kleidung; eingepreßt
Konnt' er in ihr nicht schreiten, klettern nicht
Auf Bäume, die hier fehlten. Er vermißte
Das schöne Grün, den dunkeln kühlen Wald.
Und ob wir dann und wann mitleidig auch
Sie in entlegne Schatten führten; ach!
Es war nicht ihr geliebter Schatte. Brennend,
Verzehrend lag auf ihnen hier die Glut
Der Sonne. Fieber, Kopf= und Augenweh,
Und tiefe Schwermuth, Eckel aller Speisen,
Kraftlosigkeit, Auszehrung folgeten.
Am ersten schwand die Mutter hin; sie ward
Getauft und starb mit christlicher Ergebung.
Die Tochter, Arapotija, die Blüthe
Des Tages sonst, man kannte sie nicht mehr.
Verblühet war sie und verdorrt; sie folgte
Der Mutter bald ins Grab. Ihr folgeten
Viel Thränen: denn sie war die Unschuld selbst.

Der tapfre Bruder überstand die Reihe 89
Der Uebel, überstand sogar zuletzt
Der Uebel schrecklichstes, die Blattern. Er
War folgsam, fleißig und gefällig, fand
Sich ein zum Unterricht; doch immer still.

Ich ahnte nichts. Da kam ein Indianer,
Und sprach geheim: „mein Pater, unser Waldmann
(Ich fürcht' es) ist dem Wahnsinn nah. Er klagt
Zwar keine Schmerzen; aber „jede Nacht,
Spricht er, erscheint mir wachend meine Mutter
Und meine Schwester. Immer sprechen sie:
Ich bitte, laß dich taufen: denn wir holen
Dich bald und unvermuthet ab, o Sohn,
O Bruder, in die grünen Schatten.“ — Also
Spricht täglich er; und kennt den Schlaf nicht mehr.“

Ich eilte zu ihm, sprach ihm Muth zu. Heiter
Erwiedert er: „mir fehlt, o Vater, nichts. 90
Ich kenne keine Schmerzen; aber schlafen
Kann ich nicht mehr: denn alle Nächte sind
Die Meinigen um mich und sprechen flehend:
„Ich bitte, laß dich taufen: denn wir holen
Dich bald und unvermuthet ab, o Sohn,
O Bruder, in die grünen Schatten.“ —
„Freund,
Die Deinigen sind jetzt im Himmel, sprach ich:
Jedoch die Taufe soll Dir werden.“ — Sehnlich
Erfreut' er sich; es ward der Tag bestimmt,
Johannis Tag. Zehn Uhr am Morgen ward er
Getauft, er war so heiter, war so froh!
Am Abend, ohne Krankheit, ohne Schmerzen
War er entschlafen. —

* * *

So erzählt der Priester,
Und lässet jeden denken, was er mag.
Ich denke: „guter Vater, warum ließest
Du nicht die Blumen, wo sie standen? und 91
Erquicktest sie? Du hörtest, was die Mutter
Für ihre Thierchen fürchtete: „sie werden

Verschmachten in der Sonne Glut!" — O lasset
Doch jede Pflanze blühen, wo sie blüht!
Die Schattenblume zehrt der Mittag auf.

---

92 **117.**

Gewiß, es ist nicht gleichgültig, nach welchen Grundsätzen Völker auf einander wirken; und doch giebt es nicht eine Geschichte der Völker, der alle Grundsätze über das Verhalten der Nationen gegen einander fehlen? Giebt es nicht eine andre, in der die verderblichsten Grundsätze als billige und Preis-
93 würdige Maasregeln aufgestellt sind? Eben deßhalb wissen manche nicht, warum sie nur das Betragen der Europäer gegen die Neger und die Wilden verdammen sollen, da ja ähnliche Grundsätze in der gesammten Völkergeschichte mit mehr oder minder Modificationen zu herrschen scheinen.

Die meisten Kriege und Eroberungen aller Welttheile, auf welchen Gründen beruheten sie? welche Grundsätze haben sie geleitet? Nicht etwa nur jene Streifereien der Asiatischen Horden, auch die meisten Kriege der Griechen und Römer, der Araber, der Barbaren. Vollends die Ketzer- und Kreuzzüge, das Verhalten der Europäer gegen Zauberer und Juden, ihre Unternehmungen in beiden Indien. — Wie bedauret man in allem diesem manchen großen Mann, der fast übermenschliche Thaten als ein Betrogener,
94 als ein Verrückter that! Mit der edelsten Seele ward er ein Bestürmer und Räuber der Welt, der für seine Thaten von Höfen, die so undankbar gegen ihn, als barbarisch gegen die Völker waren, meistens auch bösen Lohn erntete. Man erstaunt über die Gegenwart des Geistes, die Vasko di Gama, Albuquerque, Cortes, Pizzarro, und viele unter ihnen, in Umständen der größesten Gefahr zeigten; See- und Strassenräuber zeigten oft ein Gleiches. Wer aber, der kein Spanier und Portugiese ist, wird sich getrauen, die Thaten dieser Helden, Cortes, Pizarro's

oder des großen Albuquerque vor Suez, Ormuz, Kalekut,
Goa, Malakka, zum Gegenstande eines Heldengedichts zu machen,
und die damals geltenden Grundsätze noch jetzt zu preisen?*) 95
Die Lobredner der Bartholomäusnacht, der Juden-Ermordungen
sind mit Schimpf und Schande bedeckt; zu hoffen ists, daß auch
die Räuber und Mörder der Völker, Trotz aller erwiesenen Helden-
thaten, blos und allein den Grundsätzen einer reinen Menschen-
geschichte nach, einst damit bedeckt stehen werden.

Ein Gleiches gilt von den Grundsätzen über das, was man
sich im Kriege erlaubt hält. Erkennt man Plündern, Verstüm-
meln, Schänden, Vergiften der Brunnen und der Waffen für
ehrlose Mittel des Krieges; sind es inwärtige Aufhetzungen der
Unterthanen, die nicht zum Heer gehören, Vendeekriege, Entwürfe
zur Aushungerung der Nationen, treulose Vorspiegelungen nicht 96
eben sowohl? Jedermann verabscheuet Albuquerque's Entwürfe,
der ganz Aegypten in eine Wüste verwandeln wollte, indem man
ihm den Nil nähme, der Mekka und Medina, Länder, die in
keinem Kriege mit den Portugiesen begriffen waren, plündern
wollte. — Dergleichen Gewaltsamkeiten gegen fremde ruhige Völ-
ker, Anstiftungen von Treulosigkeit im Herzen des Feindes u. s.
strafen am Ende sich selbst. Wer einen offenen und geheimen
Krieg zugleich führt, verläßt sich meistens auf die Wirkung seiner
geheimen Mittel so sehr, daß auch die offenen ihm mißrathen.
Aufwiegelung und Verrath lohnten selten ihre Urheber anders als
mit Verlust und Schande. Wer Grundsätze wegdrängt, auf denen
einzig noch der Rest von Ehre und gutem Namen der Völker im 97
Kriege beruhet, vergiftet die Quellen der Geschichte und des Rechts
der Völker bis auf den letzten Tropfen. —

Eine traurige Uebersicht gäbe es, wenn man jede geschriebene
Geschichte der Völker in ihren Kriegen und Eroberungen, in ihren
Unterhandlungen, in ihren Handelsentwürfen nach den Grund-

---

*) Einer unsrer Dichter versuchte es mit Cortes; er hörte aber weis-
lich auf.

sätzen durchginge, in welchen gehandelt und geschrieben wurde. Wie ehrlicher waren unsre Väter, die alten Barbaren, die bei ihren Zweikämpfen nicht nur auf Gleichheit der Waffen sahen, sondern Platz, Licht und Sonne unpartheiisch theilten. Wie ehrlicher sind die Wilden in ihren Unterhandlungen und Friedensschlüssen, in ihrem Tausch und Handel! Gewalt und Willkühr mögen gebieten, worüber sie Macht haben, nur nicht über Grund-
98 sätze des Rechts und Unrechts in der Menschengeschichte.*)

---

99 Der Hunnenfürst.

Ein Hunnenfürst ward von Raubgierigen
Tataren oft befehdet. Jetzo fodern
Sie zum Geschenk von ihm sein bestes Pferd.
Die Feldherrn rufen: Krieg! — „Wie? sprach er, Krieg
Um eines Pferdes willen? Gebets hin!" —

Bald kamen wieder die Tataren, fodernd
Sein schönstes Weib. Die Feldherrn rufen: Krieg!
„Wie? sprach er, Krieg um einer Sklavin willen,
100 Die mir gehört; um ein Vergnügen, Krieg?
Gebt hin die Sklavin."

Und sie kamen wieder
Land fodernd. „Was sie fodern, hat so viel
Nicht zu bedeuten," sprach der Feldherrn Zelt.
„Nein! sprach der Fürst, so lang' es mich nur galt,
Mein Pferd, die Sklavin, gerne gab ichs hin
Des Volkes Blut zu schonen; doch mein Land,
Des Staates Eigenthum muß ich als Fürst
Verwalten, nicht verschenken. Auf! zur Schlacht!"

Sie stritten, siegten, schützeten ihr Land;
Und im Triumph zurück kam Roß und Weib.

---

*) Von der Denkart der Römer hierüber in ihren besten Zeiten lese man den Lipsius (doctrina politica mit ihrem Commentar,) den Grotius (de jure belli et pacis), oder auch den guten Montagne (B. I. K. 5. 6.) Sie ist für unsre Zeiten sehr beschämend. A. d. H.

Das Kriegsgebet. 101

Zum Kriege zog ein Schach und sein Vezier,
Zum Kriege mit dem Bruder. Eben ging
Die Straße eines Heilgen Grab vorüber;
Sie stiegen ab und beteten am Grabe.

„Was betetest Du?“ sprach der König zum
Vezier.
„Daß Gott Dir Sieg verleihe.“
„Ich,
Erwiederte der König, betete,
Daß Gott ihn meinem Bruder gebe, wenn
Er ihn des Thrones werther hält als mich.“

Kahira. 102

Kahira, Königinn der Berbern, ahnend
Des Reiches Untergang, versammlete
Das Volk, und sprach also:
Was sollen uns die Schätze?
Was soll uns Gold und Silber,
Das uns die gier'gen Räuber
Mit neuen Kräften anzieht?
Ich that was ich vermochte,
Ich handelte großmüthig,
Gab frei die Kriegsgefangnen,
Und ihrem tapfern Feldherrn,
Dem letztgefangnen, sehet,
Begegn' ich noch als Schwester.
Auf! meine guten Berbern,
Vielleicht verschafft uns Armuth,
Was Großmuth nicht verschaffte,
In edler Freiheit Ruh.
Laßt uns das Gold im Schutte 103
Der Wohnungen begraben;
Uns gnüget die Natur!

Sie sprachs, und jedermann gehorchte. Schnell
Verwandelte sich die zerstörte Stadt
In eine frohe Zeltenwüstenei.

Jedoch umsonst. Die Räuber
Erscheinen mächtger wieder:
„Geh, sprach sie zu dem Feldherrn,
Geh zu dem Heer der Deinen,
Und wie ich Dir begegnet,
Begegne meinen Söhnen.
Ich kann sie nicht beschützen —
Nun, Brüder, auf zur Schlacht!"

Die Schlacht begann; *Kahira* stritt voran,
Und sank. Mit ihr ersank der Berbern Reich;
Nicht ihre Großmuth. Die der Königspflicht
104 Nicht Schätze nur, nicht nur Bequemlichkeit
Aufopferte, die selbst ihr Mutterherz
Dem Feind' hingab; sie gabs dem edeln Mann.
In ihren Söhnen ehrete der Feldherr
Kahira, die großmüthge Königinn.[1]

105

Das Kriegsrecht.

Mahmud beherrschte *Indien*. Da trat
Ein armer *Inder* vor ihn: „Herr, es kommt
Aus Eurem Heer ein Mächtiger zu mir,
Der fodert, daß ich ihm das Meinige,
Mein Haus und Weib abtrete. Ungestüm
Ist seine Fodrung."

---

1) In einer älteren (durchgängig jambischen) Gestalt beginnt das Gedicht:
Kahie, [undeutlich] Königinn der Berbern, sah
Der Schluß lautet:
Verloren
War Alles; nur der Muth der Königinn,
Ihr großes Herz noch nicht. Vertrauend sprach
Sie zum gefangnen Feldherrn: Geh zurück
Ins Lager deines Volks; ich gebe dir
Dem Freunde meine beiden Söhne mit
Die Kinder. Wie ich dir begegnet, so
Begegne ihnen. — Jetzt du tapfrer Rest
Der Berbern, auf zur Schlacht! Das Feldgeschrei
Ertönt; sie stritten und die Königinn
Die edle, tapfre, die großmüthige
Der Berbern letzte Königinn erlag.

„Wenn er wiederkommt,
So sage mirs.“
In dreien Tagen kam
Der Inder nicht zum Sultan. Endlich schlich
Er scheu heran, und Mahmud eilt' ins Haus
Mit seiner Leibwach'. Es war Nacht. „Hinweg
Die Lichter! rief er, tödtet ihn.“

Gesagt, gethan.
„Jetzt bringet Licht herbei!“
Der Sultan sah den Leichnam und fiel betend
Zur Erde nieder.
„Gebt mir Speise jetzt!“
Er hielt vergnügt ein armes Mahl, und sprach: 106
„Hört, was ich that. In meinem Heere, glaubt' ich,
Kann niemand die Gerechtigkeit so frech
Verletzen, solche Foderung zu thun,
Als meiner Liebling' oder Söhne Einer.
Drum ward das Licht hinweggeschafft, daß dies
Des Richters Auge nicht verblendete.
Ich sah den Leichnam an mit Furcht; und Allah
Sei Dank, es ist nicht meiner Lieben Einer.
Ich kenne diesen todten Frevler nicht.
Dafür dann dankt' ich Gott, und esse jetzt:
Denn seit ich auf den Ausgang wartete,
Aß ich bekümmert keinen Bissen Brodt.

Des Brutus That war strenge und gerecht;
Des Sultans strenge, menschlich, fromm und zart.

Das Seerecht. 107

Die See war wild, das Schiff dem Sinken nah,
Und alles Schiffvolk sah den Abgrund vor sich,
Da wagt der edle Hauptmann in den Hafen
Des Feindes sich: „ich übergebe Dir
Mich und mein Volk; ich rettete ihr Leben —“

„Bei Gott! sprach der Gebieter, keine Schmach
Werd' ich an Dir auf meinen Namen laden.

Auf freier See, hätt' ich Dich da ertappt,
So wärst Du mein Gefangner, und Dein Schiff,
Dein Schiffvolk wäre mein; doch jetzo, da
Der Sturm Dich in den Hafen wirft, so seyd
Ihr mir nicht Feinde, seyd Unglückliche,
Seyd Menschen. Ladet aus, um euer Schiff
Zu bessern; handelt in dem Hafen, frei
108 Wie wir. Dann segelt fort mit gutem Glück.
Erst, wenn ihr über die Bermudas seyd
Auf hohem Meer, dann seyd ihr Feinde mir.
Jetzt seyd ihr mir vom Unglück und dem Sturm
In meinen Schutz empfohlen. Ladet aus."

---

109 Der betrogne Unterhändler.

Als Irokesen und Franzosen sich
In Canada bekriegten, lud der Feldherr
Der Gallier die Irokesen-Häupter
Zur Friedens-Unterredung. Ein beglaubter
Mißionar bewegte sie dazu
In guter Meinung; doch der Feldherr fand
Es rühmlicher, die Irokesen-Häupter
In Ketten der Galere zuzusenden.

Betäubet von der unerhörten Schmach
Entflammete die Nation. Da schlich
Der Aelteste der Wilden eilig zum
Mißionar: „Wir haben Dir vertraut,
Und sind mit unerhörtem Schimpf betrogen.
Ich weiß, Du bist nicht Schuld daran; Du meintest
Es redlich; doch nicht jeder Jüngling denkt
110 In unsrer Nation wie ich. Drum flieh!
Flieh, Fremder! Eher laß ich nicht von Dir,
Bis ich Dich sicher weiß." — Er ließ ihn über
Die Grenze hin geleiten. — Edler Mann!

---

118. 111

Da jetzt im unseligsten Kriege, in dem ein zeitiger Friede so schwer wird, von Entwürfen zum ewigen Frieden viel gesprochen wird, so theile ich Ihnen einen zu diesem Zweck gemachten wirklichen Versuch in den Worten dessen mit, der ihn berichtet.

Zum ewigen Frieden.

Eine Irokesische Anstalt.

„Die Delawaren wohnten ehedem in der Gegend von Philadelphia und weiterhin nach der See zu. Von da aus thaten sie 112
oftmals Einfälle in die Dörfer der Cherokesen, mischten sich unerkannt in ihre nächtlichen Tänze und ermordeten während derselben plötzlich viele. Noch heftiger und älter waren die Kriege der Delawaren mit den Irokesen. Nach dem Vorgeben der Delawaren waren sie den Irokesen immer überlegen, so daß diese endlich einsahen, daß bei längerer Fortsetzung des Krieges ihr völliger Untergang die unausbleibliche Folge seyn müßte.

Sie sandten also Gesandte an die Delawaren mit folgender Botschaft: „Es ist nicht gut, daß alle Nationen Krieg führen; denn das wird endlich den Untergang der Indianer nach sich ziehen. Darum haben wir auf ein Mittel gedacht, diesem Uebel vorzubeugen; es soll nämlich Eine Nation die Frau seyn. Die wollen wir in die Mitte nehmen; die andern Kriegführenden Nationen 113
aber sollen die Männer seyn und um die Frau herum wohnen. Niemand soll die Frau antasten, noch ihr etwas zu Leide thun; und wenn es jemand thäte, so wollen wir ihn gleich anreden und zu ihm sagen: „warum schlägst du die Frau?“ Dann sollen alle Männer über den herfallen, der die Frau geschlagen hat. Die Frau soll nicht in den Krieg ziehen, sondern so viel möglich den Frieden zu erhalten suchen. Wenn also die Männer um sie herum sich einmal mit einander schlagen, und der Krieg heftig werden will, so soll die Frau Macht haben, selbige anzureden

und zu ihnen zu sagen: „Ihr Männer, was macht ihr, daß ihr euch so herum schlagt? Bedenkt doch, daß eure Weiber und Kin-
114 der umkommen müssen, wo ihr nicht aufhört. Wollt ihr euch denn selbst vom Erdboden vertilgen?“ Und die Männer sollen alsdann auf die Frau hören, und ihr gehorchen.“

Die Delawaren ließen sichs gefallen, die Frau zu werden. Nun stellten die Irokesen eine große Feierlichkeit an, luden die Delawar-Nation dazu ein und hielten an die Bevollmächtigten derselben eine nachdrückliche Rede, die aus drei Hauptsätzen bestand. In dem ersten erklärten sie die Delawar-Nation für die Frau, welches sie durch die Redensarten: „wir ziehen euch einen langen Weiberrock an, der bis auf die Füße reicht, und schmücken euch mit Ohrgehängen“ ausdrückten, und ihnen damit zu verstehen gaben, daß sie von nun an mit den Waffen sich nicht weiter abgeben sollten. Der zweite Satz war so gefaßt: „wir hängen euch einen
115 Kalabasch mit Oel und mit Arznei an den Arm. Mit dem Oel sollt ihr die Ohren der übrigen Nationen reinigen, damit sie aufs Gute und nicht aufs Böse hören; die Arznei aber sollt ihr bei solchen Völkern brauchen, die schon auf thörichte Wege gerathen sind, damit sie wieder zu sich selbst kommen und ihr Herz zum Frieden wenden.“ Der dritte Satz, darinn sie den Delawaren den Ackerbau zu ihrer künftigen Beschäftigung anwiesen, war so ausgedrückt: „Wir geben euch hiemit einen Welschkornstengel und eine Hacke in die Hand.“ Jeder Satz wurde mit einem Belt of Wampum (Gürtel von Muschelschalen) bekräftigt. Diese Belte sind bis daher sorgfältig aufgehoben und ihre Bedeutung von Zeit zu Zeit wiederholt worden.

Seit diesem sonderbaren Friedensschluß sind die Delawaren von den Irokesen Schwesterkinder benannt worden; die drei
116 Delawar-Stämme heißen einander Mitgespielinnen. Diese Titel aber werden nur in ihren Rathsversammlungen, und wenn sie einander etwas erhebliches zu sagen haben, gebraucht. Von besagter Zeit ist die Delawar-Nation die Friedensbewahrerinn gewesen, der der große Friedensbelt in Verwahrung gegeben und

die Kette der Freundschaft anvertrauet ist. Sie hat darüber zu wachen, daß dieselbe unverletzt erhalten werde. Nach der Vorstellung der Indianer liegt die Mitte der Kette auf ihrer Schulter und wird von ihr festgehalten; die übrigen Indianernationen fassen das Eine Ende, und die Europäer das andre an."*) —

So die Irokesen. Es waren Zeiten in Europa, da die 117
Hierarchie die Stelle dieser Frau vertreten sollte. Auch sie trug das lange Kleid; Oel und Arznei waren in ihrer Hand. Man giebt ihr Schuld, daß sie, statt ihr Friedens-Amt zu verwalten, oft selbst Kriege zwischen den Männern erregt und angefacht habe; wenigstens hat ihr Oel die Ohren der Völker noch nicht gereinigt, ihre Arznei die Kranken noch nicht geheilet.

Sollen wir statt ihrer in der Mitte Europa's einer wirklichen Nation Weibskleider anziehen, und ihr das Friedensrichteramt auftragen? Welcher?

Wie könnte sies aber verwalten, da oft über einige Pelze an der Hudsonsbai, über einige Flecken am Paraquaistrom, in deren Lage bisweilen die Kriegführenden selbst sich geirrt haben, über einen Hafenplatz im stillen Meer, über Neckereien der Gouverneurs 118
gegen einander Weltverwüstende Kriege geführt werden? Ja wie oft entsprangen diese aus einer Grille des Monarchen, aus einer niedrigen Kabale des Ministers! Eine Geschichte vom wahren Ursprunge der Kriege in Europa seit den Kreuzzügen wäre ein siebenfacher Hudibras, das niedrigste Spottgedicht, das geschrieben werden könnte. In einer Welt, in der dunkle Cabinette Kriege anspinnen und fortleiten, wäre alle Mühe der Friedensfrau verlohren.

Leider auch bei den Wilden selbst erreichte diese Anstalt ihren Zweck nicht lange. Als die Europäer näher drangen, sollte auf Erfordern der Männer selbst die Frau an der Gegenwehr mit Antheil nehmen. Man wollte, wie man sich ausdrückte, zuerst ihr den Rock kürzen, sodann gar wegnehmen und ihr das Kriegsbeil 119

---

*) Loskiels Mißionsgeschichte in Nordamerika. S. 160.

in die Hand geben. Eine fremde unvorhergesehene Uebergewalt störte das schöne Projekt der Wilden zum Frieden unter einander; und dies wird jedesmal der Fall seyn, solange der Baum des Friedens nicht mit vesten, unausreißbaren Wurzeln von Innen heraus den Nationen blühet.

Wie manche andre Mittel haben die Menschen schon versucht, Streitsüchtigen Nationen Einhalt zu thun und ihnen die Wege zu sperren. Zwischen Gebürgen wurden ungeheure Mauern errichtet, Zwischenländer zur Wüste gemacht, abschreckende Fabeln ersonnen und in diese Wüste gepflanzet. In Asien sollte ein heiliges Reich den Streifereien der Mogolen ein Ziel setzen; der große Lama sollte die Friedensfrau seyn. In Afrika wurden Obelisken
120 und Tempel die Freistäten des Handels, die Mutter von Gesetzgebungen und Colonieen. In Griechenland sollten Orakel, Amphiktyonen, das Panionium, Panätolium, der Achäerbund u. s. wo nicht einen ewigen, so doch einen langen Frieden bewirken; mit welchem Erfolg hat die Zeit gelehret. Am besten wäre es, wenn, wie bei jenem Handel im innern Afrika, die Nationen einander selbst gar nicht sehen dörften. Sie legen die Waaren hin, und entfernen sich, bieten und tauschen. Einander erblickend, ist Betrug und Zank unvermeidlich. — Meine große Friedensfrau hat einen andern Namen. Ihre Arznei wirket spät, aber unfehlbar; vergönnen Sie mir dazu einen andern Brief.

---

121 ## Alhallil's Rede an seinen Schuh.*)[1]

Mit Tausenden von meinem Volke[2] zog
Ich auch einher, am Tage jenes Zorns,

*) Diese und einige der folgenden Beilagen sind aus einer kleinen Schrift von vier Bogen gezogen, Reden al Hallils, Stendal 1781. Der Verfasser, den ich zu kennen wünschte, verzeihet gewiß, daß sie hier in einer veränderten Gestalt erscheinen. A. d. H.

1) Aus der ersten, vor der Aufnahme in die „Briefe" stark überarbeiteten Gestalt sind im folgenden nur einzelne Lesarten mitgeteilt.

2) Mit vielen Tausend meines Volkes

Der alle Ebnen Ubeda's mit Blut
Und Rach' erfüllte. Rosse wieherten
Beim Schalle der Trommeten; Staub erhob
Zum Himmel sich. Die Mächtgen jubelten;
Die Ketten klirrten, die vor Abend[1] noch
Der Ueberwundnen Thräne netzen sollte.
Einmüthig reichten Untergang und Tod 122
Die Hände sich, und schritten vor dem Heer.

Da schlug in mir das Herz noch eins so stark:
„O Rüstung zum Verderben! sprach ich, tief
Im Winkel meiner Brust. — Allmächtiger!
Wir können keinen Floh erschaffen, und
Wir tödten Menschen. Blut vergießen wir,
Und loben Dich."
Mein Herz schlug stärker; ich
Trat[2] in den Sumpf. Vergeblich mühte sich
Mein Fuß den Schuh hinauszuziehen. Vest
War er. Die tapfern Heere schritten fort;
Die Lanzen blinkten; Schwerter funkelten;
Ein Feldgeschrei, ein wüstes Sausen füllte
Mein Ohr; ich stand betäubt und sprach also
Zu meinem Schuh:
Wie? mein Begleiter, jetzt
Verlässest du mich, und erwartest lieber
Den Moder hier? Und soll ich dich denn auch
Verlassen, wie in dieser Welt zuletzt
Sich alles flieht? Du Guter, gingest freilich 123
Nie mit mir böse Wege; keinem Pfade
Der Frevler drücketest du je dich ein.[3]
Die Auen,[4] die von Blute strömen, blieben
Uns[5] fremd; dem Zügellosen Sieger eiltest
Du nimmer nach. Wir gingen sanfte Wege,
Jetzt, wenn die Sonn' im Abendmeer ersank,
Jetzt in den Schatten der Friedselgen Nacht,
Der Ruhegeberinn, der Reichen, die
Uns ihre Schätz' am weiten Himmel zeigt,

---

1) am Abend 2) Sank

3) Friedselger Schuh, nie gingst du böse Wege
Den Pfad der Frevlenden betratst du nie.

4) A: Augen [Druckfehler] 5) Dir

Und nieden uns der Freuden schönste schenket
Dann sagte leise mir der Mond[1] ins Ohr:
„Sohn der Aësch a, geh zu deiner Treuen,
Sie wartet deiner, lieblicher als ich.“ —

Die Wege gingen wir; nicht jene, denen
Du strenge jetzt unwillig dich entziehst.
Ich folge deinem Rath. Gehabt euch wohl,
Ihr Helden jetzt durch Mord und Todschlag! — Mögen
Die Löwen eure Siege brüllen! wetze
Der Tiger seine Klaun dazu; es singen
124 Erschlagne Heere drein, und Drachen zischen
Aus Wüstenein zerstörter Wohnungen. —[2]

„Du stiller Mond, den sie mit Mordgeschrei
Erschrecken, scheine nicht auf sie; und nie
Umfange sie mit deinem sanften Arm,
Die sie verscheuchen, du Friedselge Nacht.“[3]

---

125 **119.**

Meine große Friedensfrau hat nur Einen Namen: sie heißt allgemeine Billigkeit, Menschlichkeit, thätige Vernunft.

Ich habe ein sehr sinnreiches Manuscript gelesen, in dem der Menschengeschichte folgende Sätze zum Grunde lagen: 1. Menschen sterben um Menschen Platz zu machen. 2. Und da ihrer weniger
126 sterben, als gebohren werden: so macht die Natur durch gewaltsame Mittel Raum. 3. Dahin gehören nicht nur Pest, Miswachs, Erdbeben, Erdrevolutionen; sondern auch Völkerrevolutionen, Verwüstungen, Kriege. 4. Wie Eine Thierart die andre vermindert: so setzt das Menschengeschlecht sich selbst in Proportion und wehrt

---

1) Der Mond, ihr stillgetreuer, flößte Ruhe mir
Ins Herz und sagte leise mir

2) Gespenster singen drein; und Drachen zischen
Und Eulen schrein in Euren Siegsgesang.

3) Und nie umfange sie, die sie verscheuchen,
Die sanfte, stille, Friedenvolle Nacht.

der Ueberzahl. 5. Es giebt in ihm also erhaltende und zer-
störende Charaktere. — Schreckliches System, das uns vor unsrem
eignen Geschlecht Schauder und Furcht einjagt, indem wir nach
ihm Jedem ins Angesicht, auf seinen Gang und auf seine Hände
sehen müssen, ob er ein Fleisch- oder Grasfressendes Thier sei?
ob er einen erhaltenden oder zerstörenden Charakter an sich
trage? Gewiß hat uns die Natur an Mitteln nicht entblößt, uns
vor dieser zerstörenden Gattung unseres eignen Geschlechts zu
sichern; nur sie gab uns diese Mittel als Waffen nicht in die 127
Hände, sondern in Kopf und Herz. Die allgemeine Men-
schenvernunft und Billigkeit ist die Matrone, die Oel und
Arznei am Arm, die einen Fruchtstengel in der Hand trägt, nicht
etwa nur als Symbole, sondern als die stillwirkenden Mittel wo-
nicht zu einem ewigen Frieden, so gewiß doch zu einer allmälichen
Verminderung der Kriege. Lassen Sie mich, da wir hier auf des
ehrlichen St. Pierre Wege gerathen, auch seiner Methode uns
nicht schämen und die große Friedensfrau (pax sempiterna)
mit vesten Grundsätzen in ihr Amt weisen. Sie ist dazu da,
ihrem Namen und ihrer Natur nach Friedens-Gesinnungen
einzuflößen.

Erste Gesinnung. 128

Abscheu gegen den Krieg.

Der Krieg, wo er nicht erzwungene Selbstvertheidigung, sondern ein toller Angriff auf eine ruhige, benachbarte Nation ist, ist ein unmenschliches, ärger als thierisches Beginnen, indem er nicht nur der Nation, die er angreift, unschuldiger Weise Mord und Verwüstung drohet, sondern auch die Nation, die ihn führet, eben so unverdient als schrecklich hinopfert. Kann es einen abscheulichern Anblick für ein höheres Wesen geben, als zwei einander gegenüber stehende Menschenheere, die unbeleidigt einander morden? Und das Gefolge des Krieges, schrecklicher als er selbst, sind Krank-

heiten, Lazarethe, Hunger, Pest, Raub, Gewaltthat, Verödung
129 der Länder, Verwilderung der Gemüther, Zerstörung der Familien, Verderb der Sitten auf lange Geschlechter. Alle edle Menschen sollten diese Gesinnung mit warmem Menschengefühl ausbreiten, Väter und Mütter ihre Erfahrungen darüber den Kindern einflößen, damit das fürchterliche Wort Krieg, das man so leicht ausspricht, den Menschen nicht nur verhaßt werde, sondern daß man es mit gleichem Schauder als den St. Veitstanz, Pest, Hungersnoth, Erdbeben, den schwarzen Tod zu nennen oder zu schreiben, kaum wage.

Zweite Gesinnung.

Verminderte Achtung gegen den Heldenruhm.

Immer mehr muß sich die Gesinnung verbreiten, daß der
130 Länder-erobernde *Heldengeist* nicht nur ein Würgengel der Menschheit sei, sondern auch in seinen Talenten lange nicht die Achtung und den Ruhm verdiene, die man ihm aus Tradition von Griechen, Römern und Barbaren her zollet. So viel Gegenwart des Geistes, so viel zusammenfassende Vorsicht und Voraussicht und schnellen Blick er fodern möge: so wird der edelste Held vor und nach der Schlacht nicht nur das Geschäft beweinen, dem er seine Gaben aufopfert, sondern auch gern gestehen, daß um *Vater eines Volks* zu seyn, wenn nicht mehr, so doch edlere Gaben in *fortgehender Bemühung* und ein *Charakter* erfodert werde; ein *Charakter*, der seinen Kampfpreis weder Einem Tage zu verdanken hat, noch ihn mit dem Zufall oder dem blinden Glück
131 theilet. Alle Verständige sollten sich vereinigen, durch echte Kenntniß alter und neuer Zeiten den falschen Schimmer wegzublasen, der um einen *Marius*, *Sulla*, *Attila*, *Gengischan*, *Tamerlan* gaukelt, bis endlich jeder gebildeten Seele Gesänge auf sie und auf Lips Tullian gleich heroisch erschienen.

Dritte Gesinnung.

Abscheu der falschen Staatskunst.

Immer mehr muß sich die falsche Staatskunst entlarven, die den Ruhm eines Regenten und das Glück seiner Regierung in Erweiterung der Grenzen, in Erjagung oder Erhaschung fremder Provinzen, in vermehrte Einkünfte, schlaue Unterhandlungen, in willkührliche Macht, List und Betrug setzt. Die Mazarins, 132
Louvois, du Terrai und ihres gleichen müssen nicht nur im Angesicht des ehrlichen Volks, sondern der Weichlinge selbst wie sie sind erscheinen, so daß es wie das Einmal Eins klar wird, daß jeder Betrug einer falschen Staatskunst am Ende sich selbst betrüge. Die allgemeine Stimme muß über den Werth des bloßen Staats-Ranges und seiner Zeichen, selbst über die aufdringendsten Gaukeleien der Eitelkeit, selbst über früheingesogene Vorurtheile siegen. Mich dünkt, man sei im Verachten einiger dieser Dinge jetzt schon weit und vielleicht zu weit fortgeschritten; es kommt darauf an, daß man das Schätzenswerthe bei Allem was uns der Staat auflegt, auch redlich und um so höher achte, je mehr es die Menschheit der Menschen fördert.

Vierte Gesinnung. 133

Geläuterter Patriotismus.

Der Patriotismus muß sich nothwendig immer mehr von Schlacken reinigen und läutern. Jede Nation muß es fühlen lernen, daß sie nicht im Auge Andrer, nicht im Munde der Nachwelt, sondern nur in sich, in sich selbst groß, schön, edel, reich, wohlgeordnet, thätig und glücklich werde; und daß sodann die fremde wie die späte Achtung ihr wie der Schatte dem Körper folge. Mit diesem Gefühl muß sich nothwendig Abscheu und Verachtung gegen jedes leere Auslaufen der Ihrigen in fremde Länder, gegen das Nutzlose Einmischen in ausländische Händel, gegen jede

leere Nachäffung und Theilnehmung verbinden, die unser Geschäft,
134 unsre Pflicht, unsre Ruhe und Wohlfahrt stören. Lächerlich und
verächtlich muß es werden, wenn Einheimische sich über ausländische
Angelegenheiten, die sie weder kennen noch verstehen, in denen sie
nichts ändern können und die sie gar nicht angehn, sich entzweien,
hassen, verfolgen, verschwärzen und verläumden. Wie fremde
Banditen und Meuchelmörder müssen die erscheinen, die aus toller
Brunst für oder gegen ein fremdes Volk die Ruhe ihrer Mitbrüder
untergraben. Man muß lernen, daß man nur auf dem Platz
etwas seyn kann, auf dem man stehet, wo man etwas seyn *soll*.

Fünfte Gesinnung.

Gefühl der Billigkeit gegen andre Nationen.

Dagegen muß jede Nation allgemach es unangenehm empfin-
135 den, wenn eine andre Nation beschimpft und beleidigt wird; es
muß allmälich ein *gemeines Gefühl* erwachen, daß jede sich an
die Stelle jeder andern fühle. Hassen wird man den frechen Ueber-
treter fremder Rechte, den Zerstörer fremder Wohlfahrt, den kecken
Beleidiger fremder Sitten und Meinungen, den pralenden Auf-
dringer seiner eignen Vorzüge an Völker, die diese nicht begehren.
Unter welchem Vorwande Jemand über die Grenze tritt, dem
Nachbar als einem Sklaven das Haar abzuscheren, ihm seine Götter
aufzuzwingen, und ihm dafür seine Nationalheiligthümer in Reli-
gion, Kunst, Vorstellungsart und Lebensweise zu entwenden; im
Herzen *jeder* Nation wird er einen Feind finden, der in seinen
eignen Busen blickt und sagt: „wie? wenn das mir geschähe?“ —
136 Wächst dies Gefühl, so wird unvermerkt eine *Allianz aller
gebildeten Nationen* gegen jede einzelne anmaaßende Macht.
Auf diesen stillen Bund ist gewiß früher zu rechnen, als nach
St. Pierre auf ein förmliches Einverständniß der Cabinette und
Höfe. Von diesen darf man keine Vorschritte erwarten; aber auch
sie müssen endlich ohne Wissen und wider Willen der *Stimme
der Nationen* folgen.

Sechste Gesinnung.

Ueber Handelsanmaaßungen.

Laut empört sich das menschliche Gefühl gegen freche An-
maaßungen im Handel, sobald ihm unschuldige fröhnende Nationen
um einen Gewinn, der ihnen nicht einmal zu Theil wird, auf- 137
geopfert werden. Handel soll, wenn auch nicht aus den edelsten
Trieben, die Menschen *vereinigen*, nicht trennen; er soll sie,
wenn gleich nicht im edelsten Gewinn, ihr gemeinschaftliches und
eigenes Interesse wenigstens als Kinder kennen lehren. Dazu ist
das Weltmeer da; dazu wehen die Winde; dazu fließen die Ströme.
Sobald Eine Nation allen andern das Meer verschließen, den Wind
nehmen will, ihrer stolzen Habsucht wegen; so muß, jemehr die
Einsicht ins *Verhältniß der Völker gegen einander* zunimmt,
der Unmuth aller Nationen gegen eine Unterjocherinn des freiesten
Elements, gegen die Räuberinn jedes höchsten Gewinnes, die an-
maaßende Besitzerinn *aller* Schätze und Früchte der Erde erwachen.
Ihrem Stolz, ihrer Habsucht zu dienen wird kein fremder Bluts-
tropfe willig fließen, je mehr der wahre Satz eines vortreflichen 138
Mannes anerkannt wird, „*daß die Vortheile der handeln-
den Mächte einander nicht durchkreuzen, und daß diese
Mächte von einem gegenseitigen allgemeinen Wohl-
stande, und von der Erhaltung eines ununterbrochenen
Friedens vielmehr den größesten Nutzen haben würden.*"*)

---

*) *Pinto* über die Handelseifersucht; übersetzt in der *Sammlung
von Aufsätzen, die größtentheils wichtige Puncte der Staats-
wissenschaft betreffen.* Liegnitz, 1776. Der Verfasser erstgenannter
Abhandlung hat ihr folgende Stelle aus *Buffon* vorgesetzt: „Diese Zeiten,
wo der Mensch sein Erbtheil verliert, diese barbarischen Jahrhunderte, wo
alles umkommt, haben jederzeit den Krieg zu ihrem Vorläufer, und fangen
mit Hungersnoth und Entvölkerung an. Der Mensch, der nur durch die 139
Menge etwas vermag, der blos in der Vereinigung und Verbindung mit
Seinesgleichen stark ist, der nicht anders als durch den Frieden glücklich ist,
hat die Wuth, sich zu seinem Unglück zu bewafnen, und zu seinem Unter-

139 Siebende Gesinnung.

Thätigkeit.

Endlich der Kornstengel in der Hand der Indischen Frau ist selbst eine Waffe gegen das Schwert. Je mehr die Menschen Früchte einer nützlichen Thätigkeit kennen, und einsehen lernen, daß durchs Kriegsbeil nichts gewonnen, aber viel verheert
140 wird; je mehr die schmähenden Vorurtheile von einer mit göttlichem Beruf zum Kriege gebohrnen Caste, in der von Vater Cain, Nimrod und Og zu Basan an Heldenblut fließe, verächtlich und lächerlich werden, desto mehr Ansehen wird der Aehrenkranz, der Apfel= und Palmzweig, vor dem traurigen Lorbeer erhalten, der neben dunkeln Cypressen wächst und sammt Nesseln und Dornen nur Lacerten und Bubonen unter sich liebet.

Die sanfte Verbreitung dieser Grundsätze sind das Oel und
141 die Arznei der großen Friedensgöttinn Vernunft, deren Sprache sich endlich niemand entziehen kann. Unvermerkt wirkt die Arznei, sanft fließt das Oel hinunter. Leise tritt sie zu diesem und jenem Volk und spricht in der Sprache der Indianer: „Bruder, Enkel, Vater, hier bringe ich dir ein Bundeszeichen, und Oel und Arznei. Damit will ich deine Augen reinigen, daß sie scharf sehen; ich will damit deine Ohren säubern, daß sie recht hören; ich will deinen Hals glätten, daß meine Worte geschmeidig hinuntergehen: denn ich komme nicht umsonst; ich bringe Worte des Friedens."

Und der Angeredete wird antworten: „Schwester, dieser String of Wampum soll dich willkommen heißen. Ich will die

---

gange zu streiten. Gereizt durch einen unersättlichen Geiz, verblendet durch eine noch unersättlichere Ehrsucht entsagt er den Empfindungen der Mensch-
140 lichkeit, wendet alle seine Kräfte gegen sich selbst an, bemühet sich einer den andern zu Grunde zu richten, und verursacht endlich seinen wirklichen Untergang. Und nach diesen Blut= und Mordtagen, wenn der Nebel des Ruhms verschwunden ist, so sieht er mit einem traurigen Auge die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Nationen geschwächt, sein eigen Glück zu Grunde und seine wahre Macht vernichtet."

Dornen aus deinen Füßen ziehen, die dir etwa möchten hineingefahren seyn. Ich will die Müdigkeit, die dich auf der Reise 142
befallen hat, wegschaffen, daß deine Kniee wieder stark und muthig werden. Das rothe Kriegsbeil und die Keule sollen in die Erde verscharret seyn, und über sie wollen wir einen Baum pflanzen, der bis in den Himmel wachse. Solange Sonne und Mond scheinen und auf und niedergehen, solange die Sterne am Himmel stehen und die Flüsse mit Wasser fließen, soll unsre Freundschaft dauren." *) —

Wenn, wie ich fast glaube, ein ewiger Friede förmlich erst am jüngsten Tage geschlossen werden wird, so ist dennoch kein Grundsatz, kein Tropfe Oel vergebens, der dazu auch nur in der weitsten Ferne vorbereitet.

---

120. 143

Jede Aufmunterung zu guten Gesinnungen ohne auf die Förmlichkeit ihrer Ausführung ängstliche Rücksicht zu nehmen, ist eine Trostpredigt. Oft sagt der Blöde: „wenn wird, wenn kann dies geschehen?" und thut darüber gar nichts. Oft hält er sich zu früh und zu genau an die Bestimmung der Förmlichkeiten des Ausgangs, und vergißt darüber das Wesentliche der Hülfs- 144
mittel, diesen Ausgang zu fördern. Viele Beispiele der Geschichte legen dies klar an den Tag.

In den alten Schriften der Ebräischen Nation z. B. waren schöne Wünsche und Entwürfe für die Zukunft gepflanzet. Hoffnungen eines großen Lichts, das allen Völkern aufgehen, eines Bandes der Freundschaft, das alle Nationen umfassen sollte, einer Religion, die ins Herz geschrieben, eines goldnen Friedens, an dem Alles Theilnehmen würde, glänzten wie eine Morgenröthe.

---

*) Lauter Ausdrücke der Amerikaner bei ihren Friedensschlüssen und bei der Einweihung ihrer Friedensfrau.

Sobald man in diesen Entwürfen und Ahnungen den Geist des
Weißagenden, seinen Zweck und die herrschende Gesinnung der
Rede verkannte, als man sich an den Buchstaben hing, und die
Erfüllung *förmlich* bestimmte; da kamen Thorheiten ans Licht;
145 Träumereien, mit deren Jeder man um so weiter vom Sinn der
Weißagung abwich, je *förmlicher* man bestimmte.

Nicht anders wars im Christenthum, als man auf die sichtbare *Ankunft des Herren* hofte. In allen Schwärmersekten, die das tausendjährige Reich zu Stande bringen wollten, wars nicht anders. Mit mancher neuen Philosophie, fürchte ich, ists eben also. Wie nahe der Erfüllung hat man sich bei manchen Systemen geglaubt, und wie schrecklich ward man betrogen! Die glänzende Höhe, die man dicht vor sich sah, rückte weiter und weiter. Da giebt der Getäuschte dann alle Hoffnung auf und läßt die Hände sinken. —

Verbreiter guter Gesinnungen, schadet ihnen, schadet euch
selbst nicht durch Bezeichnung eines Aeußern, das blos von der
146 Zeit und von Umständen bestimmt werden kann! Pflanzt den
Baum; er wird von selbst wachsen; Erde, Luft, Sonne werden
ihm Gedeihen geben. Sichert gute Grundsätze; durch eigne Kraft
werden sie wirken — nicht anders aber als mit Modificationen,
die Zeit und Ort ihnen allein geben können und geben werden.

---

147 *Der Fürst.*[1]

Zertheile dich, trübes Gewölk!
Denn unter dir wandelt der Edle,
Auf dessen Scheitel ein Strahl
Göttliches[2] Glanzes traf.

Es leuchtet Segen durch Länder und Reiche,
Die seinem Winke[3] gehorchen,

1) Die Varianten zu diesem und den folgenden Stücken sind der handschriftlichen älteren, dem Original (Band 26, 493. 425) näher stehenden Fassung entnommen.

2) Göttlichen 3) Rathe

Die an den Stuffen seines Throns
Suchen und finden ihr Glück.[1]

Lob dem Erbarmenden, der ihn zum Pfleger
Der Menschheit setzte! Heil der Stunde, da
Sein großes Herz zum erstenmale schlug!
Edler! siebenmal edler als Tages Licht,

Was soll Dir Glanz des Goldes? 148
Was soll Dir Schimmer des Lobes?
Größe, die Du willst,[2] ist Glückseligkeit der Völker.
Name, den Du suchst, ist der Name, Vater.

Führ' ihn! denn Dein heilig Herz
Ist Wohnung väterlicher Huld;[3]
Und jedes Blut der Deinen ist das Deine,[4]
Und jedes Leben Deiner Kinder[5] Deins.

Der Fürsten Feinde, das[6] scheue Gevögel der Nacht,
Heuchler[7] und Schmeichler scheuen das Licht,
Welches der Himmel Dir gab,
Die Demuth,[8] womit Er Dich hoch belieh;

Sie nahen nicht dem Thron, worauf der Herr der Welt
Dir gab zu sitzen; fern'[9] ihm schwärmen sie.
Weisheit und Menschenliebe treten,
Du winkest sie herbei, vor Deinen Stuhl —

Du hörest ihre Rede, die Dir sagt: 149
„Du bist ein Mensch! Auch Du, o Fürst, bist Staub!
Sei Deines Thrones werth, sei groß und gut.
Sei gut: dann bist Du groß."[10]

---

1) finden Glück und Ruh. 2) willt 3) Zärtlichkeit 4) ja Deines
5) Freunde 6) Feinde sind wie das 7) Denn Heuchelei 8) Känntniß

9) Dem Stuhl, worauf der Allgewaltge Dir
Befahl zu sitzen, fern'

10) Weisheit und Menschenliebe gingen
Vom Thron des Ewigen zu Deinem Stuhl.

Da sitzest Du und winkest sie herbei
Erhaben; doch jeder Augenblick
Sagt Dir dem Fürsten, Fürst Du bist ein Mensch
Und jede Stunde sagt Dir, Du bist Staub.

150 ## Ruhm und Verachtung.

Du Thal des Irrthums, dahinab nur selten
Der Wahrheit Sonne scheinet, soll ich mich
Verwundern, wenn, erhitzt von Phantasie,
Die dich bewohnen schneller noch erkalten,
Als glühend Eisen unter Schmiedes Hand?

Du mit dem Fluch von Täuschereien[1] schwer=
Beladne Erde, soll ich staunen, wenn
Auf dir Bewundrung bald Verachtung wird?
Da[2] Zufall, Glück und Gunst und eitler Schimmer
Zu deiner Achtung gnug ist.
Jenem, der,
Den Donner in der Hand auf Nationen
Verderben schleibert[3] und der Völker Glück
Zerschmettert, Jenem[4] knieest du und rufst:
151 „Hier Arm der Gottheit!"
Und wenn ihn das Glück,
Die falsche Braut, verließ, wenn ihn der Sieg
Nicht seinen Liebling nennet, kehrest du
Dein Antlitz von ihm weg.
Oft führet Wahn
Zum Altar eines Götzen, den auch Wahn
Und Trug erschuffen; Schwärmerei und Wahn
Streun ihren Weihrauch ihm; da[5] rufest du
Entzückt: „Hier ist der Weisheit letzter Spruch!"

Weh ihm dem Götzen! weh dem Altar! Bald
Wird über ihn die Maus hinlaufen, bald
Der Sperling auf ihm hüpfen.

Mit jedem wird Dein Staub sich mischen!
Die Stimme hörst Du gern o Fürst
Und nie mißfiel die Rede Deinem Ohr,
Denn Du bist wahrlich groß.

1) Unbegriffen 2) Wenn 3) schleudert
4) Tief untergräbt, dem
5) Schwärmerei
Zum Altar eines Götzen Dich, den Leichtsinn
Und Trug erschuffen, dem der Wahn
Die Thorheit Weihrauch streun. Da

Tolles Ding
Um Ehr' und Schand', um Ruhm und um Verachtung
Des Menschenvolks. Mit beiden Händen theilt
Der Thor sie Thoren aus.
Du fromm Geschlecht! 152
O suche Ruhm und Achtung nur bei Dem,
Der nicht wie Menschen nur Gebräuchen fröhnt,
Bei dem der Werth des Guten ewig gilt.

Wer bei dem Ewigen den Wechsel sucht,
Wer bei dem Höchsten Ungerechtigkeit
Erwartet, der verläugnet ihn.
Bewahre
Mich Herr! bewahre mein Geschlecht für Ruhm
Bei Thoren; Schand' und Spott ist er vor Dir.[1]

Al-Hallils Klagegesang. 153

Laßt mich weinen! das Weinen bringt nicht Schande.
Laßt mich klagen! denn klagen soll der Betrübte.
O Humane!*) wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer kann sie sprechen?

Schaut, o schauet den Schmerz in meiner Seele,
Engel, die ihn ins Thal des Todes[2] führten.

---

*) Al Hallil nennet ihn Houmana.

1) Statt der zehn letzten Zeilen „Des Menschenvolks. — vor Dir.“:
Mit beiden Händen theilt der Thor sie aus.
Und weh auch dem, der bei den Thoren Lob
Bei Narren Achtung suchet. Suche sie
Du fromm Geschlecht beim Unvergänglichen
Der nicht wie schwache Menschen Zeiten, Sitten,
Gebräuchen fröhnt, bei dem der Werth des Guten
Unsterblich ist.
Wer bei dem Ewigen
Den Wechsel sucht, wer bei dem höchsten Richter
Unrecht erwartet, der verläugnet ihn.

Bewahre mich und mein Geschlecht für Ehre
Bei Thoren; Schand' und Spott ist sie vor Dir
Für Achtung, über welchen Deine Hand
Nicht ist — sie wird am letzten Richtertag Verdammniß.

2) Gottesboten, die ihn das Todesthal durch

Gottesboten, ihr führtet ihn als Brüder,
Euren Bruder. Ich seh' ihn freundlich[1] lächeln
Mitten im Todesthal. Er warf die Hülle
Leicht von sich und ersah den offnen Himmel.
154 Laßt uns folgen, ihr Brüder! — Beider Welten
Vater, wird uns auch dort die Hütte bauen. —

O Humane, wie soll ich dich jetzt nennen?
Himmlische Namen hast du; wer mag sie sprechen?
Heil der keuschen Mutter, die dich gebohren!
Denn sie mehrte die Zahl der Engel mit dir.
Wie[2] der Bach, der das Paradies durchschlängelt,
War Dein[3] Herz; wie der Morgenstern Dein[3] Innres.
Sanft wohlthätiges[4] Licht der Sonne, freundlich
Wie die Sommernacht, wie der Silbermondstral.[5]
Auge warst du dem Fürsten, wie dem Armen;
Eins nur kanntest du nicht, das Gift der Schlangen.[6]
Worte des Trostes gabst du uns, nicht Wermuth,
155 Heucheltest nie uns Demuth, nie uns Freundschaft.
Ungesehen auch warst[7] du edel, übtest
Im Verborgenen Guts, wie Gott, dein Vater.
Nie erwartetest du, was du nicht selber
Leisten konntest, o du der Menschheit Zierde.

Und gewelket so bald sind deine Blüthen!
Deine Zweige, wie sinken sie zur Erde!
Klagt mit mir, Jungfrauen! o klagt, ihr Knaben!
Seine schöne Gestalt ist uns entnommen!
Nie eröfnet sich uns sein holder[8] Mund mehr.

---

1) Denn er war euch Bruder; ich seh ihn

2) Sanft, wie 3) sein 4) wohlthätig wie 5) der erste Mondstral.

6) „Wie die Sommernacht — Schlangen.“ Im Original (Kapitel 14 S. 49) lautet die entsprechende Stelle:

Wolthätig wie's Sonnenlicht, anmuthig wie eine stille Sommernacht, freundlich wie der erste Morgenstrahl.

Du warest Arzt dem Fürsten, so wie dem Elenden, der der Armuth eiserne Fessel trägt.

Gift kanntest du nicht, denn es kennen es die Schlangen und Ungeheuer der Finsterniß.

7) bliebst 8) süßer

121. 156

Wenn in Einem Felde der Wissenschaft menschliche Gesinnungen herrschen sollten, so ists im Felde der Geschichte: denn erzählt diese nicht menschliche Handlungen? und entscheiden diese nicht über den Werth des Menschen? bauen diese nicht unsres Geschlechts Glück und Unglück?

Man sagt: „die Geschichte erzähle Begebenheiten," und ist beinah geneigt, diese für so unwillkührlich, ja für so unerklärbar 157
anzusehen, wie man in den dunkelsten Jahrhunderten die Naturbegebenheiten nicht ansah, sondern anstaunte. Ein erregter Krieg oder Aufruhr gilt der gemeinen Geschichte wie ein Ungewitter, wie ein Erdbeben; die ihn erregten, werden als Geißel der Gottheit, als mächtige Zauberer betrachtet; und damit gnug!

Eine Geschichte dieser Art kann die klügste oder die stupideste werden, nachdem der Sinn des Verfassers war.

Die stupideste wird sie, wenn sie in einem sogenannt-großen und göttlichen Mann alles bewundert, und keine seiner Unternehmungen an ein Richtmaas menschlicher Vernunft zu bringen sich erkühnet. Manche morgenländische Geschichten von Nadir-Schah, Timur-Long u. f. sind so geschrieben; wir lesen eine lobjauchzende Epopee, mit einer dürren oder abscheulichen Thaten- 158
reihe frölich durchwebet.

Europa hat an diesem morgenländischen Geschmack vielen Antheil genommen, nicht etwa nur in den Zeiten der Kreuzzüge, sondern auch in den meisten Lebensbeschreibungen einzelner Helden, in der Geschichte ganzer Sekten, Familien und Familienkriege. Man staunt, wenn man die Andacht und Anhänglichkeit des Schriftstellers an seinen verehrten Gegenstand wahrnimmt, und kann nichts anders sagen, als: „er hat aus dem Becher der Betäubung getrunken; Wein der Dämonen hat ihm die Sinne benebelt."

Die klügste Geschichte dieser Art ist die kälteste, etwa wie Machiavell sie trieb und ansah. Auch sie vergißt Recht und Unrecht, Laster und Tugend, indem sie, rein wie ein Geometer, 159

den Erfolg gegebener Kräfte ausmißt und fortgehend einen Plan berechnet.

Daß aus dieser Machiavellischen Geschichte, wenn sie scharf siehet und richtig rechnet, viel zu lernen sei, ist keine Frage. Beschäftigt sie sich nicht mit dem verflochtensten, wichtigsten Problem, das unserm Geschlechte vorliegt? Menschenkräfte im Verhältniß ihrer Wirkungen und Folgen.

Wäre nur dies Problem auch rein aufzulösen! Auf dem Schauplatz der Erde, selbst in ihren engesten Winkeln läuft so Vieles durch einander; gegenseitige Kräfte stören einander; und in alles mischen sich Umstände, Zeit, Glück, der tausendarmige Zufall. Der Klügste ward hintergangen; der Besonnenste verfehlte seinen
160 Zweck. Also wird diese Schule des Unterrichts oft eine Romanschule, da man dem glücklichen Helden Klugheit leihet, die er nicht hatte, und von schimmernden Erfolgen nach einem falschen Calcul rückwärts rechnet; oder sie wird, wenn die besten Kräfte durch einen Zufall mißrathen, eine niederschlagende Lection, eine Schule der Verzweiflung. Ueberhaupt aber macht dieser Wetzstein der Klugheit das Gemüth leicht zu scharf, zu schartig.

Wer kann Machiavells Prinzen ohne Schauder lesen? Wenn ihm auch alles gelänge, wäre er ein würdiger Fürst? wäre er in seinem Busen glücklich? Entsetzlich ists, die Menschheit nur als eine Linie zu betrachten, die man nach Gefallen zu einem Zweck krümmen, schneiden, verlängern und verkürzen darf, damit ein Plan erreicht, damit die Aufgabe nur gelöset werde.

161 Also können wir uns vom Menschengefühl nicht trennen, indem wir die Geschichte schreiben oder lesen; ihr höchstes Interesse, ihr Werth beruhet auf dieser Menschenempfindung, der Regel des Rechts und Unrechts. Wer blos für Klugheit schreibt, geräth leicht in Dünkel; wer nur für die Neugierde schreibt, schreibt für Kinder.

Was bestimmt aber diese Regel des Rechts? Auch hier giebts eine zu warme und zu kalte Geschichte.

Die erhitzte will zur Ehre Gottes alles bewirken, und erlaubt sich zu diesem vermeinten Zweck Frevel und Unsinn. So unterjochte Timur eine halbe Welt, den Muhammedanischen Glauben auszubreiten, und wollte im höchsten Alter noch das ruhige China bekriegen. So zogen die Nationen Europa's zum heiligen Grabe: so würgten die Spanier in Amerika; so marterte und ver- 162
folgte die Inquisition. Schreckliche Leidenschaften der Menschen umhülleten sich mit dem Mantel Gottes und zerstörten und quälten. —

Die kalte Geschichte rechnet unter der Regel eines angeblichen positiven Rechts nach Staatsplanen; und auch sie wird in Befolgung dieser oft sehr warm. Wohl des Vaterlandes, Ehre der Nation wird in ihr das Feldgeschrei und bei trüglichen Unterhandlungen die Staatslosung. Die Athener, die Römer — was rechneten sie nicht zum Wohl ihres Vaterlandes, zu ihrem Ruhm, mithin zu ihrem Recht? Was erlaubten sich der Papst, die Clerisei, die christlichen Könige nicht zum angeblichen Wohl ihrer Reiche? Erzählt die Geschichte dies alles gleich-
gültig, oder gar zutrauend, glaubend: so geräth man mit ihr in 163
ein Labyrinth der verflochtensten, widrigsten Staatsinteresse, persönlicher Anmaaßungen und Staatslisten. Ein großer Theil der Begebenheiten unsrer zwei letzten Jahrhunderte, die sogenannten Denkwürdigkeiten, (memoires) Lebensbeschreibungen, politische Testamente sind in diesem Sinn, dem Geist Richelieu's, Mazarin's, und früher noch Carls 5., Philipp 2., Philipps des schönen, Ludwigs 11. 13. 14. kurz im Geist der Spanisch-Französischen Staatspolitik geschrieben. Ein fürchterlicher Geist, der sich zum Wohl des Staats, d. i. zum Ruhm und zur größeren Macht der Könige, zur Sicherheit und Größe ihrer Minister alles erlaubt hielt! In welcher Geschichte er durchblickt, schwärzt er das Glänzendste mit dem Schatten der Eitelkeit, der
Trugliſt, der Anmaaßung, der Verschwendung. Vergessen ist in ihm 164
die Menschheit, die nach ihm blos für den Staat, d. i. für Könige und Minister lebet.

Allgemach sind wir auch diesem Nebel entkommen; aber ein
anderes Glanzphantom steigt in der Geschichte auf; nämlich, die
Berechnung der Unternehmungen zu einer künftigen
bessern Republik, zur besten Form des Staats, ja aller
Staaten. Dies Phantom täuschet ungemein, indem es offenbar
einen edleren Maasstab des Verdienstes in die Geschichte bringt,
als den jene willkührliche Staatsplane enthielten, ja gar mit den
Namen Freiheit, Aufklärung, höchste Glückseligkeit der Völker blen-
det. Wollte Gott, daß es nie täuschte! Die Glückseligkeit
165 Eines Volks läßt sich dem andern und jedem andern nicht auf-
dringen, aufschwätzen, aufbürden. Die Rosen zum Kranze der
Freiheit müssen von eignen Händen gepflückt werden, und aus
eignen Bedürfnissen, aus eigner Lust und Liebe froh erwachsen.
Die sogenannt-beste Regierungsform, die unglücklicher Weise
noch nicht gefunden ist, taugt gewiß nicht für alle Völker, auf
Einmal, in derselben Weise; mit dem Joch ausländischer, übel ein-
geführter Freiheit würde ein fremdes Volk aufs ärgste belästigt.
Eine Geschichte also, die bei allen Ländern auf diesen utopischen
Plan nach unbewiesenen Grundsätzen alles berechnet, ist die glän-
zendste Truggeschichte. Ein fremder Firniß, der den Gestalten
unsrer und der vorigen Welt ihre wahre Haltung, selbst ihre
Umrisse raubet. Viele Schriften unsrer Zeit wird man zwanzig
166 Jahr später als wohl- oder übelgemeinte Fieber-Phantasieen lesen;
reifere Gemüther lesen sie jetzt schon also.

Also bleibt der Geschichte einzig und ewig nichts, als der Geist ihres ältesten Schreibers, Herodots, der unangestrengte milde Sinn der Menschheit. Unbefangen sieht dieser alle Völker und zeichnet jedes auf seiner Stelle, nach seinen Sitten und Gebräuchen. Unbefangen erzählt er die Begebenheiten, und bemerkt, wie allenthalben nur Mäßigung die Völker glücklich mache und jeder Uebermuth seine Nemesis hinter sich habe. Dies Maas der Nemesis, nach feineren oder größeren Verhältnissen angewandt, ist der einzige und ewige Maasstab aller Menschengeschichte.

„Was du nicht willst, das dir geschehe, das thue keinem andern;“ die Rache kommt, ja sie ist da, bei jeder Verirrung, bei jedem Frevel. Alle Misverhältnisse und Unbilligkeiten, jede 167
stolze Anmaaßung, jede feindselige Verhetzung, jede Treulosigkeit hat ihre Strafe mit oder hinter sich; je später, desto schrecklicher und ernster. Die Schuld der Väter häuft sich mit zerschmetterndem Gewicht auf Kinder und Enkel. Gott hat den Menschen nicht erlaubt, lasterhaft zu seyn als unter dem harten Gesetz der Strafe.

Wiederum belohnt sich auch in der Geschichte das kleinste Gute. Kein vernünftiges Wort, was je ein Weiser sprach, kein gutes Beispiel, kein Stral auch in der dunkelsten Nacht war je verlohren. Unbemerkt wirkte es fort und that Gutes. Kein Blut des Unschuldigen ward fruchtlos vergossen; jeder Seufzer des Unterdrückten stieg gen Himmel und fand zu seiner Zeit einen Helfer. Auch Thränen sind in der Saat der Zeit Samenkörner der glück- 168
lichsten Ernte. Das Menschengeschlecht ist Ein Ganzes; wir arbeiten und dulden, säen und ernten für einander.

Wie milde, wie sanft aufmunternd; aber auch wie ernst und zusammenhaltend ist dieser Geist der Menschengeschichte! Er läßt jedes Volk an Stelle und Ort: denn jedes hat seine Regel des Rechts, sein Maas der Glückseligkeit in sich. Er schonet alle und verzärtelt keines. Sündigen die Völker, so büßen sie; und büßen so lange und schwer, bis sie nicht mehr sündigen. Wollen sie nicht Kinder seyn, so erzieht die Natur sie als Sklaven.

Keiner politischen Verfassung tritt dieser Geist der Geschichte zerstörend in den Weg. Er wirft nicht das Haus dem Ruhigen über den Kopf zusammen, ehe ein anderes besseres da ist; zeigt 169
aber dem zu Sichern mit freundlicher Hand Fehler und Mängel des Hauses, und führt mit stillem Fleiß Materialien herbei zur Stützung des alten, oder zum Bau eines bessern.

Nationalvorurtheile tastet er nicht an: denn in ihnen als Hülsen oder harten Schalen muß manche gute Gesinnung wachsen. Er läßt sie wachsen. Wenn die Frucht reif ist, verdorret die

Hülse, die Schale zerspringt. Ihm ists recht, wenn der Franzmann und der Engländer sich ihre humanité und humanity Englisch und Französisch mahlen; desto weniger wird der Ausländer um sie zu seinem Verderb buhlen. Aus seinem Herzen muß eine Geliebte hervorgehn, die für ihn gehöret.

Am heiligsten sind dem Geist der Menschengeschichte gut-
170 müthige Thoren und Schwärmer; sie sind ihm unter der besondersten göttlichen Obhut. Ohne Begeisterung geschah nichts Großes und Gutes auf der Erde; die man für Schwärmer hielt, haben dem menschlichen Geschlecht die nützlichsten Dienste geleistet. Trotz alles Spottes, Trotz jeder Verfolgung und Verachtung drangen sie durch; und wenn sie nicht zum Ziel kamen, so kamen sie doch weiter und brachten weiter. Lebendige Winde waren sie über dem abgestandenen Sumpf; oder sie dämmeten ihn und machten ihn fruchtbar. Leeren Spott über sie erlaubt sich nie der Geist der Geschichte; höchstens bedauren wird er sie, nicht brandmalen.

Alle überfeinen Eintheilungen der Menschen nach Principien, aus denen sie ausschließend handeln sollen, sind dem Geist der
171 Geschichte ganz fremde. Er weiß, daß in der Menschennatur das Principium der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft, des Eigennutzes, der Ehre, des Mitgefühls mit andern, der Gottseligkeit, des moralischen Sinnes, des Glaubens u. s. nicht in abgetrennten Kammern wohnen, sondern daß in einer lebendigen Organisation, die von mehreren Seiten geregt wird, viele von ihnen, oft alle lebendig zusammenwirken. Jedem von ihnen läßt er seinen Werth, seinen Rang, seinen Ort, seine Zeit der Entwicklung; überzeugt, daß alle, auch unbewußt, zu Einem Zweck, dem großen Principium der Menschlichkeit wirken. Alle also läßt er zu ihrer Zeit an Stelle und Ort blühn, Sinnlichkeit und die Künste der Phantasie, Verstand und Sympathie, Ehre, moralischen Sinn und heilige Andacht.
172 Er zwingt so wenig den Magen zu denken, als den Kopf zu verdauen und quälet niemand mit der Zergliederung, ob auch jeder Bissen Brodt, den er in den Mund steckt, ein allgemeines mora-

lisches Grundgesetz aller vernünftigen Wesen im Kauen und Verdauen gebe? Kaue jeder wie er kann; die Geschichte behandelt die Menschen nicht als Wortfinder und Kritiker, sondern als Thäter eines moralischen Naturgesetzes, das in ihnen allen spricht, das zuerst linde warnet, dann härter straft, und jede gute Gesinnung durch sich und ihre Folgen reich belohnet. Reizet Sie nicht dieser Geist der Menschengeschichte?

---

122. 173

Sie scheinen zu glauben, daß eine Geschichte der Menschheit nicht statt habe, solange man den Ausgang der Dinge nicht weiß, oder wie man zu sagen pflegt, den jüngsten Tag noch nicht erlebt hat. Ich bin nicht dieser Meinung. Möge sich das Menschengeschlecht verbessern oder verschlimmern, möge es einst zu Engeln oder Dämonen, zu Sylphen oder zu Gnomen werden; wir wissen, was wir zu thun haben. Nach vesten Grundsätzen unsrer 174
Ueberzeugung von Recht und Unrecht betrachten wir die Geschichte unsres Geschlechts, möge sein letzter Act ausgehn, wie er wolle.

Monboddo z. B. siehet in seiner Geschichte und Philosophie des Menschen*) ihn als ein System lebendiger Kräfte an, in welchem sich das Elementarische, das Pflanzen- Thier- und Verstandes-Leben unterscheide. Das animalische Leben, meint er, sei im besten Zustande gewesen, da die Menschen Thierähnlich lebten. Er findet hievon noch Aehnlichkeit bei den Kindern. Die Alter, die der Mensch als Individuum durchgehe, hält er auch für die Laufbahn des ganzen Geschlechtes. Dies führt er also in seinen 175
ersten nackten Zustand in freier Luft, in Regen, in Kälte zurück, und zeigt, was die Bekleidung, das Wohnen in Häusern, der Gebrauch des Feuers, die Sprache auf das Menschengeschöpf gewirkt

*) Ancient Metaphysics, Vol. III. Lond. 1784. Dieser Theil des großen Werks wäre wegen der gesammleten Thatsachen eines Deutschen Auszuges gewiß werth. A. d. H.

haben. Er zeigt die Fähigkeiten, die es hatte, zu schwimmen, aufrecht zu gehen, Uebungen anzustellen, und findet in diesem Zustande den Grund jenes längeren Lebens, jener größeren Gestalt und Stärke, von der uns die Sage der Urwelt erzählet. Aus Beispielen und Nachrichten erweiset er, wie durch Veränderung der Lebensweise, durchs Fleischessen und den Trank geistiger Getränke, durch die sitzende Lebensart bei Künsten, Gewerben, Spielen, durch feinere Nahrungsmittel, Wohllüste und Zeitvertreibe der Körper
176 des Menschen geschwächt, verkleinert, sein Leben verkürzt worden. — Dagegen zeigt er, wie der Verstand des Menschen durch Gesellschaft und Künste zugenommen; wie die Sagacität eines Naturmenschen von der Klugheit des civilisirten Mannes sich unterscheide; wie alle Künste aus Nachahmung entsprungen und die Idee des Schönen blos dem civilisirten Zustande eigen sei. In beiden Altern der Menschheit findet er Nationen, Familien, Individuen unterschieden, unser Geschlecht aber überhaupt in *Abnahme animalischer Kräfte*, und hat hierüber Erinnerungen gegeben, die jeder anwende, wie er mag und kann. —

Gehen wir in dies Alles ein, (wie denn *Monboddo's* System, einiger Eigenheiten des Verfassers wegen, gewiß nicht lächerlich gemacht zu werden verdienet,) nehmen wir an, was auch
177 die Geschichte lehret, daß fast alle Völker der Erde einmal in einem roheren Zustande gelebet, und nur von wenigen die Cultur auf andre gebracht sei; was folget daraus?

1. *Daß auf unsrer runden Erde noch alle Zeitalter der Menschheit leben und weben.* Da giebts Völkerschaften im Kindes- Jünglings- Mannes-Alter, und wird deren wahrscheinlich noch lange geben, ehe es den Seefahrenden Greisen Europa's gelingt, durch gebrannte Wasser, Krankheiten und Sklavenkünste sie zum Greisesalter zu befördern. Wie uns nun jede Pflicht der Menschlichkeit gebeut, einem Kinde, einem Jünglinge sein Lebensalter, das System seiner Kräfte und Vergnügen nicht zu stören; so gebietet sie solches auch Nationen gegen Nationen. Sehr angenehm sind mir in diesem Betracht mehrere Unterredungen

der Europäer, insonderheit der Missionare mit ausländischen Völkern, 178
z. B. Indiern, Amerikanern; die naivsten Antworten voll guten
Herzens und gesunden Verstandes waren fast immer auf Seite der
Ausländer. Sie antworteten kindisch-treffend und richtig; dagegen
die Europäer mit Aufdringung ihrer Künste, Sitten und Lehren
meistens die Rolle abgelebter Alten spielten, die völlig vergessen
hatten, was einem Kinde gehörte.

2. Da die Unterscheidung elementarischer, animalischer, vegetativer
und Verstandeskräfte nur ein Gedanke ist, indem jeder
Mensch aus allen diesen, wenn gleich in verschiedenem Verhältniß,
bestehet: so *hüte man sich, diese und jene Nation
ganz für animalisch zu halten*, um sie als Lastthiere zu
gebrauchen. Der reine Intellectus bedarf keines Lastthiers; und 179
so wenig also der intellectuelste Europäer der Pflanzen- und
Thierkräfte in seinem Lebenssystem entbehren kann, so wenig
ermangelt irgend eine Nation ganz des Verstandes. Vielgestaltig
ist dieser allerdings in Ansehung der ihn regenden
Sinnlichkeit nach der verschiedenen Organisation der Völker;
indessen ist und bleibt er in allen Menschengestalten nur *Ein
und Derselbe*. Das Gesetz der *Billigkeit* ist keiner
Nation fremd; die Uebertretung desselben haben Alle gebüßet, jede
in ihrer Weise.

3. Wenn intellectuelle Kräfte in mehrerer Ausbildung der
Vorzug der Europäer sind: so *können sie diesen Vorzug
nicht anders als durch Verstand und Güte*, (beide sind im
Grunde nur Eins) *beweisen*. Handeln sie impotent, in wütenden
Leidenschaften, aus kaltem Geiz, in niedrig-vermessenem 180
Stolze; so sind sie die Thiere, die Dämonen gegen ihre Mitmenschen.
Und wer leistet den Europäern Bürgschaft, daß es ihnen
nicht an mehreren Enden der Erde, wie in Abessinien, China,
Japan ergehe könne und ergehen werde? Je mehr ihre Kräfte
und Staaten in Europa altern, je mehr unglückliche Europäer
einst diesen Welttheil verlassen, um dort und hier mit den Unterdrückten
gemeinschaftliche Sache zu machen; so können intellectuelle

und animalische Kräfte sich in einer Weise verbinden, die wir jetzt kaum vermuthen. Wer siehet in die vielleicht schon gepflanzte Saat der Zukunft? Cultivirte Staaten können entstehen, wo wir sie kaum möglich glauben; cultivirte Staaten können verdorren, die wir für unsterblich hielten.

181 4. Sollte in Europa auf Wegen, die wir zu bestimmen nicht vermögen, die Vernunft einmal so viel Werth gewinnen, daß sie sich mit Menschengüte vereinigte: welch eine schöne Jahrszeit für die Glieder der Gesellschaft unsres ganzen Geschlechtes! Alle Nationen würden daran Theil nehmen und sich dieses Herbstes der Besonnenheit freuen. Sobald im Handel und Wandel das Gesetz der Billigkeit allenthalben auf Erden herrschet, sind alle Nationen Brüder; der jüngere wird dem älteren, das Kind dem verständigen Greise mit dem was es hat und kann, willig dienen.*)

5. Und wäre diese Zeit undenkbar? Mich dünkt, sie
182 müsse selbst auf dem Wege der Noth und des Calculs erscheinen. Selbst unsre Ausschweifungen und Lasterthaten müssen sie fördern. In Verhältnissen des Menschengeschlechts müßte keine Regel, in seiner Natur keine Natur herrschen, wenn nicht durch innere Gesetze dieses Geschlechts selbst und den Antagonismus seiner Kräfte diese Periode herbeigebracht würde. — Gewisse Fieber und Thorheiten der Menschheit müssen mit Fortrückung der Jahrhunderte und Lebensalter abbrausen. Europa muß ersetzen was es verschuldet, gutmachen was es verbrochen hat; nicht aus Belieben, sondern nach
183 der Natur der Dinge selbst: denn übel wäre es mit der Vernunft bestellt, wenn sie nicht allenthalben Vernunft, und das Allgemeingute nicht auch das Allgemeinnützlichste wäre. Die Magnetnadel

*) Unter vielen andern erinnere ich hier abermals an le Vaillants neuere Reise. Der Unterschied, den er zwischen Nationen, die von Euro-
182 päern verderbt sind oder mißhandelt werden und zwischen autonomischen Völkern bemerkt, ist schneidend. Seine Grundsätze, wie mit diesen umzugehen sei, sind auf der ganzen Erde anwendbar.

unsrer Bestrebungen sucht diesen Pol; nach allen Irren und Schwankungen wird und muß sie ihn finden. —

6. Daß also niemand aus dem Ergrauen Europa's den Verfall und Tod unsres ganzen Geschlechts augurire! Was schadete es diesem, wenn ein ausgearteter Theil von ihm unterginge? wenn einige verdorrete Zweige und Blätter des Saftreichen Baumes abfielen? Andre treten in der Verdorreten Stelle und blühen frischer empor. Warum sollte der westliche Winkel unsres Nord-Hemisphärs die Cultur allein besitzen? und besitzet er sie allein?

7. Die größesten Revolutionen des Menschenge- 184
schlechts hingen bisher von Erfindungen, oder von Revolutionen der Erde ab; wer kennet diese in der unabsehlichen Folge der Zeiten? Climate können sich ändern; aus mehreren Ursachen kann manches bewohnte Land unbewohnbar, manche Colonie zum Mutterlande werden. Wenige neue Erfindungen können viele ältere aufheben; und da überhaupt die höchste Anstrengung, (unläugbar der Charakter fast aller Europäischen Staatskunst) nothwendig nachlassen oder überstürzen muß; wer vermag die Folgen hievon zu berechnen? Wahrscheinlich ist unsre Erde ein organisches Wesen; wir kriechen auf dieser Pommeranze wie kleine, kaum merkbare Insekten umher, quälen einander und bauen uns hie
und da an. Wenn der Himmel fällt, sagt das Sprüchwort, wo 185
bleiben die Sperlinge? Wenn hier oder dort die Pommeranze modert, tritt vielleicht eine andre Generation auf; ohne daß deßhalb die erste eben am intellectuellen Theil ihres Systems, am Verstande, untergegangen wäre. Was sie eher hinrichten konnte, war Ausschweifung, Laster, Misbrauch ihres Verstandes. Gewiß sind die Perioden der Natur in Ansehung aller Geschlechter auf einander calculiret, daß wenn die Erde Menschen nicht mehr wärmen und nähren kann, Menschen ihre Bestimmung auf ihr auch erfüllt haben werden. Die Blüthe welket, sobald sie ausgeblühet hat; sie lässet aber auch Frucht nach. Wäre also die höchste Aeußerung intellectueller Kraft unsre Bestimmung, so foderte eben

diese von uns, dem künftigen, uns unbekannten Aeon einen guten
186 Saamen nachzulassen, damit wir nicht als weichliche Mörder
streben.

Monboddo sieht unsere Erde als eine Erziehungsanstalt an,
aus der unsre Seelen gerettet werden. Der einzelne Mensch kann
und darf sie nicht anders ansehen: denn er kommt und geht vorüber.
Auf der Stelle, auf welcher er ohne sein Wollen erscheinet, muß
er sich helfen, so gut er kann, und das System seiner elementar-
und vegetativen, seiner animalischen und intellectuellen Kräfte
ordnen lernen. Allmälich sterben sie ihm ab, bis der ausgebildete
Geist verflieget. — Auch hier ist Monboddo's System consequent,
das ich, unvollendet wie es ist, mancher andern kaufmännisch-
politischen Geschichte der Menschheit vorziehe. Zu einer Geschichte
187 unsres Geschlechts gehören kaufmännisch-politische Considerationen
nur als ein Bruchstück; ihr Geist ist sensus humanitatis, Sinn
und Mitgefühl für die gesammte Menschheit.

---

188 Der Geist der Schöpfung.

Auch ich war Pilgrim in der Wüstenei,
Und matt vom Wege sprach ich: „Herr der Welt!
Ein Blick von dir[1] verjüngt die Schöpfung. — Sieh!
Die Sonne brennt auf mich; im Sande glüht
Mein nackter Fuß, und meine Zunge lechzt.
Ich wanke.[2] Herr, mein Licht erlischt.“

Da sah
Ich vor mir einen schmalen Rasen,[3] rings
Umflochten von Gebüsch. Ein Palmbaum stand
An einer Quelle, und auf Baum und Büschen
Hing unter Blüthen manche[4] schöne Frucht.

---

1) Dein holder Blick 2) Mein Körper wanket,
3) Ich sinke. — Siehe da! nicht weit von mir
Erblickt' ich einen grünen Rasen
4) In Blüthen hing so manche

Ich kostete, ich trank, ich dankte Gott,
Und legte mich zur Ruhe[1] nieder. Sanft
Umhüllete[2] der Schlaf mein Auge, bis 189
Ein Wundertraum mich schnell[3] erweckete.

Der Geist der Schöpfung stand vor mir und sprach:
„Steh auf, o Mensch! Du hast genug geruht
Auf diesem Beet von zehen tausend Pflanzen
Und Kräutern meines Herrn. Du bist gestärkt.
Die Hindinn dort will auch verschmachten. Scheu
Erwartet sie, daß du aufstehest.“ — Auf
Sprang ich und sah die Hindinn mir zu Füßen,
Die Mutter war. Sie blickte froh mich an,
Und sprang zu ihrer Weide.[4]

„Guter Gott,
Rief ich, der du für Alles sorgest. Wenn
Dein Wink dort Sonnen[5] lenkt, so denkst du auch
Des Wandrers in der Wüste, daß sein Stab
Nicht breche, daß die Hindinn nicht verschmachte.“

Die Zeitenfolge. 190

Komm, Unzufriedner, näher! Tritt herzu,
An dessen Herzen Misvergnügen nagt.
Schuf Irgendwen der Allmacht Hand zur Quaal?
Er, der nur Huld ist, schuf' er je zum Unglück?

Es sprach der Mächtige: (die Wahrheit spricht,
In allen seinen Werken) Euer Tagwerk
Sei Seligkeit. Mit diesem Segen laß' ich,
Geschöpfe, euch aus meiner Hand.

Und sieh!
Da standen sie, die Lebenden, unwissend

---

1) zum Schlummer 2) Umschleierte 3) Ein Wundertraumbild mich

4) Will auch verschmachten und sie wartet scheu,
Daß Du aufstehest und sie auch genieße
Und lebend bleibe.“ Eilig sprang ich auf
Die Hindinn mir zur Seite sehnte sich
Nach Speise kummervoll, und ich benahm
Ihr ihre schmale Weide!

5) Wink die Sonne

Was Leben war. Sie schöpften Othem, wie
Nach einem schweren Traum; sie sahn die Welt![1]

191 Und Engel ließen sich auf Wolken nieder,
Bewundernd dieser Schöpfung neuen Raum,
Die Wohnung süßer Freuden; sahn im Geist
Glückselige zukünftger Zeiten wallen,
Und riefen, voll von himmlischem Gefühl:
„Du hast hier reiche Saaten ausgestreut,
Allgütiger! Wer kann die Ernte fassen
In diesen Segensgründen? Trauen wird
Der Gute Dir! Gelingen wird sein Werk.“

So sangen sie. Hebt eure Augen auf,
Ihr Menschen, sehet eures Vaters Schöpfung,
Und hofft auf ihn. Auch in der Menschheit kann
Sein Werk nicht fehlen.

Du der Welten Vater!
Ich weiß es, Worte thun es nicht vor Dir.
Beredsamkeit verstummet. Wie sich Kinder
Der Blumen freun, freun wir uns Deiner Schöpfung.
192 Wie ihrer zeitlichen Versorger sie
Zutrauend harren, hoffen wir auf Dich,
Und üben froh Dein Werk. Die schönste Gabe
Des Sterblichen ist ein zufriednes Herz.[2]

---

1) Sie blickten um sich; welche weite Welt
Und Löwe, Parder, Tieger, Nachtigall
Und Adler, Strauß und Taube feierte
Den Tag der Schöpfung, leistete dem Schöpfer
Dem Schöpfer süßer Freuden Huldigung.

Und Engel senketen auf Wolken sich
Hernieder und bewunderten Theilnehmend
Den stillen ihnen selbst verborgnen Raum
Die Wohnung süßer Freuden. Und sie sahn
Im Geist die Seelgen aller Zeiten wallen
Und riefen voll von himmlischem Gefühl:
Allherrlicher! wer kann Dich loben. Du
Du hast hier reiche Saaten ausgestreut
Wer kann die Ernte fassen, die Du einst
Dir selbst da sammlen wirst. Heil ihnen die
In diesen Segensgründen deiner Güte
Einst sicher traun. Gelingen wird es ihnen.

2) Worte thun es nicht
Pracht der Beredsamkeit ist Nutzlos hier

Das Gegengift. 193

Preis sei dem Geber! jede seiner Gaben
Ist Huld= und Weisheitvoll. Er theilte sie,
Er wog sie ab zur langen Dauer und
Vollkommenheit der Schöpfung.
Seine Erde
Gab er nicht Engeln; Menschen gab er sie.
Der Menschen Bester ist, wer selten strauchelt,
Ihr Edelster, wer bald vom Fall aufsteht.

Tief keimete das Laster in der neu=
Geschaffnen Erde; wild schoß es empor,
Gift seine Blüthe, seine Früchte Tod.

Da schuf er ihm ein mächtig Gegengift,
Für Thorheit ein Verwahrungsmittel, Arbeit.
Sie macht' er uns zum heiligsten Gesetz, 194
Den Fleiß zur Pflicht.
Arbeitsamkeit verriegelt
Die Thür dem Laster, das dem Müßigen
Zur Seite schleicht, und hinter ihm das Unglück.

Willst du dem Feinde fluchen, wünsch' ihm Muße;
Auf Muße folgt viel Böses, und des Kummers
Gar viel.

Wie kindlich sich dem frühen Morgenstral
Die Rose öfnet, öfnet sich das Herz
Der Gläubigen Dir, große Sonne, die
Der Schöpfung schönste Blüthe, Herzen weckt.
O herrlicher als jene Balsamstaude
Empfind' ich Deiner Gottheit Wärme in mir
Ich fühle Dich im Innern meiner Seele
Mir näher als im kühlenden Gesträuch
Wo Alma ihren Teppich ausgebreitet
Wo unsre Kleinen spielen; Vater, sieh
Sie freuen sich auf Deinen Blumen, spielen
Auf Deinem Boden, Vater, sie sind Dein.
Sie harren ihrer zeitlichen Versorger, wie
Wir Deiner harren, ich und ihre Mutter.
O Reichthum Gottes, sie mein sanftes Weib
Und meine Kinder und mein schuldlos Herz.

Arbeitsam wirkt die Seele froh;[1]
Langweilger Müßiggang beschäftigt sie
Zur Reue, zum Verderben. Thorheit leitet
Den Müßigen; Muthwill' und Vorwitz[2] führen
Ins Dunkel ihn, wo Gott nicht ist.
Arbeitet,
Ihr Weisen in dem Volk, befördert Euer
195 Und Vieler[3] Glück.
Wo wohnt Beruhigung?
Wo Segen der liebreichen Gottheit? Wo
Genuß der Tage? Wo das edelste
Vergnügen? Nur in[4] *Arbeit*! — — —

196
123.

Von frühen Jahren habe ich mich auch in die fremdesten Hypothesen zu setzen gesucht, und ich kam fast von allen mit dem Gewinn einer neuen Seite der Wahrheit, oder ihrer Bestärkung zurück; darf ich aber bekennen, daß ich der Hypothese von einer *radicalen bösen Grundkraft im menschlichen Gemüth und*
197 *Willen* durchaus nichts Gutes abgewinnen kann.*) Ich lasse sie jedem Liebhaber; meinem Verstande bringt sie kein Licht, meinem Herzen keine freudige Regung.

Gewöhnlich leitet man die Hypothese von zweien einander feindseligen Grundursachen der Dinge von den Persern her; ihre böse Anwendung aber sollte man nicht daher leiten. In der Physik

---

*) Von der sogenannten Erbsünde ist hier nicht die Rede: denn diese ist Krankheit. A. d. H.

1) Zur Seite schleicht, und seinem Mitgenoß
Dem Unglück.
Willt du deinem Feinde fluchen
So wünsch' ihm Muße: denn auf Muße folgt
Viel Böses und des Kummers viel.
Arbeitsam
Beschäftigt sich die Seele froh und gut;

2) Muthwille, Vorwitz 3) aller 4) In der

wars offenbar Kindheit der Wissenschaft, wenn man die Nacht
für böse, den Tag für gut erklärte; die Gesetze, die beide her-
vorbringen, sind gut und höchst einfach. In der Moral sind sie
es eben so sehr; und die Philosophie der Perser ging gerade darauf
hin, dies auszuführen. Die Finsterniß, sagte sie, sei Unform;
das Licht, seiner Natur nach, bilde, leuchte und erwärme. Trotz 198
aller Widerstrebungen sei Ahriman schwach; Ormuzd werde und
müsse ihn überwinden. Ihre Religion foderte also in Gedanken,
Worten, Handlungen zu diesem Siegeskampf als zum eigentlichen
Geschäft des menschlichen Lebens auf. Licht zu schaffen und fort-
zubreiten, wirksam zu seyn in jedem Guten, zu reinigen, zu
erfreuen sey unser Geschäft. Eben deshalb stehen wir zwischen
Licht und Dunkel. —

Das Christenthum ging mit tiefergreifenden Regungen auf
diesem Wege fort. Kein sklavisches Volk, das sich ewig unter dem
Joch krümmt und an Ketten windet, sollte nach ihm das Menschen-
geschlecht seyn, sondern ein freies, fröhliches Geschlecht, das ohne
Furcht eines Machthabenden Henkergeistes, das Gute des Guten 199
wegen, aus innrer Lust, aus angebohrner Art und höherer Natur
thue, dessen Gesetz ein königliches Gesetz der Freiheit, ja
dem eigentlich kein Gesetz gegeben sei, weil die Gottesnatur in
uns, die reine Menschheit des Gesetzes nicht bedörfe.

Unverkennbar ist dies der Geist des Christenthums, seine
native Gestalt und Art. Nur dunkle barbarische Zeiten haben
den großen Lehnsherren des Bösen, dessen angebohrnes Erbvolk wir
seyn, von dem uns Gebräuche, Büßungen und Geschenke zwar nicht wirk-
lich, aber Gewandsweise befreien könnten, der Stupidität und Bru-
talität antichristlich wiedergegeben. Wer wollte in diese Miltonsche
Hölle greifbarer Nacht und solider Finsterniß zurückkehren? —

Ueber der Erde sehen wir von dieser massiven Urhölle nichts. 200
Wo Böses ist, ist die Ursache des Bösen Unart unsres Geschlechts,
nicht seine Natur und Art. Trägheit, Vermessenheit, Stolz,
Irrthum, Hartsinn, Leichtsinn, Vorurtheile, böse Erziehung, böse
Gewohnheit; lauter Uebel, die vermeidlich oder heilbar sind, wenn

neues Leben, Munterkeit zum Guten, Vernunft, Bescheidenheit,
Billigkeit, Wahrheit, eine beßre Erziehung, bessere Gewohnheiten
von Jugend auf, einzeln und allgemein einkehren. Die Mensch-
heit ruft und seufzet, daß dieses geschehe, da offenbar jede Un-
tugend und Untauglichkeit sich selbst straft, indem sie keinen wahren
Genuß gewähret, und eine Menge Uebel auf sich und auf andre
häufet. Offenbar sehen wir, daß wir dazu da sind, dies Reich
der Nacht zu zerstören, indem niemand es für uns thun kann und
201 soll. Nicht nur tragen *wir* die Last unsres Unglücks; sondern
unsre Natur ist zu diesem und zu keinem andern Werk *eingerich-
tet*; es ist *Zweck* unsres Geschlechts, der Endpunkt unsrer Bestim-
mung, uns dieser *Unart* zu entladen. Das ganze Universum
treibt, wenn uns die Früchte des Werks nicht locken, mit Nesseln
und Dornen. — Was soll also Verzweiflung als unter einem nie
abzuwerfenden Joch? wozu der Traum einer von der Wurzel aus
unwiederbringlichen Menschheit?

Keine Hypothese kann uns werth seyn, die unser Geschlecht
aus seinem Standort rückt, die es bald an die Stelle der gefallenen
Engel stellt, bald unter ihre Vormundschaft und Oberherrschaft
erniedrigt. Die gefallenen Engel kennen wir nicht, aber uns ken-
202 nen wir, und wissen, wenn und warum wir gefallen sind? fallen
und fallen werden? —

Das Daseyn jedes Menschen ist mit seinem ganzen Geschlecht
verwebet. Sind unsre Begriffe über unsre Bestimmung nicht
rein; was soll diese und jene kleine Verbesserung? Sehet ihr
nicht, daß dieser Kranke in verpesteter Luft liegt? rettet ihn aus
derselben und er wird von selbst genesen. Beim Radicalübel greift
die Wurzeln an; sie tragen den Baum mit Gipfel und Zweigen.

Das Werk ist groß; es soll aber auch so lange fortgesetzt
werden, als die Menschheit dauret; es ist das eigenste und ein-
zige, das belohnendste und fröhlichste Geschäft unsres Geschlechtes.

Und wie wird dies Geschäft betrieben? Blos durch Erwei-
terung und Verfeinerung der *Verstandeskräfte*? Intelligenz ist
203 des Menschen edler Vorzug, das unentbehrliche Werkzeug seiner

Bestimmung. Wissenschaft alles Wissenswürdigen, Verstand alles
Brauchbaren, Schönen und Edeln ist erleuchtender Sonnenglanz in
der dunkeln Dunstkugel der Erde; er darf und muß sich soweit
erstrecken als er sich erstrecken kann; vom letzten Nebelstern über
die gesammte Natur an die Grenzen der werdenden Schöpfung.

Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts; wir
alle haben daraus empfangen, wir alle sollen unsre besten Gedan-
ken und Gesinnungen hineintragen. Wir rechnen mit Combinatio-
nen der Vorzeit; die Nachwelt soll mit unsern Combinationen
rechnen, und allerdings geht dieser Calcul ins Große, Weite,
Unendliche hinaus. Wer unternimmts zu sagen, wohin das Men-
schengeschlecht in seinen fortgesetzten, auf einander gebaueten 204
Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? Jede
neuerlangte Potenz ist die Wurzel zu einer zahllosen Reihe neuer
Potenzen.

Verstand indessen thuts nicht allein; auch den Dämonen schrei-
ben wir einen dämonischen Verstand zu; der unsre sei *mensch-
lich*, von thätiger Güte begleitet. Blicke umher. Wie viel wahre
und echte Wissenschaft ist ungebraucht in der Welt! wie viel Ver-
stand liegt unterdrückt und begraben! wie viel andrer wird miß-
gebrauchet! Scheinwahrheit, starres Vorurtheil, heuchelnde Lüge,
träge Lust, Vernunftlose Willkühr verwirren unser Geschlecht. Ein
gestärkter großer und guter Wille also, Uebungen von Jugend
auf, Kampfpreise und Gewöhnung, daß uns das Schwerste zum
Leichtesten werde, und vor allem jenes unerläßliche Bestreben nach 205
dem *Nothwendigen*, was unser Geschlecht fodert, mit Vorbei-
lassung alles Entbehrlichen und Schlechten; sie allein können den
Verstand zum Guten *geltend machen*, ihm aufhelfen und das
Werk fördern. Wie lange haben wir uns mit dem Unnützen
beschäftigt? Zeigen uns nicht Jahrtausende der Menschengeschichte
unsern Unverstand, unsre kindische Trivialität und Feigheit?

Einheit unsrer Kräfte also, Vereinigung der Kräfte mehrerer
zu Beförderung Eines Ganzen im Wohl Aller — mich dünkt,
dies ist das Problem, das uns am Herzen liegen sollte, weil

Jedem es sein innerstes Bewußtseyn wie sein Bedürfniß stille und laut saget.

„Gesetzgeber, Erzieher, Freunde der Menschheit, sagt ein edler
206 Mann unsrer Nation,*) lasset uns unsre Kräfte vereinigen, um dem Menschen zu beweisen, daß in den unendlich-verschiedenen Lagen des Lebens er das innere Glück nirgend finde, als in der wirksamen und thätigen Einheit seines Charakters. Strebend nach eigner Vollkommenheit, die Vorschriften einer allgemeinen und wohlthätigen Vernunft frei und standhaft befol-
207 gend wird er Verirrungen, Verbrechen, inneren Vorwürfen entgehen. Als Mensch und Bürger wird er die Glückseligkeit im Zeugniß seines Gewissens finden. So bringt der Mensch die unendliche Verschiedenheit seiner Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, reinen, wirksamen, moralischen Charakters."

Und, darf ich dies edle Bild weiter hinausprägen: so liegt im Menschengeschlecht eine unendliche Verschiedenheit von Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, wirksamen, rein-moralischen Charakters, der dem ganzen Geschlecht gehöret. Wie jede Classe von Naturgeschöpfen ein eignes Reich ausmacht, auf andre Reiche bauend, in andre hineingreifend: so
208 das Menschengeschlecht mit dem besondern und höchsten Abzeichen, daß die Glückseligkeit Aller von den Bestrebungen Aller abhängt und in ihm bei der größesten Verschiedenheit in dieser sehr erhabnen Einheit allein statt finde. Wir können nicht glücklich oder ganz würdig und moralisch-gut seyn, so lange z. B. Ein Sklave durch Schuld der Menschen unglücklich ist: denn die Laster und

*) Essai sur la Science, 1796. vom Herrn Coadjutor von Dalberg. In diesem Entwurf sowohl, als in der Schrift vom Bewußtseyn, als allgemeinem Grunde der Weltweisheit, (Erfurt 1793.) in den Betrachtungen über das Universum (Erfurt 1777.) und in jedem kleinsten Aufsatz ist das Thema dieser Schrift l'vnité composée de l'infini Inhalt und Sinnbild, und le caractère vrai, pur, energique et moral Charakter.

böse Gewohnheiten, die ihn unglücklich machen, wirken auch auf uns oder kommen von uns her. Die Anmaaßung, der Geiz, die Weichlichkeit, die alle Welttheile betrügt und verwüstet, haben ihren Sitz bei und in uns; es ist dieselbe Herzlosigkeit, die Europa wie Amerika unter dem Joch hält. Dagegen auch jede gute Empfindung und Uebung eines Menschen auf alle Welttheile wirket. Die Tendenz der Menschennatur fasset ein Universum in
sich, dessen Aufschrift ist: „Keiner für sich allein, jeder für Alle; 209
so seyd ihr alle euch einander werth und glücklich." Eine unendliche Verschiedenheit, zu einer Einheit strebend, die in allen liegt, die alle fördert. Sie heißt, (ich wills immer wiederholen,) Verstand, Billigkeit, Güte, Gefühl der Menschheit.

Freude. 210

Freue dich, edles[1] Herz, das hold der Freude ist!
Schuf nicht der Schöpfer der Welt
Alles zur Freude?
Wer sich freuet, erfüllt der Schöpfung Zweck.

Süße[2] Gabe des Gebers, gieße dich ganz in mich!
Noch ist mein Herz von Tücke nicht befleckt.[3]
So hüpfe dann das vergängliche Paradies hindurch,
Du nicht mit drückenden Lasten beschwertes Herz.

Sei froh des Vergangenen! 211
Jeglicher Labung froh, die du dem müden Pilger
Darreichen konntest;[4] danke dem Herrn der Welt,
Der Dir zu reichen sie[5] gab.

Häuser, die deine Hände gestützt,
Hütten, die deine Hände bevestigten,[6]
Siehe sie froh! — Besuche des Greises Grab,
Der sich an deinen Troststab lehnete.

---

1) selges 2) Edle Tücken unbefleckt
4) Jeglichen Labetrunkes froh, den .... Zu reichen vermochtest.
5) Daß er .. ihn 6) bevestigt

Komme der große Tag, an welchem der Schöpfung Herr
Gericht hält! wann die Schaaren um ihn stehn
Voll heiliger Erwartung. Sanfte Stille
Verbreitet sich die sieben Himmel hindurch.[1]

Du trittst, ein Jüngling, mit tausendmal tausend hervor
Anzubeten. Der Spruch des Richters ist:
„Was ihr der Menschheit thatet, thatet ihr
Mir selbst. Geht ein zu eures Herren Freude."

---

212 **124.**

Und warum verhelen wir eine Norm der Ausbreitung des moralischen Gesetzes der Menschheit, die uns so nahe lieget? Das Christenthum gebietet die reinste Humanität auf dem reinsten Wege. Menschlich und für jedermann faßlich; demüthig, nicht stolz-avtonomisch; selbst nicht als Gesetz sondern als Evangelium zur Glückseligkeit Aller gebietet und giebt es verzeihende
213 Duldung, eine das Böse mit Gutem überwindende thätige Liebe. Es gebietet solche nicht als einen Gegenstand der Spekulation, sondern giebt sie als Licht und Leben der Menschheit, durch Vorbild und liebende That, durch fortwirkende Gemeinschaft. Es dienet allen Classen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorret und abfällt. Der Misbrauch des Christenthums hat Zahlloses Böse in der Welt verursacht; ein Erweis, was sein rechter Gebrauch vermöge. Eben daß, wie es gediehen ist, es so viel gutzumachen, zu ersetzen, zu entschädigen hat, zeigt nach der Regel, die in ihm liegt, daß es dies thun müsse und thun werde. Der Labyrinth seiner Misbräuche und Irrwege ist nicht unendlich; auf seine reine Bahn zurückgeführt kann es nicht anders als zu dem Ziel streben, den
214 sein Stifter schon in dem von ihm gewählten Namen „Men-

---

1) Furcht und Stille
Verbreiten sich durch die sieben Himmel, bis sein Wink winkt.
(Im Manuskript noch 19 Zeilen: Weltuntergang, Gericht).

schensohn" (d. i. Mensch) und im Gerichtsspruch des letzten Tages ausdrückte. Wenn die schlechte Moral sich an dem Satz begnügt: „Jeder für sich, Niemand für alle!" so ist der Spruch: „niemand für sich allein, jeder für Alle!" des Christenthums Losung.

Der Himmlische. 215

Heil und Gebet dem Mann in Himmelsglanz,
Zu dessen Füßen jetzt die Sterne wallen;
Wie Mond und Sonne glänzt sein Angesicht.

Er denke unser, wenn wir beten, wenn
Sich unser Herz zum Armen freundlich neigt,
Und lasse jeden Wandrer Schatten finden,
Und jedem Durstenden zeig' Er den Quell.

Er war es selber einst, der Menschlichkeit
Die Menschen lehrte, der Erbarmen, Sanftmuth,
Und Milde zur Religion uns gab.[1]

Heil und Gebet dem Mann, der Menschlichkeit 216
Die Menschen lehrte, der Erbarmen, Sanftmuth,
Und Milde zur Religion uns gab.

---

1) Hiernach gestrichen 17 Zeilen, darunter (Z. 7 – 12).
Trau ihm nicht,
Dem Lästerer des Christenthums [zuerst: ‚Lästrer der Religion']; er scherzet
Dir Thränen zu und sendet Pest umher.
Wie klapperndes Gebein am Hochgericht
Dem Wandrer in der Nacht, so töne Dir
Sein Hohngeschrei; verhülle Dich und flieh.

Anhang.

Zurückbehaltene und „abgeschnittene" Briefe.[1]

1792—1797.

(Meist ungedruckt.)

---

1) Herder an Georg Müller den 24. April 1795: „In die neue Berl. Mon. Schrift habe ich ein kleines Gespräch „Prometheus und Epimetheus" einrücken laßen. . . . In den folgenden Stücken kommen noch mehrere kleine Aufsätze, die aus den Briefen über die Humanität abgeschnitten wurden." (Mskr.) Diese vom Schriftsteller selbst aus dem Verbande der übrigen gelösten und anderwärts bekannt gemachten „Briefe" erscheinen in der letzten Abteilung dieses Bandes (Kleine Schriften) als Beiträge zur Neuen Deutschen Monatsschrift; hier im Anhange dagegen nur die Auslese der nicht von Herder veröffentlichten Stücke.

1. Erste Sammlung
nach der ursprünglichen Anlage vom Jahre 1792.

(Fragmentarisch).

Diese Briefe sind, wie auch ihr Inhalt zeigt, nicht neuerlichst, sondern vor einigen Jahren geschrieben; hätten ihre Verfaßer damals sehen können, welcher Weg den Dingen bevorstehe, würden sie in Manchem vielleicht anders geschrieben haben. Diese Stellen zu ändern, maasste ich mir indeßen nicht an: denn wo lebt auch zu unsern Zeiten der Prophet, der den Ausgang von Allem vorhersähe, oder darüber als Richter entschiede? Die Welt ist den Meinungen der Menschen Preisgegeben, sagt ein altes Buch; diese Freunde sagen auch ihre Meinungen, deren keine der Herausgeber ihrer Briefe verbürget, so wenig er solche in Anmerkungen erörtern oder widerlegen dorfte. Keine derselben nehme man also als Gesetz oder als Evangelium an: denn auch die correspondirende[1] Gesellschaft widerspricht ja oder berichtigt einander; wer mit Einer oder der andern Stelle nicht gleich denkt, lese ruhig weiter, bis er einen andern dieser Freunde antrifft, der ihm gleichförmiger denket. Wie der Herausgeber zu diesen Briefen gekommen sei, ist dem Leser zu wißen unnoth; gnug, er hat die Fortsetzung dieser Correspondenz bis auf die jetzige Zeit in Händen, wo, was hier im Anfange als Samenkorn hingestreut erscheinet, entweder erzogen oder ausgejätet wird, wenn es nach näherer Prüfung seiner Stelle nicht werth war. Auf diese wechselseitige Uebung, auf diesen Conflict der Meinungen zu ihrer Prüfung und Ausbildung gehet der Zweck der Briefe; ich sehe also nicht, warum sie nicht auch manchen Lesern, die an diesen Materien Theil nehmen, nützlich seyn könnten? zumal sie in der Fortsetzung immer specieller werden, und sich durch die fortgesetzte Bewegung ihr Inhalt von selbst aufklärt.

Der Herausgeber.

1) Geschrieben: correspondire (correspondive?)

10.

— —[1] Um also diesen Proteus (Geist der Zeiten) zur Rede zu bringen, müßen wir ihn binden und fragen: was für Gesinnungen und Grundsätze herrschen seit einer gegebnen Zeit in dem Theil von Europa den man den Gedankenreichsten, Thatenvollesten, herrschenden nennt? Was für gemeinschaftliche Anstrebungen und Bewegungen werden in ihm, Trotz des verschiednen Charakters der Völker sichtbar? Bei welchem Theil dieser Völker, und seit wann regen sie sich? Was unternahmen sie? brachten sie es schon zu Stande? worauf gehen sie los und mit welchem wahrscheinlichen Erfolge?

Die gemeinschaftliche Begebenheit, die Europa gründete, war vom fünften bis zum zehnten oder dreizehnten Jahrhundert die Anpflanzung wilder oder barbarischer Völker in diesem Welttheil, ihre politische Organisation und sogenannte Bekehrung. Auf diese Hauptbegebenheit ist, mit wenigen Modificationen, die die folgende Zeit gab, die jetzige Einrichtung von Europa, der Besitzstand der Mächte und Eigenthümer, die verschiednen Rechte und Befugniße der Menschengeschlechter gegründet. Die Frage ist also: was denkt die jetzige Zeit von diesem Erwerb, von diesen Befugnißen und Rechten? wie werden diese Dinge gebraucht, und wie sind sie Jahrhunderte hinab gebraucht worden? Ist ihr jetziger Zustand billig, erlaubt, dem Allgemeinen, d. i. dem Einzelnen in der Mehrheit zuträglich oder nicht?

Ueber Einen Zweig dieser Fragen, das Religions- und Kirchenwesen, hat vom eilften, zwölften, funfzehnten, am meisten aber vom sechzehnten Jahrhunderte an die Geschichte großen Theils heut entschieden. Das Murren der Gemeine über den Heuchelschein, die Leerheit und Last der Cerimonien, über die Anmaassungen, den Stolz, die Ueppigkeit und unterdrückende Herrschaft der Kirchendiener erhob sich in mehreren Ländern; man antwortete mit Verfolgung und Martern; Ströme Blutes floßen; dadurch aber ward die Stimme [des Volkes][2] der Gemeinheit nicht erstickt, der Geist der Wahrheit nicht getödtet. Immer leiteten mehrere, weise und verständige den

---

1) Die einleitende Partie (vier Abschnitte) deckt sich mit der vorderen Hälfte von Brief 16 = Bd. 17, 79 Z. 3 v. u. — 80 Z. 3 v. u.

2) Das in eckigen Klammern Beigesetzte ist in der Handschrift gestrichen.

Haufen; einsehende oder eigennützige Fürsten schlugen sich endlich selbst zu ihnen; nach vielen Kämpfen siegte in einem großen Theil Europa's der Geist der Zeiten. In andern Ländern ward er vorjetzt unterdrückt; die Finsterniß rottete sich zusammen und baute sich vester. Daß er aber auch dort nicht immer unterdrückt bleiben kann, liegt klar am Tage. Kein Nebel, keine Heuchelei, keine Ordnung oder vielmehr Unordnung der Dinge, die auf Wahn [und Trug] gebauet ist, kann ewig sich halten; die [dichteste] dickste Finsterniß weicht dem Lichte. Daß dahin nun seit Wiederauflebung der Wißenschaften in allen Ländern Europa's der Zeitgeist strebe, ist offenbar. Nothwendig kommen von Tage zu Tage mehr Folgen der [ungereimtesten] Unordnung an's Licht; mehrere Bedrückungen machen sich fühlbar. Die protestantischen Länder sind fortgeschritten; die zurückgebliebenen wollen und müßen ihnen nach; gelingt der Gang nicht auf rechtmäßigen Wegen, so kann es nicht fehlen, daß er auf den gewaltsamsten Abwegen versucht werde. Das verhehlte, vernachläßigte Gift schleicht und wütet im Innern, dem beunruhigten Körper zu einem desto grauenvolleren, gewißeren Tode. Es kommt, es kommt eine Zeit, der die Clerisei, auch wie sie jetzt ist und das Pfaffenregiment so wenig bestehen kann, als sich der weit ehrwürdigere Stand der alten Druiden in ihren dunkeln Hainen halten konnte; die Pflicht also jedes Verständigen ist, dem größern Uebel vorzubauen, und die heuchellose Wahrheit auf dem gelindesten Wege [in seine Gegend einzuführen] in die Welt zu fördern: denn was vermag Eine Zunft gegen die ganze andringende Zahl lebender und zukünftiger Geschlechter?

Wenn über diesen, den kirchlichen Zweig der menschlichen Einrichtung die Zeit schon entschieden hat: so dörfte über den andern, den Zweig politischer Einrichtung ihre Stimme uns auch nicht mehr zweifelhaft scheinen, sobald die dort geltenden Grundsätze auch hier Anwendung finden. Ist Heuchelei und Bedrückung, sind Ueppigkeit, Hohn und leere Annaassung, sind [offenbare] Unbilligkeiten und ein wirklicher status in statu, er heiße Hof, oder Zunft der Edelinge (so hiessen sie in den alten [barbarischen] Zeiten [und das ist ihr wahrer Name]) sind sie dadurch weniger ungereimt, werden sie dadurch weniger schädlich, daß sie an Ungeistlichen haften? da ja eben der geistliche Stand vorzüglich und offenbar so viele gute Vorurtheile zum Besten des menschlichen Geschlechts für sich hatte und sie durch Wohlthaten, die ihm nie gnug verdankt werden können, [Eines Theils] sehr nützlich [angewandt hat] erprobte? Wäre nun wohl ein leidiges Eroberungs- und Kriegssystem, auf einen Troß barbarischer Lehnleute gegründet, das zum Glück der Welt in Europa größtentheils gar nicht mehr existiret, wäre dies ein vesterer Felsen gegen die Fluthen der Zeit, als ein Kirchensystem, das dem Anschein, großentheils auch der That nach zur Beruhigung und Bildung der Gemüther, zur Ruhe der Völker, mithin zum eigentlichen

und edelsten Zweck der Humanität mit unsäglicher Kunst und einer Jahrtausend langen Mühe gegründet war? Daß wir im fünften, neunten, eilften Jahrhunderte nicht mehr leben, ist gewiß; daß die damals mächtigen Vasallen nicht mehr die unsrigen sind, ist erwiesen; daß das alte Lehn- und Eroberungssystem in unsere Zeiten nicht paße, ist klar; daß das Recht des Bluts weder Geschick zu den wichtigern Geschäften, noch mehrere Treue und Redlichkeit gebe, ist durch Geschichte und Erfahrung leider zu sehr erprobet: warum denn wollen wir unsre Augen dem Mittage, nebst allem, was um uns her ist und geschieht, verschließen, im Wahn als lebten wir wirklich noch in den Zeiten der Befehdungen, der Hunnen- und Kreuzzüge? Alles, was in der Menschheit Großes, Gutes und Edles ist, arbeitet darauf, daß diese Zeiten nie mehr wiederkommen sollen und können; und wir wollten glauben, daß das alte Gerüst dieser Zeiten, neu getüncht und bemahlet, von ewiger Natur sei? Nur Ein Stand existirt im Staate, Volk (nicht Pöbel;) zu ihm gehört der König sowohl als der Bauer; jeder auf seiner Stelle, in dem ihm bestimmten Kreise. [Nur] Die Natur schafft edle, grosse, weise Männer, Erziehung und Geschäfte bilden sie aus; diese sind von Gott und dem Staat geordnete Vorsteher und Führer des Volks (Aristodemokraten). Jede andre Anwendung und Theilung dieses vortreflichen Namens ist und bleibe ewig ein Schimpfwort.

Daß nun diese unwiderlegbare Begriffe immer mehr zum Wort kommen, immer klarer und heller gesagt werden, daß einsehende Fürsten sie selbst anerkennen und ihnen, so weit ihre Hand reicht, Anwendung geben, daß der zurückgedrängte oder gar noch unterdrückte Theil der menschlichen Gesellschaft immer lauter und lauter rufft: wir leben am Ende des achtzehnten, nicht mehr im eilften Jahrhundert! das ist freilich Stimme der Zeit, des alten und neuen Kalenders. Ich wüßte auch nicht, wer diesen Genius der Lüge strafen oder den Almanach widerlegen könnte. — Gnug für mich! ein andrer meiner Freunde schreibe weiter. B.

11.

Ich ergreife die Feder und schreibe fort. In einem weitern Gesichtskreise als den mein Freund nahm, wird, dünkt mich, die Sache noch klärer.

Die Natur sorgt fürs Ganze und verwandelt die Theile; sie zieht die Kette der Geschlechter und läßt die Individuen fallen; so allein besteht ihre immer-wechselnde und immer-dauernde Haushaltung. Wie sie anders bestehen könne, davon ist uns im ganzen Kreise der Dinge kein Fall gegeben.

Die enge Haushaltung der Menschen kann nicht anders als diesem allwaltenden Gesetz der Natur folgen. Der Jüngling und die Jungfrau

weihen sich dem Altar der Ehe, Eltern dem Wohl ihrer Kinder, der Mann seinem Geschäft, einzelne Classen von Geschäften dem Staate; jeder bringt sein Individuum mit hinein und läßt es zum Wohl des Ganzen hinsinken — wer ist dieses Ganze? Das Individuum eines Königes ists nicht; auch Er ist ein Diener des Staats in seiner hohen glänzenden Sphäre. Ein Theil des Menschengeschlechts ists, in eine gewiße Gestalt organisirt, mit einem Namen bezeichnet. Da es nun am Namen nicht liegt: so muß die Gestalt des Ganzen organisirt seyn, oder nach dem unabänderlichen Gange der Natur sich immer mehr organisiren. Was als Individuum, als Stand, für sich allein, andern zum Nachtheil figuriren wollte, muß der Analogie der Natur zufolge früher oder später untergehn; nur als ein mitwirkendes, lebendiges Glied im Staate kanns fortdauern. Im grossen Gange der Zeit werden ihm seine breiten Ecken nothwendig abgerieben, seine leeren Hölen gefüllt; das Individuum und Geschlecht muß sich zum Ganzen fügen. Man verfolge die Geschichte; und die Fortschritte der Natur hierinn werden unverkennbar. Je mehr Menschen in Gemeinschaft zusammenwirken, je mehr sich die Masse ihrer Verstandeskräfte, ihrer Erfindung und Wirksamkeit mehrt, desto größer wird der Nenner, desto kleiner für jeden Einzelnen der Zähler; der Exponent ihrer Verhältniße aber ist eine veste Naturregel.

Und unstreitig gewinnt dadurch, daß alle Glieder des Ganzen belebt werden, nicht nur das Ganze, das ja nur in seinen Gliedern lebet, sondern am Ende jeder einzelne Theil selbst. Was hilft dem Könige eine willkührliche Gewalt? Eine Gesetzlose Gewalt ist das Abscheulichste unter der Sonne, eine Schmach für den, der sie hat, weil er damit aller Moralität, allem wahren Verdienst entsaget. Ists denn in aller Welt Ehre, seinen Namen ewig gemißbraucht und compromittirt zu sehen? da ja kein absoluter Landesherr wißen kann, was in seinem Namen geschieht, ja nicht immer, was er selbst unterzeichnet. Welcher ehrliche Mann giebt nun seinen Namen einem Dummkopf oder Bösewicht her, daß er damit schalte? und deckt nicht der Name des Landesherrn in absoluten Staaten das ganze Labyrinth Seelenloser oder verdorbener Gänge und Unordnung? Ohne Gesetzmäßige Aufopfrung sein selbst kann dies Labyrinth auch der einsehendste und billigste Fürst nicht zerstören; er müßte es wieder durch Machtsprüche thun, und das Ueble würde ärger. Eigne Verantwortlichkeit muß also die ganze Kette der Glieder des Staats durchlaufen; oder an die Glieder, die über der Verantwortung sind, hängt sich alle Unordnung des Staates. Für jeden Mann von Ehre ists die höchste Beruhigung, zu wißen, daß, was er thun sollte, er mit Einsicht und Treue gethan habe; ein absoluter Fürst, der despotisch für sich oder durch andre handelt, kann dies nie wißen, noch je sich dieser Beruhigung freuen. Er schläft auf sinkendem Meeresschlamm, und weiß nie, wie tief er jeden Augenblick sinke. Schon die Bestimmung, einst ein abso-

luter Fürst zu seyn, und die damit nothwendig-verbundene Art der Erziehung macht die dazu bestimmten Subjekte meistens aufs ganze Leben hin zu den unglücklichsten Geschöpfen.

Nur durch freie Concurrenz mit andern lernen wir unsre Kräfte kennen und gebrauchen; nur in werkthätiger, gegenseitiger Gemeinschaft lebt und gedeihet das Menschengeschlecht. Alle abgesonderte Glieder sind todte Glieder; wen Geburt oder Stand über die Sphäre der Menschen heben, hat kein Menschenblut mehr, hat Götterblut (Ichor) in seinen Adern. Heil also dem Gange der Menschheit, daß sie, grossen Gesetzen der Natur nach, in allen ihren Theilen gesunde Menschen zu schaffen strebet! Die Würde jedes Einzelnen wird vermindert, indem sie sich unter Mehrere vertheilet; nichts als eine leere Personalität ist verschwunden.

Es war eine Zeit, da einzelne Männer vor den Riß treten mußten, und in jeder grossen Gefahr findet sich diese Zeit wieder. Daß man alsdann aber nicht durchs Erbrecht oder durch ein Pergament zu einer so seltnen, grossen Individualität von Gott und der Natur bestimmt werde, ist aus der Geschichte klar; und wann, auch nach dem seltensten Verdienst, das grosse Individuum fortan sich einbildete, daß es auf ewige Zeiten hinab in seiner ganzen Abkunft, sammt Dienern, Roßen und Hunden, dies ehemalige Verdienst repräsentire, [den Staat vorstelle] darstelle und in sich vereine; so wäre dies eine seltsame Einbildung. Wir müßen es dem Geist der Zeit danken, daß er diese kranken und kränkenden Einbildungen [fast schon völlig zerstört hat] mehr und mehr zerstöret, dergestalt [zerstört hat] zerstöret, daß so lange es in Europa verständige und herzhafte Männer giebt, solche in alter Art und Kunst nie wieder aufkommen werden. Vielmehr geht alles dahin, daß jedes Rad in der Maschine das Seinige thue, und Ein lebendiger Geist sowohl Haupt als Glieder belebe. — Hier lege auch ich die Feder nieder; wer will, schreibe weiter.[1] D.

---

1) Brief 12 ist als Brief 15 in die zweite Sammlung (17, 77 fgg.) aufgenommen. Der Ausfall eines Blattes, auf welchem die ersten zwei Drittel dieses Briefes gestanden haben, erklärt sich am einfachsten durch die Herüberziehung desselben in das Mst. der letzten Redaktion. Nur das letzte Drittel also ist umgeschrieben worden. Es schließt in der älteren Fassung:

„Eine Aufmunterung dazu (den Geist der Zeiten durch stille Beobachtung zu erkennen) vernehmen wir aus dem Munde des größesten Weisen: ‚Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnet ihr beurtheilen u. s. w. Also auch, wenn ihr dies alles sehet, so wißet, daß es nahe vor der Thür ist' [Ev. Matth. 16, 3. 24, 32. 33] — wäre es doch das ächte Reich der Humanität, Billigkeit und Wahrheit!" A.

13. (vgl. 17, 95).[1]

— — Täuschen Sie sich mit den Regenten, und ihren hie und da, dann und wann, insonderheit zu Anfange ihrer Regierungen gnädigst=resolvirten guten oder gar edlen Handlungen nicht. Meistens gehen sie auf andrer, nicht ihre Kosten; nach Vorstellungen, Muße oder Laune werden sie genehmiget oder abgeschlagen; und wem werden sie größtentheils zum Opfer gebracht? Dem gemeinen Besten, oder der Eitelkeit des Fürsten und seines waltenden Staatsdieners? Die großmüthigen Gesinnungen, die Entschlüße und Thaten andrer Stände und Innungen mag ich nicht durchgehen. Jeder Stand, jede Zunft und Innung feßelt, insonderheit zu unsern Zeiten, Herzen und Hände; man ist um so neidischer, um so argwöhnisch=bekümmerter um das, was man, vielleicht nicht mit dem besten Rechte, besitzt, oder dessen vielleicht eben so ungerechten Verlust man über kurz oder lang fürchtet. [Jede Fetze des alten Trödels von Herrlichkeit und Ansehen ist] Uns wird jeder alte Trödel von Herrlichkeit und Ansehen um so lieber, je abgetragener [sie] er ist, je weniger [sie] er in unsre Zeiten gehöret. Wenn man das Schwert verlohren hat, prangt man um so mehr mit Griff und Scheide. —

Ans Volk, meine Freunde, wollen wir eher mit Bedauern und Wehmuth als mit Stolz und Zuversicht denken. Lange Jahrhunderte ists unerzogen geblieben, getäuscht, gedrückt und vernachläßigt worden; es schläft im Todesschlafe, oder wenns im Fieber erwachte, wer müßte seine Fieberwuth nicht schreckhaft fürchten? — — —

---

14. (vgl. 17, 105).[2]

Gerne geben wir Ihnen, m. Fr., den größesten Theil Ihrer Klagen über die Zeit zu: aber was folgt daraus? Sollen wir nur klagen, die

---

1) Umgearbeitet in Br. 21 mit Beibehaltung der ursprünglichen Anordnung und Gedankenfolge. Die unterdrückten Stellen sind oben gegeben. Die übrigen Varianten von Bedeutung im folgenden:

Z. 12 ($95_{,54}$): „was für eine Litanei schönklingender Phrasen .... gesungen und wiedergesungen wird.“ Z. 16: „thätlichen [A: thätige] Gesinnungen.“ Z. 22: „die wärmsten Vertheidiger der Freiheit sind die kältesten Seelen, oft gebohrne Sklaven des Eigennutzes und der Selbstsucht.“ Parallelstelle zu $95_{,55}$. 96: oben gegeben. Großmuth $96_{,57}$ Z. 1 ist vielleicht nur verschrieben. 97 Z. 9: das Äußerste, die Trommeten der Mauern zu Jericho zu erwarten. Ein trauriger Hartsinn! ein gefährliches Streben gegen einander von beiden Seiten! ...... Nahen wir uns nicht diesen traurigen Tagen?“

$97_{,59}$ Z. 8: fürchte ich, gehen manche Staaten unter den Trümmern ihrer uralten Barbarei unter. — Vergönnen Sie mir also, daß auch ich mit einem biblischen Spruch endige Schicket euch in die Zeit: die Zeit ist böse. [Eph. 5, 16.] L.

2) Umgearbeitet und in Beziehung gebracht zu den erst in letzter Redaktion vorangeschickten Auszügen aus Friedrichs II. Werken in Br. 22. Wie bei Br. 13 hier und oben nur das Bedeutendere von den ausgelassenen Stücken:

106 Z. 10 v. u.: Der Erfüllung ihres Wunsches kann sie auch fast [das Unterstrichene fehlt in A wohl nur durch ein Versehen des Setzers].

Hände in den Schoos legen, verzweifeln? Oder sollen wir behutsam ans Steuer, muthig ans Ruder greifen, nach dem Compaß und Himmel fleißig sehen, und wo wir auf dem Meer treiben, auf unsrer Zeitencharte wenigstens richtig zeichnen? Der Zeit zu viel, der Zeit zu wenig zutrauen, beides ist nicht weise.

— — —[1] So ists mit dem geistlichen, selbst dem wißenschaftlichen, und manchem andern Stande. Laßet uns die beklagen, die als fruchtbare Augen eben zu jetziger Zeit auf dieser dürren Stelle stehen; laßet uns aber auch den Geist des Zeitalters nicht verwünschen, wenn er die Dürre ihres Standes bemerkt, und eine neue Einimpfung wünschet. Auf denen ruhe das Unheil, die diese Aeste und Zweige also verdorren ließen, die ihnen selbst den Saft entzogen! auch dafür werden sie mit einer strengen Strafe büßen. Die Verachtung der Wißenschaften, der Landesreligion, aller Institute zur beßern Erziehung und Beschäftigung, zur Genesung und rechtlichen Beschützung der Menschen rächet sich fürchterlich an ihren Verächtern, weil eben in dieser Gattung versäumter Pflichten sich das unterdrückte Geschrei am lautesten zum Himmel erhebet. Glauben Sie, daß der Adel, daß die katholische oder akatholische Clerisei sich selbst dadurch wehe gnug gethan haben oder noch thun, wenn sie die Wißenschaften verachten. Es ist lächerlich, wenn einige in diesen Ständen glaubten, daß sie die Wissenschaft ehrten, falls sie über das A. B. C. zu kommen sich bemühten, da sie sich darüber äußerst hätten freuen sollen, wenn eben in ihrem Kreise die Wißenschaft ihre Barbarei aufklärte. Zu unsrer Zeit glaubt niemand mehr, daß die Geburt gelehrt, edel, geschickt oder verdient mache; ein wahrer Phrygier ist der, der warten will, bis mit Spott und Verachtung dieser Nichtglaube ihm in die Hand kommt. — —

— —[2] Die Thorheit der Kriege, sowohl der Religions- und Succeßions- als der Handels- und Ministerkriege wird offenbar werden, und ist es schon jetzt; Schuldlose, fleißige Völker werden für die Pflicht und Ehre danken, andre Schuldlose, ruhige, fleißige Völker zu würgen, weil der Regent oder sein Minister verlockt ist, einen neuen Titel, ein Stück Landes zu denen Ländern, die er schon nicht regieren kann, mehr zu erhalten. Es wird Europa abscheulich vorkommen, für einige Familien, die das Regierungsgeschäft der Länder als einen genealogischen Pachtbesitz ansehen, sich zu verbluten, oder in Hospitälern und Casernen elend zu verwelken. Regenten selbst werden erleuchtet werden, die Thorheit darinn anzuerkennen, und über

---

1) Fortsetzung der Sätze zu Anfang des dritten Abschnittes: „Auch darüber — ihre Stelle.“ (107 Z. 1—4.)

2) Zu dem drittletzten Abschnitte S. 108 Z. 7—24. Vorher, „es mache gut, was es . . . oder es büße . . . (Z. 17—19).

eine Anzahl fleißiger Bürger lieber herrschen zu wollen, als über ein Heer einander mordender Thiere. . . . . M.

16.[1]

Sagen Sie mir doch, meine Freunde, woher kommt Ihnen Ihre neuerlich große Hoffnung zur Vervollkommnung der Dinge um uns her? Welche Ereigniße, welche Anstalten oder Begebenheiten haben sie in Ihnen erreget? Wäre es gar, ob Sie solche gleich nie genannt haben, die französische Revolution? dies fürchterliche und in seinen Folgen so schauderhafte, wenigstens noch so zweifelhafte französische Uebel!

Wäre dies; wie paßt die Hoffnung für uns in Deutschland? wie paßt sie auf alle Nicht=Franzosen, die für jene Organisation nicht eben geschaffen zu seyn scheinen? die eine Umwandlung der Dinge auf solchen Wegen weder wünschen noch je erlangen werden?

Belieben Sie mir ferner zu sagen, was auch Frankreich bisher durch seine Revolution erlangt habe, da es in der fürchterlichsten Unordnung der Dinge schwebet? Ein Geschlecht wird hinsterben, eh sie sich endigt; und wer bürgt der andern Generation alsdenn ein vielleicht härteres Schicksal, als welchem die gedrückte, arme Nation entfliehen wollte?

Da alle beßere Bildung des Menschengeschlechts nur durch eine beßere Erziehung bewirkt werden kann, wie ist diese von einer Revolution zu hoffen, die alle bisherigen Anstalten der Erziehung aufhebt, und dem Volk beßere zu geben nicht Zeit und Raum hat? die Scenen der Unmenschlichkeit, des Betruges, der Unordnung veranlaßt, durch deren Eindrücke vielleicht auf mehrere Generationen hin alle Spuren der Humanität aus den Gemüthern der Menschen vertilgt werden?

Was kann, was muß dieser Schwindelgeist der Freiheit und die wahrscheinlich daher entstehenden blutigen Kriege auf Völker und Regenten, vorzüglich aber auf die Organe der Humanität Wißenschaften und Künste, für Wirkungen hervorbringen? und wie unabsehlich sind deren Folgen?

Wäre endlich die ganze Idee einer fortgehenden, jetzt fortschreitenden Vervollkommung des Menschengeschlechts nicht - ein bloßer Traum? eine schmeichelnd=täuschende Idee, mit der wir spielen? Welche andre Gattung der Geschöpfe läßt sich vervollkommnen? (erlauben Sie mir dies selbst schon ungestalte und sich selbst widersprechende Wort.) Welche andre Gattung der Geschöpfe ist wirklich vervollkommnet worden? Und für wen? für

1) Brief 15 fehlt im Mst.

sich oder andre? Welchen Beruf, welche Sicherheit darüber hätte also der einzige Mensch für sich? Und wo steht sein Ziel der Vollkommenheit? worinn besteht es?

Haben Sie Geduld und Güte, m. Fr., mir diese Fragen nach und nach zu beantworten. Die französische Revolution soll unsre Gemüther nicht trennen, wie sie in mehreren Ländern bereits die Gemüther getrennt hat. Meine Fragen sind gar nicht juristisch oder politisch; lassen Sie Ihre Antworten darüber auch nur philosophisch, historisch, vor allen Dingen aber human seyn: denn vor jedem erbitterten und erbitternden Partheigeist flieht die Wahrheit. *) L.

17.

Für mich will ich es nicht läugnen, daß unter allen Merkwürdigkeiten unsres Zeitalters die französische Revolution mir beinah als die wichtigste erschienen ist, und meinen Geist oft mehr beschäftiget, selbst beunruhiget hat, als mir selbst lieb war. Oft wünschte ich sogar diese Zeiten nicht erlebt zu haben und ihre zweifelhaften Folgen den Meinigen nicht nachlaßen zu dörfen; mit hüpfender, kindischer Freude nahm ich an ihr nie Theil. Indeßen tröstete mich der Gedanke, daß wir unter einer höheren Haushaltung leben, die auch aus dem Bösen das Gute, oft aus dem Schlimmsten das Beste zu ihrer Zeit zu bereiten weiß.

Also zum Grunde gesetzt, daß seit Einführung des Christenthums und seit Einrichtung der Barbaren in Europa, außer der Wiederauflebung der Wißenschaften und der Reformation, meines Wißens, sich nichts ereignet hat, das diesem Ereigniß an Merkwürdigkeit und Folgen gleich wäre; (die Kreuzzüge und der dreissigjährige Krieg stehen wahrscheinlich hinter demselben;) so bringt es die Natur der Sache mit sich, darüber zu denken und die Folgen davon vernünftig zu überlegen. Diese Macht kann uns niemand nehmen, als der sie uns gegeben hat, Gott; seiner weiseren Leitung durch Thaten-Erfolge und durch Menschengedanken unterwirft sich gern jede forschende Muthmaassung. Aus Menschenseelen und menschlichen Gesprächen aber kann dies große Zeitenereigniß auf keine Weise ausgestrichen oder ausgeschloßen werden, da es ja im Buch Gottes, der großen Weltgeschichte, und selbst in den Zeitungen unverkennbar dastehet.

Und warum dörften wir Deutsche es auch ausschließen wollen, da ja, wie Sie selbst m. F. bemerken, der Deutsche und Französische Nationalcharak-

---

*) Der bisherige Verfolg dieser Briefe gehet den neueren Revolutionen der französischen Revolution vorher; er muß also auch vom Leser in diese nicht gemenget werden. A. d. H.

ter von einander so verschieden sind, wie die bisherigen Verfaßungen und Schicksale beider Nationen. Ist es wahr, daß Deutschland nie unter Uebeln gelitten hat, die Frankreich so lange gutwillig ertrug, ists wahr, daß seine tausend Regierungen so gerecht, billig, gütig, Menschenfreundlich sind, wie die französische nach dem allgemeinen Bekänntniß aller Nationen es nicht war; welcher Regent in Deutschland dörfte fürchten und zweifeln? Der Zweifel selbst wäre eine Beleidigung der Nation, die sich durch gutwillige Treue und fast blinden Gehorsam gegen ihre Landesherren seit Jahrtausenden in der Geschichte bemerkbar gemacht hat, daher auch Deutschland selbst vom päbstlichen Hofe mit dem Ehrennamen eines Landes des Gehorsams vorzüglich benannt, und diesem Namen gemäß behandelt wurde —

Die Sprache drückt den Charakter einer Nation aus; welche Sprachen in Europa sind von verschiedenerm Gehalt und Genius als die französische und Deutsche? Die feinsten Wendungen der ersten, die Gestalt ihrer eigenthümlichsten Produkte kann ohne völlige Umwandlung in unsrer Sprache nicht dargestellt werden; ein großer Theil ihrer Abstractionen und Declamationen, ihr ganzer Persiflage bleibt ihr eigen; dagegen auch die Producte des Deutschen Geistes, der Deutschen Kraft entweder ganz unübersetzbar sind, oder eine neue Zubereitung nöthig haben, um dem französischen Gaum gefällig zu werden. Wie wenig z. B. schlug das französische Trauerspiel in Deutschland an! wie entsetzlich verdeutscht erscheint ihre Komödie auf unsern Bühnen! — Und die Behandlung öffentlicher Geschäfte in Cabinets-Rechts-Kirchen-Policei- und Finanzsachen, wie anders ist sie im größeren Theil von Deutschland gegen die ehemalige französische Behandlungsweise! Dem bedächtigen, gewißenhaften, wir wollen nicht sagen, langsamen und trägen Charakter der Deutschen geschähe gewiß kein Gefalle, wenn er zu Behandlung gerichtlicher oder politischer Geschäfte nach neuer französischer Art und Kunst gezwungen, und in das drückendere Joch der Volksherrschaft zahlloser Municipalitäten gesteckt würde. Dazu ist er weder vorbereitet, noch hat er dazu Gewandtheit, Lust und Zeit; von allen diesen Seiten ist also nichts zu fürchten. Wir können der französischen Revolution wie einem Schiffbruch auf offnem, fremden Meer vom sichern Ufer herab zusehen, falls unser böser Genius uns nicht selbst wider Willen ins Meer stürzte.

Und da gewähret uns der Anblick allerdings so intereßante Betrachtungen, als während meines Lebens mir irgend ein Vorfall gewährte. Die rechtliche Seite des Streits gebe ich ganz auf; über die mag das Schicksal entscheiden: denn wir kennen den Zustand der Sache an beiden Theilen im Innern doch nicht; wir können keine Zeugen prüfen und abhören, und am Ende gehört der ganze Handel gar nicht vor unsern Richtstuhl. Auch über historische Veranlaßungen und Umstände kann die Zeit allein Auskunft geben. Uns bleiben also nur die Grundsätze übrig, nach

denen gehandelt oder zu handeln vorgegeben wird, und die jetzt mit der ganzen Kraft einer Nation, der zahlreichsten Nation Europa's in Uebung gesetzt werden sollen. Da kommt natürlicher Weise zur lautesten Sprache, was sonst nie, oder nur sehr still und leise, als Zweifel, als frommer politischer Wunsch, oder gar nur als Speculation des Philosophen gleichsam zum Seufzer kam. In einer Versammlung von mehr als tausend grossen Theils erlesenen Köpfen, vorm Ohr des ganzen Europa, in der bekanntesten, geläufigsten, blühendsten Sprache werden Aufgaben, Sachen, Zweifel behandelt, die nichts geringeres als die Einrichtung der ganzen Nation, ihre völlige Organisation und Wiedergeburt von Grund aus betreffen, mithin die intereßantsten für alle Völker Europa's, ja in Folgen fürs ganze menschliche Geschlecht [seyn müßen] sind, sofern dies von Europa aus berührt oder regiert wird.

Je verdorbner die französische Nation seyn mag, desto intereßanter werden diese Bemühungen: denn welche unsrer Nationen wäre es, die an der französischen Verderbniß nicht Antheil genommen hätte? da ja, zumal in Deutschland, seit Ludwig's 14. Zeiten, fast auch der kleinste Regent sich Mühe gegeben, ein Souverain wie Ludwig 14. zu seyn, und seinen Hof nach französischer Weise zu gestalten. Der hohe Adel folgte dem Beispiele nach, schämte sich fernerhin ein Deutscher Adel zu seyn, und ließ die Deutsche als eine Wendische Sprache, seinen gebohrnen Knechten, den Bürgerlichen und Sklaven. Wie nun? hätten die Höfe, hätte der Adel so gar umsonst das Französische gelernt? hätte ers so lange umsonst parliret? Er folgte ja sonst, mit tiefer Verachtung der Deutschen Nation, der französischen Mode in Begriffen, Ausdruck, Einrichtung und Kleidern; warum wollte er jetzt diese aufgeklärteste, Geschmackvolleste Nation, in der wichtigsten Sache, die sie je unternahm, denn nicht wenigstens anhören und prüfen? Die Constitution, an der die Nationalversammlung arbeitet, ist ein unaufgelösetes, ein noch nicht vorgekommenes Problem; mögen die, die es auflösen wollen, ihrem Geschäft unterliegen, oder mögen sie es besiegen, der Kampf, der Sieg, selbst die Niederlage unter dem verwickeltsten, schwersten Problem der Menschheit, ist für alles was nicht Thier [oder Sklave] seyn will, doch wohl der Aufmerksamkeit werth? Und da die Vorsehung uns diese Scene selbst vor Augen stellt, da sie solche nach langen Zubereitungen in unsre Zeiten fallen ließ, daß wir sie sehen, daß wir an ihr lernen sollen; wer wollte an ihr nicht lernen und Gott danken, daß sie außer unsern Grenzen geschieht, daß wir an ihr, falls uns, wie gesagt, ein böser Genius nicht [unvorsichtig] freventlich [hineinzöge oder] hineinstürzte, nur als an einer Zeitungssage Antheil nehmen dörfen? Da bleibt es uns erlaubt, unsern Deutschen gesunden Verstand zusammenzuhalten, Alles prüfend zu sehen, das Gute vernünftig zu nützen, gerecht und billig das Verwerfliche zu verwerfen.

So sehe ich die Sache an, m. Fr., und Ihre meisten Fragen sind dadurch an meinem Theile beantwortet. Wer es strenger nehmen will, der zeige seinen Beruf dazu auf, daß er als competenter Richter zu Entscheidung der Sache gesetzliche Vollmacht habe. Meines Wissens ist kein Deutscher ein gebohrner Franzose, der Verpflichtung und Beruf habe, für die alte Ehre des Königs der Franzosen auch nur einen Athem zu verlieren. Kein Deutscher ist Franzose, um, wenn diese ihren alten Königsstuhl, den ältsten in Europa nach mehr als einem Jahrtausend säubern wollen, (welches längst die Reinlichkeit erfordert hätte) den Geruch davon mitzutragen, oder ihn in persona und corpore zu säubern hätte. Einem Deutschen Fürsten wird dies nie einfallen wollen; und die französischen Princes, Ducs, Marquis et Nobles würden sich mit dem spöttischten Hohn freuen, wenn ein Deutscher Prinz, Herzog, Fürst und Markgraf sich für Ihresgleichen erkennete, und sie der Sache ihres Vaterlandes halben in Schutz nähme. Die Franzosen haben Deutschland seit Jahrhunderten nie anders als Schaden gebracht; sie haben viel zu vergüten, da sie wider und für das Östreichische Haus sich lange dran versündigt haben. Keine Schlange muß es also seyn, die uns die Rose bringt: [denn im Modeton unsrer Magnaten[1] selbst haben wir den Biß der Schlange zu lange und oft empfunden]. Wir wollen an und von Frankreich lernen; nie aber und bis zur letzten grossen Nationalversammlung der Welt am jüngsten Tage wird Deutschland ein Frankreich werden wollen und [wahrscheinlich nie] werden. M.

18.

Die Probleme, die ich mir aus der ungeheuren Revolution Frankreichs ruhig und in Frieden abziehe, auf deren Auflösung oder Nichtauflösung ich, ohne Partheigeist und Zank, mit banger und froher Sehnsucht warte sind:

1. Welches ist die beßere Verfaßung, die sich Frankreich giebt und zu geben vermag? Ists eine gemäßigte Monarchie? (ein zweifelhafter [gefährlicher] Name!) oder muß es wider Willen, so sehr es dem alten Wahne nach am vorigen Namen hängt, zur Republik, d. i. dem jedermann gemeinsamen Wesen zurückgebracht werden? Je früher dies geschieht, desto beßer dünkt michs: denn nur Despotismus oder gemeines Wesen sind die beiden Endpunkte, die Pole, um welche sich die Kugel drehet; gemäßigte Monarchie, ist blos das unregelmäßige Wanken von Einem zum Andern Pole.

2. Kann dieses Gemeinwesen, der gewöhnlichen Theorie zuwider, auch in einem so grossen Bezirk von Ländern und ehemaligen

1) Zuerst: denn in unsern Regenten

Provinzen, als Frankreich ist, statt finden? Machen Berge und Thäler, alte Gewohnheiten und Vorrechte hierinn keinen Unterschied? Wird dies Problem aufgelöset, und sämmtliche Theile der Republik finden sich dabei wohl: so ist praktisch ein großer Schritt in der Speculation über die Verwaltung der Staaten geschehen; es ist ein neuer, höherer Canon gegeben, als der seit Aristoteles anerkannt worden. Ich sehe auch nicht, warum er nicht existiren könnte, da die größesten Reiche unter der elendesten Verfaßung, dem Despotismus, oder was noch ärger ist, dem Aristokrat-Despotismus lange, obwohl unglücklich existirt haben.

3. Wiefern vermag Frankreich sich hierüber mit andern Staaten Europa's abzufinden? indem es leider! nicht in Amerika liegt, noch wie Britannien vom Meere begränzt ist. Wird Europa ohne Feindseligkeit und Blutvergiessen es aus seiner sogenannten Waagschale, die eben nicht die Waagschale des Rechts, sondern der Eroberungssucht und alter Familienrechte ist, fallen laßen? Zwar hat dem Könige von Frankreich nie jemand sein Reich oder die Usurpationen desselben verbürgt, auch nicht verbürgen können und dürfen; auch hat der König deßhalb niemanden anruffen können und mögen, weil er sich keiner Garantie deßhalb bewußt war; um so mehr ists aber zu erwarten, daß die Politik Europa's, Kraft [ihrer willkührlichen] der fruchtbaren Dichtung eines Gleichgewichts, das nie existirt hat noch ohne Sklaverei und Lähmung existiren kann und wird, etwas dergleichen erfinde, und Frankreich seinen alten, völlig-eigenmächtigen Königsstuhl zu säubern weigre.

Was dürfte aber aus dieser sonderbaren, höchst angespannten Krise, da fremde Hausherren ohne Recht und Vollmacht, sich in die Verwaltung eines ihnen fremden Hauses mischen, deßen Überläufer und Verräther beherbergen und rüsten, zu unsern Zeiten werden?

4. Wie würde sich Frankreich seinen Grundsätzen nach, nach welchen es dem Eroberungssystem entsagt hat, bei erfolgtem Widerstande nehmen? Je großmüthiger, vester und edler; desto beßer. Es gäbe damit das erste Beispiel eines gerechten und billigen Krieges, über dessen Verwaltung sich seine eigne Constitution zum Unterpfande und Wächter gemacht hat.

5. Wie wird es seine Gesetzgebende, gerichtliche und ausübende Gewalt vertheilen? Nothwendig müßte die Vernunft, Billigkeit und Ordnung eine augenscheinliche, daurende Uebermacht erhalten, wenn in einem so grossen Reich eine solche Vertheilung ohne Despotismus bestehen könnte. Ein gewaltiger Schritt in der Anordnung der Dinge unter dem Gesetz einer gemeinsamen Ordnung! Damit er gemacht oder versucht werden könne, müßten wir wünschen, daß keine fremde Macht sich in das freie Experiment einer eignen Nation, die es an sich selbst versucht, mische, oder durch voreilige Weisheit und Zwischenkunft es störe.

6. Keine Nation, die ein politisches Ganze constituirt, kann ohne Auflagen seyn; wie werden diese gerecht vertheilt, wie aufs schonendste erhoben werden? Wird das Economistische System, gegen welches mit dem größesten Anschein viele Zweifel erhoben sind, bestehen? oder wird es auch in Frankreich Änderung leiden? Wird Frankreich dadurch als Handelsstaat sinken oder steigen? wie und worinn wirds gewinnen, indem es als solcher, sinkt und steiget? — In Deutschland können wir die Auflösung dieser Fragen mit grosser Ruhe erwarten, da die wenigsten unsrer Länder eigentliche Handelsstaaten, und unsre Auflagen, Erwerb' und Producte ganz andrer Art sind, als die in Frankreich gewesen. Nur die reinste Theorie kann für uns dienen; und diese wird weder durch Zank ausgemacht, noch in zwei Jahren erprobet.

7. Wie wird es Frankreich in Ansehung des Cultus halten? und was werden die Folgen dieser neuen Einrichtung der Dinge seyn? Wir leben nicht mehr im sechszehnden Jahrhunderte, und wie unter Heinrich 8. in England reformirt ward, kann jetzt nicht mehr reformirt werden. Desto beßer; je ursprünglicher und tiefer die Sache betrieben wird, für andre ein desto lehrreicheres Unternehmen. Man hat lange gestritten, ob Unglaube oder Aberglaube bösere Folgen gebe; in so vielen Zeiten und Ländern hat die Gottheit schändliche Abgöttereien, den frevelhaftesten Aberglauben geduldet; ihr also können wirs auch ruhig überlaßen, ob sie einen Europäischen Sineserstaat, eine Gattung Confucius=Religion dulden werde. Wir Protestanten wollen für die verfallenen Altäre, die sekularisirten Nonnenklöster, die Eidbrüchigen Priester keine Kreuzzüge thun; oder der Pabst sowohl, als die hohe Clerisei der Franzosen würde über uns lachen, daß wir rächen wollen, was wir selbst gethan haben und in deßen Besitz wir uns fort erhalten. Prüfend wollen wir diese Reformation, mit der die vor 200. Jahren geschah, vergleichen; und uns auch hieraus das Beste merken.

8. Die Literatur endlich; laßet uns nicht glauben, daß in drei oder vier, in sechs oder sieben Jahren Frankreich ein unliterarisches Affenland, ein Grönland oder Siberien werde. Vor vielen, ja den meisten Ländern Europa's, die doch auch policirt heißen wollen, hat es so entschiedne Vorschritte voraus; seine Sprache ist auch im Munde des gemeinen Volks so fein und gebildet; es sind so viele Begriffe der Philosophie, des sittlichen Anstandes und selbst des zarten Geschmacks allen Claßen der Nation seit einem Jahrhunderte zu einem so vesten, gewohnten Besitz worden, daß es wahrlich eine unnöthige Furcht ist, dies alles möchte durch drei oder vier Jahre verdränget werden. Ueber dem hörte ja auch bis jetzt der Gebrauch der Cultur und Literatur nichts weniger als auf; eben diese werden bei allen Classen des Volks in Bewegung gesetzt, und an den wichtigsten Gegenständen des menschlichen Wißens jetzt mächtig geübet. Unter großem Elende ist also wenigstens

eine allgemeine Schule der Vernunft- und Redekunst der ganzen Nation praktisch eröfnet worden; wer sprechen kann, spricht und wird von Europa gehört. Kinder und Jünglinge empfangen diesen Eindruck, und die zweite Generation wird gewiß weiter seyn, als die erste war. Die Buchdruckerei feiert nicht, und Männer von entschiednem Werth in Betreibung der Wißenschaften sind mit andern jetzt an der Spitze der Geschäfte. In ruhigern Zeiten werden sie zu ihren Musen wiederkehren, nachdem sie in stürmischen Zeiten den Göttern des Vaterlandes Gefahrvolle Opfer gebracht haben. Laßen Sie die alte Schönrednerei auf Kanzeln und Richterstühlen, in Akademieen und auf der tragischen Bühne sterben; mich dünkt, wir haben alle Meisterstücke, deren diese Gattungen fähig waren, schon in Händen, und manche Gattung hatte sich bereits selbst überlebet. Eine neue Ordnung der Dinge fängt jetzt auch in diesen Künsten an; Wort werde That, die That gebe Worte. Was nun stehe oder sinke, was verwese oder widergebohren werde? — die Auflösung dieses Problems kann uns nicht anders als heilsam und lehrreich seyn: denn wir Deutsche leben ja nicht einzig und allein von Frankreichs literarischen Produkten. Nur mische sich kein fremder [Erobrer] Schiedsrichter in diesen einheimischen Streit, und keine Gefahr bedrohe oder zerstöre die alten Sitze und Heiligthümer der französischen Muse. Unter allen neueren Sprachen Europa's war sie die erste, die dem rohen Welttheil feinere Vernunft, Witz, Geschmack, Artigkeit verlieh; selbst Italiens Sprache ging sie hierinn vor, und in allen Wissenschaften, den schwersten und nutzbarsten sowohl, als den gefälligen und leichten hat Frankreich unsterbliche Verdienste. Wie Alexander in dem eroberten Thebe Pindars Haus schonte; wie alle wilde Barbaren, die Hunnen nicht ausgenommen, die alte Herrlichkeit Roms scheuend verehrten: so vergeße, auch im wütendsten Aufstande, niemand der Glorie alter Zeiten; oder sein eigner Name würde dadurch auf eine schreckliche Weise unsterblich.

Ich stimme also meinem Freunde M. bei, daß jeder, der sich rein fühlet, auch über dies alles ruhig urtheilen könne und werde. Kein Inquisitionsgericht ist schimpflicher, als ein Gericht über Meinungen von historischen Dingen, die unser Urtheil nicht ändern kann, deren rechte Gestalt wir kaum wißen, deren Ausgang wir noch zu erwarten haben, in einem fremden Lande. Mir ist selbst kein Negerkönig bekannt, der sich einer solchen Inquisition angemaßet hätte. Wir, m. Fr., wollen wie wirs bisher gethan haben, uns aller Zeitungsklätschereien über einzelne Begebenheiten enthalten, und auf die Grundsätze und Folgen der Dinge, aus welchem Lande sie uns auch zukommen mögen, desto unpartheiischer merken. Die Menschheit ist älter und größer als Frankreich; sie wird genannt werden, wenn von der Ephemere dieser Revolution nicht mehr die Rede sein wird. P.

---

19. (vgl. 17, 109. 110,94.)[1]

— — So, m. Fr., stelle ich mir auch den künftigen Zustand der Literatur vor, wenn ich ihn mit dem jetzigen vergleiche. Wir leben unter einer schönen Morgenröthe; erfindsame und fleißige Geister aller Art haben sich in jeder Gattung der Wißenschaften unsterbliches Verdienst erworben. Die Nachwelt wird ihre Verdienste nutzen, ihre Empfindungen berichtigen, ihre Anlagen ausbauen, und ohne Zweifel durch neue Erfindungen, wie durch neue Organe, durch eine veränderte Ansicht der Dinge, durch einen neuen Standpunkt zu einer Ausbildung gelangen, die uns vielleicht noch ganz unbewußt ist. Ich wage ein kleines Beispiel am Lesen der claßischen Alten.

Außer allem Zweifel ists, daß wir sowohl die heiligen Schriften der alten Ebräer, als die in ihrer Art auch heiligen Denkmahle der Griechen und Römer jetzt mit einem reinern Gefühl und Geschmack, ja großentheils mit einer Zweckmäßigkeit behandeln, von welcher unsre gelehrtern und fleißigern, geschweige unsre ältern Vorfahren, die Anfänger dieses Studiums, noch fern waren. Kein Wunder! wir stehen auf ihren Schultern, nutzen ihre Mühe, und finden uns eine Ansicht der Dinge gewährt, finden Quellen vor uns geöfnet, von denen jene noch nicht wißen konnten. Man vergleiche Heyne's Virgil, Beck's Euripides, Schneider's Oppian, Schweighäuser's Appian, Wolfs Stücke aus Cicero und Demosthenes u. f. mit ihrer Vorgänger Arbeiten; man stelle Voßens Odyssee gegen Schaidenreissers und Sprengs Transferirung, und der ungeheure Sprung wird sichtbar. Auch die Ursache unsres Vorzuges wird sichtbar, weil wir, mit Hülfe der Zeit, in die Natur der Sache, des Inhalts und Zwecks der Rede, des Ausdrucks, der Geschichte tiefer eingedrungen sind, und uns befleißen, mit Griechen und Römern idealisch in ihrer Welt zu leben.

Und dennoch finden wirs unverholen, daß jene Welt nicht mehr die unsere sei, daß zur nutzbarsten Anwendung des Geistes der Alten uns eine Welt fehle, oder wenigstens die Gelegenheit um uns her oft sich versage. Mörderische Hände haben sogar die Alten, Griechen und Römer, unsern Schulen entreißen wollen, weil in ihnen die Jünglinge mit republikanischen, mit Freiheits-Ideen genährt würden, die, wie sie sagten, in unsre Staaten nicht gehören. Wie nun? wenn auch hierinn die Zeiten der Griechen und Römer uns näher kämen? Wenn nahe Völker unsres Europa Zeiten erlebten, die den Zeiten Miltiades, Themistokles, mithin auch Aeschylus, Sophokles, Pindars glichen? wenn neue Perikles, ohne dessen Fehler, uns die Zeiten

1) Das erste Drittel des Briefes hat, mit reicherer Ausführung der Vision, den 23. Brief in der zweiten Sammlung ergeben. Die zugehörige Anmerkung * hat im älteren Mſk. noch den Zusatz: „Töchter Dval's sind die Parzen, die die Geburt der Kinder weiheten."

Sokrates, Xenophons und Thucydides, Euripides und Plato zurückführten, und wie es selten der Fall war, der Feldherr als Bürger reden, als Redner schreiben könnte? Nothwendig müßte aus dieser Vereinigung von Geschäften und Talenten ein Licht hervorgehn, eine Flamme sich entzünden, die jene Alten nicht nur heller beleuchtete, sondern ihr Licht, ihr Feuer, aus der Asche gleichsam wieder auflebend unsern Zeiten selbst mittheilte.

Wenn nicht blos Strafen in unserm Vaterlande, sondern auch Ehrenkränze und öffentliche Belohnungen wären, die den Sieger, den Vollbringer gerechter, großmüthiger, guter Thaten, und in ihm sein Geschlecht, seine Stadt, sein Vaterland ehrten: so lebte natürlicher Weise Pindar wieder auf, und wir würden den alten Thebaner, von dessen Gesängen sowohl dem Inhalt als der Art nach wir so weit entfernt sind, nicht mehr als einen schwülstigen, aufbrausenden Dithyrambensänger ansehn, der er im mindesten nicht ist. Seine edle Einfalt, die hohe Wahrheit seiner Grundsätze, selbst die Natur seiner Erzählungen, als einer lyrischen Epopee würde uns einleuchten, und uns vor dem tollen Aufzuge, in welchen man seine Gestalt gehüllt hat, bewahren.

Lebten die Zeiten irgendwo auf, in welchen man, wie die Griechen nach der Niederlage der Perser, den ganzen Stolz und Muth der Freiheit fühlte; so wäre auch die alte, wahre Tragödie, die ernste Tyrannenfeindin, vielleicht der Chor selbst wieder erstanden, falls dieser, als ein Theaterbild der allgemeinen Theilnehmung, je wieder erstehen kann.

Wenn für ein wahres Vaterland Bürger bluten und sterben, wenn lebend sie sich um die öffentliche Sache verdient machten, und das Gemeinwesen sie dafür mit unerkauften Denkmahlen lohnt, kurz wenn Ruhm und Verdienst wieder hergestellt ist: so werden sich auch Aufschriften mit griechischer Einfalt und Hoheit wiederfinden, die unsrer Zeit natürlicher Weise fremde und fern sind. Alsdann wird man auch die Anthologie, einem grossen Theil nach, in ihrem Werth schätzen und lieben.

In ähnlichen Zeiten werden Demosthenes, Cicero; auch ein Tacitus wird zu seiner Zeit wieder erstehen, und diese Zeit dörfte am wenigsten entfernt seyn. Kurz, mit denselben Zeiten kommt derselbe Geist wieder: durch Kunst kann man sich in fremde Verhältniße setzen, durch Wissenschaft sie ergründen; nur aber die Natur und der große Geist der Dinge kann sie zurückführen und sodann dem kleinsten Umstande anschauliche Wahrheit oder neue wirkliche Anwendung geben.

Multa renascentur quae etc. [17, 112][1]

Ich sage eben nicht, daß dies in Allem glückliche Zeiten sein werden; wenn sie aber da sind, welche Zeiten sind ganz glücklich? D.

---

1) Im älteren Mscr. steht v. 3 richtig Tiphys.

20.

Gnug, m. Freunde, hat die Sibylle von Zeiten, die wir nicht erleben mögen, geweißagt. Laßen Sie uns wieder den Blick auf unsre Zeiten, insonderheit auf die friedliche Wißenschaft richten, die vom fabelhaften Orpheus an eine Lehrerin der Humanität gewesen seyn soll. Die arme Philosophie hat sich neuerlich ins Dunkel gezogen; sie spinnt über reinen Vernunftbegriffen, die außer aller Erfahrung, über Anschauungen, die vor aller Erfahrung seyn, kennt eine extramundane Freiheit der Menschen und bestimmt ein reines Soll außer und vor allen Triebfedern und Bewegungsgründen. Mit einem Kram speculativer Unterscheidungen und Wortschälle über und über bekleidet, verachtet sie jede Philosophie, die ihr vorherging und macht den Namen eines popularen Philosophen zum Schimpfworte; die Fahne der Intoleranz hat sie hoch aufgesteckt, und was sich nicht in ihre neue Terminologie fügt, wenn es auch das Wahreste und Nützlichste sagte, wird zerhauen und verachtet. Was kann aus diesem wieder eintretenden Scholasticismus, der sowohl in der Gedankenreihe als im Ausdruck zu herrschen anfängt, entstehn, als daß wir wieder um ein Jahrhundert zurückgeschleudert werden, daß die Gedankenweise, in welcher Plato, Leibnitz, Sulzer u. a. unter uns dachten, verkannt, verachtet, vergeßen wird, und wir auf eine Zeit wieder in eine transscendentale Barbarei zurückkehren, die über aller Natur und Erfahrung im Empyreum wohnt? Drei Schwestern fingen, insonderheit seit Leibniz Zeiten an, Hand in Hand zu gehen, Mathematik, Physik, und Moral; die Metaphysik und die ihr angrenzenden Wißenschaften folgten jenen im bescheidnen Gange der Untersuchung, Darstellung, Aufklärung nach; die transscendentale Philosophie schneidet ab, reißt nieder, und was bauet sie auf? was kann in ihrer Manier gebauet werden?

Ist Ihnen Leibnitz Urtheil über Deskartes bekannt? Ich will es hersetzen. „Die beste Antwort, schreibt er an den Abt Nicaise,*) die die Cartesianer dem Bischof von Avranches geben könnten, wäre die, daß sie seine Erinnerungen nutzten; daß sie sich vom Sektengeist losmachten, der dem Fortgange der Wißenschaften immer entgegen ist; daß sie zum Lesen der vortreflichen Werke Deskartes auch die Werke andrer grosser Männer, alter und neuer, hinzufügten und insonderheit das Alterthum nicht verachteten, dem Deskartes einen grossen Theil seiner besten Gedanken entlehnt hat; daß sie statt allgemeiner Raisonnemens, die zu nichts als zu Unterhaltung der Trägheit, und zur Decke der Unwißenheit dienen, sich auf Erfahrungen und Beweise legten; daß sie Schritte vorwärts zu thun suchten, und sich nicht begnügten,

*) Leibnit. Opp. T. II. p. 243.

bloße Paraphrasten ihres Lehrers zu bleiben; daß sie die Anatomie, Geschichte, Sprachen, Kritik nicht vernachläßigten oder verachteten, blos weil sie deren Wichtigkeit und Werth nicht kennen; daß sie sich nicht einbildeten, man wiße schon alles Nöthige, oder alles was sich zu wißen hoffen läßt; endlich bescheiden und fleißig zu seyn, um sich nicht das Sprüchwort zuzuziehen: ignorantia inflat. Ich füge hinzu, daß, ich weiß nicht wie? und durch welchen Unglücksstern, der jeder Entdeckung feindlich ist, die Cartesianer fast nichts Neues gethan haben, und beinah alle Entdeckungen von Nicht=Cartesianern gemacht sind. Es scheint, daß die, die sich an Einen Lehrmeister heften, sich durch diese Art Sklaverei erniedrigen und nach ihm fast nichts Eignes zu denken vermögen. Ich bin gewiß, daß wenn Deskartes länger gelebt hätte, er selbst uns noch eine Menge wichtiger Dinge würde geschenkt haben; woraus man denn sieht, daß sein Genie, nicht seine Methode das Vorzügliche in ihm gewesen. In der That erinnere ich mich in Einem seiner Briefe gelesen zu haben, daß er einen Discours über seine Methode habe schreiben und Proben davon geben, nicht aber ihn öffentlich machen wollen; daher die Cartesianer, die die Methode ihres Lehrers zu haben glauben, sich sehr betrügen. Mit einem Wort, ich schätze Descartes sehr hoch; oft aber ist mirs nicht erlaubt, ihm zu folgen." — An andern Orten drückt Leibnitz sich noch stärker über den unfruchtbaren unduldsamen Sektengeist der Cartesischen Schule aus, deren Lehrgebäude und Methode er überhaupt nur für den Vorsaal der wahren, grossen Naturphilosophie hielt; und die Zeit hat sein Urtheil gnugsam bestätigt. Was würde Leibnitz von der jetzt herrschenden Philosophie denken und sagen? Laufen Sie seine Schriften und Briefe durch; es sind Stellen darinn als ob sie für unsre Zeit geschrieben wären. Und doch ändert sich damit der Lauf der Dinge nicht; was im Gange ist, geht, bis ein Andres es aufhält, ablöset und wohl gar vernichtet. L.

---

21. (vgl. 17, 404.)

Mit dankbarer Freude erinnere ich mich aus meinen Jugendjahren der Bekanntschaft und des Unterrichts eines Philosophen, der mir ein wahrer Lehrer der Humanität war. Damals in seinen blühendsten Jahren hatte er die fröliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn in sein greisestes Alter begleiten wird. Seine offne, zum Denken gebauete Stirn war der Sitz der Heiterkeit; und die Gedankenreichste, angenehmste Rede floß von seinem gesprächigen Munde. Scherz, Witz und Laune standen ihm zu Gebot; immer aber zu rechter Zeit, und also daß wenn jedermann lachte, er dabei ernst blieb. Sein öffentlicher Vortrag war wie ein unter=

haltender Umgang; er sprach über seinen Autor, dachte aus sich selbst, oft über ihn hinaus; nie aber habe ich in den drei Jahren, da ich ihn täglich und über alle Philosophische Wißenschaften gehört, den kleinsten Zug der Arroganz an ihm bemerket. Er hatte einen Gegner, der ihn widerlegt haben wollte, und an den Er nie dachte; eine seiner Schriften, die um den Preis gestritten, und ihn [im höchsten Grad] sehr verdient hatte, bekam nur das accessit, welche Nachricht er [ohne Verziehung einer Gebehrde] mit der heitern Erklärung empfing, daß ihm nur um die Bekanntmachung seiner Sätze durch eine Akademie, mit nichten aber am Preise gelegen wäre. Ich habe seine Urtheile über Leibnitz, Newton, Wolf, Crusius, Baumgarten, Helvetius, Hume, Roußeau, deren einige damals neuere Schriftsteller waren, von ihm gehört, den Gebrauch den er von ihnen machte, bemerkt, und nichts anders als [den edelsten] einen edlen Eifer für die Wahrheit, den schönsten Enthusiasmus für wichtige Entdeckungen zum Besten der Menschheit, die Neidloseste, nur aus sich wirkende Nacheiferung alles Großen und Guten in ihm gefunden. Er wußte von keiner Kabale; der Parthei- und Sectengeist war ihm ganz fremde; sich Jünger zu erwerben, oder gar seinen Namen einer Jüngerschaft zu geben, war nicht der Kranz, wornach er strebte. Seine Philosophie weckte das eigne Denken auf, und ich kann mir beinah nichts Erlesenеrs und Wirksameres hiezu vorstellen, als sein Vortrag war; seine Gedanken schienen eben jetzt in ihm zu entspriessen, man mußte mit ihm fortdenken; vom Dictiren, Dociren und Dogmatisiren wußte er nichts. Naturgeschichte und Naturlehre, Menschen und Völkergeschichte, Mathematik und Erfahrung waren seine Lieblingsquellen des menschlichen Wißens, aus denen er schöpfte, aus denen er alles belebte. Auf sie wieß er zurück; seine Seele lebte in der Gesellschaft, und noch erinnere ich mich der freundschaftlichen Worte, die er mir darüber beim Abschiede sagte — Dieser Mann, m. Fr., hieß Immanuel Kant; so steht sein Bild vor mir.

[1]Und nun denken Sie leicht, daß es seine Schuld nicht sei, wenn man seine Philosophie mißbraucht[2] und ihr zum Theil eine andre, ihrem Urheber ganz unähnliche Gestalt gegeben. Ich weiß, in welchem Geist und zu welchem Zweck er seine ersten kleineren Schriften schrieb; dieser Geist hat ihn bei seinen letzten größeren Werken nicht verlaßen; davon sind diese Werke selbst Zeugen. Falsch ist es, ganz und gar falsch, daß seine Philosophie von der Erfahrung abziehe, da sie vielmehr auf Erfahrung, wo diese irgend nur statt finden kann, endlich und sträcklich hinweiset. Falsch ist es, daß er eine Philosophie liebe, die ohne Känntniß andrer Wißenschaften immer und ewig leeres Stroh drischt; die das thun [welchen Ruhm sie sich auf einige Zeit auch

---

1) Von hier an bis S. 328 gedruckt (fehlerhaft und mit einigen Auslassungen) in den „Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfr. v. Herder" 2, 240—245 (1820).

2) Zuerst: gemißbraucht hat

erwerben mögen,] sind nicht seiner Art und Gattung. Seine Kritik der reinen Vernunft sollte ein Katarktikon,[1] eine Prüfung [und Reinigung] ihrer Kräfte, eine Bestimmung ihrer Grenzen, eine Reinigung der metaphysischen Tenne, nicht aber zugleich der Inhalt alles menschlichen Wißens und Denkens seyn, worüber des Verf. deutlichste Erklärungen dastehn. Wenn man also den Umriß für die Sache selbst, den Rahmen für das Bild, das Gefäß, dessen Fugen er darleget, für den völligen Inhalt des Gefäßes annimmt, und glaubt, daß man alle Schätze der Erkenntniß hiemit in sich gesammlet habe; welch ein Mißverstand! welch ein Misbrauch! Kants meiste Schriften sind, wie es ihr Zweck erforderte, als Untersuchungen, als Prüfungen, als Diskurse geschrieben; zu solchem Zweck sind sie selbst schön geschrieben; eine dem Inhalt angemeßene Schreibart, eine sehr glückliche, ich möchte sagen, Baumgartensche Bezeichnung der Hauptbegriffe in einer paßenden Terminologie; mehr als alles aber der Geist des eignen Denkens, der Alles belebet, machen jede Schrift zu einer lebendigen Unterredung, die vom eigenthümlichen Gepräge ihres Urhebers, gewiß nicht unangenehm, bezeichnet wird. Wie verwunderte ich mich, da ich las und hörte, daß eine Jahr lange Mühe dazu gehöre, sich in diese dicken Bücher, wie eine Motte, nur hineinzulesen, daß der Inhalt dieser Schriften dergestalt schwer zu verstehen, zu umfaßen, zu begreifen sei, daß es durchaus kein anderes Mittel gegen den Un- und Mißverstand gebe, als die aothentische Erklärung des Autors. Einer der Partheienführer ließ gegen den andern sich mit dem Attestat stempeln, daß Er den Autor recht verstanden habe; und so ward der lichte, helle, sogar oft Wortreiche Kant zu unsern Zeiten ein andrer Duns Scotus, nach dessen wahrem Sinn man wie ein Maulwurf graben oder zu ihm selbst wallfahrten mußte. Die Intoleranz endlich, mit welcher diese gestempelten und nicht gestempelten Kantianer von ihrem allgemeinen Tribunal sprachen, verdammten, lobten, verwarfen — sie ist dem gesunden Theil von Deutschland so verächtlich gewesen, als sie dem toleranten Charakter und überlegenden Wahrheitssinn des Urhebers dieser Philosophie zuwider seyn mußte. Eine kritische Philosophie, die durchaus keinen Dogmatismus predigen will, mit Feuer und Schwert, mit Höhnen und Schimpfen einführen wollen, ist der erbärmlichste Despotismus.

Aber was thut dies alles zur reinen Sache des Autors? hat man nicht mehr Beispiele, daß die —aner jedes Namens ein verhaßtes, verachtetes Volk gewesen oder geworden sind, indeß der Mann, dem sie sich unglücklicher Weise anhängten, gar nicht ihres Sinnes war, und durch sich in bescheidnem, unsterblichem Verdienst glänzte? Sogar geheime Gesellschaften, Geisterseher und Wunderthäter bemühten sich für die Kantische Philosophie,

---

1) Verschrieben statt „Kathartikon"?

weil sie glaubten, daß durch das ihr zugeschriebne Principium eines Glaubens der Convenienz und eines blinden Gehorsams unter denselben alles gesunde Denken, ihnen zum Vortheil, zerstört werde; ist dies aber Kants Sinn, den ihm auch nur sein ärgster Feind beilegen könnte? Niedrige Partheisucht erklärte sich für oder wider Kant, nachdem hie oder da Stimmen galten, Stimmen entschieden; dies unphilosophische Gezücht geht und gehe unter, indeß Kants eigne Werke bleiben.

Und sie werden bleiben. Ihr Geist, wenn auch in andre Formen gegoßen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird wesentlich weiter wirken und leben. Er hat schon viel gewirkt; fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen siehet man seine Spuren. Durch Kant ist ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu sichten, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie gehet, die eigentlich menschlichen Wißenschaften, Moral, Natur- und Völkerrecht nach strengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilsam sind diese Versuche; sie werden in Thathandlungen greifen und einst, so Gott will, selbst zu angenommenen Maximen werden. Innig wünsche ich also dem [liebens- und] ehrwürdigen Greise, daß er sein großes Geschäft in heiterer Gesundheit, frisch wie ein Jüngling, vollende. Zwar sein Denkmal ist längst vollendet, und er verdiente gewiß mehr als [Abälard] jener Vorgänger der Scholastik die Inschrift:

Prussorum Socrates —
Noster Aristoteles, logicis etc. [17, 404 fg.]

Der bescheidene Mann aber verschmähet jede pralende scholastische Inschrift; sein Geist lebt in seinen Werken. P.

22.

Um von Kant eine gerechte Idee zu erwecken, hätte es, wie mich dünkt, die Billigkeit erfordert, daß man aus seinen Schriften die Hauptsätze gezogen, sie in einer hellen Kürze vorgetragen und mit den Bemühungen voriger und jetziger Philosophen verglichen hätte: denn auch sein anmaassendster Verehrer wird doch nicht behaupten, daß Alles in ihm neu sei. Hier müßten nun freilich nicht, wie es mehrmals geschehen ist, alle alten Weisen auf den Kopf gestellet werden, damit der neueste allein auf die Füße zu stehen komme; vielmehr erfodert das Gesetz der Humanität, daß man jedem seinen Standort, seine Ansicht der Dinge, sein Verdienst laße, und was den Rang betrifft, nicht entscheide. Offenbar aber wird aus dieser Zusammenstellung werden, daß Vieles mit andern Worten längst gesagt, Andres Stückweise, auch von

den neuesten Denkern, Hume, Roußeau, Lambert, vorbereitet worden, bis Kant mit philosophischer Präcision ihm Grenze und Maas bestimmte. Eben deßhalb greift Kants Kritik so tief in den Geist der Zeiten ein, weil sie gnug vorbereitet erschien, und tausend schon vorhandene, dunkle Vorideen zum Licht bringen konnte.

Ich möchte Ihnen gern einige meiner Lieblingsplätze in diesem weiten Gebiet anzeigen, die ich vor andern angebauet wünschte, z. B.

1. die Synthesis der Begriffe, deren Fachwerk der Philosoph mit so vielem Fleiße bezeichnet. In dieser Function liegt doch die ganze Kraft der Seele im Denken, im Erfinden, im Darstellen, ja selbst im Wollen und Thun. Nach welchen Regeln, nach welchen Anschauungen wirkt unsre Denkkraft? welche Vorbilder hat sie in sich und außer ihr, in dieser oder einer höheren Ordnung?

2. Wie hängt die äußere und innere Welt zusammen? können wir in jener nicht weiter bringen, als daß wir ein unbekanntes x als ein Substratum voraussetzen? oder gibt es in den Erscheinungen selbst mancherlei Grade und Ordnungen der Verhältniße und Analogieen zu uns, die immer und immer einerlei, nur höhere Gleichungen und Regeln geben, bis endlich das unserm Wißen so entbehrliche, als unzugängliche x zurückbleibt.

3. In welchem Verhältniße stehen Vernunft und Sprache? Wie viel ist in den reinen Verstandesbegriffen blos Wort, (Symbol) wieviel ist Sache und Daseyn? —

Doch wo schreibe ich hin, ehe ich weiß, ob und welchen Antheil Sie, m. Fr., an meinen Fragen nehmen? Wäre dies, so wollen wir uns über [die Kantischen Schriften] einzelne Materien einzeln unterhalten; in [allen] Manchem ist wohl auch streitige Materie genug. Laßen wir indeß den philosophischen Nestor erst seine Disciplinen vollenden; wenn er uns noch mehrere so Ideen=[und Sachen]reiche Werke, als sein neueres, die Kritik der Urtheilskraft, schenket: so wollen wir gern noch im Einzelnen lernen, ehe wir untersuchen, ob systematisch betrachtet, auch alles haltbar seyn möchte, oder sich manches nicht auch anders sagen ließe? Die Versuche hierüber wird Kant niemanden wehren.

Ich kann meinen Brief nicht schließen, ohne Ihnen Salomon Maimons Versuch über die Transscendentalphilosophie und über die symbolische Erkenntniß wenigstens genannt zu haben. Hat jemand unter Ihnen Lust, so wollen wir an dies tiefsinnige, viel umfaßende Buch zunächst unsre Bemerkungen knüpfen.

Glücklich, wenn wir aus Kants und seiner Nachfolger Schriften die Sphäre der Humanität, unsre Kräfte und Pflichten rein kennen und immer richtiger gebrauchen lernten! Seine Critik der praktischen Vernunft

und die darauf gebauete *Moralphilosophie* legt den Grund zu einem *Natur- und Völkerrechte*, das — wenn allgemein anerkannt? wenn allgemein angewandt seyn wird? P.

---

24. (vgl. 17, 120. 121.)[1]

— — Alle Hoffnungen, die jenseit des Grabes liegen, so aufmunternd, stärkend und tröstend sie, recht verstanden, der menschlichen Natur sind, so feindlich und schädlich werden sie ihr, wenn sie uns diesseit des Grabes reine und redliche Vernunft, Ausübung der Billigkeit und wahren Herzensgüte, rechten Gebrauch unseres jetzigen Daseyns rauben. Hier auf Erden wollte Christus ein Reich Gottes führen; er wies es nicht in den Himmel; und worauf gründete ers, als auf allgemeine, ächte Humanität und Menschengüte? [Mit nichten schmeichelte er seinem Geschlecht durch die Lüge, daß es gesund und vollkommen sei; aber er erschien als Arzt, es gesund zu machen, als Hirt, das Zerstreute, Verlohrne zu sammeln, als Held und Bruder, es zu befreien, zu erlösen. Zu diesem Zweck stiftete er seine kleine, erlesene Gesellschaft; zu ihm gründete er das Institut seiner Kirche.] Wer also seine Religion annimmt, muß auch eine mögliche Verbeßerung des Menschengeschlechts annehmen, und zu ihr im Sinne des Stifters nicht anders, als auf und durch *Humanität* wirken.[2]

---

1) Br. 23=24 der gedruckten Sammlung (umgearbeitet). Auf die Fragen 17, 113 Z. 1. 2. 4—9 folgt im Mst. der Satz: „Ich nehme mich dieser Fragen an, da gewißermaasse *Leßing* schon das Problem vom Fortrücken des Menschengeschlechts zu mehrerer Vollkommenheit für zweifelhaft erklärt hat." Zu 17, 113 Z. 9 fgg. lautet die erklärende Parallelstelle der älteren Fassung:

„Indeßen rückt freilich das menschliche Geschlecht chronologisch fort, und es ist nichts natürlicher, als daß dies *Fortgang* heiße. Ists aber Fortgang der Asymptote, die sich der Vollkommenheit ins Unendliche hin nähert, ohne sie je zu erreichen? oder ists die Bahn einer Ellipse um den leider sehr weit entfernten Mittelpunkt der Wahrheit und Güte mit abwechselnden Perihelien und Aphelien? Das letzte dünkt mich der grossen Analogie der Natur so wohl, als der Geschichte des Menschengeschlechts gemäßer zu seyn; da das erste eigentlich gar kein Ähnliches in der sichtbaren Natur haben möchte."

S. 114, $_{104}$ Z. 6: „etwa nur in des Schöpfers Geist, *in diesem auch schwerlich* existiret."

Die Elemente von Brief 24. sind in den vollständig umgeformten Brief 25. übergegangen. Oben sind die Parallelstellen zu den Sätzen 27. 30 (S. 120. 121) gegeben. Die ältere Fassung hat noch keine Paragraphen.

2) Die im Mst. weiter folgenden Sätze wiederholen sich anders gewandt teils in Brief 124. (S. 301) teils in dem unten S. 337 fg. mitgeteilten Stücke „Das Christenthum ein ewiges Institut zur Humanität."

2. Ältere Niederschriften und ausgesonderte Stücke der zehn veröffentlichten Sammlungen. (1793—97.)

Zweite Sammlung.[1]

(17.) (vgl. 17, 81,16 82).[2]

Zweitens. Verwechseln Sie nicht, meine Freunde, den Geist der Zeiten mit der Stimme der Schriftsteller; sie sind ein Theil desselben, gewiß aber nicht der ganze, vielleicht auch nicht der wirksamste Theil. Wer die Schriftstellerei kennet, weiß wie viel in derselben Mode, leichtes Geschwätz aus Mangel der Gedanken, ein Nachsprechen fremder Gedanken, oder endlich die Begeisterung des Augenblicks, das Spiel der Phantasie, ein Kunstwerk von Redarten, kurz Styl ist, ohne Känntniß der Sache, ohne Geist und Wirkung. Gegen Worte der Art mit Waffen zu streiten, ist der Mühe nicht werth; wohl aber lohnts der Mühe, sich vor Bethörung solcher Worte zu hüten, und sie durch etwas Beßeres, durch Gedanken und That zu wiederlegen. Laßen Sie uns also, meine Brüder, alles, was Declamation ist, mit scheuem Ohr hören. Komme sie von Roußeau oder Plato; sie muß sich der Vernunft erst stellen, und durch That bewähren.

---

1) Ältere Niederschriften zur Ersten Sammlung sind von Brief 3. und 10. erhalten. Über Br. 3 vgl. den Schlußbericht; zu dem Gespräch in Br. 10 bietet die nicht dialogische Erstlingsgestalt einige bemerkenswerte Stellen.

(58 Z. 2:) Nicht sowohl von Pfaffen, als vom Adel kam Joseph der größeste Widerstand; und in Ländern der Slaven wird dieser Widerstand wahrscheinlich sich immer erneuren, sobald ein billiger Regent sich des unterdrückten Landmanns annimmt. Daß Joseph dies that, bleibt sein ewiger Ruhm, ... seine Verordnungen über Majorate, Steuern u. s. enthalten so viel Merkwürdiges, daß eine spätere Zeit gewiß beßer und genauer verfolgen wird, was er übereilt angab ..... [Wahrscheinlich fällt alles zurück unter die verjährte Usurpation der Stände und des Adels.]

(59 Z. 6 v. u.:) Überhaupt scheints, daß bei halben oder ganzen Jesuitenbegriffen keine Regierung, kein Staat gedeihen möge; es ist die Aufklärung entre chien et loup, durch sie wird keiner, als der Eingeweihte selig.

2) Das erhaltene Stück (4 Seiten fol.) geht im ersten Abschnitte dem Anfange von Br. 16 und dem Satze S. 81 Z. 4—8 parallel: „Blos also die Zahl leidenschaftloser, uneigennütziger, billiger Geister kommt hier in Rechnung" (nicht „der klagende, unruhige, murrende, neidende Haufe").

Herrscht also in dem, was über den Geist der Zeiten geschrieben oder gesagt wird, einseitige Leidenschaft, Haß gegen die Stände, gegen diesen und jenen Stand, endlich blinder Enthusiasmus, sogleich laßet uns auf unsrer Hut seyn. Stände sind Stände; jeder hat sein Gutes und Böses. Für oder gegen Fürsten, Geistliche, den Adel, Gelehrte u. s. schreiben, nimmt sogleich der Stimme den Werth; es wird Partheigeist. Die Natur schafft Menschen, der Staat will Menschen in mehreren Berufs- und Lebensarten. Große Menschen schafft die Natur allein, Erfahrung bildet sie aus in allen Ständen. Aristokrat und Demokrat mögen also wechselseitig Schimpfnahmen bleiben; der billige und noch mehr der grosse Mann ist ein Aristodemokrat, und gestattet gar keine Trennung dieser an sich heiligen und edlen Namen. [308]

Endlich möchte ich Sie noch auf Einen[1] Unterschied aufmerksam machen, der zwischen der Reformation und unsrer Zeit-Krise obwaltet. In jene zog man das Volk; nicht ohne anscheinende Ursache, weil es auf dessen Gewißens-rechte, und eigne Ueberlegung in Sachen seines ewigen Wohls ankommen sollte. Man traute dabei, da man diese Ueberlegung für leicht hielt, jedem die Fähigkeit der Prüfung zu; mußte aber demohngeachtet diese Freiheit bald einschränken, und wenigstens sie vom Staate scheiden. Wie wenig allgemein der Geist einer unpartheiischen Religionsprüfung geworden sei, wie wenig er hat allgemein werden können, sehen wir jetzt noch nach drei Jahrhunderten deutlich. Er äußerte sich bald durch Zügellosigkeit in rohen Begriffen; und da dem gesteuret wurde, was man Meuterei nannte, entschlummerte er. Indeßen ist und bleibt Freiheit im Denken, (Autonomie,) die Seele der protestantischen Kirchenverbeßerung; kein edles Gemüth läßet sich dieselbe nehmen. Eigentlich und im strengsten Sinne aber ist es auch nur die Freiheit für sich frei zu denken, zum Besten seiner eignen Seele; unsre Einwirkung auf andre wird in einer politischen Verfaßung von außenher immer modificirt werden.

In politischen Sachen ist offenbar ein andrer Fall. Oft sind die Rechte und Pflichten, die hier in Streit kommen, ein Knote, den die rauhe Hand eines ungebildeten, ungeübten Volks, das so leicht verführbar ist, und meistens nur andern folgt, ihn schwerlich lösen möchte. Zudem ist leider das Volk wenigstens durch Hoffnungen und Wünsche, die oft unmöglich, meistens aber überspannt sind, in diesen Knoten dergestalt verflochten, daß von ihm die Ueberlegung weder ausgehen, noch sich bei ihm endigen kann. Was man von dem zu unsern Zeiten mündig gewordenen Publikum sagt, dörfte in den meisten Fällen ohne und gegen die Erfahrung gesagt werden; zum politischen Calcul, noch weniger zu politischen Geschäften ist das Volk, wenigstens unser

1) Die bezügliche frühere Auseinandersetzung (vgl. 82,$_{20}$) ist nicht erhalten.

Deutsches Volk weder vorbereitet, noch hat es dazu Lust und Neigung. Meines Erachtens thut man also wirklich auch der besten Sache Schaden, wenn man dem Volk Worte vors Auge oder ins Ohr bringt, deren Gedanken es nicht faßen kann, die ihm noch nie selbst in den Kopf kamen, vielleicht auch nie darinn kommen werden.

Auch hierinn können wir an der Reformation ein warnendes Beispiel nehmen. Sie geschah zu früh und zu spät; so widersprechend dies scheint, folgte dennoch Eins aus dem andern. Zu früh geschahe sie: denn die Ideen, die sie feststellen sollte, waren in Manchem noch lange nicht gnug aufgeklärt; es blieben also Hefen in dem geläuterten Tranke, die jetzt zu seiner Substanz gehören und für alle künftige Zeiten trinkbar seyn sollten. Wir können nicht läugnen, daß wir einige davon noch jetzt kaum mit Mühe von unsern Lippen abhalten mögen: denn sie schwimmen im Tranke. Anderntheils kam die Reformation zu spät: denn zu lange hatte man sie durch List und Gewalt ersticken, ja, wenns anginge, unmöglich machen wollen. So wurden manche trefliche Vorschläge vereitelt, die edelsten Geister unterdrückt, abgeschreckt, ermüdet; und als es zur Revolution kam, mußte man nehmen, was man fand; statt jener größeren, beßeren, zuweilen sehr mittelmäßige Geister. Statt deßen, daß wenn man jedem Versuch zur Beßerung Raum und Zeit gegönnet hätte, man allmälich, auf eine viel ruhigere, vestere, solidere Art dahin gelangt wäre, wohin man im Sturm des Augenblicks gewiß nicht gelangen konnte. Mein Wahlspruch bleibt also fortgehende, natürliche, vernünftige Evolution der Dinge; keine Revolution. Durch jene, wenn sie ungehindert fortgeht, kommt man dieser am sichersten zuvor; durch jene wird diese unnütz und zuletzt unmöglich. Predigen Sie diesen Spruch den Mächtigen der Erde; alle Verständigen sind über ihn einig.

Vierte Sammlung.

43.[1]

Neugierig wäre ich darauf, wie unser Verfaßer die von ihm so genannte französische Hof-Füchserei behandelt habe, und ob er diesem Uebel auf den Grund gekommen sei? Denn mit der französischen Schulfüchserei hat es seine gemessene, sehr enge Wege.

---

1) Fortsetzung der Briefe 40—42; vgl. 17, 213_{38}. Der Brief liegt in zwei vollständigen Bearbeitungen vor (a, b), b ist bald nach a niedergeschrieben. Nach b ist oben die größere vordere Hälfte gegeben, nur die vier ersten Zeilen aus a genommen; die Einleitung von b verbreitet sich ausführlich über das Zurückbleiben der Deutschen hinter dem Auslande (1¼ Seiten fol. Anfang: „Gar zu leicht, dünkt mich, müßen wir die Sache, die Realis treibt, doch auch nicht nehmen.“ Für die zweite Hälfte bleibt der Wortlaut von a bedeutsamer. Den größten Teil des Briefes (von S. 334 Z. 19 „Woher nun“ an) hat Herder

Denn das ist bekannt, daß es in Europa kaum zwei nachbarliche Nationen gebe, die im Charakter, in Geist, Sitten, dem Genius der Sprache, im ganzen Wege, den ihre politische Bildung genommen, von jeher gegen einander stärker contrastirten, als Franzosen und Deutsche. Schon zwischen Galliern und Germanen war selten ein gutes Verhältniß; wenigstens unterschieden sie sich, auch in ihrem rohen Zustande, sehr von einander. Gleichergestalt kann es aus der Geschichte der mittleren Zeiten erwiesen werden, daß die Genien beider Völker einander stets widerstanden, und daß, so zudringlich der französische war, er dem Deutschen selten Vortheile gebracht habe. Wie mancher Deutsche Ritter, der sich dort zu Kriegsdiensten gebrauchen ließ, wie mancher Deutsche Fürst, der dort Hülfe suchte, kehrte, nachdem er als Barbar berückt war, in allen seinen Hoffnungen getäuscht, nach Hause! —

Friedrich dem Weisen, Kurfürsten zu Sachsen, sind wirs schuldig, daß Deutschland nicht schon zu Franz 1. Zeiten an Frankreich gekettet wurde: denn wäre dieser rasche König auf den Deutschen Kaiserthron gestiegen, schwerlich würde sich jemals unser getheiltes Reich von den Feßeln dieser unternehmenden Nachbarinn,[1] wenigstens nicht ohne Blutvergießen und große Verwirrung, frei erhalten haben.

Woher nun der französische Nachahmungsgeist, der, unserm Nationalcharakter ganz entgegen, dennoch so fürchterlich Ueberhand genommen [hat] haben soll? Im engsten Vertrauen will ich Ihnen einen französischen Club entdecken, der über hundert Jahre bereits in Deutschland existiret und alles dieses bewirkt hat.

Als der dreissigjährige Krieg sich mit dem Westphälischen Frieden endigte und darauf das glänzende Jahrhundert Ludwigs 14. eintrat; da wars, da schuf sich allmälich ein Deutsches Frankreich, oder ein französisches Deutschland. Die Souverains errichteten kleine Versaillerhöfe, Dianen-Tempelchen zum Nachbilde des Tempels der grossen Göttin Diana; und hier wurde die französische Sprache, hier wurden französische Sitten, das Etiquette des Heiligthums. Aus Fürstlichen Gnaden waren Altesses Serenissimes geworden; aus fürstlichen Junkern und Fräulein wurden Princes et Princesses, aus Edelknaben Pages, aus Kammerfräulein Dames d'honneur, aus Edelleuten Cavaliere, aus Deutschen Gesellschaften assemblées et cercles.[2]

---

alsbald nochmals umgeschrieben; in dieser letzten Redaktion (c) ist das historisch-polemische Mittelstück unterdrückt („Hier fehlt ein ganzes Blatt des Briefes. A. d. H.") bis zu den Worten „Erlassen Sie mir" (S. 335, letzter Absatz). Da aber hiermit dem Briefe sein vornehmstes Interesse genommen war, blieb er im Pulte. Das Thema desselben ist dann mit behutsamen Einschränkungen und Verdeckungen in Br. 111 (18, 157) wieder aufgenommen.

1) a: Reich, deßen schwächere Glieder in der französischen Nachbarschaft lagen, von den Feßeln derselben

2) a: So entstanden die ersten, höchsten Orts genehmigten Zünfte Deutschgebohrner emigrés, deren Oberhäupter cousins de S. M. tres Chrestienne waren.

Deutschland bekam eine Noblesse! eine Noblesse, deren Blüthe dahin ausging, daß sie ihrer Geburt wegen ein von der Deutschen Nation geschiedenes corps französischer Undeutschen seyn müßte. Mit wem man bei Hofe Deutsch sprach, wenn er auch die wichtigsten Stellen des Landes verwaltete, war domestique; wer mit Deutschen Ahnen seine devoirs französisch erfüllte, der hatte die zwei grössesten Vollkommenheiten, die ein Sterblicher haben konnte, naissance et qualités. Diese Clubs, (aber im engsten Vertrauen geschrieben!) existiren, mehr oder weniger, in allen Provinzen Deutschlands seit anderthalb hundert Jahren; im engsten Bunde mit einander, wetteiferten sie seit anderthalb hundert Jahren, daß ja nirgend das etiquette verletzt würde; und wer es am strengsten beobachtete, hieß der brillantste der Höfe, der reinen Noblesse ausgesuchtester cercle.

Was diese arme Thorheit unserm Lande für Schaden gebracht hat, ist unsäglich. Nicht nur wurde damit die Erziehung der sogenannten obern Stände die niedrigste, Seelenloseste, flachste von allen. Man lernte chere mere et chere soeur sagen und die Regeln der Conversation beobachten; da aber ins Deutsche Hirn selten ein Hauch von französischem Geist ging, da man die Bücher, die für eine fremde Nation nach ihren Verhältnißen, ihrem Ton, ihren Fähigkeiten geschrieben waren, meistens nicht verstand, noch weniger außer Frankreich anwenden konnte: so blieb nichts als der platteste Mißbrauch ihrer Formeln übrig ..... Das dicke Deutsche Gehirn ward ausgespült; mit dem angebohrnen, natürlichen Ausdruck seiner Empfindungen, mit der Sprache seiner Welt war dem in einer fremden Sprache Lallenden sein letzter gesunder Verstand, sein Interesse und alle Herzlichkeit und Originalität genommen; Pepliers und das Dictionaire des Voyageurs waren in diesen Kreisen die classischen Schriftsteller Deutschlands.

Erlassen Sie mir die traurige Mühe, zu zeigen, was dieser Leersinn auf die innere Bildung, auf Freundschaft, Liebe, Ehe, häusliche, gesellschaftliche, politische Verhältniße, auf die Verwaltung der Geschäfte,[1] den Geschmack, die Beziehung der Stände, der Geschlechter gegen einander, auf den Werth unsrer Literatur u. s. für Wirkungen gehabt. Eine Litanei von Uebeln! Der Körper war Deutsch, das Herz sollte französisch seyn, ausgetrocknet und austrocknend! — — —

1) a: Unglaublich sind die Übel, die diese tolle Ausartung dem armen Deutschen Vaterlande auch in ganzen Landes-Einrichtungen gebracht hat. .... Die Rechenkammer ward ein departement de finances, das Erste und dem Fürsten einzig interessante Collegium des Landes. Bis nach Regensburg hin verbreiteten sich diese Stralen; und es war sehr au depit des Souverains, daß sie sich nicht auch, wenigstens so ersichtlich nach Wetzlar und Wien verbreiten konnten. Mochte man nun in Deutscher Sprache denken, thun, schreiben, vorschlagen, versuchen und wünschen, was man wollte; in die höhere französische Region, die Geist- und Herzlos daran gar nicht Theil nehmen konnte, gelangte dies nur durch die französisch-deutschen Mittler.

[1]Mich lüstet darnach, es noch zu erleben, wie dieser französische Club sich herabstimmen oder auflösen werde. Daß es auf die vernünftigste, billigste Weise geschehe, muß jeder Patriot Deutschlands wünschen. Kein feindlicherer Dämon könnte sein Spiel treiben, als wenn diese fremde Zunft von Deutschgebohrnen, und Deutschgenährten sich einbildete: der Deutschsprechende Theil der Nation, mithin die Nation selbst, stehe ihm entgegen, sehe ihn als einen fremden Usurpator an, u. f. Vielmehr wird jedem Vernünftigen die Vernunft rathen [auch Deutsch zu werden], das Herz seiner Landesleute, von denen und mit denen er lebt, zu gewinnen, die Cousinschaft mit einem ausländischen Könige sich aus den Gedanken zu schlagen, und die französischen Versündigungen gegen seine Nation mit mäßiger Gerechtigkeit und Gleichmuth zu erstatten. Doch was sage ich, zu erstatten? ein Jahrhundert läßt sich nicht erstatten; und lassen sich eingewurzelte Denkarten, Manieren und Neigungen, ohne welche man ganz leer bliebe, plötzlich verändern?

Uns, meine Freunde, gehen diese Revolutionen des französischen Hofgeschmackes nicht an. Wir haben die Sprache dieser Nation nicht als eine Hofsprache gelernt;[2] wir werden den Geschmack an ihren schönen Schriften also auch nicht aufgeben dörfen, wenn sie nicht mehr Hofsprache bleibet. Zu einer Zeit, da Voltaire von Königen und Witzlingen wie eine Gottheit verehrt ward, und man es in Deutschland Leßingen übel aufnahm, daß er an ihm, an Corneille u. a. Fehler zu rügen, ja einen leibhaften Franzosen in seine Minna zu bringen, sich unterfangen hatte, prüften wir mit gleichem Ernst Voltaire's und seines Antipoden Roußeau Schriften. Wir erkühnten uns, Montesquieu's Grundsätze zu prüfen, selbst da eine grosse Kaiserin sie zur Grundlage ihres Gesetzbuchs auszeichnete;[3] und werden uns von

---

1) Von hier an bis zum Schlusse nach der ersten Niederschrift (a). In b lautet die entsprechende Stelle:

Gottlob, daß sich die Zeiten verändert haben, und daß sich diese französische Clubs Deutschgebohrner emigrés selbst herabstimmen, selbst auflösen. Daß es allenthalben auf die vernünftigste, billigste Weise geschehe, muß Jeder [Deutsche Patriot] wünschen: denn Jedem Verführten muß es sein Herz, seine eigne Vernunft sagen, daß er mit der Nation, mit der und von der er lebt, Eins zu werden, ihr Zutrauen zu gewinnen, und die Versündigungen gut zu machen habe, die über ein Jahrhundert hin den Geist derselben hier aufgehalten und geschwächt, dort als einen Sklaven behandelt und gemißbraucht haben.

2) b: für keinen französischen Club hatten wir irgend eine fremde Sprache gelernt
c: wir lernten keine fremde Sprache als jargon dieser oder jener Gesellschaft;

3) b: zu einer Zeit, da eine . . Stellen aus Montesquieu zur Grundlage . . machte und eine Zunft Schwärmerinnen in Deutschland mit dem ehrlichen Roußeau für die Erziehung schwärmte; erkühnten . . .

c: da man außer Frankreich mit M. politisirte, mit R. über die Erziehung schwärmte, u. f.; erkühnten wir uns, Voltaire, Montesquieu, Roußeau unpartheiisch zu prüfen, das Gute in ihnen nicht zu verkennen, das Uebertriebene ihnen um so williger zu lassen, da sie zunächst nicht für uns geschrieben hatten. Diesem Anti-Klubbismus, d. i. der reinen Liebe

keinem [Reichs- und] Hof-Edikt irren lassen, Roußeau, Montesquieu u. a. zu lesen und hochzuhalten, selbst wenn ihre Namen und Werke außer Frankreich aufs tolleste verunglimpft, in Frankreich aufs tolleste mißgebraucht würden. Verliert eine astronomische, chemische, physikalische Entdeckung ihren Werth, weil sie ein Franzose vor oder während der Revolution gemacht hat? und verlöre irgend eine andre Wahrheit denselben, weil sie französisch geschrieben dasteht? Hierinn wollen wir unserm grossen Leibnitz folgen, der aus allen Nationen, aus ihren besten und schlechtsten Büchern das Beste nahm. Wir wollen seinem würdigen Schüler Kästner folgen, der über die Franzosen gelacht hat, wo sie des Lachens werth waren, und nichts desto weniger ihre guten Schriften las und gebrauchte. Das Reich der Humanität und Wahrheit hängt von politischen Händeln nicht ab; in ihm gebietet weder Hofgunst noch Hofkabale.[1]

Fünfte Sammlung.

Briefe (Discurse) zu der Abhandlung über Publikum und Vaterland. (17, 284 fgg.)[2]

a. (vgl. 17, 310,122. 318,144.)

— Gewöhnlich denken wir nur in der Sprache, in der wir erzogen wurden, in der wir zuerst die innigsten Gefühle empfingen, in der wir liebten, in der wir schlafend und wachend träumen. Sie ist uns die Liebste; sie ist unsres Gemüthes Sprache. Und doch hindert sie nicht, daß wir nachher nicht zehn andre, alte und neue Sprachen lernen, ihre Schönheit lieben und Früchte des Geistes aus ihnen allen sammlen könnten. Ein gebildeter

---

zur Wahrheit, abgesondert von allem Zunft- und Modegeschmack wollen wir ferner unverrückt folgen. Das Reich der Humanität und Wahrheit verändert sich nicht mit dem Staatskalender.

1) b, c bringen als Beilage die Ode „Der Wahrheit", die bei letzter Redaktion der Sammlung dem 47. Briefe zugeteilt wurde (17, 235).

2) „Hier lege ich Ihnen den Aufsatz eines Freundes bei, über welchen wir lange discurriren könnten: denn, wie die Deutschen sagen, „es ist viel von Gottes Wort zu reden," so auch viel vom Deutschen Publikum und Vaterlande." (Gestrichene Schlußworte des Aufsatzes „Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben?" über dessen Zugehörigkeit zu den Humanitätsbriefen der Schlußbericht Auskunft giebt.) Der erste dieser Discurse ist die Abhandlung „Über die Fähigkeit zu sprechen und zu hören" (vgl. unten die „Kleinen Schriften" 1795). Aus dem zweiten (Werth der Muttersprache) sind ausgehobene Stücke oben gegeben; der Inhalt ist zumeist übergegangen in die Briefe 101 (Nachahmungssucht der Deutschen) und 111. Der dritte (b) ist oben fast ganz gegeben zur Vergleichung mit Brief 124. Über die ursprüngliche Stelle der Abhandlung über Publikum und Vaterland, so wie über die Reihenfolge der Briefe von 47 an und die ausgesonderten Stücke s. den Schlußbericht.

Mensch zu unsrer Zeit muß dies thun; nur habe und behalte er eine Vaterlands-Sprache. Auf diesen Baum impfe er alles; unter ihm ward er gebohren, unter ihm soll er leben und sterben. Ein Mensch, der sein vaterländisches Gemüth verlor, hat sich selbst und die Welt um sich verlohren. —

Um so freudiger nehme ich an, was unser Autor von der kräftigen Wirkung einer gebildeten National- und Muttersprache saget. Sie ist ein von den edelsten Geistern und Herzen errungenes Eigenthum; jeder ließ in ihr, jeder pflanzte in sie zur Aufbewahrung und Fortwirkung seine besten Gefühle und Gedanken; ein Frucht- und Blumengarten, an dem die Hände der gesammten Nation gearbeitet haben, seitdem diese da war. Auch von den Ausländern ward in sie hinübergetragen, oft hinübergezwungen, was einigermaassen sich nur zu ihr fügte; in solchem Betracht ist die Sprache einer Nation für den Verständigen ein Spiegel ihrer Geschichte, ihrer Thaten, Freuden und Leiden. Unter allen Nationen haben die Deutschen die demüthigste Geduld gehabt, von Allen Alles zu lernen, zuweilen was sie selbst beßer wußten. Sie schätzten Alles hoch, was nicht bei ihnen zu Hause war, was sie nicht selbst waren.

— Vom Menschen hat man angenommen, daß eben weil er keinen bestimmten Thiercharakter habe, die bildsame Vernunft sein edlerer Charakter sei; diese bemerke, ahme nach, eigne sich zu, vervollkomme sich dadurch, und bilde sich unaufhörlich weiter. Wenn man dem Deutschen so oft jenes hervorstechende Genie, das dem herrschenden Thierinstinct so nahe kommt, abgesprochen, und ihm den Trieb zur Nachahmung, mit einer unverdrossenen Mühe und einem gesunden richtigen Verstande als sein Theil anwies; wie? sollte dieser Verstand, (gewiß keine schlechte Gabe) dieser rühmliche Fleiß, dieser unermüdete Trieb durch Nachahmung jedes Guten sich zu vervollkommnen, einmal nicht auch seinen vesten Mittelpunkt, seine weite, schöne Sphäre finden? Mich dünkt, er hat ihn gefunden; und keiner unsrer bisherigen Tritte, auch wo wir irre gingen und demüthig übertrieben, ist verlohren. Unter einem langen Winter blieb der Deutsche Biedersinn wenigstens in seinem Kerne gesund, und ist nicht bis zur Wurzel erstorben. Der Frühling wird kommen, der alte Baum wird aufgrünen mit einer desto schönern Krone, mit desto süßern Früchten. Es wird uns nicht gereuen, daß wir so spät kamen.

b. (vgl. 17, 299 fg.)

Mit unserm Publicum und Theatergeschmack möge es stehen wie es wolle; (nicht jede Nation hat nach Einem und demselben Kranze zu laufen;) mir sind die Stellen der Abhandlung die erfreulichsten, die vom wahren und reinen Geist der Humanität reden, auch sofern das Christenthum zu diesem Zweck ein öffentliches ewiges Institut ist. Wir wißen alle, in welchem

Verfall es Jahrhunderte lang gewesen und noch ist; das hindert aber nichts an seiner ursprünglichen Bestimmung, an dem Kern, der in ihm lieget.

1. Daß der Zweck der Religion Christi, (nicht an Christum) reine Humanität sei, ist aus den wenigen von ihm aufbehaltenen Sprüchen und Lehren, unterstützt vom ganzen Zweck seines Lebens, Sonnenklar. Noch jetzt könnte man über einzelne Reden und Worte desselben Zeitpredigten vom treffendsten Inhalt schreiben; Predigten aber sollen eigentlich nicht geschrieben, sondern gehalten werden; sie verirren sich sonst zu bald in mancherlei Nebenabsichten literarischer Producte, die von ihrem eigentlichen reinen Sinn des Christenthums abweichen. Wer diesen auch schreibend zu erhalten weiß, der predige für alle Völker.

2. Die Diener seiner Religion sind also Menschenlehrer, nicht Volkslehrer, (Demagogen.) Ihr Wort umfaßt alle Stände, betrachtet sie aber alle nur als Menschen. Selbst wenn der Staat den Dienst der Religion anders gebrauchen will, thut er sich und der Religion Schaden. Will er seine Hand anlegen, daß Vorurtheile, Meinungen, die der oder jener Claße günstig und dem Scheine nach unentbehrlich sind, durch und um seinetwillen erhalten, verewigt werden: so erreicht er Einerseits diesen Zweck nie, (jene Hand verdorrete, die die Bundeslade als die Rinder ausglitten, stützen wollte;) andrerseits bringt er die Religion selbst damit in Mißtrauen und Verachtung. Eine Religion, die dem Staat dienen soll, wie es ihm gefällt, wird eine kuppelnde Heuchlerinn, die in Kurzem allen Glauben verlieret.

3. Das Principium des Christenthums ist nicht Gesetz, sondern Evangelium; es soll die Menschen zu Befolgung der reinsten und strengsten Pflicht nicht befehligen, sondern lenken. Dadurch kommt es Eines Theils der wirklichen Beschaffenheit der menschlichen Natur zu Hülfe, die Trotz aller Commando-Worte sich nie zur Engelsnatur umschaffen läßt, vielmehr Gefahr läuft, bei oft nicht befolgten Befehlsworten an ihrer Kraft und Würde selbst zu verzweifeln; ein Zustand des Elendes, einer kraftlosen Scrupulosität, oder der Verruchtheit, einer rebellischen Schande. Andern Theils wird sie auf diesem gelindern Wege viel wirksamer und edler. Auf reines Wohlwollen und Liebe gegründet schließet sie damit Sympathie, Freundschaft, Geselligkeit, wenn diese auch nur sanfte Triebe seyn sollten, nicht aus, und steigt von ihnen zu edleren Empfindungen und Grundsätzen der Dankbarkeit, Großmuth, Versöhnlichkeit, einer allgemeinen Billigkeit, des Mitleidens mit den Fehlern anderer, der Philanthropie und Menschengüte. Dadurch befreiet sie unser Gemüth von seinen heftigsten Feinden, dem Zorn, der Rache, der Grausamkeit, dem Neide, dem mürrischen Wesen, der Bosheit, bildet den moralischen Sinn in uns aus, der schwerlich durch ein hartes Gesetz gebildet werden konnte, und bringt uns dem Zustande der Selbstbilligkeit oder wie

sie es nennt, einer stärkenden, erquickenden Ruhe der Seele näher. Diese macht sie uns aber nicht leicht, indem sie uns das höchste Urbild aller Weisheit und Güte, als ein unerreichbares Muster vorhält, dem wir uns immer zu nähern haben, auf deßen und nicht auf unsern oft täuschenden, oft erschmeichelten und erstohlenen Beifall, auf dessen liebenden Consens mit unsrer Liebe zuletzt alles hinauskommt. Dieser Weg ist, dünkt mich, ist der einzige wahre Weg einer menschlich-moralischen Bildung: denn andre vernünftige Wesen als wir kennen wir nicht in der Schöpfung; von ihnen können wir keine Gesetze borgen, ihnen dörfen wir auch keine geben. Sein eigner Gesetzgeber zu seyn, ist allerdings Würde der Vernunft und Tugend; nur ists ein mißlicher Bewegungsgrund, daß ich ein Gesetz befolge, weil ichs mir gab und also den Herrn und Knecht in mir vereinige. Der gebietende Herr wird stolz, der befolgende Knecht neckt das Gesetz oder wird rebellisch; in beiden Fällen ist die wahre Würde dieser Republik zerstöret. Das Christenthum wagt sich also nicht auf diese gefährlichen Stelzen; es gehet bescheiden einher, und spricht: „vergib uns; führe uns nicht in Versuchung," ohne doch Eine würdige Triebfeder, deren das menschliche Herz fähig ist, zu verläugnen. Wenn es also auch keine strenge Philosophie seyn sollte: so ist es eine um so sanftere, wirksamere Anleitung zur Tugend, die uns so lange der Mensch Mensch bleibt, die angemeßnere seyn wird. Durch das bloße Gesetz kommt am Ende nichts als Erkenntniß der Sünde.

4. Die Idee der Christenheit als einer moralisch-zusammenwirkenden, fortschreitenden, ewigen Gemeine, ist eben so wahr, als Hoffnungsreich und belebend. Kein kleines Häufchen auch sehr unerleuchteter Christen ist für sich da; die Wahrheit, die es hört, ist allgemeine Menschenwahrheit, die Pflicht, die es ausüben soll, ist brüderliche und allgemeine Liebe. Wohin diese nur führen kann, dahin kann und wird die Menschheit gelangen; ihre Bahn ist eine Spirallinie, oder eine unendliche Asymptote.

5.[1] Uebrigens kümmern mich alle die Secten und Ärgerniße, die Verfinsterungen und Mißbräuche nicht, die das Christenthum Zeitenweise erlitten hat und noch erleidet. Im großen Gange der Menschheit konnte es nicht anders, und man siehet in jedem Zeitraum, warum es so kommen mußte. An den Vergnügungen der Phantasie klebt der Mensch lange; auch das Christenthum hat sich schwer davon losgewunden. Es unterlag zuletzt unter heiligen Phantasieen und Gebräuchen, bis mit Hülfe der Geschichte, der Naturkänntniß und Sprachenkunde die Vernunft Flügel bekam und den Träumen der Einbildungskraft zu entrinnen suchte. Manche dieser Träume sind zu

---

1) Statt des 5. Abschnittes sollte zuerst eine „Nachschrift des Herausgebers" den Schluß bilden. „Indem ich diesen Brief einrücke, sage ich mich zugleich allem Streit darüber los" u. s. w.

ihrer Zeit auch nicht unnütz gewesen; das Ideal z. B., das man in die Mutter Gottes legte, hat in jenen dunklen Zeiten dem moralischen Sinn, der Poesie, den Künsten sehr aufgeholfen und alle verfeinet. [62,151.] Sie ward also eine humanere Muse als irgend eine des heidnischen Alterthumes. Mit mehreren Personificationen und bildlichen Vorstellungsarten der Dogmatik ist es nicht anders gewesen, ohne daß sie jedoch, was sie einst waren, uns noch jetzt seyn dörften und seyn könnten. Secten und Meinungen endlich sind der christlichen Welt oft ein lebendiger Wind gewesen, daß sie nicht ganz zum stehenden Pful ward. — — [244,64 fg.]

Siebente Sammlung

(vgl. 17, 407 [2]).

Der Genius der Humanität hat mir einige angenehme Blätter zugeführet mit der Aufschrift

Von den Kräften menschlicher Intelligenz.[1]

Sie erheben das Gemüth zum Anblick eines großen Geschäfts in einer großen Zukunft.

Die Grundsätze, mit denen der Verfaßer seine Blätter einleitet, sind schlicht und wahr.

„Nichts ist ihm nicht; wer da sagt: Nichts ist, sagt einen Widerspruch. Das Seyn setzt eine Wesenheit zu Grunde, und beweiset dieselbe in jedem Augenblick seines Daseyns. Diesen Beweis nennen wir sein Wirken; da kein Wirken aber ohne eine Veränderung gedacht werden kann, so nennet man die Folge, nach welcher die Dinge wirken oder sich verändern die Zeit."

„Und da Folgen ihrer Ursache ähnlich seyn müßen oder vielmehr diese in Wirkungen geäußerte Ursache selbst sind, so sind Leben und Bewegung nothwendige Folgen des Daseyns. Ein Daseyn, dem Wirkung, mithin Veränderung wesentlich nothwendig ist, sei selbst Leben. Alles ist daher

---

1) Die Blätter, welche Herder aufzunehmen gedachte, sind erst i. J. 1840 durch den Druck in Knebels Litterarischem Nachlaß 3, 206 fgg. bekannt geworden: „Beiträge zur Intelligenz" (1788), in elf Kapiteln. Es fehlt aber a. a. O. der die „Prämissen" enthaltende einleitende Abschnitt. Herders Text geht bis in die Mitte von Kap. 7 und bricht mitten in einem Satze (S. 224 Z. 9 a. a. O.) oben auf der Seite 26 des Manuskripts ab; so ist dasselbe liegen geblieben. Herder giebt seine Vorlage anfangs mehr in freiem Referat, die letzten Kapitel dagegen fast wörtlich d. h. mit wenigen Kürzungen und stilistischen Läuterungen. Er unterbricht bisweilen den Text mit orientierenden oder beifälligen Übergängen und Bemerkungen, von denen hier nur einiges aufgenommen werden konnte.

unaufhörlich in Bewegung; Ruhe ist nur ein relativer Begrif, eingeschränkt auf die Beziehung irgend eines Dinges zu einem andern."

„Da also die Dinge, fährt, unser Autor[1] fort nur durch eine Folge auf einander oder durch ein Fortschreiten bestehen, und dies Fortschreiten selbst in dem Grunde liegt, den Eins im andern oder die Sache in sich selbst hat: so entsteht nothwendig unter diesen fortschreitenden Dingen ein Maas, nämlich, warum eine Sache diese sei und keine andre?"

„Unsre geläutertste Vorstellung giebt uns zwar der Begriff von einem Eins: (denn wenn es Zwei gäbe, so müßte das Eine seinen Grund im andern haben, mithin Eins mit ihm seyn, oder das andre aufheben;) da wir aber keinen Begrif vom Ganzen haben, so können wir auch nicht wohl sagen, was Eins sei. Wir suchen dies Eins vergebens in irgend einer Sache der Natur; alles folgt einander, der Zeit oder dem Wesen nach; alle Existenzen, die wir kennen, sind nur Bruchrechnungen eines Unendlichen."

„Und da sei, meint er, kein Grund anzugeben warum alle Dinge in gleicher Art fortrücken müßten. Wer Eins sage, begreife schon mehrere Zahlen, oder vielmehr alle: denn alle seyn nur Wiederholungen des ersten Eins. Wer Einen Ton in der Musik angebe, gebe sie alle an: so auch im Allgemeinen. Wer Licht, Luft u. s. angeben könnte, gäbe zugleich Alles an, das mit ihnen im Verhältniße stehet. Die Natur sei also das fortschreitende Maas oder die Proportion der Dinge gegen einander."

* * *

[Kap. 1. a. a. O. 207. 208.][2]

Der menschliche Verstand wird das Maas der Dinge zu unserm Gebrauch; nicht nur ein Spiegel, in welchem sich die Natur, das große Maas der Dinge außer uns, abspiegelt, sondern auch ihre geheime, thätigste Werkstäte, in der neue Verhältniße und Proportionen ersonnen, angeordnet, und von hier aus ins Werk gesetzt werden. Der Mensch wird die Seele, das Herz, die Hand der Natur, sofern diese auf ihn trift und sich ihm zeiget; das Menschengeschlecht wird nicht nur dem Raum und der Zeitfolge sondern dem Wesen seines Charakters nach Ein Ganzes, und die fortgehende, wachsende Wirkung dieses Ganzen auf den reinsten Punct gesetzt, zum höchsten Ziele geleitet.

---

1) In den späteren Abschnitten mehrmals als „unser Aristobulus" eingeführt.

2) Es folgt nun, teils wörtlich, teils in freiem Referat, das erste Kapitel, eingeführt durch den Satz: „Nach diesen Prämissen, [die Sie nur als Nomenclatur zum Verständniß des folgenden ansehen mögen] schreitet mein Autor sogleich zu grossen Resultaten." Diese Resultate schließt Herder mit den oben folgenden Sätzen ab.

Ich habe mir nicht angemaasset, die Kette der prägnanten Sätze, die ich angeführet, durch Erläuterungen zu stören. Sie wißen also, daß diese Begriffe und Aufgaben gerade auf den Weg treffen, den sich in jedem Zeitalter die reinsten Gemüther vorzeichneten, und auf welchem sie fortstrebten. Was Ihnen in den enge zusammengedrängten Sätzen und Behauptungen *Funke auf Funke* scheint, wird im Verfolg meines Auszuges die Erscheinung einer schönen Flamme in dephlogistisirter Luft werden. *Das Beste jeder Gattung ist das Maas des Andern Allen*, sagt *Aristoteles*, wie denn auch schon, dünkt mich, *Protagoras* den Menschen das *Maas des Universums*, für ihn selbst nämlich, nannte.

* * *

[Kap. 2. 4. a. a. O. 209—11. 213—16.][1]

Die Harmonika Ihres Freundes[2] klinget mir sehr anmuthig; ich ahne die hohe Idee, zu der sie hinauf will. Viel vortrefliche Stellen der Alten, wie durch *Zahlen* die Welt entstanden, wie wesentliche *Verhältniße* und *Proportionen*, das Maas von Jedem zu Jedem, den Dingen Ordnung und Bestand gegeben, kommen mir dabei in Sprüchen ihrer Weisen und Dichter ins Gedächtniß. Ich wiederhole mir, was sie von der *höchsten Monas*, der *Zeit*, der *Gerechtigkeit*, insonderheit auch von der *menschlichen Intelligenz* als einem grossen *Maas der Dinge zu unserm Gebrauch*, zur *Kunst*, zur *Tugend* einfach und herrlich aussprachen. Das x y z der Schöpfung, das weder für meine Sinne, noch für meinen Verstand ist, kümmert mich nicht; jene todten Gedankenbilder, denen Daseyn, Leben, Wirkung fehlet, entfliehen meiner Seele. Ich lebe und die Schöpfung lebet; ich wirke auf sie, wie sie auf mich wirket; wir trennen uns nicht; es ist ein Verhältniß von Wahrheit und Treue zwischen uns beiden. Ich weiß, was ich mir an der Natur, was ich mir an mir selbst zu denken habe: denn was Kräfte seyn, habe ich nie erforschen wollen, da ich ja meine eigne Kräfte, in deren Besitz ich mich fühle, ihrer Wesenheit nach, nicht kenne; das Maas ihrer Verhältniße aber, ihre Proportionen, ihren Gebrauch im weitesten Umfange kennen zu lernen, dazu ist mir mein Verstand gegeben, und diese

---

1) Nach Herders Anordnung müssen die Kapitel 3. und 4. a. a. O. ihre Stelle tauschen. Knebels „Fragmente" gelangten nach und nach in Herders Hand, unbeziffert; in seinem „Auszuge" haben wir die authentische Reihenfolge.

2) Das Schlußwort des vorangehenden Kapitels lautet: „So löset unser Autor die Mistöne auf, die seinem großen und schönen System entgegen zu klingen scheinen; näher und andringender wird uns die Wahrheit desselben werden, wenn wir ihn in seiner *Analyse der menschlichen Neigungen, Kräfte und Gefühle* selbst begleiten. Ihre grosse und oft mißverstandene Tendenz wird uns auf diesem Gange von Schritt zu Schritt wie eine Harmonika lautbar."

Känntniß gnügt mir. Ja wie sollte sie mir nicht gnügen, da sie ins Unendliche reichet?

Auch die Idee Ihres Autors von unsrer Erde als einem Individuum, vom menschlichen Verstande, als einem Gesammt-Vermögen auf dieser Erde gefällt mir sehr. Ich betrachte dasselbe in seinen Wirkungen, wie ich die Schwere, den Magnetismus betrachte; denn wer ist mir Bürge dafür, daß diese Kräfte nicht auch aus vielen zusammenwirkenden Ursachen entspringen mögen? so wie mir Gegentheils Manches als ein abgesondertes eignes Ding, ja gar als ein besondres Element erscheinet, das mit andern zusammenhängt, in sie aufgelöset werden, oder wenigstens ohne sie nicht seyn kann. Die neuere Physik hat hierüber auffallende Bemerkungen gemacht; und mich dünkt, die Philosophie Ihres Autors sei dieser neuern Erfahrungen willige Mitbemerkerinn, ihre folgsame Schwester und Tochter.

Laßen sie uns also hören, was der menschliche Verstand in Masse thun kann, das er in einzelnen Individuen gewiß nicht könnte, dazu er aber in jedem einzelnen Individuum strebet. Sie führen uns damit zu seinem höchsten Zweck, in jene Schule der gesammten Humanität, die aus viel Facultäten bestehet, und eine fortgesetzte akademische Uebung erfordert. Was der Dichter von der Welt singet:

Sie war die Laute seiner Hand,
Die er zu seiner (unsrer) Lust erfand;
Er gab ihr Millionen Saiten;
Und Jede klingt, und jeder Klang
Tönt zum harmonischen Gesang,
Zur Lehre seiner Heimlichkeiten,

gilt, nach Ihrem Weltweisen, für uns vielleicht noch mehr vom menschlichen Verstande.

* * *

[Kap. 3. 5. a. a. O. 211—13. 216—19.][1]

Nur um ein Zeichen meiner Aufmerksamkeit zu geben, wage ich ein Zwischenwort zwischen den Unterhaltungen Ihres Freundes.

Man hat die menschliche Natur so oft und gern mit sich entzweien wollen; das Selbst- und Mitgefühl, Eigennutz und Tugend, Intereße und Aufopferung, das Hier und Dort, das Jetzt und die Zukunft hat man so scharf und so sinnreich unterschieden, daß man sich dann nur einen grossen Friedensstifter glaubte, wenn man zuvor einen Krieg erregt und beide Par-

1) Den Satz im Eingange des dritten Kapitels, daß „das Selbstgefühl bei dem Thiere (Herder sagt: „bei jedem lebenden Geschöpf") in dem Grade erhöhet wird, je inniger und regsamer seine Theile sich verbinden" begleitet Herder mit der Parenthese: „Mich dünkt, ein weitführender, glücklicher Gedanke."

theien auf die schneidendste Spitze gestellt hatte. Ihr Autor, und mich dünkt die Natur selbst nicht also. Er spricht von einem erweiterten Selbstgefühl, und ziehet die leisesten sowohl als den stärksten Faden als ein allgemeines, ewiges Band der Verknüpfung der Dinge aus der menschlichen Brust selbst hervor. Mögen sich Eltern in ihren Kindern, möge der Freund sich im Freunde, der Geliebte im Geliebten, der Künstler in seinem Werk, der Bürger im Vaterlande, der Mensch in der Menschheit sich selbst lieben; eben dies erweiterte Selbstgefühl macht jede Mühe leicht, jede Aufopferung unmerklich. Man glaubt, sich selbst zu lieben, und liebt andre; man wähnet sich zu dienen und dient dem Ganzen. Wir gehorchen dem Gesetze der gesammten Natur, indem wir uns selbst gehorchten; wo der Edle fiel, liegt er in Termopyle begraben. Laßet uns dies sanfte Gewebe der Natur, den zarten Faden, an dem sie uns gleichsam unwißend und unwillig aus uns selbst herausziehet und von einer Felsartigen, lästigen Persönlichkeit befreiet, nicht mit ungeweiheten Händen zerreißen! Sie gebietet sanft, aber stark und vielartig; mit hunderttausend Stimmen ruft, mit tausendmal tausend Banden ziehet sie, kräftig und leise.

Ehre das grosse Gefühl der Natur, daß sich in Allem fühlet; ehre die Mutter, die sich in allen ihren Kindern liebet. Und ziehet sich dein Herz zu ihr, wirst du ihres Triebes theilhaftig; du wirst das harte Gebot du sollt von selbst vergessen; du wirst lieben, wo du auch nicht wieder geliebt wirst; dein erweitertes Gefühl wird dir das Universum seyn; du wirst dich selbst, deinen Willen, dein Werk, deine That, mit höchstem Vergeßen dein selbst, außer dir lieben.

Der Gedanke Ihres Autors, daß die Natur, das fortgehende Maas der Dinge gegen einander, uns immer mehr und mehr von der groben Personalität freimachen wolle und wirklich befreie, scheint mir wahr und groß. Nicht nur im einzelnen Leben trift dieses ein, wo im zunehmenden Conflict von innen und außen, selbst dem harten Kiesel seine Ecken immer mehr abgerieben werden, und der grimmigste Egoist gemeiniglich durch die härtesten Proben lernen muß, von sich nicht mehr zu halten, als sich gebühret zu halten; sondern auch im Verfolg der Zeiten scheint eben dies große Gesetz zu walten. Im Dunkel der Nacht glänzen einzelne Sterne; wenn die Sonne am Himmel steht, ist ihr Glanz erloschen; Ein blaues Firmament wölbt sich nach allen vier Weltseiten. So auch in dunkeln Zeiten glänzten einzelne grosse Namen um so heller, je tieferes Dunkel sie umgab; bei barbarischen Nationen beruht alles auf grossen Personalitäten. Tausende folgen Einem, weil Einer für Alle will, Einer für Alle denket. Jemehr die Cultur unter Menschen zunimmt, destomehr nimmt diese gewaltthätige Obervormundschaft, dieses einzelne unvergleichbare Götter- und Heldenthum auf unsrer Erde ab; und zwar blos und allein durch das Principium unsres Autors das wach-

sende Maas der Dinge unter einander. In diesem Gange kann nichts die Natur stören: denn sie ist selbst dieser Gang, das zunehmende Verhältniß der Dinge gegen einander. Alles was Geschichtschreiber, Weise und Dichter von den Änderungen und Wunderthaten der Zeit sagen, läuft hierauf hinaus; sie ist keine Penelope, die ihr Gewebe aufreißt, um es völlig in voriger Art neu zu weben. Ihr neues Gewebe hat ein feineres, weiteres, höheres Muster. Auf wie vielen untergegangenen Thierknochen und Ammonshörnern großer Personalitäten ruhet unsre Oberfläche der Erde! ihr Untergang machte diese, wie sie jetzt ist, bewohnbar.

Laßet uns nicht glauben, daß durch diese Verminderung des ausgezeichneten groben Egoismus das Menschengeschlecht verliere; es gewinnet augenscheinlich: denn das feinere Selbstgefühl strebt mehr ins Ganze. Jene Helden erwuchsen aus ihren Zeiten und waren für dieselbe; sollten diese Zeiten wiederkommen, so werden auch wiederum dergleichen Helden erwachsen: denn jede Zeit hat ihre Männer, wie sie sie hervorbringen und nutzen kann. Ists aber nicht größer und schöner, wenn ein Land berühmt ist, als einzelne Männer in diesem Lande? ihr schwacher Glanz verfließt in den Sonnenschein des Tages. Wo tausend brauchbare Männer, wo tausend Helden sind, schmückt kein Einzelner auszeichnend sich mit diesem Namen; das Vaterland aber heißt eine Mutter der Helden. An diesem Ruhm nimmt sodann jeder Bürger Theil; die verbreitete Kraft wird durch hundertfachen Umlauf und mancherlei Läuterungen in immer feineren Organisationen tausendfach vervielfacht, anwendbar gemacht und veredelt.

Laßen Sie uns also weiter die Stimme Ihres Aristobulus [341[1]] hören, wie er uns vom groben Ich, von der Persönlichkeit unsres Standes, unsres Lebens- und Gesichtskreises befreiet, in den grossen, ewigen Staat vernünftiger Intelligenzen einführet, und uns da das edelste Bürgerrecht Humanität anweiset.[1]

Zehnte Sammlung.

116.

Selbstvertheidung ist die Wurzel alles menschlichen und National-Werthes. Ein Volk, das sich selbst nicht schätzet; wie sollten andere es schätzen können, um auch von ihm geschätzt zu werden? Eine Nation, die sich selbst nicht vertheidigen mag, wird [bald], wie das wehrlose Italien, ein Spott und Spiel aller Nationen.

---

1) Es folgen im Mſk. Kapitel 6. (a. a. O. 219 fgg.) und 7. bis zu der oben S. 340[1] bezeichneten Stelle.

Vor einigen Jahren, als das Wort coalisirte Mächte in Zeitungen und Gesprächen erschallte, ward in einer Gesellschaft von diesem ungewöhnlichen Wort disputiret. — —[1] Man sprach von der oft versuchten gefährlichen Brüderschaft (Fraternität) der Völker; von den Wirkungen des Hofes der Amphiktyonen und seinem Verfall bei den Griechen, vom Achäerbunde, dem Panätolium, der Vereinigung Asiens und Europens, die Alexander im Sinne gehabt, ... von den Grundsätzen der Vereinigung, auf welche die Staaten Italiens, die Brittischen Reiche, die Genoßenschaft der Schweizer, die sieben Provinzen Belgiens, das unglückliche Pohlen gegründet oder nicht gegründet gewesen, und kam endlich auf unser dem armen Pohlen so nahe liegendes Deutschland, wie weit dieses in [seinem Zusammenwuchs] seiner innern Coalescenz gekommen sei oder zu kommen Hoffnung habe. Fast wäre das Lied bis zum Ton der Threnodieen Jeremias oder an Waßerflüßen Babylons herabgesunken, hätte nicht ein Theilnehmer des Gesprächs durch eine Vorlesung aus einer kleinen Schrift: die Gefahren der Zeit die Sinne ermuntert. — — —[2] Als sich die Gesellschaft von ihrer Erschütterung erholt hatte, ward sie, die weder Krieg noch Frieden beschließen konnte, über folgende Zeit- und Weltgeprüfte Resultate mit sich einig:

1. Daß nur eine Nation, die sich selbst achte, Achtung verdiene, daß nur eine Nation, die sich selbst zu schützen Willen, Kraft und eine dauernde, den Zeiten angemeßene Verfaßung habe, eine Nation sei. [236,42] Eine Verfaßung, in welcher einzelne Glieder ungestraft herausfodern, beleidigen, andern Unfälle zuziehen, sich selbst aber vertheidigen weder können noch mögen, sei keine Nationalverfaßung. —

2. Eine Nation, die ihre eigne Sprache weder kennet noch liebt und ehret, habe sich ihrer Zunge und ihres Gehirns, d. i. ihres Organs zur eignen Ausbildung und zur edelsten Nationalehre selbst beraubet. Käme der Feind, deßen Sprache sie verderbet, deßen Mode sie nachahmt, deßen Sitten sie affectirt, mit der Schere in der Hand, ihr wie ein Sohn des Orcus die Locke abzuschneiden, [oder sie schimpflich zu scheren], was wollte sie sagen? —

3. Eine Nation, der die Religion ihrer Väter verhaßt, fremde oder gleichgültig ist, hat dem Palladium ihrer Verfaßung entsagt; an deßen Stelle ihr nichts bleibt, als sich zum Systeme de la Nature oder zu einem elenden Aberglauben zu bekennen, der etwa mit blendenden Worten irgend einer Schwärmerei auf sie eindringt. Die jämmerlichsten Götter sind Wortgötzen und Betrugeskünste. Von Hohen und Edeln breitet sich diese Verachtung

---

1) Der Inhalt der folgenden zwei Seiten unten in Brief 121 metrisch ausgestaltet.

2) Die Vorlesung d. i. der Auszug aus der patriotisch-franzosenfeindlichen Schrift („Anfangs August 1796, von Johannes Müller, dem Verfaßer der Schweizergeschichte") nimmt die nächsten drei Seiten ein.

alles Besonnenen [und der Religion] unaufhaltbar auf den Pöbel hinab, der gern auch ohne Bande positiver Pflichten [der Religion] und Moral seyn möchte: denn warum sollte nur Er diese Feßeln tragen? Ein unabsehbarer Abgrund künftiger Sittenlosigkeit und einer losgebundenen Verwirrung, deren Urheber man verwünschen wird, wenn sie tief in der Erde liegen! O hätte Deutschland im Jahrhundert der Reformation sich nicht so unglücklich getrennet! Wäre der Nation wie Ein Gott und Eine heilige Schrift, so auch Ein Christus und Ein Bekenntniß geblieben! Doch dies ist geblieben; und vielleicht komts nur auf einen neuen Umlauf der Dinge an, daß Deutschland seinem Geist und Herzen eine Nationalreligion, d. i. die Religion Christi habe, die rein menschlich dem Geist und Herzen die echte Freiheit gewähret.

4. Eine Nation, deren Literatur ein zerstückter Mantel ist, an dem eine Provinz der andern die Fetzen aus der Hand reißet; eine Nation, die keine Theilnahme an den Wißenschaften zeigt, als wenn die Bearbeiter derselben in ihren verschiednen Ländern einander schmähen und beschimpfen; die Freiheitbriefe austheilt, damit in jeder Provinz zur Ehre und zum kleinen Vortheil dieses Winkels ein abgeschloßenes Pandämonium des guten Geschmacks blühe; wahrlich die ist fern weg, um in wohlthätigen Bemühungen des Geistes zu coalesciren! Fern weg von der Absicht unsres Leibniz, der in verschiedenen Gegenden Deutschlands Akademieen der Wißenschaften stiften und ihre Arbeiten vereinigen wollte. —

5. Wenn endlich diese Zerstückelung sich auf Alles in der Nation verbreitet; wenn Anmaassungen und Streitigkeiten über Rang und Gerechtsame (querelles Allemandes) die Staatsgeschichte der Nation sind; . . . wenn der Diener eines höheren Reichsstandes keinen größeren Ruhm kennet, als den Diener eines [Zollhoch] niedrigern, Nachbar den Nachbar, herabzusetzen —

Hier wurde das Gespräch durch seinen niedrigen Inhalt so traurig, daß es sich im Sande verlohr. Alle waren [wir] der Meinung, daß in Deutschland, wenn wir nicht ein zweites Pohlen seyn wollten, keine Mühe edler angewandt werde, als diese Dissension zu zerstören. Alle Waffen der Ueberzeugung und Ironie, des guten Herzens und des gesunden Verstandes sollte man gebrauchen, um jene Provinzialgötzen zu Dan und Bethel, den Wahn und [Selbst=]Dünkel abzuthun, und in Allem das große Gefühl emporzubringen, daß wir Ein Volk seyn, Eines Vaterlandes, Einer Sprache. Daß wir uns in dieser ehren und bestreben müßen, von allen Nationen unpartheiisch zu lernen, in uns selbst aber Nation zu seyn.

Das Gespräch verbreitete sich auf Geschichten der Selbstvertheidigung, ich möchte sagen vom Wurm zum Elephanten, von einzelnen Männern zu ganzen Nationen. Alle waren darüber einig, daß es kein nützlicheres Heldenbuch auch für die Jugend, als Beispiele edler Selbstvertheidigung gebe, indem ein Mensch, der seine Ehre ungekränkt haben will, des andern

Ehre nie angreifen, vielmehr dem Unschuldigen in Gefahr beispringen werde. Nur leichtsinnige Anmaassung sei es, die gern über die Schranken wegspringt, Kriege des Angriffs liebet und ihre eigene Ehre aufs Spiel setzt. „Neunmal, sagt Montesquieu,[a]) sind die Franzosen aus Italien gejagt worden, ihrer Insolenz wegen gegen Weiber und Mädchen. Es heißt einer Nation zu viel zumuthen, daß sie des Siegers Stolz und Trotz, und dann auch noch seine Unenthaltsamkeit, und dann auch noch seine Indiskretion ertrage." — Was von dieser Nation gilt, gilt von allen [ähnlichen] Nationen und Menschen. Das sicherste Mittel, die Ehre eines andern zu schonen, ist, daß man seine eigne Ehre werth halte; die Wurzel aller Tugend ist Achtung gegen sich selbst und in der Gefahr die letzte Vertheidigung.

121.

Politisch Lied, sagt das Sprüchwort, ein böses Lied! und ich muß bei meiner großen Scheidung der Politik und Poesie, aller Einwendungen ungeachtet, für unser jetziges armes Deutschland bleiben.

Unlängst z. B. kam mir ein Horazischer Brief[1] nur über ein gewißes politisches Wort, das wir alle kennen in die Hände; der Brief erzählte nichts, als das Gerede, das dies Wort in Einer Gesellschaft gemacht habe. Dir ist noch bekannt, sagt er,

Man wiegte vor nicht langer Zeit
Die Kinder mit coa=coalisirt
In einen sanftern Schlaf. Das Fräulein[2] fragte

---

a) Espr. des loix L. X C. XI.

1) Dieser ‚Brief' ist gedruckt mit der Überschrift ‚Coalition' in Herders Gedichten 1, 267—272. (1817) Er liegt vor in einem unvollständigen und noch unfertigen Brouillon (a) und in der Reinschrift (b), die zu dem ersten Drucke einige Berichtigungen ergiebt. Der Anfang lautet in

b: Politisch Lied, ein böses, böses Lied!
So sagt das Sprüchwort; und Du willst, o Freund,
Daß dichtend unsre Nation sogar
Politisire? Hör' ein Märchen an,
Was ein politisch Wort, (ein bloßes Wort)
Für mancherlei Besinnung dem Gemüth
Nur Eines Deutschen Hauses gab. Es hieß
„Coalisirte Mächte."
Dir ist noch
Bekannt: man wiegte

2) b: Das junge Fräulein

Die gnädige Mama: „was mögen jetzt
Die gnädgen Tanten, die coalisirten
Puissancen thun?“ [1] der Informator hörte
Das Wort mit Ärger: „wahrer Solöcism!
Coalui, coalitum, so heißts, [2]
Und nicht coalisirt. Ein Emigré
Erfand das Wort, als ob die ganze Welt
Für ihn zusammenwachsen müße.“

„Nein,
Erwiederte [3] der Secretarius,
Der stolze Berg erfands, als ob die Welt
Entgegen seinem Rath ihm nichts [4] bedeute
Als eine Reichstags-Coalition
Im Pohlenlande. Sangen sie denn nicht
Den zweiten Psalm: „warum versammlen sich
Der Erde Völker und Puissancen?“ [5]

„Habs
Erfunden wer da will, es tauget nicht!
Sonst nannte mans verbündet, und da denk'
Ich mir den Bund; es hieß auch alliirt,
Da denk' ich mir die Allianz. Doch dies
Zusammenwachsen giebt mir gar kein Bild. [6]
Ich schlug das Buch der Richter auf, wie Bäume
Sich um die Allianz und Monarchie
Besprachen: „Soll ich meinen süßen Most
Aufgeben? sprach der Weinstock; und soll ich

---

1) b: „was machen ..... Puissancen wohl?“

2) b: coalitum! Es heißt,
(Solls ja so heissen,) einzig: coalirt,

3) b: Antwortete 4) b: Rath nichts mehr

5) In Brief 116 (vgl. oben S. 346 1)) lautet die entsprechende Stelle: Einer vom Berge müße es erfunden haben, der, als er den zweiten Psalm sang, alle Mächte nur für eine verächtliche Coalition gegen den Rath des Berges hielt: denn bekannt ists, daß sonst das Wort gewöhnlich nicht im edelsten Sinne gebraucht wurde.

6) b: Als eine Reichstags-Coalition.
Sie sangen ja den zweiten Psalm!“
„Woher
Es stamme, sprach der Informator: fremd'
Ist es, und tauget nicht. Sonst nannte mans
Verbündet, und da denk' ich mir den Bund.
Es hieß auch alliirt; da denk ich mir
Die Allianz. Doch das Zusammenwachsen
Der alliirten Mächte giebt kein Bild.

Aus meinen Wurzeln treten, daß ich mich
Coalisire? sprach die Ceder."
„Schlage
Der Herr nur den Propheten Daniel
Und Esra samt der Offenbahrung auf,
[Da findet er so manch]es schöne Kupfer —"[1]
Die gnädige Baronin sprachs.)
„Verzeihung!
(Erwiedert ein Jurist:) Die Bibel gilt
Nicht in politicis. Politici
Entscheiden. Die Pandecten sagen so:[2]
„So lange darfst du deines Landes Baum
Und Kruste von dem Meinigen zurück-
Begehren, als sie noch mit meinem Boden
Nicht coalirten; dieses ist der Punctum
Des legis. So spricht Gajus und Alfen[3]
Und Ulpian." „Getroffen! riefen alle
Und gar politice."
„Doch noch nicht fein
Genug bestimmet, sprach der Staatsrath: denn die Kruste,
Der Baum coalescirt; doch hohe Häupter
Coalisiren sich; wie könnten sie
Zusammenwachsen? Sind es freie Staaten,
So heißt's nur Union;[4] und schließen sie
Ein Bündniß, heißts Conföderation.

---

1) Das Blatt ist an der oberen Ecke durch Wurmfraß versehrt. Die aus b eingesetzten Worte stellen den Text nur zur Not her, sie treffen weder genau mit den Resten der Schrift noch mit dem Gedanken zusammen. Etwa: Betrachte er nur jenes . . .

2) b: Da findet er so manches schöne Bild
Coalisirter Mächte: Adler, Leu
Und Lamm und Greif; es giebt ein schönes Kupfer!"
(Die gnäd'ge Tante sprachs.)
„Verzeihung! bat
Ein stattlicher Notarius; allhier
Gilt nicht die Bibel. In politicis
Entscheiden Wir; Wir sind politici.

3) b: Begehren, als sie mit dem Boden noch
Nicht coalirten," also spricht Alfenus

4) b: „Doch noch nicht gnug
Bestimmt! sprach ein geheimer Rath: die Kruste,
Der Baum coalescirt; doch hohe Mächte
Coalisiren sich. Sinds freie Staaten,
So heißt es Union;

Coalisiren Cabinette sich,
So geht es auf Incorporation
Der fremden Kruste. Das heißt Einverleibung,[1]
Ein angenehmer Actus. —

Dem Herrn des Hauses wird dieser Tummelplatz über ein politisches Wort zu enge; er hält es beßer, daß jeder zuerst mit sich und seiner Kruste coalescire. Unglücklicher Weise aber nimmt ihm ein junger Statistiker das Wort auf, der sich ex professo auf eine Profeßur der Statistik gelegt hat. Er glaubt es sich gesagt und fällt triumphirend hinein:

„Als ich[2]
Mit meinen jungen Herrn auf Reisen war,
Da fiel mir auf der letzten Station
Von Frankreich es so schwer aufs Herz, wie dort[3]
Wie Alles dort so bald coalescire.
Vor wenig Jahren waren Hennegau
Und Flandern Flämisch, Lothringen war Deutsch:
Und jetzt, bis auf die letzte Station
Wie um- und umgewandt! wie coalirt!
Daneben fängt an Sprache, Wulst und Leib
Sogleich ein Brabant oder Deutschland an;
Da ging ich in mich und sprach zu mir: wie
Coalescirt ein Reich? wie einverleibt
Es sich Provinzen? Großes Staatsproblem! —[4]

---

1) b: So folgt darauf Incorporation,
Der fremden Erdenkruste Einverleibung;

2) b: Endlich ward
Dem Herrn des Hauses dieser Tummelplatz
Zu eng'. „Ich dächte, Jedermann von uns
Coalescirt' und coalirte nur
Zuerst mit sich und seiner Kruste.“ „Das
Ists eben, gnädger Herr,“ sprach ein Statist-
Iker, der ex professo sich darauf
Geleget hatte. „Als vor Jahren ich

3) b: In Frankreich an der Grenze schwer es auf:

4) a: An Wulst und Leib, an Sitten und Gestalt
Das leidige Brabanter an; mir wars
Als käm' ich schnell in eine neue Welt.
Das leitete mich denn auf mancherlei
Gedanken. Wie coalescirt ein Reich
Ein Volk mit sich und wie coalescirt
Es denn mit andern, die es in sich schluckt.
b: Und jetzt ist bis zur letzten Station

Der junge Statistiker schlägt die Landcharte auf und zeigt der Gesellschaft

Ostwärts[1] dort
Das ungeheure Kaiserthum Groß-Tschin,
Tschang-Ku, Tschong-Hoa, (leider nennen wirs
Mit falschem Namen China). Dieses Reich
Mit seinen tausend und vierhundert, zwei-
Und vierzig Strömen, noch mehr tausend Brücken,
Zweitausend Bergen, hundert neun und vierzig
Millionen und sechshundert, zwei und sechzig
Nicht etwa Menschen, sondern Menschentausend,
Von jener Mauer bis nach Canton, ja[2]
Nach Lao-Tschua, Cotschin-Tschina, Tunkin,
Camboscha ist, ein großes Staatsgewächs
Mit sich und seinem Boden[3] coalirt.
Ein jeder Mandarin hat seinen Platz
Und seine Feder.[4] Kommt ein Lord Makartnei,
Mit Höflichkeit und Freudenfeuern führt
Man über Berg und Strom ihn ein und aus,
Und hat wohl acht, daß er nicht coalire.[5]
Dagegen Hindostan, das arme Land![6]

Alles französisch, um- und umgewandt,
Bekleidet, neugeschaffen, coalirt.
Und dicht daneben fängt an Wulst und Leib
Und Sprach' und Sitten gleich das Brabant an,
Das Deutschland! — Wie coalescirt ein Reich?
(Fragt' ich mich selbst,) und wie coalisirt
Es sich Provinzen, die 's incorporirt?
Ein schweres Staatsproblem! —

1) b: Hier sehen Sie,
Die große Ländercharte. Ostwärts
2) b: Dort von der Mauer bis nach Canton zu
3) b: Camboscha, Tunkin, ist wie ein Gewächs,
Mit seinem Boden trefflich
4) a: ein jeder Mandarin
Hat seinen Stein mit seinem Namen
5) b: Kommt ein fremder Lord;
Mit Freudenfeuern führt man ihn hinein,
Und bald hinaus, daß er nicht coalire.
6) a: Man nimmt ihn an der Gränze höflich auf;
Geleitet ihn auf Strömen, über Berg
Und Fels nach Schun-tjen-fu, (wir nennens Pekin)
Bewacht ihn, und mit vieler Höflichkeit
Und Freudenfeuern jagt man ihn heraus

Bramanen, Schattri, Schutter und Banjanen[1]
Seiken, Dschaten, Gebern, und Afganen,
Mongolen, Juden, Perser, Araber,
Und Europäer aller Art, Maratten,
Rasbutten — Darum gehts den guten Hindu's
Auch so erbärmlich. Nun spatzieren Sie
Von den Fuchsinseln bis nach Kexholm, wie?[2]
Wie hängts zusammen? Samojeden und
Tungusen, Tatern, Kamtschadalen, da
Lebt jeder, wie er will, wenn er nur Pelze
Und seinen Rubel giebt. Das arme Polen,
Warum dann wards zertheilt? Es war mit sich
Nicht coalirt; drum lösete man es
Fein von einander, und nun wächst es frisch[3]
Zusammen durch die Cur der Sympathie.
Das edle[4] Deutschland, warum liegt es doch
So nah an Polen? —[5]

Und nun geht der Coalescirer über Holland, England, Schottland, Irland, Italien, Griechenland, bis zur Türkei und kommt endlich, da dem Baron die Zeit unleidlich lang wird, wieder an die geliebte Station zurück, wo er die Offenbahrung empfangen hatte.

— Nun treten Sie in Frankreich ein; da weht
wie andre Luft! Da eßen, trinken sie
Und singen ganz französisch. Schon das Kind

Wie einen fremden Bär. Das nenn' ich mir
Coalesciren! — Sehn die Herren hier
In Tibet geht es auch; nur etwas schwächer
Es ist ein geistlich Reich. Dies Hindostan
Ist elend coalirt. [Diese Halbzeile folgt in b auf: „Dagegen ... Land."]

1) b: Banjanen, Schutter und die Fremden gar (a: die Ankömmlinge)
2) b: Kexholm hin;
3) b: Nicht coalirt; drum schnitt man es entzwei;
Nun wachsen seine Stücke neu und frisch
4) a b: große
5) b: So nah an Polen?) Holland, Engeland
Mit Schottland, Irland, Caledonien, [a: ganz Italien]
Italien und Griechenland, Türkei
Und Walachei und Moldau —
a: [nach den Ländernamen:] keins der Länder ist ...
In Sprache, Sitten, Meinungen, Geschmack
Provinzen, Ständen, Mandarinen, Steinen
Und Brücken, Bergen, mit sich coalirt ...

In Mutterleib', ich glaub', es denkt und spricht
Französisch. Selbst Latein und Griechisch spricht
Man rein französisch aus; sie ziehn den Fremden
So an sich, daß er auch coalescirt.[1]
Oft hab' ich dran gedacht, warum dann[2] Griechen
Und Römern nicht die Coalition
Gelang? Denn was half ihr Achäerbund,
Amphiktyonen, Panionium,
Und Panätolium den Griechen? Was
Den Römern ihr ius civitatis? Und
Etruriern und Celtiberiern —

„Ists noch nicht aus? ruft der Baron, da seh
Der Herr die sieben Pfeile mit dem Wort[3]
Concordia!"

---

1) b: „Ists denn noch
Nicht aus?" rief der Baron.
„Das Beste kommt
Anjetzt. Nun treten Sie in Frankreich ein,
Da weht französ'sche Luft; da eßen sie
Und trinken, jauchzen, reden, singen ganz
Französisch. Schon das Kind in Mutterleib',
Ich glaub', es denkt und spricht französisch. Selbst
Latein und Griechsch spricht man französisch aus,
Und alles mit Geschmack.
a: — — und das alles mit Geschmack
Als wär' es ihnen angebohren, und
Sie halten was auf sich und ziehen Einen
So an sich, daß man seiner selbst vergißt
Und auch [b: mit] coalesciret.

2) b: denn

3) b: Und Römer auch nicht so zusammenwuchsen?
Was half den Griechen ihr Achäerbund,
Ihr Panionium, Amphictyonenhof,
[a: Amphiktyonenhof? Philippus stahl
Sich doch hinein. Das Panionium,]
Ihr Panätolium? Was halfen den
Etruriern die Lucumonen? Was
Den Römern ihr ius civitatis? Und
Den Celtiberiern —"
„Ists noch nicht aus?
Da seh der Herr die sieben Pfeile auf
Holländischen Dukaten mit der Aufschrift:

Zu Z. 11 vgl. Brief 116 (S. 346 Z. 7): „von der Unwirksamkeit des Staatenbundes der Hetrusker und einiger Celtiberischen Völker"

„Ach leider sind sie nur
Im Golde des Dukaten coalirt!“ [1]

[2]Der Arzt schlägt sich in die Mitte und erzählt, wie man die coalirten Geschöpfe curiren müße; daß wenn man dem Einen Helleborus oder Arznei gebe, sie bei dem Andern wirke. Bei Zusammengewachsenen komme es nicht auf Köpfe an; sie hätten nur Eine Lebenskraft, Ein Herz und Seele. Dem widerspricht der Casuist gewaltig; nach Köpfen werde ein Coalitum getauft und nicht nach Herzen; bis der Baron des Streites müde wird und sämmtliche Köpfe, die so wenig coalesciren wollen, auf den Haushahn der Fibel verweiset, der jedem seine Lection zu lernen aufgiebt, damit es in Haus, Stadt und Lande wohl stehe. — Das Stück ist voll Salzes und voll gesunder Lehre; es ließe sich darüber, wie über Mandevills Bienenfabel ein politisch-

1) a: Dagegen lob' ich mir die Eidgenoßen
Und Bundgenoßen [in der Schweiz]

2) Der Schluß der Epistel lautet in
b: „Nun so coalisir' er denn!“ —
„Er wird,
(Antwortete der Arzt, der bis dahin
Geschwiegen hatte,) jetzt erzählen, wie
Man die in Eins Gewachsenen curirt.
Dem Einen Schnupftobak; der and're nies't;
[a: den Einen Helleborirt, damit der andre niese,]
Purgirt den Einen — denn wie Haller sagt,
Kommts bei in Eins Gewachsnen nicht auf Köpfe
und Mägen an, sie sind Ein Herz und Geist.“ —
„Nicht also, sprach ein Casuist. [a: der Theolog.] Nach Köpfen
Wird ein Coalitum getauft; was ist
Da viel zu herzen?“
Der Baron
War dieses Streites müde. „Seht, ihr Herrn,
Ihr selber seyd in euren Meinungen,
Ein Wort betreffend, weder coalirt,
Noch wollt ihr euch coalisiren; und
Coalisirt die Welt? Nutzlose Müh!
Sei jeder erst mit seinem Stand' und Land'
Und Haus und Hof und Weib und Kind und Amt
Und Pflicht, ja mit sich selbst recht coalirt;
Er wird Tschin-Tschin vergeßen. Lerne doch,
Was Euch der Haushahn in der Fibel sagt,
Ein jeder seine Lection: so steht
Es wohl in Hause, Stadt und Land und Welt.“ —

Sieh, Freund, so spricht die Deutsche Politik
Vom Fernsten immer und vom Weitesten;
Nur nicht von sich; und lohnt es wohl der Müh,
Die Musen mit dem Wuste zu entweihn?

historischer Commentar schreiben; glauben Sie aber wohl, daß viele in unserm Vaterlande nur den wahren Sinn treffen würden, wie es gemeint sei? Die Scythen lieben kein Salz, die Deutschen keine Ironie, wenn sie auch die lehrreichsten Wahrheiten verhehlte. Unsre Politik kriecht, oder gräbt unter der Erde; also laßen wir sie. Die Poesie ist ein Kind des Himmels; sie gehet aufrecht oder sie flieget.

Verbannt aus Deutschland ist die Politik;
Verbannet sei nur nicht die Menschlichkeit!

a: Sieh Freund, und so politisiret man
In Deutschland über mehr als Eine Welt
Sich selbst vergeßend; (über Deutschland zu
Politisiren ist verboten). Sollte
Die Muse wohl ... [bricht ab.]

Kleine Schriften

1791—96.

Briefe an Georg Müller. (1790.) 1791.

Beiträge zur Neuen Deutschen Monatsschrift und zu den Horen. 1795. 96.

Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst.
Herausgegeben von Joh. Georg Müller.[1]
Erster Band. Winterthur 1791.

(I) ## Einleitende Briefe.

1.

Weimar, im Mai 1790.

Sie wünschen, mein Lieber, daß ich Ihre Uebersetzung von Petrarca's Geständnissen mit einer Vorrede begleite. Von meinem guten Willen hiebei sind Sie wohl überzeugt, da jede Stunde, die mich Ihnen im Geist nähert, und mir in Gedanken unsre ehmaligen Spaziergänge und Gespräche erneuert, mir nicht anders als lieb seyn kann; eben deswegen aber verzeihen Sie auch, daß ich das feierliche Amt eines Vorredners diesmal und bei dieser Schrift nicht übernehme. Was ich dabei zu sagen habe, läßt sich weit besser im vertraulichen Ton eines Briefes, eines Gespräches sagen.

Sie wissen, was in unsrer Zeit Rousseau's Confessionen für eine Sensation erregt haben. Begierig erwartete man sie; und wie ungleiche, wie äusserst verschiedene Urtheile sind darüber
II selbst von Rousseau's wärmsten Freunden und Verehrern gefället worden! Wem, wenn er diesen Disputen sowohl über einzelne Stellen und Situationen, als über den Geist, der im Ganzen herrscht, oft beigewohnt, oder an ihnen Antheil genommen hat, müssen nicht allgemeine Ideen über dergleichen Confessionen aufgegangen, und die Frage beigefallen seyn: wie fern

1) „nebst einigen einleitenden Briefen von Hrn. Vicepräsident Herder." Zweite verbesserte Ausgabe 1806: „des seligen Hrn. von Herder." Die Überschrift S. I lautet: Briefe von Herrn Herder. [vgl. 17, 265 fgg. Br. 54—56.]

kann und darf und soll ein Mensch Geständnisse von sich dem Publikum machen? und welche Hauptidee, welch ein Compaß muß ihn bei dieser gefährlichen Schiffahrt leiten? Da nun Ihr Petrarka einer der Vorgänger Rousseau's in dieser Art Confessionen gewesen: sehen Sie, so ist der Inhalt unsers Vorgespräches darüber uns durch die Sache selbst gegeben.

Der erste Meister solcher Confessionen ist Augustin; er war Petrarka's Vorbild, und es ist gewiß, daß ohne ihn, vielleicht auch ohne den Augustiner Denis von Robertis, der in einem freien Verstande des Worts, Petrarka's Gewissensrath war, Petrarka vielleicht so eigentlich diesen Weg nicht würde genommen haben. III
Ziemlich frühe schrieb er schon an den Bischof von Lombes, der in einem scherzhaften Briefe seine Laura für ein Hirngespinnst und seine Liebe für den Augustinus für eine Comödie erklärt hatte, ausserordentlich ernsthaft: „Wenn ich die Poeten und die Philo-„sophen liebe, so folge ich darin dem Beispiel des h. Augustinus. „Nie würde er sein Buch von der Stadt Gottes gemacht haben, „wenn er nicht voll von ihren Ideen gewesen wäre. Vielleicht „hätte er aufgehört, sie zu studiren, wenn er wie der h. Hiero-„nymus einen Traum gehabt hätte, worin ihm wäre vorgeworfen „worden, daß er den Cicero zu sehr liebte. Sie wissen, wie er „selbst gesteht, er habe in den Büchern der Platoniker viele Lehren „unserer Religion gefunden. Er fügt hinzu, da er den Horten-„sius des Cicero gelesen, habe er sich von allen Secten losgemacht, „um allein der Wahrheit anzuhangen. Ich nehme diesen Vater, „wegen der Wahrheit dessen, was ich sage, und wegen der Auf-„richtigkeit meiner Liebe zu ihm zum Zeugen. Er ist an einem IV
„Ort, wo er weder betrügen noch betrogen werden kann. Ich „hoffe, daß er mit meinen Irrthümern Mitleiden haben wird, „vornehmlich, wenn er sich an seine eignen erinnert." So fährt er fort, und beschließt endlich den Brief im ironischen Ton des Bischofs: er hoffe: „daß dieser Augustinus, gegen „den er so viel Liebe vorgebe, ihn mit Waffen gegen eine Laura

„versehen werde, die gar nicht existire.“ — In eben diesem Jahr
hatte er mit seinem Bruder eine Reise auf den Berg Ventoux
gethan, die er dem vorgedachten P. Denis beschreibt. Ich
wünschte, daß Sie den schönen Brief als eine Einleitung zu seinen
Confessionen übersezten: denn wahrscheinlich war diese Höhe der
Empfängnißort der ersten Idee dieser Confessionen. Indem er
seine Augen an dem großen Schauspiel der Aussicht über Länder,
Berge und Meere, die seinen Geist erhob und ihn zu frommen
Betrachtungen weckte, gesättigt hatte, nahm er die Bekenntnisse
des heil. Augustinus, die er immer bei sich trug (ein Geschenk
V des P. Denis) in die Hand; er traf auf eine Stelle, die ihm so
wunderbar passend für seinen Zustand vorkam, als jene, die der
heilige Augustinus und Antonius [1] aufschlugen, und von denen sie
die bekannte große Wirkung verspürten; kurz, er glaubte, „daß er
„nichts besseres thun könne, als diesem Heiligen nachzu-
„ahmen.“

Sie kennen den Heiligen, den Mann von seltnen Gaben,
und einer so feinen vielgewandten Denkart, wie Augustinus war.
Die Schicksale und Fehler seiner Jugend, die mancherlei Wen-
dungen seiner warmen und reichen Phantasie, die hitzige Thätigkeit
seines Lebens, die Krümmen und Rückwege, denen sein geschäftiger
beredter Disputirgeist ausgesetzt war, und dabei die innere Redlich-
keit, die sanfte Empfindlichkeit seines Herzens, alles dies gab ihm
nicht nur den Stof zu seinen Confessionen, sondern machte ihm
auf der Stelle, wo er stand, dieselbe, so wie auch seine Re-
tractationen, gewissermassen moralisch nothwendig. Ein Geist,
wie dieser, mußte oft und viel fehlen; aber auch seiner Fehler spät [2]
VI oder früher inne werden; und da war es freilich eine Art süsser
Busse, das Gewirre seines Herzens der obersten Weisheit vorzu-
legen, und was Er an sich nicht ändern konnte, ihr Liebevoll zu
beichten. In den Confessionen Augustins herrscht eine so weiche
Zärtlichkeit, ja ich möchte sagen, eine so verführerische Bulerei mit

---

1) V: Aloysius [Verbesserung von Joh. v. Müller.] 2) später (?)

Gott und seinem eignen Herzen, daß sie zu allen Zeiten und beinah vor allen Schriften dieses Kirchenvaters Liebhaber und Verehrer gefunden haben, auch unter denen, die nicht eben seines Ordens waren. Eben so war Petrarka eine der zarten, Empfindungsreichen Seelen, die bestimmt scheinen, lange Jahre oder vielleicht Lebenslang mit sich im Kampf zu leben. Wer seine Rime und Canzoni gelesen hat, kennet das Bedürfniß seines Herzens, beinahe ganz in der Phantasie zu leben; und da er wirklich von sehr moralischer Natur war, wie seine Briefe und Aufsätze, seine Verbindungen und Freundschaften, ja fast alle Tritte und Schritte seines Lebens zeigen: so war es wohl natürlich, daß sein immer begehrendes, nie gesättigtes Herz oft in Umständen seyn VII
mußte, da ihm Geständnisse dieser Art allein Luft machen konnten. Wenn Augustin also in diesen Selbstgesprächen sich unmittelbar an Gott wandte: so wandte Petrarch in ihnen sich an Augustin, seinen Lehrer, der ihm dies Mittel zur Erforschung und Erleichterung seines Herzens gezeigt hatte, ja den er als einen Mittler und Heiligen bei Gott glaubte. Dies war sehr natürlich für den, der auch an Cicero, Varro und Livius Briefe schrieb, als ob diese noch lebten; der mit Abwesenden wie mit Gegenwärtigen umging, ja der überhaupt mehr in der Entfernung als in der Gegenwart, mehr in der Einbildung als im Genuß des Daseyns lebte. Seltene Wesen dieser Art sind gleichsam geflügelte Geschöpfe, Schmetterlinge, die von allen Blüthen nur das feinste kosten wollen, und in dunkeln Stunden, wenn sie gewahr werden, daß noch das Gespinnst der Raupe an ihnen hängt, aus sich selbst hinauszufliegen streben, und also tapfer mit sich kämpfen. Es kann nicht fehlen, daß wenn ihre sonderbaren Selbstgespräche, ihre VIII
inneren moralischen Kämpfe andern vor Augen kommen, die nicht von einer so feinen Natur sind, um sich gleichsam selbst zertheilen und also mit sich streiten zu können, sondern immerdar höchst zufrieden mit sich leben, sie diesen ein Aberwitz, eine Schwärmerei, eine hochmüthige und am Ende doch unnütze Thorheit scheinen. Gleichergestalt ists auch nicht zu leugnen, daß, wenn sie schwachen

Nachahmern in die Hände gerathen, sie ihnen zu mancher unnützen Anstrebung und Beeiferung, zu einer thörichten Verwirrung ihrer Gedanken, zu einer lächerlichen oder traurigen Aufblähung ihres Characters, kurz zu einem moralischen oder frommen Wahnsinn Anlaß geben können, in welchem sie durchaus eine fremde und mit nichten ihre eigene Person spielen; welches Ding auf Erden ist aber völlig von Mißbrauch frei? und sind nicht die feinsten wirksamsten Elemente gerade diejenigen, die am meisten gemißbraucht werden? Freilich gehet, was unmittelbar, *gleichsam durch Sympathie*
IX wirkt, durch diese zustimmende Sympathie, wie durch eine unmittelbare innige Berührung im Guten und Bösen mächtig über.

„Warum also, wird man Ihnen sagen, müssen solche Dinge „geschrieben, abgeschrieben, übersetzt, gedruckt werden? Wer Gott „oder dem heil. Augustin beichten will, beichte ihnen in der Stille; „was soll eine Erleichterung des Herzens vor aller Welt? Wozu „soll es, daß man ein ganzes Publicum, ja selbst die Nachwelt zu „Vertrauten seines Innersten, seiner geheimsten Schwachheiten und „Busenfehler macht? Wenn da nicht ein geheimer Stolz, eine „Eitelkeit und Eigenliebe dahinter steckte —" Ich bin weit entfernt, die Confessionisten dieser Art von diesen Thorheiten ganz frei zu sprechen, daß ich vielmehr glaube, bei vielen oder den meisten derselben seye dieser Fehler wirklich und zwar ziemlich offenbar im Spiele. Wer nicht einmal insgeheim *beichten* kann, ohne daß nicht zugleich sein Ohr begierig lausche, ob nicht ein andrer ihn höre und seine Beicht aufschreibe; wer selbst den
X geheimen Unrath seines Herzens für solch ein Heiligthum hält, daß er ihn nicht ablegen mag, ohne ihn zugleich einer Heerde gläubiger und frommer Schaafe als Arznei zu verkaufen; allerdings spottet der Gottes und der Menschen, und so lehrreich seine Gaukelei seyn mag, ist und bleibt er dennoch ein Gaukler, ein selbstsüchtiger Heuchler. Er legt die Krambude seines Herzens andern zur Schau aus, damit man sich nur mit ihm beschäftige, und hält sich für ein so merkwürdiges Wesen, daß es ihm leid thut, nicht alles was er thut, zur Erbauung des Volkes auf dem öffentlichen

Markte thun zu können. Auch Menschen, die in der Jugend sehr bescheiden waren, können im feinen Netz der Selbstliebe so weit geführt werden, daß man in wenigen Jahren über ihre vermessene Demuth erstaunt; und durch nichts wurden sie so weit geführt, als daß andre ein vermessenes Zutrauen auf sie setzten, und sie durch dies Zutrauen zuletzt selbst unverschämt machten. Wie Liebe sich mittheilt, theilen sich alle Affecten, insonderheit der fromme Wahnsinn und die gläubige Phantasterei mit: man glaubt endlich
zu seyn, was der andre lange geglaubt, und uns überredet hat, XI
daß wir wohl seyn könnten; und so wird man mit bestochenem eigenem Gewissen vor Gott und Menschen ein eitler scheinheiliger Popanz.

Daß Augustin und Petrarca von aller Eitelkeit frei gewesen, wage ich nicht zu behaupten; sie leugnen es beide nicht, und eine feine Ader davon läuft durch ihr ganzes Leben. Schwerlich würden sie auch in allem die Männer geworden seyn, die sie waren, wenn nicht dieses Ferment von Unruhe in ihnen gewirkt und gegähret hätte. Ferne aber seys, daß insonderheit Petrarca, den ich besser als den heiligen Augustin kenne, von so grober Eitelkeit gewesen wäre, daß er seine Confessionen nur für die Welt, oder wenigstens für diese und für sich zur Hälfte geschrieben hätte. Er hat sich in ihnen sowohl als in andern Schriften und Briefen so wenig selbst geschont, und überhaupt den Grund seines Herzens auch in Schwachheiten und Fehlern so klar gezeigt, daß,
wenn er diese Eitelkeit bei sich wahrgenommen hätte, er sie vor XII
allen Eitelkeiten seinem heil. Augustinus zuerst offenbaret haben würde. Ein gleiches ists wohl mit dem heil. Augustinus. Beide hatten in Gutem und Bösem die Welt so lange und viel von sich reden gemacht, daß es ihnen selbst fast zur moralischen Nothwendigkeit wurde, sich selbst und andre über den wahren Zustand ihrer Gesinnungen, ihres Herzens, ihres Charakters zu belehren: sie traten also nicht als eitle Gecken hervor, um der Welt das zu sagen, was niemand wissen wollte: vielmehr als bescheidne Büssende traten sie vor den Altar, um ihr reuiges Bekenntniß öffentlich

abzulegen. Seelen von solcher Aufrichtigkeit, wie z. B. Petrarca war, giebt es selten; und da sich mit ihr auch eine gewisse Redseligkeit, eine bezaubernd schöne Gesprächigkeit in Mittheilung aller seiner Gedanken und Empfindungen verband, die sich in seinen Briefen durchhin offenbaret: so konnte er an diesen Gesprächen dem heil. Augustin so wenig Hehl haben, als an so manchen Sonneten und Gesängen, die auch sein Innerstes schildern. Er hatte
XIII ein Gemüth, das nicht verschlossen seyn dorfte, und sich also auch nicht verschloß; daher wir ihn in allen Situationen seines Herzens und Lebens weit genauer kennen, als irgend einen seiner Mitgenossen in diesen sonst dunkeln Zeiten. Lesen Sie, m. Fr. die Nachrichten von seinem Leben*), die ein Verwandter seiner Laura aus Liebe gegen Petrarca und gegen seine Familie zusammengestellt hat. Sie werden freilich lachen, wenn er ihm auf jeden Wink seiner Gedichte Tritt für Tritt in seiner Liebe folget und ihm durchaus jede Wendung seiner Sonnete, Reime und Canzonen für eine historische Wahrheit anrechnet; von alle diesem werden sie ihm wenig oder nichts glauben. Aber aus der Zusammenstellung der eignen Briefe Petrarchs werden Sie Petrarka kennen und
XIV liebgewinnen lernen, wie Sie vielleicht wenige Dichter, Schriftsteller und Philosophen lieben. Ich wünschte, daß uns jemand auch mit dem h. Augustinus, aus seinen Schriften, insonderheit aus seinen Briefen menschlich bekannt machte; als Theologen kennen wir ihn gnug, und haben vielleicht für das System zuviel von ihm gelernet. Er ist uns dafür gleichsam einen Ersatz aus seiner Denkart, aus seinem Herzen schuldig; nur eine bloße Uebersetzung seiner ohnedem etwas langweiligen Confessionen würde zu diesem Ersatz nicht gnug seyn. Es erforderte ein ganzes Gemählde aus seinen Briefen, Handlungen, Confessionen und andern Schriften. Gnug für heute. Leben Sie wohl!

---

*) Memoires pour la vie de François Petrarque, 1764, Amst. 3 Vol. 4. Die deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Nachrichten zum Leben des Franz Petrarka 1775—78. hat in Ansehung der aus dem Italiänischen übersetzten Stellen vor dem Original viel Vorzüge.

2.

Die Art Confessionen, die wir neulich betrachteten, l. F. kön-
nen wir füglich die *andächtigen* oder *religiösen Confessio-
nen* nennen; sie scheinen die nützlichsten und leichtesten zu seyn, sie
sind aber die gefährlichsten von allen, wenn man sie leichtsinnig
in die Welt sendet. Was für einen Maßstab giebts zwischen dem XV
Menschen und *Gott*? Zwischen einem vorübergehenden eiteln
Nichts und dem Unendlichen, der Alles übertrift, alles über-
schwänglich erfüllet? Das Gefühl des Nichts, der äussersten
Schwachheit und eines verschwindenden Traumes wird also mei-
stens diese Bekenntnisse durchströmen, und eine schwache Seele,
die sich fremde dazu findet, eher niederschlagen als aufrichten.
Kommt nun noch hinzu, daß solche Confessionen, wie gewöhn-
lich, in Stunden der äussersten Ermattung, des Ekels an sich
selbst und an allen Dingen um uns her geschrieben sind, so
pflanzen sie diesen Ekel fort, und statt aufzurichten, schlagen
sie die Seele muthlos nieder. Und doch sind sie, eben weil sie
ein Unendliches zum Ziele und Maaßstabe nehmen, von so unge-
heurer Wirkung: sie bringen ein Erhabenes vor den Geist, das
dieser nicht fassen kann, und nach welchem er doch unaufhörlich zu
streben gereizt wird, bis er kraftlos unter sich sinket. Erstaunen
Sie also nicht, daß die *Leben der Heiligen* mit ihrer frommen XVI
Entwerdung, mit ihrem Durst nach dem Unendlichen, mit ihrem
Anstreben nach ewiger Ruhe zumal in zarten jugendlichen Ge-
müthern so viele Wirkung gethan haben: denn eben diese Gemüther
kannten die Schranken ihres Daseyns noch nicht, und lernten sie
oft nur alsdann kennen, wenn ihnen die Lust zu leben und zu
wirken verging, und sie nach mancher vergeblichen Mühe auch in
diesem geistlichen Dunst, mit welchem sich zu lange ihre Seele
genährt hatte, Eitelkeit fanden. Um dieser zarten so leicht verführ-
baren Gemüther willen, wünschte ich also nicht, daß solche Schrif-
ten ausserordentlicher oder kranker Menschen sich zu sehr vermehrten,
oder unbedachtsam gemein gemacht würden. Wer mich von Kind-

heit auf in meinen Pflichten stärkt, und mir die Bahn meines Lebens rein und klar vorzeiget, der sey mein Lehrer; nicht der, der mich über diese Bahn erheben will, und mir dazu betrügliche Dädals-Flügel bereitet. Wie sich das Innerste eines Menschen
XVII gegen Gott verhält, bleibe zwischen diesen beiden ein heiliges und seliges Geheimniß, ohne daß es auf eine unselige Weise zum Zwangsmodel andrer Menschen werde, über welchem sie vielleicht ihre besten Jahre und ihre redlichste Form verlieren.

Noch weniger gefallen mir die geistlichen Stunden- und Tagebücher, in denen man sich so öfters zu dem, was man nicht seyn kann und also auch nicht seyn darf, auf eine ängstliche Weise zwinget. Entweder interessiren sie nicht, oder sie interessiren zu sehr, und werden dadurch dem traurig sympathisirenden Leser schädlich. Wer wird doch jedes Protokoll seiner Krankheit nach Tagen und Stunden, wer wird jede Unterredung, die er mit dem Arzt über die kleinsten Zufälle seiner Ungemächlichkeit gehabt hat, für so wichtig halten, daß er sie aus Merkwürdigkeit seiner Person, dem Publikum mittheile? Der Arzt mag es thun, wenn ers für seine Kunst nützlich findet; der Kranke selbst aber thut wohl, wenn er sich mit dem Bekenntniß seiner geheimsten Krankheitsgefühle nicht abgiebt, und seine wiedererlangten Kräfte nützlicher
XVIII anwendet. Auch die Freunde und Verehrer desselben thun besser, wenn sie nach geendigtem Lebenskampfe ihres Verehrten dergleichen Papiere mit ihm ruhen lassen, und nicht jede trübe Stunde seines kranken Gehirns oder seines leidenden Unterleibes dem Publikum übergeben: denn dies hat daraus wenig, und das Wenige oft auf eine traurige Weise zu lernen. Meistens kommen in schwachen Stunden die Irrthümer und Fehler, die bösen Eindrücke und Gewohnheiten unsrer Jugend als Feinde über uns; sie bemächtigen sich unsers geschwächten Daseyns, benebeln unsern Verstand, mißleiten unsern Willen, und triumphiren. Wenn nun der Schwache selbst den Ursprung und die Genealogie dieser seiner Feinde nicht inne wird (und er wird es in der trüben Stunde selten werden) so kann er uns über sich selbst wenig lehren. Ja

da gewöhnlicher Weise in diesen Tagebüchern Ein Tag oder Eine Stunde vom Ganzen abgerissen, und dergestalt fürs ganze Leben genommen werden, als ob mit ihnen der Strom der Zeit stille stände, und sich dieser Zustand, wie er unläugbar aus andern fließt, nicht auch in andre verlöre: so wird nothwendig die Seele XIX
des Lesers wie des Patienten, auf eine widernatürliche Weise verenget und beängstiget. „Lebe weiter," möchte man dem siechen Schriftsteller zuruffen, wenn er noch lebte; „vergiß dieses: „denn die Zeit hat es weggetilget. Entwöhne dich von jenem: „denn es ist dir nicht mehr nöthig; vergiß und strebe weiter. „Wolle dich nicht zu einem andern machen als du bist: denn du „mußt mit dir selbst leben und sterben. Wolle nicht aus dir her„aus, nicht über dich empor springen: denn das Unternehmen ist „eitel. Mache nicht das Heute zum Gestern, noch das Morgen „zum Heute; die Zeit giebt neuen Trost, neue Umstände und Kräfte. „Erwarte, geniesse, gebrauche sie, lebe weiter!"

Ach mein Freund! wie sehr ist der Mensch sich selbst ein Räthsel! Der delphische Gott hatte Recht, die Selbsterkenntniß den Schülern der Weisheit vor allem andern zu empfehlen; ich zweifle aber daran, daß er ihnen Confessionen von sich selbst vor aller Welt würde empfohlen haben. Den Grund unsers Herzens XX
tragen wir stille mit uns, und wir wissen lange nicht, was darin liegt; wird er durch Umstände sanft oder heftiger aufgeregt, so ist er uns oft selbst ein Wunder. Das innerste Gewebe unsrer Gedanken und Empfindungen fand seine Grundzüge vielleicht schon in jenem Erbtheil, das von Eltern und Voreltern auf uns kam, und mit dem Bau unsers Körpers verwebt ist. Frühe Jugendeindrücke, deren wir uns nicht allemal erinnern, schlugen ihre Fäden darein; die Bekanntschaft mit solchen und andern Menschen bevestigte oder veränderte das eingetragene Muster: Gewohnheiten bestärkten es noch mehr, und die eigen-erworbnen dunkeln Ideen gaben ihm schon den völligen Umriß, so daß die deutlich-erkannte Lehre ihm meistens nur noch die Farbe verleihen konnte. Die völlige Ansicht dieses Gewirres mit seinen Ursachen und Folgen

liegt selten uns ganz vor dem Auge, am wenigsten in einer benebelten Stunde; wir erkennen uns meistens nur Stückweise,
XXI mehr in andern, als abgetrennt in uns selbst. Nachdem Freunde oder Feinde, Lobredner oder Verächter uns begegnen, nachdem sie hart an uns stossen oder uns liebkosen und schmeicheln, nachdem unsre Wünsche und Bestrebungen gedeihen oder mißrathen; nachdem werden solche, oder andre Ideen von uns in uns selbst erweckt. Dieser schmeichelt sich, weil andre ihm schmeicheln, jener wird hart und unbiegsam, weil das Schicksal gewaltig auf ihn zustößt. Vielleicht hält er in einigen Stunden zu viel auf sich, weil andre ihn zu sehr verachten, in andern Stunden kömmt er wieder zu sich, und fühlt sich mißmuthig und elend. So sind wir oft ein Spiel von uns selbst, ein Spiel von Phantasien andrer, ein Traum der Träume. Einige Menschen sind weit besser, andre viel schlechter, als sie sich selbst glauben; diese waren und sind es nicht mehr; jene träumen ganz etwas anders von sich, als was in ihnen liegt, und was sie in kurzem seyn werden. Selten täuschen wir andre mit uns so sehr, als wir uns selbst mit uns täuschen: denn Fremde haben eigene Augen uns anzusehen und zu prüfen; wir
XXII aber, wenn wir gegen und in uns selbst den Blick kehren, sollen auf einmal der Sehende, das Auge und das Gesehene werden. Wie also vor Gericht das Zeugniß dessen, der für oder gegen sich selbst zeugt, mancherlei Einschränkungen und eine genaue Behutsamkeit fordert, so verdienen gewiß auch dergleichen ans Licht gestellte Confessionen bald einen billigen Vertheidiger, der für sie, bald einen Advocatum Diaboli, der gegen sie auftrete und zeuge. So schlechthin gilt ihr Urtheil nicht. Erzählen kann man von sich; aber nicht über sich urtheilen, noch weniger entscheiden.

Lassen Sie also, m. Fr., uns fleissig mit uns selbst zu Rathe gehen, fleissig mit uns selbst, mit unserm Schutzgeist oder unsrer Seele dialogiren, ohne bei diesen Dialogen an Welt oder Nachwelt zu denken. Ein Seitenblick auf dieselbe macht sie vielleicht schon falsch, und dem Auge der höchsten und innigsten Wahrheit unerträglich. Je treuer wir dabei es mit uns selbst meinen; je

mehr wir wirklich über uns aus Ursachen aufgeklärt werden wollen und zu tüchtigen Zwecken hinarbeiten; desto weniger XXIII
werden wir uns in Reden ergiessen, desto stiller werden wir allein für uns lernen.

Discite, o miseri, et caussas cognoscite rerum:
Quid sumus? aut quidnam victuri gignimur? ordo
Quis datus? aut metae quam mollis flexus et unde?
Quis modus argento? quid fas optare? quid asper
Utile nummus habet? patriae carisve propinquis
Quantum elargiri deceat? quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re?

Ich nannte die Person, mit der wir uns hierüber unterreden müßten, uns selbst, oder unsern Schutzgeist: denn was ist dieser anders als die reine abgezogene Idee von unserm ganzen Selbst, die mit uns gehet, und die uns gleichsam zu unserm Schutze begleitet. Um nicht schlechter zu werden, müßen wir immer beßer zu werden streben: deswegen begleitet uns dieser glänzende Traum von uns selbst, das Aggregat unsrer geheimen Kräfte, Anstrebungen und Wünsche. Er erinnert uns an das, was wir vergassen, an Gelübde, Hofnungen, Ahndungen unsrer unerfahrnen Jugendseele; und muntert uns dadurch auf, und bringt uns wei- XXIV
ter. Von ihm können wir erfahren, warum wir das noch nicht sind, was wir werden wollten? er wird uns auch weder Lehre noch Aufmunterung versagen, wie wir es etwa noch werden mögen. Unser Geburtstag, Tage des Glücks oder andre Erinnerungen sonderbarer Zufälle unsers vergangenen Lebens sind seine Feste; oft aber läßt sich seine Stimme auch unvermuthet, und am liebsten in der Pythagoräischen Stunde bei Nacht, in stiller Einsamkeit hören. Er dictirt zwar nicht zum Nachschreiben, und sieht in seinen Antworten nicht darauf, wie sie sich gedruckt am besten ausnehmen würden; sein Wort aber theilt Seele und Leib, Mark und Bein; ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens. Ich wünsche Ihnen viele vergnügte Stunden mit diesem unsichtbaren

Freunde, der Ihnen mehr als der heil. Augustinus seyn wird; die Confessionen aber, die Sie beide einander zu thun haben, mögen auch unter Ihnen bleiben: denn Worte dieses Freundes sind nicht für die Menge; sie sind heilig. Leben Sie wohl!

XXV 3.

Wenn wir von den andächtigen zu den, wie soll ich sie
nennen? menschlichen philosophischen Confessionen herabsteigen:
so fallen Ihnen, m. Fr., wohl zuerst die Confessionen Rous-
seaus ein, die zu unsrer Zeit so viel Redens gemacht haben.
Groß und feierlich kündigte er sie nach seiner Art an: „Ich unter-
„nehme, sprach er, ein Werk, das seines Gleichen nicht gehabt
„hat noch haben wird. Menschen will ich einen Menschen ganz
„in seiner wahren Natur zeigen; und dieser Mensch bin Ich, ich
„allein. Ich kenne mein Herz und kenne die Menschen. Ich bin
„nicht gemacht, wie irgend einer von denen, die ich gesehen habe;
„ich darf glauben, daß ich nicht wie irgend einer bin, die existiren.
„Bin ich an Werth nicht besser wie sie, so bin ich ein andrer.
„Ob die Natur wohl oder übel gethan habe, daß sie die Form
„zerbrach, in der sie mich bildete, darüber kann man nur urtheilen,
XXVI „wenn man mein Werk gelesen. Die Posaune des letzten Welt-
„gerichts erschalle, wenn sie will; mit diesem Buch in der Hand,
„will ich mich vor den Weltrichter stellen, und laut sagen: dies
„ist, was ich gethan, was ich gedacht habe, was ich war. Das
„Gute und das Böse von mir entdeckte ich gleich freimüthig, ver-
„schwieg nichts Böses, log nichts Gutes hinzu; und ist mirs
„begegnet, daß ich etwa einen gleichgültigen Zierrath hinzu that,
„so geschahe es nur, weil ein Fehler meines Gedächtnißes eine
„Lücke in meiner Erzählung verursachte. Ich zeigte mich wie ich
„war, verachtenswürdig und niedrig, aber auch gut, edelmüthig,
„erhaben, wenn ich es war: mein Inneres entschleierte ich, wie
„du es selbst kanntest. Ewiges Wesen, versammle um mich die
„unzählbare Menge derer, die meines Geschlechts sind, und laß sie
„meine Bekenntnisse hören. Sie mögen über das Unwürdige in

„mir seufzen, über das Niedrige in mir erröthen; aber jeder von „ihnen enthülle vor deinem Thron mit gleicher Aufrichtigkeit sein „Herz, und dann sage ein Einziger von ihnen allen, wenn er es „sagen darf: ich war besser als dieser!" — Ohne Zweifel, m. Fr., XXVII
steigen Ihnen mancherlei Gedanken bei dieser Ausforderung auf, und es ist schwer sich darüber zu erklären. Rousseaus Confessionen bedörfen aber auch dieser vorlaufenden Erklärung nicht; Blatt zu Blatt sieht man in ihnen den sonderbaren, in seiner Art einzigen Mann, der bei dieser seltnen Ankündigung weder großsprechen, noch eine Lüge sagen wollte.

Rousseau hatte Feinde und gewiß mehr, als er deren zu haben verdiente: sie gingen zum Theil mit ihm auf eine niedrige, schändliche, häßliche Art um, und verbitterten sein Leben; das ist wahr. Und eben so wahr ists, daß seine kranke Phantasie sich viel mehr Feinde einbildete, als er hatte, und daß er diese sich viel schwärzer machte, als sie gegen ihn seyn wollten. Bei der stärksten Mannesberedsamkeit war und blieb er ein Kind in Ansicht und Behandlung der Menschen; sein Geist war stolz, seine Grundsätze waren edel, und doch kann man es sich nicht verbergen, daß seine Neigungen und sein Betragen oft etwas Niedriges an sich XXVIII
hatten, das er sich, wenigstens in seinen Confessionen, in denen er doch der Richter sein selbst werden mußte, nicht so gar leicht hätte verzeihen sollen. Ein Gleiches ists mit der grossen Schwachheit seines Herzens für Wollust und Liebe. Die Anlage dazu, so wie zu manchem andern Fehler lag gewiß mit in seinem kränklichen Körper; und da er bei seiner erhöheten Einbildungskraft, nach dem ganzen Gange seines Lebens diese Leidenschaft gleichsam nie abbüssen konnte, und sie also als einen unbefriedigten Reiz immerhin nährte: so kann man, wie ich glaube, die jugendliche Liebhaberei, die nachschmeckende Gefälligkeit, mit der er auch in seinem Alter Scenen dieser Art darstellt und ausmahlet, abermals mit nichts, als der Krankheit selbst entschuldigen, die bei Wiederholung solcher Erinnerungen seine unbefriedigten falschen Reize gewissermassen noch befriedigend täuschte. Auf andre Art kann ich

mir bei einem ernsten alten Mann, der über sich selbst nachdenkt,
XXIX indem er sein Leben beschreibet, geschweige bei einem beredten Ver-
ehrer des Worts Tugend dergleichen Juvenilität nicht erklären.
Ohne also der Posaune des letzten Gerichtes in den Ton fallen zu
wollen, wage ichs immer zu sagen, daß es allerdings Menschen
geben werde, denen so wie Rousseau's Gaben und Sublimitäten,
auch manche seiner Niedrigkeiten ganz fremd, ja moralisch-unmög-
lich seyn dörften, ohne daß sie deßwegen besser als Rousseau seyn
wollten, dem nun einmal dieser reizbare Körper, dieser verirrte
Gang seines Lebens zu Theil ward. Gegen seine Feinde, wie
der kranke Mann sie sich dachte, mag er den Proceß von Blatt
zu Blatt gewonnen haben; bei manchen seiner Verehrer, die gleich-
sam aus dem Schall seiner Stimme sich ein Bild von ihm schuffen,
ist er dagegen in vielem gewiß zum Gleichmaaß andrer Menschen
hinabgestiegen; und auch dies ist nicht übel. Bei seinen seltnen
Gaben an Geist und Charakter, bei seiner tönenden Wohlredenheit
und brennenden Phantasie, bei seinen oft unwürdigen Schicksalen
XXX und Verfolgungen, insonderheit aber bei der grossen Liebe zur
Einsamkeit, die ihn mit sich selbst zu oft und zu sehr beschäftigte,
hielt er vielleicht mehr von sich, als sichs zu halten gebühret; die
Nemesis, die kein Uebermaas duldet, hat diesen Fehler an ihm
noch nach seinem Tode auf eine Art gerächet, bei der Rousseau an
diesen Erfolg schwerlich dachte. Aus seinem Grabe muß er noch
selbst seine durchdringende Stimme erheben, und den Menschen
zuruffen: „ich war nicht alles, wofür ihr mich hieltet, weder im
„Guten noch im Bösen. So sehr ich die Tugend anpries, und
„in meiner Phantasie liebte, so hatte ich doch, auch selbst noch
„in meinen Confessionen über mich selbst noch kein mora-
„lisches Maas. Lernt also aus meinem Beispiel, ihr Men-
„schen, wie anders es sei, zu schreiben, zu phantasieren, und
„wie anders zu handeln, zu seyn. Ich habe durch meine Schrif-
„ten gelehrt, ich warne durch mein Beispiel, ohne daß ich euch
„selbst die Warnung jedesmal abziehen und deutlich machen
„konnte."

Mich dünkt also, m. Fr., selbst Rousseau's Confessionen XXXI
bewähren, was wir von der Schwierigkeit solcher Selbstbekänntnisse bisher bemerkten: denn gewiß war zu ihnen niemand so leicht geschickter, als Er. Bei seiner grossen Wahrheitsliebe und der ganzen moralischen Wendung, die sein Schriftsteller-Amt genommen hatte, lebte er unabhängig, war ein Liebhaber einsamer Gedanken und hatte Zeit gnug, sich mit seinem Genius zu unterhalten. Nun kamen aber seine Feinde dazwischen, die ihn unwürdig verachteten, und seinen innern moralischen Stolz empörten; als er schrieb, war er nicht mehr unbefangen: er fühlte sich besser als sie, und wollte auch Situationen rechtfertigen, die vielleicht nicht zu rechtfertigen waren. Gegentheils mußte er manches von sich verschweigen, das ihm zum Lobe gereichte, weil für einen bescheidenen Mann das Selbstlob immer die schwerste Sache bleibet; und so war Rousseau wiederum gewiß besser, als er sich selbst schildern konnte. Ueber manche seiner Fehler würde er zuverläßig anders geurtheilt haben, wenn er sie als Bekenntnisse eines Fremden hörte; und noch weniger würde er selbst es läugnen, daß manche XXXII
Situationen seines Lebens, wie sie hier dargestellt sind, jungen oder schwachen Menschen fast verführerisch werden müßen, weil des Verfassers eignes strenges moralisches Urtheil darüber fehlet. Ja wenn sein Buch einem der Weisen des Alterthums, einem Chilon, Zaleukus, Solon, Sokrates oder Mark Aurel vorgelegt würde, ist wohl zu zweifeln, daß dieser darüber ein mißbilligendes Urtheil fällen würde? Wir wollen also, m. Fr., der Asche des armen Selbstpeinigers verzeihend eine friedliche Ruhe wünschen, und uns lieber an den schönen Früchten und Blüthen, die dieser Baum hervorgebracht hat, erfreuen, als daß wir in seinem Leben jede Substanz des Erdreichs untersuchen wollten, aus und in welchem der Baum wuchs. Wenn Rousseau in seinen Schriften, und überhaupt in den bessern Stunden seines Lebens so weit über sich selbst emporstieg, so müßen wir ihm als einem Ueberwinder sein selbst die Palme reichen, und uns durch sein Beispiel warnen lassen, auch in Confessionen keine unbehutsamen Sonderlinge zu werden.

XXXIII Was wir sind, sind wir Gott; was wir hervorbringen oder aus-
üben können, das ist für andre.

Ich unterscheide also auch von Confessionen gar sehr die
Lebensbeschreibungen, die merkwürdige Personen zu gewissen
bestimmten Zwecken für andre von sich aufzeichnen. Wenn diese
wahr und merkwürdig sind, verdienen sie das grössesste Lob, und
haben um so mehr Interesse in sich, je mehr sie ihren Zweck genau
verfolgen. Ein Vater will seinen Kindern, ein Bürger seinen
Mitbürgern, ein Gelehrter, ein Held, ein Staatsmann will denen,
die seines Berufs sind, ein Erbtheil an seinem Leben hinter-
lassen; wohl! er bereite diesen Schatz aufs beste, als er kann, und
er darf des Danks derselben gewiß seyn; natürlich aber bleibt aus
diesen Denkwürdigkeiten alles weg, was sich nicht darstellen, nicht
vortragen läßt, oder was nicht zur Erläuterung seiner selbst ge-
höret. Auch die Fehler, die ein solcher Mann von sich zeiget,
wird er in einem nützlichen Licht zeigen, und im Ganzen wird er
mehr erzählen, als über sich selbst entscheiden und richten. Lebens-
XXXIV beschreibungen dieser Art sind wahre Vermächtnisse der Sin-
nesart denkwürdiger Personen, Spiegel der Zeitumstände,
in denen sie lebten, und eine practische Rechenschaft, was sie
aus solchen und aus sich selbst gemacht, oder worin sie sich und
ihre Zeit versäumt haben. Mit je froherem Herzen sie aufgezeich-
net wurden; desto besser. Freunde und Feinde vergaß der Ver-
fasser, ja er sahe sich selbst als einen Hingeschiednen an, indem er sein
Leben fürs Vaterland oder für die Seinen nützlich machte. Sein
Genius, oder die moralische Vernunft mußte ihm dabei die
Feder führen, und kein anderes Resultat ihm vorschweben, als:
„Wenn ihr gethan habt, was euch befohlen ist, so habt ihr ge-
„than, was ihr zu thun schuldig waret.“

Sie wissen, m. Fr., daß wir unter mehrern Völkern schöne Denkwürdigkeiten dieser Art haben; und es wäre gut, wenn die unbekannteren ans Licht gebracht, das Zerstreute gesammelt, und das Fremde zu uns hinüber geschaft würde. Es würde dies eine kleine Bibliothek der Schriftsteller über sich selbst, und damit gewiß

ein vortreflicher Beitrag zur Geschichte der Menschheit. Da XXXV
nun unläugbar der edlere Theil des Publikums auf diese immer aufmerksamer wird, indem unser Geschlecht es von Tage zu Tage inniger fühlt, daß es sich selbst das Nächste sei, und sich selbst bearbeiten müße, um aus und durch sich zu machen, was noch auf Erden geschehen soll: so dörfte der, der sich einem solchen Werk unterzöge, wohl gewiß auf den Beifall der Edelsten seiner Nation rechnen dörfen. Nur allerdings gehörte dazu auch, daß er diese Porträte und Büsten nicht als ein Lohndiener voll Unrath oder in wilder Verwirrung hinstellte; sondern — Gnug für diesesmal; wenn Sie Hand ans Werk legen wollen, soll es ihnen an meinem weitern Rath nicht fehlen. Leben Sie wohl.

4.

Ich wollte, m. Fr., noch zum Petrarka zurückkehren, und auf das Grab des bescheidnen edeln Mannes einige Blumen pflanzen. Wo fände ich aber bessere als in seinen eignen Gedichten;
und so mögen einige seiner Sonnette hier stehn, die gewiß auch, XXXVI
wie mehrere seiner Poesien, für Confessionen gelten können. Leider aber sind sie seiner Sprache kaum zu entwenden, und wie ich sie hersetze, sind sie nichts als welke traurige Erinnerungen dessen, was sie bei ihm sind.[1]

*
* *

Have, anima pia, have! XL

Herder.

---

1) Die hier folgenden sechs Sonette sind Band 27, 329—331 unter die ‚Übertragungen aus neuerer Kunstpoesie' aufgenommen.

Neue Deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben von Friedrich Gentz.[1]

1795.

I, 71 ### Voraussicht und Zurücksicht.

Ein Gespräch.

Prometheus, Epimetheus, Pallas.

Epimetheus. Wir irrten uns also beide in Bildung des Menschengeschlechtes. Du, der du ihm zu viel Vorsicht zutrautest und ihm deßhalb so gefährliche Werkzeuge in die Hand gabst; ich, der freilich nur durch Schaden klug ward, ihm indessen bei vielem Weh, wenigstens die Trösterin *Hofnung* zubrachte.

Prometheus. Sehr ungleich war unser Irrthum, Bruder. Denn wenn dem schwachen Menschen Etwas geziemt, so ists *Vorsicht.* Durch mich wären deine traurigen Töchter, *Reue* und *Entschuldigung,* nie auf der Erde erschienen; auch die trügerische *Hofnung* hätte ich in der verderblichen Büchse mit aller ihrer Begleitung den Göttern zurückgesendet. *Vorsicht* ist dem Menschen nöthig: sie erspart ihm jene ganze Phrygische Kunst „*durch Schaden klug zu werden,*" die einzige und doch auch seltne Kunst der Thoren —

72 *Epimetheus.* Kann der schwache Mensch *Alles* voraussehn? Konnte ich voraussehen, was aus meiner Büchse davon flog?

Prometheus. Ich hatte dich gewarnt, und jeder Mensch hat seinen Warner. Er darf nicht weiter voraussehen, als auf seinen Weg; Allwissenheit ist ihm nicht nöthig. Dahin aber muß er sehen, treu und ganz.

Epimetheus. Und doch siehet man so gern rückwärts. Wie weit man gekommen sey? wie man den Weg machte? —

---

1) Berlin bey Friedrich Vieweg dem älteren. Erster Jahrgang. Die Beiträge sind, mit Ausnahme des letzten, unterschrieben: *Herder.*

Prometheus. Zur Stärkung, zur Erholung, meinetwegen. Wenn aber das läßige Rückwärtssehen den Blick der Vorsicht schwächt, wenn es Den, der ihn thut, in süße Träume wieget, oder ihn gar in eine so panische Furcht setzt, daß er keinen Tritt vorwärts waget und wo möglich, hinter sich selbst zurückbliebe; da ist die Rückerinnerung verderblich, äußerst verderblich.

Epimetheus. Ich glaubte, daß eine kluge Vorsicht nur aus einer überlegenden Zurücksicht entspringe, daß man aus vielen erlebten Fällen doch endlich einmal lerne, wie man bei künftig zu erlebenden Fällen handeln möge.

Prometheus. Armer Epimetheus! Jeder Fall der dem Sterblichen vorkommt, ist ihm neu; er muß mit neuem Blick angesehen und vorausgesehen werden. Durch Abziehung und Theilung des Vorigen wirst du diesen Blick nie gewinnen, sondern ihn schwächen und zuletzt verlieren. Himmlisch ist das Licht, das ich den Sterblichen gab; es stammet nicht von der Erde. Wer nur von andern lernen will, wird andre nie verstehen, wird sich und andere nie lehren.

Epimetheus. Ich verstehe auch dich nicht, ich lerne nur von andern.

Prometheus. Und lernst also meistens zu spät, und lernst 73
schlecht, und hast nie ausgelernet. Du wirst durch Schaden klug, nie also ganz klug, noch weniger durch dich selbst weise.

Epimetheus. Kam aber nicht durch mich die süße Trösterin Hofnung auf die Erde?

Prometheus. Falsche Trösterin, wenn sie sich nicht fest an der Vorsicht hält und mit dieser wandelt. Eine wahre Hofnung heißt Vorsicht; die falsche gehört zum Gefolge deiner Töchter. Ihnen, die ungestalt an Krücken dir nachschleichen, möge unsinnige Hofnung die traurigen Gedanken hinwegheucheln —

Pallas. Streitet nicht, ihr Brüder: ihr seyd von ungleicher Abkunft; so sinds auch die Menschen. Die meisten sind von Epimetheus Art; sie müssen und wollen nur durch Schaden klug werden. Die Gesellschaft der Reue, der Entschuldigung, endlich

auch der tröstenden, weckenden Hofnung ist ihnen unentbehrlich. Die wenigen hingegen von deiner Art, Prometheus, denen ich selbst den himmlischen Funken in die Seele senkte; sie bedürfen jenes langsamen Gefolges seltner. Mit Voraussicht eilen sie vorwärts, und doch bleiben auch sie, wie Du selbst es warest, dem Irrthum unterworfen. Auf alle zukünftigen Lebens-Tage vorsichtig zu seyn, ist den Sterblichen nicht gegeben.

Prometheus. Mich quälten, auch unter den Bissen des Geyers, jene unseligen Dienerinnen der Furien, Reue und Entschuldigung, nie. Mit Freude sah ich zurück auf das, was ich gethan hatte; mit Freude vorwärts auf das, was aus meinem Geschenk folgen müßte.

74 Pallas. Und doch war dir die Zeit nicht bekannt, da es folgen würde; also war deine Vorsicht hierin auch Hofnung. Die kühnsten Voraussehenden irren sich, wie Du, meistens in der Zeitfolge ihrer Unternehmungen; was ihr Blick schnell umfaßte, kann der träge Fuß der Menschen erst langsam und mit Mühe erreichen. Denn jene Umstände, unter welchen der Erfolg menschlicher Entschlüsse wirklich wird, ruhen sie nicht allein im Schooß der Götter, im Rathe des Schicksals? Du hörtest der Parzen Gesang, Prometheus; aber nur aus dunkler Ferne. Zeit allein, die große Mutter der Dinge, Zeit ists allein, die entwickelt, was die Voraussehung wie in einem Knäuel erblickte, woran in der Zukunft so mancherlei Hände weben und weben werden. Woraus bildetest du den Menschen, Prometheus?

Prometheus. Aus Erde und Wasser.

Pallas. Und welche Neigungen mischetest du in dies feuchte Gebilde?

Prometheus. Alle, deren ich habhaft werden konnte, des Fuchses, des Pfaues, des Tigers, des Löwen.

Pallas. Alle diese also müssen nach Gelegenheit auch ihre Rollen spielen. Bei großen Begebenheiten spielen sie solche grausamer, rascher, schneller; bis endlich doch das himmlische Feuer, das ich dem Menschen auf meinem unsterblichen Schilde zutrug, über

sie alle die Oberhand gewinnet, sie alle regelt und lenket. Da laufen viele Wünsche dem letzten Erfolg voran, fruchtlos voran —

Prometheus. Verzeih, große Göttin, und doch waren sie nicht fruchtlos. Ihr Götter spottetet der Menschen, und ludet ihnen meine erflehte Gabe der Unsterblichkeit auf einen Esel, der sie gegen einen Trunk Wassers an die Hüterin des Quells, die Schlange verkaufte —

Pallas. Ihr würdet sie vielleicht um einen noch schlechtern 75
Gewinn, als der Esel, verkauft haben: sie ist kein seliges Besitzthum für Menschen —

Prometheus. Wenn auch Unsterblichkeit nicht; so doch Verjüngung. Ich kenne den Brunnen, worinn sie liegt, und gewinne sie von der Schlange wieder.

Pallas. Bruder des Epimetheus, lehre die Menschen, wie sie eurer beider Gaben aufs beste anwenden und vertheilen. Ihr einzelnes Daseyn ist von einer kleinen Spanne begränzt; Menschenweisheit ist also zu lernen, wie viel Vorsicht, wie viel Zurücksicht sie auf jedem Punkt dieser Spanne nöthig haben und anwenden können, ohne ihr Daseyn selbst zu schwächen und zu verlieren. Ein kühnes Unternehmen durch Klugheit zu beschränken, Hofnungen durch Erfahrung zu beflügeln und anzuordnen, das, ihr Menschen —

Prometheus. Ihr Götter habt gut reden; wer unter den Sterblichen trift zu jeder Stunde das rechte Maaß der Weisheit?

Pallas. Lernt vergessen, lernt euch erinnern. Das Maaß der Vorsicht werde ich euch nicht versagen.

Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben? I, 326

Gewiß treten Sie nicht der verachtenden Kälte bei, mit der einige Stimmen Schmidts Geschichte der Deutschen in ihren letzten Theilen aufgenommen haben. Sie ist, wie man sagt, scho-

nend=partheiisch[1] geschrieben; ich wollte wißen, wer in unsrer Lage der Dinge, auch auf der Gegenseite, von den Zeiten Maximilians an, eine ganz unpartheiische Geschichte Deutschlands zu schreiben wagte? Das eben benannte Werk indeßen ist in sich selbst beständig; es ist mit großem Fleiß, nicht ohne Wahrheitliebe, und mit einem heitern, ordnenden Blicke verfaßet; wers beßer machen kann, mache es beßer. Er schreibe eine Geschichte unsrer Nation, eine Geschichte der Deutschen.[2]

Eine Geschichte der Deutschen? Wer sind diese? Sinds die Deutschen, die Tacitus beschreibet, oder die Wandalen in Africa, die Sueven und West=Gothen in Spanien, die Rügen, Herulen, Ostgothen und Longobarden in Italien, die Burgunder und Franken in Gallien, die Angeln in Britannien, oder gar die
327 Picten in Schottland, die Skandinavier in Norden, die der Geschichtschreiber beschreiben soll? Wir schätzen alle des gelehrten Maskov's Werk*), aber als eine bloße Antiquität ausgewanderter Völker. Urtheilen Sie, ob aus diesen Zeiten für uns viel mehr, als von ihm und andern geleistet worden, zu erwarten stehet?

Sollen wir Karls des grossen und seiner unglücklichen Nachfolger Geschichte unsre Geschichte nennen? Er, der uns als Barbaren behandelte, der unsere Hauptvölker, Sachsen, Thüringer, Baiern überwältigt, der unsre alte Verfaßung zerstört hat, sollte unser Geschichtanführer werden? Möge sein Bildniß bei Kaiserwahlen umhergetragen, und auf sein Schwert und Evangelium dem Papst der Eid der Treue fernerhin gelobt werden, habe er sogar unsern Kalender ordnen wollen; er ist und bleibt ein Frankenkönig, der mit seinem ganzen Geschlecht unserm Deutsch=

---

*) Geschichte der Deutschen, Leipzig 1726—31. D. Antons Geschichte der Germanen verdient diesem Werk in vieler Absicht beigefügt zu werden.

1) „=partheiisch" aus dem Manuskript ergänzt.

2) Im Manuskript folgen mehrere durchstrichene Zeilen: „Er schreibe . . . eine Geschichte des dreissigjährigen Krieges, die Jerusalem unserm unsterblichen Friedrich schon als geschrieben ankündigte; . . . .

land in mehr als einer Rücksicht von Grundaus verderblich gewesen ist.

Also Sachsen, Franken, Schwaben; das alles aber waren Familien-Kaiser, die in und außer Deutschland mit Horden umherzogen, Bischofthümer errichteten, Horden beschützten, und in Italien allemal so zu Schanden wurden, wie es (so sagen wenigstens die Italiäner) Deutschen Horden geziemte. Jedermann ehret die persönliche Verdienste dieser Regenten; man gönnet ihnen das Glück, von Rom die Römerkrone erlangt zu haben, und wünschet nicht, daß Gelimer, der Wandale, Attila, der Hunne, Dsingiskan und Tamerlan sie erlangt hätten; in allen diesen Heeres-
zügen aber wo ist der Deutschen, wo ist Deutschlands Ge- 328
schichte?

Allen ältern und neuern Chronikschreibern, und diplomatisch-statistischen Kirchen- Staats- Lehn- und sonstigen Geschichtforschern bleibe ihr Werth; was von Maskov, Hahn, Bünau, Ludwig, Gundling, Gebauer, Olenschlager, Pütter und mehreren einzeln und allgemein geleistet worden, behalte sein anerkanntes Verdienst; so auch die Geschichte Kaiser Friedrichs 2., Maximilians, Karls 5. und was sonst im Einzelnen Vortrefliches hervorgebracht worden. Bei dem allen aber wo ist die Geschichte der Deutschen? Nicht Deutscher Kaiser, nicht Deutscher Fürsten und Fürstenhäuser [1], sondern der Deutschen Nation, ihrer Verfaßung, Wohlfahrt und Sprache?

Kurz. Was noch nicht geschrieben ist, zeigt durch sich selbst gnugsam, daß es bis dahin noch nicht geschrieben werden konnte. Wenn dies geschehen kann, wirds werden.

Indeßen versuche man, was man vermag, und schreibe Partikular- [2]Geschichte. Möser mit seiner Osnabrückischen Geschichte ging voran; Spittler mit seiner Wirtenbergischen und Hannoverschen, andre mit der Geschichte ihrer Länder sind fort-

1) Zuerst: Fürsten- und Adelshorden 2) Msk.: particulare

geschritten; und vor der Hand was wollen wir mehr? Bestand nicht von jeher Deutschland aus mehreren Völkern? Hat der Arabische Kaisermantel ihm eine Einheit geben können, die es nicht von Natur hatte, oder durch eine wirkliche, bindende und bildende Verfaßung bekam?

Sodann fahre man auf diesem, dem geprüftesten Wege fort und schreibe:

329 1. Eine Geschichte der Nationen Deutschlands, ihrer Abkunft, Verfaßung, Sitten und Sprachen.

2. Eine Geschichte der Meinungen dieser Nationen, dort und dann, ohne oder mit Erfolgen; nur redlich, ganz, und so vielseitig es immer seyn kann.

3. Eine Geschichte der einzelnen und der Zusammenbeherrschung dieser Nationen. Sie ist nicht blos die Deutsche Kaisergeschichte.

4. Eine Geschichte der Stände in diesen verschiedenen Völkern, des gemeinen Mannes, der Geistlichkeit und des Adels, ohne Rücksicht auf den Gesichtskreis unsrer Zeiten; treu und ganz. Der obere Stand gelte wie der untere, und allenthalben spreche nur der Mensch.

5. Eine Geschichte des Deutschen Nationalgeistes. Moser hat einige Bogen darüber geschrieben; es ward ihm widersprochen, und behauptet, daß Deutschland gar keinen Nationalgeist habe. Er setzte dieser Behauptung gutmüthige Patriotische Briefe entgegen, die aber wie gewöhnlich an den großen Deutschen Nemo geschrieben waren. Da nach dem Begriff der Amerikaner jeder Strom, jeder Baum, jede Wiese einen Geist hat: sollten die Deutschen Eichen, die Deutschen Berge und Ströme dergleichen nicht auch haben? Es werde also der Deutsche Nationalgeist gegen solche Verläumdungen in Schutz genommen und in Beispielen gezeigt, daß Deutschland von jeher, unverrückt, in allen Ständen einen Nationalgeist gehabt habe, solchen noch habe und seiner Verfaßung nach nothwendig auf ewige Zeiten haben werde — —

Mehr als Eine Bürgerkrone verdiente der Geschichtschreiber 330
einer solchen Geschichte; einen Kranz von Eichen- Buchen- Fichten- und Lindenzweigen; nur — muß er ihn sich selbst flechten.[1]

Ueber die Fähigkeit zu sprechen und zu hören. II, 57

Mehrmals war es mir fremde, daß wir Deutsche die Wichtigkeit dessen, was Sprache einer Nation ist, so sehr zu verkennen scheinen. So bald von Sprache die Rede ist, glaubt der große Haufe, daß man von ihr als ein Grammatiker[2] spreche. Sie als das Organ unsrer Vernunft und gesellschaftlichen Thätigkeit, als das Werkzeug jeder Cultur und Unterweisung, als das Band der Geselligkeit und guten Sitten, als das ächte Mobil zu Beförderung der Humanität in jeder Menschenclaße zu betrachten, davon sind wir weit entfernet.

Und doch lernen wir nur durch Sprache vernünftig denken, nur durch Sprache unsre Vernunft und Empfindungen, unsre Gesinnungen und Erfahrungen andern mittheilen. Sprache ist das Band der Seelen, das Werkzeug der Erziehung, das Medium unsrer besten Vergnügungen, ja aller gesellschaftlichen Unterhaltung. Sie verknüpft Eltern mit Kindern, Stände mit Ständen, den Lehrer mit seinen Schülern, Freunde, Bürger, Genossen, Menschen. In allen diesen Fugen und Gelenken sie auszubilden, sie richtig anzuwenden; diese Aufgabe schließt viel in sich.

---

1) Die gestrichenen Schlußsätze sind oben S. 336[2] angeführt. In erster Fassung, welche die Überschrift der Abhandlung vollständig angiebt, stehen sie schon einmal vor dem Abschnitte: „Sodann fahre man" S. 383 Z. 6. Hier lautet das Begleitwort: „Für keine ihrer Behauptungen stehe ich zwar, es läßt sich aber darüber viel sagen."

2) Zuerst lautete der Anfang: „Wohl läßt sich über den mannichfaltigen Inhalt der circulirenden Abhandlung [vgl. A. 1] viel sagen. Zuerst war mir die Wichtigkeit, die der Verfaßer der Sprache eines Volks giebt, auffallend; als ich aber bemerkte, daß er von ihr nicht als ein Grammatiker

58 Hagedorn[1] sagt: wer frei darf denken, denket wohl; sollte man nicht mit gleichem Recht sagen: „wer richtig, rein, angemessen, Kraftvoll, herzlich sprechen kann und darf, der kann nicht anders als wohl denken.“ Ist die Sprache eines Menschen, einer menschlichen Gesellschaft schleppend, hart, verworren, Kraftlos, unbestimmt, ungebildet; so ists auch gewiß der Geist dieser Menschen: denn sie denken ja nur in und mit der Sprache.

Wenn also Erziehung unsern Geist bilden soll, so lerne der Zögling sprechend denken. Seinen Lippen werde das Schloß entnommen, das ihm die Seele verschließt; sonst wird es ein Behältniß verworrener, roher, modernder Gedanken.

Hast thou no Friend, to set thy Mind abroach;
Good Sense will stagnate. Thoughts shut up, want Air,
And spoil, like Bales unopen'd to the Sun.
Had Thought been All, sweet Speech had been deny'd;
Speech, Thought's Canal, Speech Thought's Criterion too.
Thought in the Mine, may come forth Gold or Dross;
When coin'd in Word, we know its real Worth.
If sterling, store it for thy future Use,
'Twill buy thee Benefit; perhaps Renown.
Thought, too, deliver'd, is the more possest;
Teaching, we learn; and, giving, we retain
The Births of Intellect; when dumb, forgot.
59 Speech ventilates our intellectual Fire;
Speech burnishes our mental Magazine;
Brightens for Ornament; and whets for Use.
What Numbers, sheath'd in Erudition, lie
Plung'd to the Hilts in venerable Tomes
And rusted in, who might have borne an Edge
And play'd a sprightly Beam, if born to Speech;
If born blest Heirs of half their Mother's Tongue!
'Tis Thought's Exchange, wich, like th' alternate Push
Of Waves conflicting, breaks the learned Scum,
And defecates the Student's standing Pool.*)

---

59 *) Hast du keinen Freund, um deinem Geiste einen Ausfluß zu verschaffen? der gesunde Verstand wird ein stillstehender Sumpf werden. Ver-

1) B (Anmerkung des Herausgebers Joh. v. Müller): Haller.

Und diese Erziehung geht durchs ganze Leben. Ein Volk, das gut spricht, das über jeden Gegenstand bestimmt, vernünftig, klar, überzeugend, oder überredend zu sprechen sucht, erwirbt sich eben damit einen grossen Reichthum, einen behenden Gebrauch seiner Gedanken.

Um aber sprechen zu lernen, muß man hören können und hören dörfen. Viele Menschen verstehen diese Kunst zu hören gar nicht; manchen Völkern wird sie über gewisse Gegenstände nicht vergönnet; ihre Seelen müßen also von diesen Seiten ungeschliffen und ungelenk bleiben. Daher sehen wir allenthalben, daß Männer, in denen ein großer Trieb war, die Wahrheit von allen Seiten kennen zu lernen, auch auf abgelegnen Seiten den Umgang der Menschen suchten, die frei zu sprechen wagten. Sie mischten sich, erkannt oder unerkannt, in mancherlei Gesellschaften, und hörten. So gewann Swift, ein ungemeiner Geist,

---

sperrte Gedanken müssen Luft haben, oder sie verderben, gleich den Waarenballen, die der Sonne nicht geöffnet sind. Wären Gedanken Alles gewesen, so wäre uns die süße Rede versagt worden; die Rede, der Gedanken Canal! die Rede, auch der Gedanken Kennzeichen! Gedanken, die noch in der Grube liegen, können als Gold oder als Schlacken ans Licht kommen; sobald sie in Worten geprägt erscheinen, so kennen wir erst ihren eigentlichen Werth. Sind sie ächt, so verwahre sie zu deinem künftigen Gebrauche; sie werden dir Vortheil, vielleicht auch Ruhm erkaufen. Ja, je mehr wir unsere Gedanken mittheilen, desto mehr besitzen wir sie; lehrend, lernen wir; und, indem wir sie der Welt geben, behalten wir die Geburten unsers Verstandes; sind sie stumm, so werden sie vergessen. Durch die Rede wird das Feuer der Seele angefacht; durch die Rede wird die Rüstkammer des Geistes geschliffen; zur Zierde, blank geschliffen; und, zum Gebrauche, gewetzt. O welch eine Menge liegt in der Gelehrsamkeit, und in ehrwürdigen Bänden, wie in ihrer Scheide, tief bis ans Heft versenkt, und eingerostet; welche mit lebhaften Stralen hätten blitzen, und eine durchdringende Schärfe gewinnen können, wenn sie zur Rede wären gebohren worden; wenn sie nur die halbe Beredtsamkeit ihrer Mütter geerbt hätten! Gleich dem wechselnden Stoße kämpfender Wellen, bricht der Tausch der Gedanken den gelehrten Schaum, und reinigt den trägen Sumpf des grübelnden Philosophen. Youngs Klagen, 2te Nacht, nach Eberts Uebersetzung. S. 50. 51. erster Ausgabe [vgl. Band 27, 392—93. 417].

in Fällen, wo er ihn anwenden wollte, seinen hellen, überzeugenden Vortrag, seine seltene Volkssprache. Jeder Liebhaber der Eigenthümlichkeit[1] menschlicher Gedanken ging auf diesem Wege; ja jeder Mensch, der wirklich und vielseitig gebildet werden will, kennet keinen andern. Die Stände, denen der Zutritt zu freisprechenden Menschen versagt ist, die solche nicht anhören können und anhören mögen, bleiben eingeschränkt in ihrem Gedankenkreise, ungewürfelt in ihrer Vorstellungsart; sie werden argwöhnisch, verstockt,[2] tyrannisch, feige. Nur durch Sprache wird ein Volk, nur durch gemeinschaftliche Sprache werden Menschen humanisiret.

[3]Was mich auf diese Gedanken gebracht hat, ist das Manuscript einer Reise durch Deutschland, die ein Ausländer, ohne politische
61 Parteisucht, blos zu dem Zwecke unternommen hatte, um zu erfahren, wie man in Deutschland sprach und hörte. Ich würde sie nach der Analogie des einst so beliebten Espion Turc den Sprach- und Hörforscher nennen; darf aber nichts Einzelnes daraus mittheilen. Der menschenfreundliche Reisende fand Gegenden, wo man besser sprach, weil man sprechen dorfte, weil man ohne Groll zu hören wußte; andre, über welchen ein fürchterliches Mistrauen, eine taubstumme Verschloßenheit der Gedanken ihre schwarzen Flügel schlug, und eine Wortscheue, zaghafte, gleichsam stotternde Denkart herrschte. Von beidem zeichnet er die Folgen. Wie Gegenden, so unterschieden sich Stände; und auch hier waren die Folgen augenscheinlich. „Menschen, sagt er, die

---

1) Mſk.: Eigenheit 2) A B: versteckt (Druckfehler.)

3) Die „Reisebeschreibung" ist erst bei letzter Durchsicht hier (am Rande des Mſk.) und im folgenden hineingedichtet oder -gezwängt. Der Abschnitt lautet ursprünglich:

„Die Anwendung hievon auf Deutschland zu machen, erlassen Sie mir gern. Es giebt Gegenden, wo man reden darf und redet; wo man öffentlich spricht und ohne Groll höret; es giebt auch andre, über welchen .... Flügel schlägt, und eine Wortscheue, zaghafte Einsamkeit melancholisch brütet. Wo dies nicht Gegenden sind, da sind es Stände. Die Folge davon ist augenscheinlich. Wo Stände, wo Menschen sich einander nicht mittheilen dörfen, wo die Sprache selbst ihnen einen Zwang, ein Cerimoniel auflegt, daß der

sich einander nicht mittheilen dörfen, denen die Sprache selbst einen Zwang, ein Cerimoniel auflegt, daß die freie Wahrheit, sie, die nicht anders als unmittelbar von Seele zu Seele, von Herz zum Herzen sprechen will und kann, immer Umwege nehmen und unter niedrigen Schlagbäumen durchkriechen muß, Menschen, denen Beruf- und Standesmäßig ein Schloß am Munde hängt, oder gar die Zunge am Gaum klebt; sie kennen keine andre als eine Sinesische Etiquett-Wahrheit." Die Folgen hievon, sowohl für den, der nicht sprechen darf, als der nicht hören kann, zeigt mein philosophischer Reisender in traurigen[1] Beispielen, und kommt auf den einfachen Satz zurück: „Wer mit dem andern oder gar für ihn wirken soll, muß wohl auch mit ihm sprechen dörfen."

„Woher kommts, sagt er, daß eine nachbarliche Nation zu der Schnelligkeit von Gedanken, zu der Gewandtheit gelangt ist, die sie, obgleich jetzt in übler Anwendung, dennoch[2] unbestritten auszeichnet? Unter andern auch, weil sie sich ihre Sprache leicht gemacht und aus ihr bereits in ihren schönsten Zeiten, manche 62
Ungereimtheiten[3] des Cerimoniels hinweggeschafft hat; unter andern auch, weil sie viel spricht, über allerlei Dinge spricht, und über Jedes bestimmt, hell, anständig und rein zu sprechen sich befleißigt; unter andern auch, weil sich die Menschen[4] in ihr leichter, geselliger mischten, Einer vom andern Ideen anzunehmen nicht verschmähte; wodurch denn mehrere Gedanken in schnelleren, vielfachen Umlauf kamen, und kein Stand barbarisch bleiben mußte. Welche Nation, fährt er fort, hat so viel angenehme und unterrichtende Memoires,

---

Gedanke, mithin auch die freie Wahrheit, ... unter falschen Standes- Hof- und Staatsconstructionen, wie unter niedrigen Schlagbäumen durchkriechen muß; wo Menschen Beruf- und Standesmäßig ... klebt; da giebt es nur eine Sinesische Etiquett-Wahrheit. Abgeschloßene Stände bleiben unwißend, einsam, stolz, furchtsam-vermessen, barbarisch; oder Gegentheils knechtisch, träge. Wer mit dem andern — dörfen."

1) „traurigen" aus dem Mſk. eingesetzt.

2) „obgleich — dennoch" nicht im Mſk.

3) Mſk.: die Feßeln („bereits — Zeiten" fehlt) 4) Mſk.: Stände

als die, von der ich rede? Menschen in allen Ständen, und in wie frühen Zeiten haben sie geschrieben! Dagegen fragte ich nach Deutschen Denkwürdigkeiten einzelner berühmter Männer; und außer einigen ehrlichen Reiternachrichten,[1] außer den Tagebüchern armer Wallfahrter nach dem H. Lande wußte man mir aus ältern Zeiten beinahe nichts zu zeigen. Aus allem schloß ich, daß den Deutschen von jeher das Sprechen[2] schwer gefallen sein mußte."

So mein Autor. Wie also? wenn wir[3] oft, viel, dazu öffentlich, im freien Umgange, wo auf Rede Gegenrede folgt und Ein Wort des andern werth ist, und allenthalben mit Lust sprächen; würden wir nicht auch leichter schreiben lernen? Unsre Bücher, dünkt mich, würden Abdrücke des gesunden Verstandes, der im Leben herrscht, Vorträge im Ton guter Gesellschaft werden; da jetzt zuweilen die durchdachtesten, witzigsten, Sinn- und Mühevollsten Deutschen Schriften sich weder lesen, noch hören laßen. Sie ermüden; unser Athem reicht zu ihren Perioden, unser Ohr zu ihren Vorstellungen nicht hin; oder der Autor wagte gar zu schreiben, was er in einer anständigen Gesellschaft also
63 zu sagen sich schwerlich getrauet hätte, und so macht er seinen Vorleser verstummen und erröthen. Vielleicht schrieben wir auch weniger, wenn wir mehr sprächen; andre wenigstens hülfen uns sodann denken und schreiben, indem wir von- mit- und an ihnen im mündlichen Gespräch lernten. Kurz, es ist wahr, was abermals Young sagt:

In Contemplation is his[4] proud Resource?
'Tis poor as proud, by Converse unsustain'd.
Rude Thought runs wild in Contemplation's Field;
Converse, the Menage, breaks it to the Bit
Of due Restraint; and Emulation's Spur
Gives graceful Energy, by Rivals aw'd.
'Tis Converse qualifies for Solitude;

---

1) Zuerst: Was sind dagegen die ehrlichen Reiternachrichten unsres Götz
2) Im Mst. noch: „und Schreiben"; zuerst: „oder gar das Schreiben"
3) „So — Wie aber?" Zusatz letzter Hand. Zuerst: „Und wenn wir..."
4) A B wie im Mst.: Thy

As Exercise for salutary Rest.
By that untutor'd, Contemplation raves;
And Nature's Fool, by Wisdom's is outdone.[1] *)

Andrer Wohlthaten, die aus gesellschaftlicher Rede entspringen, nicht zu gedenken:

Joy is an Import! Joy is an Exchange;
Joy flies Monopolists; it calls for Two;
Rich Fruit! Heav'n-planted! never pluckt by One. 64
Needful Auxiliars are our Friends, to give
To social Man true Relish of himself.
Full on ourselves descending in a Line
Pleasure's bright Beam, is feeble in Delight;
Delight intense is taken by Rebound;
Reverberated Pleasures fire the Breast.**)

Wünschten Sie nicht auch, daß mein Autor seine Sprach- und Hörreise öffentlich machte?

---

*) Sucht er seine stolze Zuflucht im stillen Tiefsinn? O dieser ist ja 63
eben so arm, als stolz, wenn er durch den Umgang nicht unterhalten wird. Der rohe Gedanke rennt im Felde der Betrachtung wild umher; des Umgangs Schule bändigt ihn erst, und gewöhnt ihn, das Gebiß des gehörigen Zwangs zu leiden; und der Sporn der Nacheiferung gibt ihm ein anständiges Feuer, welches von Nebenbuhlern verehrt[2] wird. Der Umgang macht uns zur Einsamkeit geschickt, so wie uns die Bewegung zur heilsamen Ruhe bereitet. Ohne des Umgangs Unterricht, raset der Tiefsinn;[3] und der Thor der Natur wird vom Thoren der Weisheit verdunkelt. S. 51. 52.

**) Die Freude ist ein eingeführtes Gut; die Freude ist ein Tausch, 64
kein Monopolium: sie will von zweien gesucht seyn; eine reiche Frucht! vom Himmel gepflanzt! und nimmer von Einem gesammelt. Unsre Freunde sind unentbehrliche Gehülfen, um dem geselligen Menschen einen wahren Geschmack an ihm selbst beizubringen. Wenn der helle Stral der Lust in einer Linie gerade auf uns herabfällt, so ist er schwach an Vergnügen; ein starkes Vergnügen wird durch den Wiederstral empfangen; zurückgeworfne Freuden entzünden die Brust. S. 52. 53.

---

1) A B wie im Mst.: undone.

2) B: durch Nebenbuhler in Scheu [Ebert 1760/90: in Zucht] erhalten

3) In A B hinzugefügt: „wie ein Wahnwitziger, der sich Kaiser im Monde zu seyn dünkt, oder verhungert, wie ein Bettler,“ (Versehen des Abschreibers).

II, 228 ## Seneka,

Philosoph und Minister.

Zwei Briefe.[1]

„Alle Meinungen über die Seelen der Verstorbenen, (sagt Diderot zum Herausgeber der Schriften des Seneka in la Grange Uebersetzung,) sind mir annehmlich, wenn sie mich rühren oder mir schmeicheln. Mich dünkt in diesem Augenblick, ich sehe den Schatten unsres guten la Grange um Ihre Lampe schweben, indeß Sie Nächte hinbringen, sein Werk zu vollenden und zu erläutern. Ich höre, ja ich höre ihn; er spricht: „Wer die zerstreute Asche eines Unbekannten in eine Urne sammlet, thut eine heilige Menschenpflicht; wie viel bin ich Dir schuldig, Dir, der Du Dich um meine Ehre mühest."

Und er fährt fort: „ach! nur von mir hing es ab, daß Seneka auch zu mir spräche: fast achtzehn Jahrhunderte sinds,
229 daß mein Name dem Druck der Verläumdung unterliegt, und ich finde an Dir einen Vertheidiger? Was bin ich Dir? Welch Verhältniß kann in einem so großen Zwischenraume der Zeit zwischen mir und Dir seyn? Wärest Du etwa meiner Abkömmlinge Einer? Und was liegts Dir an, ob man mich tugendhaft oder lasterhaft glaube?"

„O Seneka (antwortet der Verfasser,) Du, mit Sokrates, mit allen Ruhmwürdigen Unglücklichen, mit allen großen Männern des Alterthums warest bisher, und sollt immer Eins der sanftesten Bande zwischen meinen Freunden und mir, zwischen unterrichteten Menschen aller Zeitalter und ihren Freunden bleiben. Du bist der

---

1) Ursprünglich der 52. und 53. der „Briefe zu Beförderung der Humanität", zurückgezogen aus dem in der Druckerei bereits paginierten Manuskript (Blatt 34—39) der vierten Sammlung, in welcher sie den Beschluß machten. Vgl. 17, 251, 148.

Gegenstand unsrer oftmaligen Unterhaltung, und Du wirst ein Gegenstand der ihrigen seyn. Wie oft habe ich, um von Dir würdig sprechen zu können, Deine Nachdrucks-, Deine Gewaltvolle Kürze beneidet! Wenn Deine Ehre Dir lieber war als Dein Leben, so sage mir: die Niedrigen, die Dein Andenken befleckt haben, waren sie nicht grausamer, als Der, der Dir die Adern öffnen ließ? Es wird mir tröstend seyn, wenn ich Dich an Einem und den[1] andern räche."

So schrieb Diderot vor seinem Versuch über des Seneka Leben und Schriften*); er hat sein Wort gehalten; einen wärmeren Freund, einen scharfsinnigern, dringendern Vertheidiger hat so leicht kein anderer Staatsmann und Philosoph gefunden. Er gehet des Seneka Leben und Schriften mit Anmerkungen durch, die uns in eine Gesellschaft der Weltkundigsten[2] Menschen versetzen, und, wo sie uns auch nicht ganz überzeugen, doch so ausgesucht belehren, daß man das Buch fast mit einer süßeren Hoch- 230
achtung für den Vertheidiger als den Vertheidigten aus der Hand legt.

Wir Deutsche können mit diesem so genannten Versuch eine andre gute Schrift: Seneka, nach dem Charakter seines Lebens und seiner Schriften, entworfen von Nüscheler**), verbinden. Warum ist diese schöne Schrift unvollendet? warum ists bei dem ersten Bändchen geblieben?

Hinter Kleists Gedichten findet sich ein kurzes Trauerspiel, Seneka, in Prose. Auch andre haben den Gegenstand bearbeitet, und Leßing hat ihn, so wie den Tod des Nero bearbeiten wollen. Schade, daß ers nicht gethan hat.

Kleists Trauerspiel ist sehr einfach: die Charaktere des Seneka und der Pompeja, (so heißt hier seine Gemahlin) stehen fast

---

*) Essai sur la Vie de Seneque, sur ses ecrits et sur les regnes de Claude et de Neron. Paris 1779.

**) Zürich, 1783.

1) A B: dem

2) Im Mſk.: der billigsten, Weltkundigsten

unbeweglich da; der Knote wird ins Stück durch eine fremde Person, den Polybius, Seneka's Freund, der für ihn sterben will, nur hineingewebet. Sollte nicht, selbst der Geschichte nach, eine vielseitigere, innigere Bearbeitung dieses berühmten Todes möglich seyn, die unstreitig auch lehrreicher wäre?

Seneka nämlich war nicht Philosoph allein; er war Minister. Während der gepriesenen fünf glücklichen Regierungsjahre des Nero verwaltete Er mit Burrhus das Reich; ja vorher schon hatte die Mutter Nero's, Agrippine seine Zurückberuffung aus Sardinien[1] zu ihren Absichten bewirkt; er ward der Lehrer ihres Sohnes. Seitdem geschahen alle Handlungen Neros vor seinen Augen. Er
231 wars, der dem jungen Kaiser die Trauerrede auf seinen Vorgänger Claudius machte, bei der sich, wie Tacitus sagt, niemand des Lachens enthalten konnte, und die Seneka nachher selbst durch die Apokolokyntosis[2] bitter widerlegte. Er hatte die Rede gemacht, mit der Nero die Regierung antrat, jene Rede, die ihrer vortreflichen Grundsätze wegen in Erz gegraben ward und an jedem Neujahrstage verlesen werden sollte. Er verfertigte die Gnadenreden, die Nero im Senat vortrug; und indem er mit der herrschsüchtigen Agrippine, deren Creatur er war, Einerseits zu kämpfen hatte: sahe er auf der andern Seite auch im gütigen Nero lange schon den Löwen voraus, der (nach Seneka's eigenem Ausdruck) sobald er einmal Blut geschmeckt hätte, seine ganze Natur zeigen würde.

Diese zeigte Nero bald. Unthaten, Morde, Vergiftungen, Einziehungen der Güter folgten einander, und viele dieser Güter wurden den Freunden des Kaisers geschenkt, unter denen Seneka seinen Theil auch nicht auszuschlagen wagte.

---

1) Im Manuskript geht der gestrichene Satz voran: „ja schon unter Claudius war er ein Opfer der Hofkabalen gegen die Julia worden und nach Sardinien verwiesen."

2) Danach im Manuskript gestrichen: „die Götterverwandlung in einen Kürbis"

Der Entwurf des Muttermordes wird ihm und dem Burrhus vorgelegt; sie müßen Ja sagen, und Seneka die That in einem Briefe an den Senat sogar rechtfertigen.

Mit Gewalt will Nero ein öffentlicher Wagenführer oder Citherschläger werden; Burrhus und Seneka geben im Ersten nach, um das Zweite zu verhüten, bei welchem er sich aber um sie gar nicht mehr kümmert; beide müßen zuschauen, wie er unter dem Geklatsch der verworfensten Leute die Cither schlägt.

Nero theilt seine Tage in Grausamkeit und Wohllust; Seneka bleibt am Hofe.

Rom brennt sechs Tage und sieben Nächte; Nero singt dabei 232
in theatralischer Kleidung den Brand von Troja; Seneka bleibt.

Die Anklagen der Verschwörung nehmen zu; sie wagen sich an ihn selbst; er bittet um seine Entlaßung, und läßt sich durch eine verstellte Bitte des Kaisers: „er werde doch seinen Freund nicht verlassen wollen!“ vesthalten; bis endlich die Klaue des Tigers ihm so nahe kommt, daß er auf seinen Abschied dringt, da er denn fortan in seinen prächtigen Gärten, auf seinen reichen Landgütern nirgends mehr vor dem Gift, das ihm drohet, sicher ist und sich mit Feld- und Baumfrüchten, mit Waßer aus dem Strom sein Leben fristet.

Wie nun? Der Philosoph, der sich jeden Tag über sein Leben die strengste Rechenschaft abzulegen vorgab, sollte er sich solche jetzt, wenn er in seinen Gärten wie ein Verlassener umherirrte, wenn er dabei seine Reichthümer, vierzig Millionen an Werth, betrachtete, nie abgelegt haben?

So darf wenigstens der Dichter des Trauerspiels ihn zwingen, diese Rechenschaft vor sich selbst abzulegen! „Wie bestehest du mit deinen Grundsätzen? was hattest du mit der Julia?[1] War es deiner werth, daß du dem Freigelaßenen Polybius also schmeicheltest? Konntest du, als dich Agrippine aus Sardinien zurückberief, etwas anders erwarten, als was erfolgte? und warum ließest du

1) im Mſk. zuerst: mit der Julia zu schaffen gehabt?

dich, da du das Herz des Nero von innen und außen sahest, so lange halten? Du hinterläßest unnennbare, von Zinsen bedrückter Nationen genährte Reichthümer — für wen? Deine Familie ist untergegangen; Einer deiner Brüder hat sich die Adern eröfnet,
233 der andre hat vom Tyrannen Gnade erflehet; und du lebest? Du lebtest so lange um ihn, für ihn, machtest es dir zur Pflicht, ihn als eine Lust des Menschengeschlechts anzukündigen, zu rechtfertigen, zu beschönen?[1] Hast du kein Verbrechen der beleidigten Majestät begangen, indem du dich nicht von Ihm, sondern von dir selbst[2] zu solchen Dingen so lange gebrauchen liessest? Rufft nicht[3] jeder Ermordete, rufft nicht das Römische Volk, rufft nicht Nero selbst gegen dich? Und was bist du, enthaltsamer, standhafter, das Leben verachtender Weiser, vor diesen Tischen, diesen Spiegeln, in diesen Sälen, vor diesen Seen, in diesen Gegenden, bei dir, in deinem Innern? Rechtfertige dich vor dir selbst; der Tribun kommt, und was will der Tribun? —

Das Haus ist von Soldaten umringt, der Tribun fodert Rechenschaft über eine entdeckte Verschwörung. Sowohl Seneka, als Nero wißen, daß dies hier nur Vorwand seyn soll. Der Philosoph hat dem Tyrannen zu lange gelebet.

Seneka ist bei Tisch; er antwortet unerschrocken und heiter.

Der Tribun bringt die Antwort. Warum sollte hier nicht der Vorhang aufgezogen werden, um auch des Nero inneres Gemüth und seine äußere Lage ganz zu enthüllen? Hier mögen Poppea und Tigellin auftreten; selbst das Blutgericht über die Verschwörung des Piso mit allen herzhaften Antworten der Verschwornen erscheine.

Seneka ist unschuldig, und Nero weiß es. Er fragt den Tribun, ob er ihn bereit gefunden, sich selbst den Tod zu geben; und da der Tribun versichert, daß er ihm völlig gefaßt und heiter

1) Zuerst: anzukündigen, und zu verbrämen?

2) Zuerst: von Agrippinen, von Ihm, von dir selbst

3) Rufft nicht Agrippine, rufft nicht

geantwortet habe, empfängt er die kurze Ordre der Hinrichtung:
regredi et indicere mortem. — Sie ist bald gegeben; aber der 234
Dichter wird sie nicht sobald verschmerzen. Er wird den Mörder
in der Gemüthsstimmung zeigen, in der er sich immer, auch beim
Morde seiner Mutter und beim schändlichen Ausgange seines eig-
nen Lebens wies, grausam-feige.

Und diesem Elenden hatte Seneka zu seinem[1] Ruhme verhol-
fen? Er wiederum hatte Seneka gescheut, und scheuet ihn noch
jetzt, wie die Frage an den Tribun zeiget. Beide also, sowohl
den Tyrannen als den ehemaligen Tyrannen-Führer vor das Tri-
bunal zu stellen, dem kein Sterblicher entgeht, beide davor mit
ihren Freunden und Feinden zu confrontiren, dies wäre das hohe
Forum des Schauspiels.

Der Tribun hat nicht das Herz, an Seneka den Mord zu
vollführen; er fragt darüber den Präfect Fänius, und schickt end-
lich einen Centurio in seinem Namen. Im Verfolg des Drama
ist dies ein nicht zu verachtender Umstand.

Der Centurio kommt; Seneka will sein Testament machen;
es wird ihm verweigert. „So vermache ich euch mein Leben,“
sagt der Philosoph zu seinen Freunden; er besänftigt ihre Thrä-
nen, und hat, ich möchte sagen, hier einen schönern Platz als
Sokrates selbst, zu seinen letzten Gesprächen.

Seine junge Gemahlin Paulina will mit ihm sterben; er
ermahnt sie zum Leben — eine Scene, in die der Dichter alle
Zärtlichkeit und Philosophie bringen kann, die dem Orte gebühret.

Endlich willigt er in ihren Tod und Ein Augenblick öffnet
beiden die Adern.

Ich übergehe die folgenden Umstände und wünschte, daß wir
die letzten Worte des Sterbenden hätten: et novissimo quoque 235
momento, suppeditante eloquentia, advocatis scriptoribus, ple-
raque tradidit, quae in vulgus edita ejus verbis
invertere supersedeo. Warum hast du uns diese Worte

---

1) Mst.: allem seinem

unterdrückt, o Tacitus? Glaubtest du, daß das Volk, das sie damals auswendig wußte, immer fortleben würde? Gewiß waren sie ein Bekenntniß, dem ähnlich, das Subrius Flavius dem Nero unter die Augen sagte: „Niemand war Dir treuer als ich, so lange Du Liebe verdientest; ich fing zu hassen Dich an, seit Du ein Mörder Deiner Mutter, Deines Weibes, ein Wagenlenker, Citherschläger, ein Mordbrenner wurdest.“ Seneka's letzte Worte würden das Verhältniß, das zwischen ihm und Nero obgewaltet hatte, zeigen.

Er stirbt. Paulline wird mit Gewalt zurück ins Leben gebracht; sie lebt aber nur wenige Jahre, behält ihren Gemahl in rühmlichem Andenken; blaß und Blutlos ist sie selbst fortan ein Denkmal seines Todes. Welche Scene, da sie wiederum ins Leben zurückkam! welche andre, da dem Sterbenden auch das Gift seines Freundes den Dienst versagte! nebst allem, was von Seiten Nero's und des Senats darauf folgte! Mich dünkt, es könnte ein Trauerspiel hieraus erwachsen, das[1] die Stoische Philosophie an[2] Hofe eben so prüfte, als z. B. Leßings andre Stücke ihre Helden prüfen. Vielleicht ist es mir unbekannt längst schon da; gewiß aber kann es aus Tacitus Beschreibung, den Anschuldigungen Seneka's und Diderots Buch werden.

Racine sagt vor seinem Britannicus: „Um einen ehrlichen Mann der Pest des Hofes unter Nero entgegen zu setzen,
236 habe ich lieber den Burrhus als den Seneka gewählet. Beide waren Erzieher des Nero in seinen Jugendjahren gewesen, der Eine für die Kriegskänntniße, der andre für die Wißenschaften. Beide waren berühmt, Burrhus wegen seiner Kriegserfahrenheit und sittlichen Strenge (militaribus curis et severitate morum;) Seneka wegen seiner Beredsamkeit und Geistesanmuth (praeceptis eloquentiae et comitate honesta.) Burrhus wurde nach seinem Tode, seiner Tugend wegen, außerordentlich vermißet und bedau-

---

1) im Mſk. zuerst: das den gefährlichen Stand des Prinzen- [Fürsten-] Erziehers und

2) A B: am

ret, (civitati grande desiderium eius mansit per memoriam virtutis.) — Mich dünkt, Racine habe zu seinem Zweck den Burrhus sehr schicklich gewählet.

Zweiter Brief.

Glauben Sie nicht, daß ich mich in der Idee des Trauerspiels Seneka zu seinen Verläumdern gesellen wollte. Rechtfertigt sich der tragische Seneka, wie ich es nach Tacitus glaube, vor sich selbst und seinen Freunden: so kann er, auch bei Schwächen seines Charakters, die er jetzt selbst einsiehet, als ein Glorreicher Staatsmärtyrer dastehn, so daß, wenn er das Auge schließt, man ihn eines größeren Lohnes werth hält, als daß man ihm, wie einige Verschworne es wollten, hinter einem[1] Nero das Reich antrage. Wahrscheinlich würde er dies Reich[2] ausgeschlagen haben, wenn er war, wofür ich ihn halte.[3]

Was ich merklich machen wollte, war einzig dieses, daß Philosophische Sprüche, wenn sie auch die edelsten, stärksten, ja göttliche Sprüche wären, an und für sich noch nicht das Leben 237
eines Menschen, zumal eines Staatsmannes, beurkunden und vor aller Schwachheit sichern. Der Hof ist ein so trügliches Element, und ein politisches Leben unter Nero eine so Gefahr volle Scene, daß alle Briefe des Seneka, auch mit völliger Liebe zur Wahrheit, nicht als Sentenzen, sondern als Sache des Herzens geschrieben, uns jeden Schritt, den ihr Verfasser praktisch that, gewiß noch nicht verbürgen.[4] Nicht, daß er deßwegen eine ewige Lüge und Satyre gegen sich selbst hätte schreiben wollen und müßen[5], wie Diderot den Fall setzt: denn wer verzeihet sich nicht Vieles, so

1) „einem" aus dem Mſk. eingesetzt.
2) A B: „das Reich"; im Mſk. zuerst: „ers auch"
3) Mſk.: haben: denn er hatte die Lust daran theuer gebüßet.
4) Mſk.: bürgen. 5) Mſk.: dörfen („müßen" gestrichen.)

bald man sich Eins verziehen hat? und wie so manche Täuschungen giebts, mit denen uns der Wahn, unentbehrlich zu seyn, die Hoffnung, mit der Zeit nützlicher zu werden, die Sucht zu gefallen, die Furcht vor einem Ärgern, als das Jetzige schon ist, endlich die Liebe zur Gewohnheit, die Anhänglichkeit an Ehre, Rang, Freunde, Bekannte, an uns selbst und alle Bulerinnen unsres Herzens und Lebens von Tage zu Tage sanft und unsanft hintäuschen? Auch unter solchen Verirrungen konnte Seneka immer noch der mehr als kaiserlichen Achtung werth seyn, die ihm Tacitus erweiset.

Gnug; wie auch sein Charakter seyn mochte, seine Schriften sind ein reiches Füllhorn der schönsten, größesten Sentenzen. Diderot hebt mehrere derselben aus, fügt seine Meinung hinzu, und spricht mit unserm Innern so vertraulich, daß der Leser sich gedrungen fühlt, hie und da auch sein Wort hinzuzusetzen und mit Seneka, mit Diderot zu raisonniren, als ob er der Dritte seyn müßte. Hiemit wird das Buch ein lebendiges Gespräch zwischen dem alten Weisen, seinem Ausleger und Freunde, endlich mit uns selbst, in vielfacher Anwendung auf neuere Welt- und Lebensscenen.
238 „Ach, sagt Diderot, hätte ich die Werke des Seneka früher gelesen! hätte ich in einem Alter von dreissig Jahren seine Grundsätze angenommen, wie viel Vergnügen wäre ich diesem Philosophen schuldig, oder vielmehr wie manchen Schmerz hätte er mir entfernt![1] Du bists, o Seneka, dessen Hauch die leeren Phantome des Lebens zerstreuet, Du bists, der dem Menschen Würde, Vestigkeit, Nachsicht gegen seinen Freund, gegen seinen Feind, Verachtung des Glückes, der Verläumdung, des Ruhms, der Würden, des Lebens, des Todes einzuhauchen; Du bists, der von der Tugend zu sprechen und Begeisterung für sie zu entzünden weiß. Du hättest mehr an mir gethan, als mein Vater, meine Mutter, meine Lehrer; sie wollten mich alle zur Güte bilden, sie wußten aber nicht, wie? Wie haße ich jetzt die, die mir den Seneka herab-

1) Msk.: ersparet!

setzten! Ihr kleinmüthiger Geschmack hielt mir die Augen auf den
Cicero geheftet, der mich lehren könnte, wohl zu reden, und entzog
mir den, der mich gelehrt hätte, wohl zu handeln. Und doch,
welch ein Unterschied, zwischen der Reinigkeit des Styls, die ich
mit dem Ersten nicht erlangt habe, und der Reinigkeit der Seele,
die in mir gewiß gewachsen, und bevestigt wäre, wenn ich im Zwei-
ten studirt, über ihn nachgedacht, mich in ihm genährt hätte.
Selbst jetzt, in einem Alter, in welchem man sich nicht leicht mehr
beßert, habe ich den Seneka nicht ohne Nutzen für mich und für
andre um mich gelesen; es scheint mir, daß ich das Urtheil andrer
über mich weniger, mein Urtheil über mich dagegen desto mehr
scheue und achte; es scheint mir, daß ich die verfloßenen Jahre
weniger bedaure, auf die kommenden weniger einen Werth lege.
O wie übel hat man gethan, daß man, um mich zu einem beßern
Schriftsteller zu machen, mich hinderte ein beßerer Mensch zu 239
werden. Verhärtet hat mich Seneka nicht; ich gestehe aber, es
möchte Weniges seyn, worüber ich laut aufschreien würde."

„Nur glaube man nicht, daß man ihn aus einigen Blättern
kennen lerne, und über ihn urtheilen dörfe. Man lese ihn ganz,
und noch einmal; man lese den Tacitus dazu, und werfe meine
Apologie ins Feuer. Erst dann wird man wahrhaftig überzeugt
seyn, daß Seneka ein Mann von einem großen Talent und einer
seltnen Tugend gewesen, da seine Verläumder hingegen zu den
ärgsten, ungerechtesten Menschen gehören" — —

So schrieb Diderot zu einer Zeit, da er sich vielleicht selbst
vor den Confeßionen, und wie er glaubte, den Verläumdungen
Roußeau's scheuete. Roußeau's Confeßionen haben ihm nicht
geschadet; und auch dem Seneka schadeten seine Verläumder nicht.
Dem Xiphilin steht Tacitus entgegen, und seine Schriften
sprechen in Tugenden und Fehlern für sich selbst.

„Jedes Alter, sagt Diderot, schreibet und lieset nach seiner
Weise. Die Jugend liebt Begebenheiten, Facta: das Alter Re-
flexionen. Einem Mann von Jahren, dem die Meinigen zu lang,
zu häufig, dem Gegenstande zu fremde vorkommen, würde ich

rathen, den Tacitus, Sveton und Seneka mit sich in die Einsamkeit zu nehmen; die Sachen, die ihm merkwürdig vorkommen, die Ideen, die sie in seinem Geist erwecken, die Gedanken dieser Schriftsteller, die er zu behalten wünscht, die Gesinnungen, die er erproben will, aufs Papier zu werfen, ohne ein andres Projekt, als sich selbst zu unterrichten. Fast bin ich gewiß, daß, wenn er sich an den Orten verweilt, wo ich mich verweilte, wenn er sein Jahrhundert mit den vergangnen Jahrhunderten vergleicht und aus verlebten[1] Umständen und Charakteren Vermuthungen über das zieht, was das Heute uns ankündigt, was das Morgen uns hoffen oder fürchten läßt, er würde ein Buch machen, ohngefähr wie das Meinige. Allenthalben bin ich in Gesellschaft; ich frage, ich antworte." — Wenn dies nicht eine gute Art zu lesen ist, so kenne ich fast keine andre.

III, 60 **Boileau und Horaz.**[2]

Wie sich die Zeiten ändern! Unter Ludwig 14. schrieb ein Franzose, sein Hofpoet oder Hofhistoriograph Boileau folgende

Ode
contre les Anglois.

Quoi? ce peuple aveugle en son crime,
qui, prenant son Roi pour victime,
fit du throne un theatre affreux,
pense-t-il que le Ciel, complice
d'un si funeste sacrifice,
n'a pour lui ni foudre ni feux?

Deja sa flotte à pleines voiles,
malgré les vents et les etoiles,
veut maitriser tout l'univers;
et croit, que l'Europe etonnée,
à son audace forcenée
va céder l'empire des mers.

---

1) A B: erlebten

2) Aus den Briefen zu Beförderung der Humanität ausgeschnitten: Br. 49.

Arme-toi, France, prends la foudre, 61
c'est à toi de reduire en poudre
ces sanglans ennemis des loix.
Svis la victoire qui t'apelle,
et vas sur ce peuple rebelle
venger la querelle des Rois.*)

Was denken wir, wenn wir jetzt nach mehr als hundert 62
Jahren diese Worte in einem Französischen Dichter lesen? Ludwig hat die Engländer, ce peuple rebelle, ces parricides, ces sanglans ennemis des loix, nicht en poudre gebracht; und es war vielleicht nicht sein Ernst, sie dahin bringen zu wollen. Die Engländer haben à pleines voiles das Univers nicht maitrisiret,[1] und die querelle des Rois ist damals nicht ausgemacht worden. Wie unzeitig also, daß die Muse ins Cabinet schlich, und blutdürstige Politik singen wollte? Nach hundert Jahren steht sie erröthend da.

Zu unsrer Zeit haben wir von dieser querelle des Rois, von dem reduire en poudre auch gehört; meines Wissens aber nur in Prose. Es giebt Verbrechen und Zeitumstände, vor denen die Muse erröthend schweiget.

So schwieg Horaz! Er mischte sich nicht in die Staatssachen seines Augusts[2]; auch wenn er Agrippa und andre Helden besang, wenn in Gesängen an seine Freunde ihm Kriegstöne in die Leyer kamen, wie bald bricht er ab, und kommt in Modulationen, die ewig gefallen, auf einen Inhalt von ewiger Wahrheit. Und wenn er an den Römischen Staat denkt, wenn er das Römische Volk anredet; so ist er für das Glück desselben, für seine Sicherheit, für die Dauer des Staats besorgt, straft Laster, die ihm den Untergang bereiten, räth allenthalben und zwar in Zeiten

---

*) Die Energie dieser sogenannten Ode ist schwer zu erreichen; Leser, 61
die des Französischen unkundig sind, deren es aber wohl wenige giebt, mögen mit folgender Uebersetzung vorlieb nehmen:

Ode gegen die Engländer. [Siehe Band 27, 363.]

1) Im Mſk. „erobert" (über das gestrichene „maitrisirt" gesetzt)

2) Im Mſk.: Augusts und Mäcenas

der siegenden Monarchie zur Mäßigung, zur Eintracht, zum Frieden. Zeugen davon sind seine Ode an die Republik, als sie sich aufs neue zu Bürgerkriegen rüstete, seine Ode ans Glück, an die Calliope und so viele andre. Offenbar ists ihm
63 die gefälligste Wendung, von Schlachten und Unterjochung der Völker, überhaupt von allen Regentenplanen zu einer froheren Muse zurückzukehren.

Jeder Dichter von Horazischem Geist zu allen Zeiten unter allen Nationen ist ihm hierinn nachgefolget.[1]

---

1) Es folgt S. 63—64 „Horaz Ode an die Republik, als sie sich zu neuen Kriegen rüstete." (Band 26, 233.) Darunter Herders Chiffre S. B. R. (Band 27, 412 zu 313).

Im Mſk. zuerst: „Jeder, der einen Funken seines Geistes besaß, ist ihm hierinn nachgefolget. Wenn Uz das bedrängte Deutschland anredete:

Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?

Sind nicht die Spuren unsrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo strömte nicht des Deutschen Blut?
Und nicht zu Deutschlands Ruhm; nein! meistens ihm zur Schande."

Das folgende Blatt des Manuskripts mit dem Schlusse des Briefes ist verloren gegangen.

Die Horen

eine Monatsschrift,

herausgegeben von Schiller.[1]

1795.

Das eigene Schicksal. III, 1

Man hört so oft die Worte: „der Mensch hat doch *ein* eignes Schicksal“ „*sein* Schicksal verfolgt ihn; es hat ihn ereilet“ oder: „das ist nun einmal *mein* Schicksal; ich muß mich drein[2] ergeben;“ man hört sogar diesen Ausdruck von *Familien*, *Königreichen*, von *Ständen* und *Geschäften* brauchen, daß es wohl der Mühe werth scheint, zu untersuchen, was diese Worte, an denen Trost und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnsten Unternehmungen, oder die starre Verzweifelung haftet, bedeuten. Wiederum sind die Ausdrücke: „jedermann baue *sein* Schicksal; man sei der Werkmeister *seines* Glücks;“ oder „unser Schicksal hänge von *Dem* und *Jenem*, es sei Mensch oder Umstand, ab“ daß auch diese, oft im gegenseitigen Sinne gebrauchten Worte der Untersuchung nicht unwerth scheinen. Ueberhaupt sind Redarten im Munde des Volks, sie mögen Irrthümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und diese sind fast allen Nationen gemein; auch die cultivirtesten Völker des Alterthums sprachen vom *eignen Schicksal*, von einer doppelten *Fortuna*, einem Glück- oder Unglückbringenden *Genius* und *Dämon*, einer *Moira*; und wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den grössesten Verlegenheiten, in den entscheidendsten Augenblicken des Lebens, ja 2
oft zur Bildung und Mißbildung eines ganzen Charakters haben,

---

1) Tübingen in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. Erster Jahrgang. Drittes Stück.

2) zuerst geschrieben: drinn

dem wird die Frage: „was ist denn das eigne Schicksal?“ gewiß nicht unwichtig scheinen.

1. Jeder Mensch hat sein eignes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu seyn und zu handeln hat. In diesem Verstande nämlich bedeutet Schicksal die natürliche Folge unsrer Handlungen, unsrer Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatte, der unsre geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beständige, mit uns fortgehende Resultate unsrer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand läugnen: denn, wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen andre handeln, so handeln andre gegen uns; ja sie werden von uns gezwungen, also zu handeln. Wer den Ton in Dur angiebt, dem wird, früher oder später, in Dur geantwortet; es fodert dies der natürliche Anklang, ich möchte sagen, der Wiederhall unsrer Gedanken und Handlungsweise. Laß es z. B. seyn, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermüthig seine Kräfte gebrauche; diese nehmen ab, und die Wirkung, der Ton seines Verfahrens in seinem und anderer Gemüth ist geblieben. Er findet einen Stärkeren, der mit ihm gleichmäßig verfährt, oder ihm siebenfach vergilt; ihn findet sein Schicksal. Laß es seyn, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden sich andre Gutherzige zu ihm sammeln, und ihre Kräfte mit den Seinigen vereinen. Er wird
3 gerettet: denn auch seine Gutmüthigkeit stand im Buche der Zeit angeschrieben, und war nichts weniger, als verlohren. So bei allen Gemüthscharakteren, Tugenden und Lastern. Fleiß und Trägheit, Klugheit und Thorheit, Stolz und Niederträchtigkeit, die oft Ein und Dieselbe Seele besitzen und wechselnd theilen, Menschenhaß und Menschengefälligkeit, Selbstsucht und Liebe, alle haben und finden ihr Schicksal. Früher oder später, nach der Stärke ihrer Kraft von innen, oder nach Umständen von außen; die Nemesis ist da, sie erscheint, sie ereilet.

Daß diese auf tausend Erfahrungen gestützte Wahrheit bezweifelt, daß sie irgend noch als Problem angesehen werden darf, zeigt nicht von der Blödheit unsres Verstandes, sondern von unserer blöderen Aufmerksamkeit in moralischen und menschlichen, als in andern physischen Dingen. Alle wißen wir, daß die Echo uns nur den Schall unsrer Worte zurückgiebt, daß, wie wir fragen, sie uns antworte. Niemand zweifelt daran, daß in eben dem Winkel, in welchem der Ball, die Kugel, das Hagelkorn, der Lichtstral anpralleten, sie auch abprallen; die Bewegungen der Kräfte im Stoß, im Druck, im Reiben u. s. sind von der Mathematik nach ihrem innern Gehalt, nach Zeit, nach Medien, nach Form und Inhalt der Gegenstände unter allgemeine Gesetze gebracht und berechnet. Wie? und in der geistigen, der moralischen Welt, im Reich der feinsten, der wirksamsten, der schnellesten Kräfte sollte es dergleichen Naturgesetze nicht, und überhaupt keinen Zusammenhang geben? Eben hier herrscht der feinste von allen; und ich glaube dem ersten Lehrer der christlichen Religion aus Einsicht und Erfahrung, daß, 4
wie wir geben, uns gegeben werde, daß, wie wir richten, auch wir unser Urtheil empfangen; daß das kleinste und größeste Gute und Böse, seiner Art und Natur nach, vergolten werde in dieser und jener Welt. Dem eignen Schicksal entgehet niemand; oder die Kette der Natur müßte brechen; das Licht müßte nicht mehr leuchten, die Flamme nicht wärmen, der Schall nicht tönen; vorausgesetzt, daß menschliche Organe dieser Empfindungen fähig sind, und daß man Alles im großen, unermäßlichen Zusammenhange betrachtet. Ich bin fest überzeugt, daß, je mehr unsre Aufmerksamkeit auf Dinge dieser Art gewandt, und unser reine Sinn für den Zusammenhang der geistigen und moralischen Welt, an deren Daseyn jetzt mancher zweifelt, geschärft würde, uns ein neues Licht hierüber aufgehen müßte.

Ehe uns dieses als Wißenschaft aufgeht, laßet uns in unserm Busen unser eigenes Schicksal als einen Apollo befragen. An welchem Unfall war nicht unser Unbenehmen, an welchem Unglück

nicht unsre Thorheit schuld? Wir säeten frühe, was wir später erndten, und erndten werden. Auch fehlte uns zu diesem Verhältniß niemals in unserm Herzen der Exponent, der Weiser. Gehe, (sagt mein Blatt,) geliebter Leser, auf einem Spatziergange etwa, wenn du das Laub sproßen, die Blüthe treiben, die Bäume Frucht tragen, die Blätter fallen, oder das gesäete Korn unter dem Schnee begraben siehst, gehe die vornehmsten Auftritte deines Lebens durch, so rasch oder so langsam, als du die Schritte zählest. Von der Art an, wie du in der Kindheit deine Wärterinn oder deine Eltern, deine Freunde und Gesellen, deine Lehrer und die Geliebte deiner Jugend behandelt, wie du nachher jede deiner Situationen, vollendet und unvollendet, mißvergnügt oder befriedigt, beleidigend oder beleidigt verlaßen hast, wie du jeden Augenblick nutztest, oder sorglos vorbeistreichen ließest, Menschen belogst oder großmüthig, edel, unschuldig, Liebevoll warest: so, wird dir dein Herz sagen, ward und wird dir dein Schicksal. Vieles, wird es dir sagen, ist noch ungebüßt; vieles reift noch zur Ernte. So Schaamroth du Jenem oder Diesem vors Auge treten müßtest: so gewiß ist dies innre Auge in dir, und keine Treulosigkeit, keine Unachtsamkeit ist in die Lüfte verflogen. Den Ego, der sie beging, trägst du mit dir; das Buch der Zeiten ist in deinem Herzen; deinem Bewußtseyn kommen, oft an sehr unrechtem Ort und unerwartet, alte Schulden zurück; jeder falsche Wechsel, der andre kränkte und mürbe gemacht, kommt dir zur Rechnung. Die Zeist ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir sagen, was gebüßt sei, oder was noch gebüßt werden müße: denn dein Schicksal ist der Nachklang, das Resultat deines Charakters.

2. Das Schicksal scheint inconsequent mit uns zu handeln, weil wir selbst inconsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind.

Gewöhnlich legt man dem Schicksal Inconsequenzen bei und nennet diese Zufall. Es giebt Zufälle in der Welt, und deren

sind unendlich viele; um so mehrere treffen uns, je mehr uns
alles Zufall ist, d. i. je weniger wir consequent handeln. Da 6
wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schicksal deutet indeßen
ganz etwas andres an, eine Reihe, eine unwandelbare Ord-
nung, nach vestgestellten Grundsätzen, seyen diese in unserm
oder in einem höheren und dem höchsten Gemüthe. Es wäre sehr
anmaßend zu denken, daß im ungeheuren Inbegrif aller Dinge
nirgend eine Consequenz sei, als die das schwache menschliche Ge-
müth hineindichtet.

Gerade umgekehrt sehen wir die ungeheuerste Consequenz im Reich der Natur, und finden den Samen der Inconsequenz allein in uns; und finden zu eben der Zeit, daß diese Inconsequenz, als ein Attentat gegen die zusammenhangende Natur, uns mächtig strafe. Kein Verbrechen solcher Art findet Verzeihung; weder durch Reue kann es gebüßt, noch durch Thränen versprochener Aenderung weggeheuchelt werden. Und so lange die Menschen nicht die thörichte Vermeßenheit aufgeben, „sie können dem Gange der Natur Trotz bieten, und, als überirrdische Wesen, die Gesetze derselben ändern," so lange verfolgt und ereilt sie billig ihr Schicksal.

Nicht der Mensch, keine Claße von Menschen, hat die Gesetze
der Natur gestellt, unter ihnen ist er da, und Er muß ihnen
gemäß leben. Kleinheit des Geistes also ist ein Attentat gegen
die Majestät der Natur, und muß als solche ihr Schicksal finden.
Vom frechen Stolz gezeugt, von lüsterner Trägheit empfangen, von
sinnloser Gewohnheit gesäugt und von Schmeichelei erzogen, was
kann sie anders seyn und geben, als was sie ist? Vernunft-
und Gesetzlos könnte sie die Ordnung der Dinge ändern? Groß, 7
so lange das Andre um sie her klein ist; stark, so lange man keine
andere Stärke kennet, kann sie leicht in die narkotische Ueberzeugung
gerathen, daß außer ihr nichts groß und stark sei; ändern sich
die Umstände, erwachen andre Kräfte, so ereilt die kleine Schwach-
heit ihr Schicksal.

Gleicherweise sträubt sich die Natur des Gesammten gegen den Egoismus: denn was ist ein Mensch, wenn er auch der weiseste,

der stärkste, der kühnste wäre, gegen den Inbegriff der Dinge um ihn her, und gegen die Folgen der Zeiten nach ihm? Welcher Mensch findet nicht seines gleichen? welches Talent erlebt nicht die Zeit, daß man seiner genug habe? welche selbstsüchtige Macht muß nicht der Allmacht weichen, die um sie her ist? Sehet hier den vergrünten Baum, die veraltete hole Weide, dort den eingestürzten Berg, hier die abgemähete Flur, dort den zerfallenen Thurm, hier die verstummete Nachtigal und Lerche; alle sind, wozu sie die Natur,[1] ihr Schicksal geordnet. Keine Nachtigal schlägt im Winter, und kein Palmbaum hat eine Cypreße zu seyn begehret.

Hier also liegt das sogenannte eigne Schicksal der Verfaßungen, Stände und Reiche. Sofern sie ein mechanisches Gerüst sind, wer mag der Natur der Dinge widerstreben, daß Jedes nicht einmal als das was es ist erscheine? Die alte Treppe zerfällt; die alte Latte wird unbrauchbar; dies Dach schützet nicht mehr; jener Stuhl ist morsch und mürbe; was hat sie in solchen Stand gesetzt, als die Zeit und die Nachläßigkeit der Hände,
8 die jenes Dach nicht beßerten,[2] diesen Stuhl nicht erneuten, die thaten, als ob das Schicksal ihnen dienen sollte, und sie durchaus nicht dem Schicksal dienten. Sie also waren inconsequent gegen die consequente Reihe der Dinge, gegen die zusammenhangende Kette von Wirkungen und Folgen. Sollen wir nun wünschen, daß Luft und Zeit gegen alles, nur nicht gegen diese arme hole Weide, gegen diese Treppe, gegen diesen morschen Stuhl, sich als Luft und Zeit erweise? Sollen wir wünschen, daß der Argus mit tausend Augen sie nur gegen diese Gegenstände verschließe, mithin sein ganzes Geschäft des Wachens aufgebe? So nah uns diese Wünsche liegen, so werden wir ihnen entsagen, wenn wir bemerken, daß der Genius der Welt der zartesten Lieblingsneigung, die gegen sein Geschäft ist, nicht schonen könne: denn dies Geschäft ist nichts, als zu zeigen, daß Jedes sey, was es ist,[3]

1) „die Natur" fehlt im Mſk. 2) Mſk.: „flickten"
3) „daß Jedes . . . ist" fehlt im Mſk.

daß das Veraltete veraltet sey, daß das Todte nicht mehr lebe. Wenn Menschen dies nicht durch Vernunft begreifen wollen, lernen sie es durch Erfahrung.

Man durchgehe den Compaß seines eignen kleinen Schicksals; das Meiste, das wir ihm zur Inconsequenz anrechneten, (das große Rad der Dinge ausgenommen, auf welches wir geflochten sind, und das wir nicht zu lenken vermögen,) rührte von unserer eignen Inconsequenz her. Wir blieben unserm Beruf nicht treu; wir gingen aus unserm Character; da verfolgte, da ereilete uns das Schicksal; d. i. unsere Inconsequenz stieß gegen seine consequente Natur an und zerstieß sich die Stirn oder dem Faß den Boden. Wir fühlten, daß wir nicht so handeln sollten; wir handelten also, und es mißlang; da sagen wir dann: „Jener Mensch ist mir immer ein fataler Mensch gewesen; ich fühlte, daß ich mit ihm 9
nichts zu schaffen haben sollte, und widerstrebte meinem warnenden Dämon." Da nennen wir sogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal, sind gewohnt, den unschuldigsten Dingen Schuld beizumeßen, und sie uns als Dienerinnen des Schicksals mit düstern Farben zu bezeichnen, blos und allein, weil sie uns an unsre Inconsequenz und Schwäche, an den gebrochenen Bund mit unserm Bewußtseyn, vor dem heiligen Altar unsres Herzens erinnern. Sollte man die Menge der Unglücklichen abhören, die nach ihrem eignen Bewußtseyn durch ihre Schuld unglücklich wurden, so würde sich immer das Bekenntniß wiederholen: „nur durch Schwäche, durch Ungehorsam gegen mich, durch Inconsequenz ward ich unglücklich." — Also

3. Vermeide Jeder, so viel er kann, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

Am Loose eines Andern, der uns nahe ist, Antheil zu nehmen, ihm, wo wir können, mit Rath zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebietet uns allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf Lebenslang, zu verlaßen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unsrer selbst blind zu folgen, das verbietet uns unser

Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit
dafür hart strafet. Es giebt imperatorische Menschen, die von der
Natur dazu bestimmt zu seyn glauben, die Führer andrer zu
seyn, in entscheidenden Augenblicken über ihr Schicksal zu gebieten
10 und es mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn sie auch Herren
dieses Schicksals wären, und ihre Macht sich bis in die Brust des
Andern erstreckte, deßen Verhängniß aus ihrer Meinung sie zu
bestimmen wagen. Da dies aber nicht ist, so bleibet dem, der
andre für sich rathen, wählen, sorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als
entweder die von einem fremden Verstande verwickelten Fäden mit
eignem Verstande, so gut er kann, aufzulösen, oder dem Wagen
des andern, der über sein Schicksal gebot, demüthig zu folgen.
Will er großmüthig ein Auge auf dich werfen, und mit den Zügeln,
in denen du daherschleichst, seine Hand bemühen, so ists Gnade;
wo nicht, so schreibe dirs selbst zu, wenn du dafür geachtet wirst,
wofür du dich selbst achtetest, da du dich als eine unbedeutende
Zahl der hohen Nummer beigeselltest. Versöhne deinen Genius,
so viel du kannst, und mache dich selbst geltend.

Es giebt Verbindungen in der Welt, da das Schicksal Eines
Menschen durch Naturgesetze an das Schicksal des Andern
geknüpft ist. So folgt das Weib dem Schicksal des Mannes, und
es ist jederzeit etwas gefährlich, wenn Er dem Schicksal des Weibes
folget. So sind Unmündige an den Rath und Willen, an den
Stand und die Beihülfe ihrer Eltern und Vormünder geknüpft;
bald aber lehrt der Vogel seine Jungen fliegen, und wenn sie den
Flug erlernt haben, treibet der Adler sie selbst aus dem Neste.
Durch Bande der Liebe und des Zutrauens sind Freunde verknüpft;
es schlägt in ihnen Ein Herz; ihre gemeinschaftliche Seele sorgt
für einander. Zeiten der Gefahr, Unternehmungen voll Muth und
großer Gesinnung erheben, stärken, verknüpfen die Seelen, jeder
11 vergißt sein Ich, und wohnt in der Brust des Andern oder viel-
mehr am gemeinschaftlichen Ziele. Lebens-Verhältniße einer langen
Bekanntschaft, die süße Gewohnheit einer daurenden Vertraulichkeit
und Freundschaft, bringen stille Gemüther sehr nah und enge

zusammen, daß der Eine dem Schicksal des Andern wohl auch im Tode selbst folget. So wünschte Horaz mit seinem Mäcenas zugleich zu sterben; ihm ward sein Wunsch gewähret: er starb Ein Jahr nach ihm. Und so ists eine bekannte Sache, daß alte Freunde, liebende Ehegatten einander im Tode oft nachfolgen; der Eine Theil blieb verwaiset zurück, konnte und wollte keine andre Bande knüpfen; er folgte dem andern an der sanften Hand eines gemeinschaftlichen Schicksals.

Was Natur und Liebe thut, wird Selbstsucht, Ehrgeitz, angebohrner oder gewohnter Befehlhabergeist nie vermögen. Diese trennen die Gemüther, statt sie zu verbinden; denn auch nach langer Täuschung kommt der Gefeßelte auf den traurigen Erfahrungssatz zurück: „Du wirst nicht geliebt, nicht geachtet." Und da mangelnde Liebe und Achtung durch nichts ersetzt werden kann, so lösen sich manche mühsam-zusammengehaltene Verbindungen endlich in jenen Schluß einer Vorlesung über die Freundschaft auf: „meine Freunde, es giebt keine Freunde," als die das Herz, die Natur und eine Lebenslange Erfahrung knüpfte.

Es gab Zeiten, da eine Menge Menschen mit ganzem und süßem[1] Zutrauen ihr Schicksal an das Schicksal eines großen Mannes, sogar seiner Familie, knüpfte; ihn ließ sie für sich denken und wollen; sie vollbrachte seine Befehle, als wären diese von ihnen selbst gestellt und bekräftigt. Dies Zutrauen konnte nicht anders 12
aufkommen und gedeihen, als dadurch, daß der große Haufe sah: „er befinde sich bei diesem Zutrauen wohl; das Glück, die Würde, die Thätigkeit des großen Mannes sey wirklich sein beßerer Genius, sein Schutzgeist." Sobald sich aber diese Verhältniße änderten, oder gar verkehrten, so daß sichtbarer Weise das Glück des Führenden nicht eben oder immer das Glück des Geführten, ja jener sogar auf Kosten der Unglücklichen glücklich war: so mußte sich natürlich das Band dieses hingebenden Zutrauens schwächen; zumal wenn man von Seiten der Führer sich alle ersinnliche Mühe

1) Mscr.: süßen

gab, dem Volk eindrücklich zu machen: „das Glück, die Macht, der Wille, die Würde, die Ergötzungen des Hirten sei eine separate Oekonomie und nicht das Schicksal der Heerde.“ — Seitdem wurden es eitle Schmeicheleien, wenn die Römer, bei dem Genius ihres Imperators, als bei ihrem Gesammt-Genius, schwuren; sie wußten alle, daß der Geist eines Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, und ihrer Consorten dies nicht sei. Indeßen blieben sie bei der Familia Julia, Flavia, und ließen zuletzt Soldaten den Mann wählen, an den das Schicksal des Reichs geknüpft seyn sollte. Wie in jedem Stande die Beßten nur die Wenigsten sind, so waren es auch unter den Imperatoren nur die Wenigsten, die ihren hohen Beruf, „Schicksalsgötter des Reichs zu seyn,“ nicht nur kannten, sondern auch edel erfüllten. Auch als Imperatoren waren sie Beamte, Privatpersonen, auf denen die Last des Reichs ruhete, an die das Schicksal der Völker geknüpft war.

13 Ohne die mittleren Jahrhunderte zu durchgehen, wollen wir nur Eins bemerken, dies nämlich: daß Cultur,[1] d. i. der wahre Geist der Aufklärung zwar das blinde Zutrauen schwäche und das alberne gar zerstöre; dagegen aber ihrer Natur nach das gegründete Zutrauen desto unverletzlicher mache, indem sie es zur Regel der Vernunft selbst erhebet. Je mehr der leere Wahn, der an unwesentlichen Dingen hing, schwindet, desto mehr lernt man dem Wesentlichen vertrauen und sich unter ein Schicksal, deßen Gesetze man erkannt hat, fügen. Alle Verirrungen des menschlichen Verstandes, alle Gräuelvolle Scenen, die von wilden oder verkappten Leidenschaften gespielt werden, aller verlarvte Betrug muß, wenn er in seiner Natur oder in Folgen erkannt wird, zuletzt auf Grundsätze der Wahrheit führen; und diese können in unserm Capitel keine andre seyn, als daß, so viel möglich, jeder Mensch die Macht, die Geschicklichkeit und Bequemlichkeit erhalte, unter Gesetzen des öffentlichen allgemeinen Wohls sein Schicksal

1) Mskr.: die Cultur

selbst zu leiten. Will ers einem andern vertrauen, so wirds
ihm niemand wehren; er merke sich aber dabei Eine geprüfte
Erfahrung, daß der, der uns viel Gutes erzeigt hat, oft wider
seinen Willen uns auch Böses erzeigen könne, so daß zuweilen
auch hier die Schaalen der Waage im Verfolg der Zeiten gleich
schweben.

4. *Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten
berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist
auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.*

Ueber den Zusammenhang der menschlichen Lebensalter bedarf
es keiner Dißertation; wir erkennen sie alle und sehen ihren Bau 14
auf einander. Wer im Frühlinge nicht säet, wird im Sommer
nicht ernten, im Herbst und Winter nicht genießen; er trage sein
Schicksal. Wer als Greis thun will und nicht mehr zu thun ver-
mag, was er als Jüngling mit Ehren thun dorfte, geräth an eine
unrechte *Hora*; er trage sein Schicksal. Jedermann hat hierüber
den Compaß in sich, der ihm sagt: „jetzt ist es Zeit; jetzt nicht
mehr Zeit. Die Stunde ist vorüber.“ Will er das Schicksal
herausfodern, so wage ers auf seine eigne Kosten. In der Jugend
darf man wagen; das Glück, sagt man, ist ein Weib; es gefällt
sich an Etourderieen der Jugend. Wehe dem aber, der diese *über
den Punct* bis zum Alter hinaus treibet! Wehe dem, der von
allen Wagnißen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm beistand,
nichts als einen übeln Namen und ein Bewußtseyn lauter nichtiger,
verfehlter Plane davon trägt. Er hat sich einen üblen Winter bereitet,
und darf nicht eben mit Freude sagen: „das ist *mein* Schicksal.“

Von Schriftstellern und berühmten Männern braucht man den
Ausdruck: „um diese Zeit hat er *geblühet*.“ Von berühmten
und glücklichen Schönen sagt man ein Gleiches. Mancher blühete,
wie der Feigenbaum, früh, ehe noch seine Blätter da waren; die
Blüthe gieng bald vorüber. Mancher, wie der Mandelbaum, spät
und bei grauen Haaren; daher er auch seine Blüthe ins Grab
nimmt. Der nüchterne Mann, der sich die *Sophrosyne* zur
Freundin erwählte, weiß, wenn er blühen und nicht mehr blühen,

wenn er Früchte bringen soll. Er will und mag seine Jugend nicht verlängern, nicht das Höchste seines Lebens zu einem noch
15 höheren treiben; sondern bereitet sich, so lange es seyn kann, zu bestehen, und allgemach hinabzuschreiten. Die Göttinn Nüchternheit bewahrt ihn vor dem bösen Schicksal, sich selbst zu überleben. Er ändert seine Kleider nach der Jahreszeit, und erlebt zuweilen im Herbst eine verspätete Rose, oder nach ruhig durchlebtem Winter die ersten Veilchen eines neuen Frühlings.

Traurig ist's aber, wenn eine schlechte Verfaßung der Menschen den Greis wider seinen Willen zum Jünglinge, zu einem Brautwerber des Glücks, der Gunst und des Beifalls mit grauen Haaren macht, damit er und die Seinen nicht Hungers sterben. Hinter dem fünfzigsten Jahre sollte wohl kein würdiger Mann mehr betteln dörfen, wenn er dreissig derselben in nützlicher Arbeit hingebracht hat. Meistens hat sich in diesen dreissig Jahren die Welt und Er selbst so verändert, daß er nicht mehr von vorn anfangen kann; so wenig es dem Strom, der dreissig Meilen fortfloß, zuzumuthen ist, daß er zur Quelle zurückkehre. Einen verdienten Mann im Alter seinem Schicksal zu überlaßen, ist eine Undankbarkeit, von der auch die Wilden nichts wißen, bei denen das Alter geehrt ist, und der Jugend mit seinem geprüften Rathe dienet. [1]

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daseyns; vom Kleinsten fängt sie an, steigt langsam oder schnell zu einem Höchsten, von welchem sie wieder zum Minimum sinket. Wer diese Begebenheit veranlaßt oder in sie wirkt und eingreift, oder ihr entgegen strebet, hat diese Momente ihres Schicksals
16 zu bemerken. Manches Feuer läßt sich im Funken ersticken; wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in sie hineingreift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpfe. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondre das Nächstgelegne von ihm ab, daß es

---

1) Im Mst.: geehrt ist. Unsre jung- und immer neu aufsproßende Modewelt gewährt ihm das stille [zuerst: stillere] Vergnügen, vergeßen zu seyn; ein langer lebendiger Tod ist sein Schicksal.

an diesem fremden Schicksal nicht Theilnehme. Ueble Barmherzigkeit, die den umherfliegenden Funken und Feuerballen Häuser und Kammern öfnet! In aller Geschichte waren Die Helden des Schicksals, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge gesund zu beurtheilen wußten. In eignen Unternehmungen nutzten sie die Schwäche sowohl als die Stärke der Menschen, erweckten was in Trägheit schlief, veränderten durch neue oder neugebrauchte Hülfsmittel den Gang der alten Gewohnheit, brachten ihre Gegner aus der Faßung und wandten die Unglücksfälle selbst zum Glück an. Fremden Unternehmungen setzten sie sich am kräftigsten dadurch entgegen, daß sie solche entweder im Keim vernichteten oder den Apfel reifen ließen, bis er in ihren Schoos sank. Statt neuer Tafeln des Schicksals sicherten sie sich, und ließen jede Hora ihr Werk vollenden.

Sehr unterrichtend[1] ließen sich diese Anmerkungen mit Beispielen der Geschichte belegen, und auf große oder kleine Veränderungen der Welt anwenden; wir wollen indeß lieber, den vorigen Grundsätzen gemäß, noch einige Schicksalsworte durchgehen, deren Misbrauch viel Böses stiftet.

Man spricht z. B. von glücklichen oder unglücklichen Menschen; „jene dürfen sich Alles erlauben und es gelingt; diese verfolgt auch bei den besten Unternehmungen ein Unhold, ihr unglückliches Schicksal.“

Der Ursprung dieser Benennungen fällt in die Augen. Es 17
giebt, wie man sagt, glücklich gebohrene Menschen, denen Alles geräth, denen Alles wohl ansteht. Ihr Anblick gewinnt die Herzen, ihr Betragen schafft ihnen Freunde, ihre Zuthätigkeit zu Menschen bringt Menschen auf ihre Seite, ihre Behendigkeit, ihre Klugheit läßet sie nicht leicht einen Misgrif thun; dies Glück flößt ihnen Zutrauen zu sich, andern Zutrauen zu ihnen ein; es macht ihnen Muth — nur daß dieser Muth kein Uebermuth werde! — Auch

1) Msk.: angenehm

sie haben einen höchsten Punct, den sie nicht überschreiten dörfen; sonst sagt das alte Sprüchwort: „die hohen Steiger fallen gern; die guten Schwimmer ertrinken gern.“ Julius Cäsar, der diese Zuversicht zu sich in hohem Maas und doch nicht im Uebermaas hatte, der mit so vieler Würde sprach: „fürchte dich nicht, du fährst den Cäsar“ und sich auch in den letzten Tagen, da er schon mistrauisch zu werden anfing, dennoch der Republik unentbehrlich und sicher glaubte, irrte sich an seinem Glück; er ward ermordet.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, ist ein böser Dämon; er macht trübsinnig, scheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit sich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird also seiner Natur nach unsres Unglücks Vater und Stifter. Frühe muß man diesen bösen Geist vertreiben, und einem jungen Mann nicht durch Worte, sondern durch wohlbestandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund thut hier oft mehr als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Orestes. In spätern Jahren kommt es bei diesem Gedanken darauf an, daß man sich frage: „weshalb man unglücklich seyn müße?“
18 Ists, weil alte Schulden auf uns liegen, so büße man diese und zahle sie ab; so lange leide man in der Stille. Oder weil man in sich eine ungesellige, widrige Denkart bemerkt; wohlan! so werde ein Arzt deiner selbst; in dir ist das Uebel, und die Vorsehung wird (glaube es) auf tausend dir jetzt unbekannte Weisen deinen Bemühungen beistehn. Oder meinst du, du seyst für andre ein Unglück bringendes Wesen; forsche auch diesem schwarzen Gedanken nach, woher er komme? versuche es, und widerlege ihn durch die That. Deine Proben werden glücklich seyn, Herzen werden dir entgegen kommen; du wirst überzeugt werden, daß du zum Glück daseyn könnest, weil du zu ihm daseyn sollst. Die Natur und dein Herz werden ja nichts Unmögliches als Pflicht von dir fodern.

Wenns Unglückbringende Menschen giebt, so sind es nicht diese trübsinnige, sondern jene kecke, stolze, freche Menschen, die sich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildniß jedermann aufzuprägen. Verstanden und mißverstanden machen diese viele Ver-

wirrung; sie rücken die Stühle von ihrem Ort, rücken Menschen aus ihrem Gedankenkreise, prägen diesen ihre Grundsätze ein, nach denen jene doch nicht handeln können, und verwüsten damit menschliche Gemüther. Gut, daß diese Dämonen, sie mögen offenbar oder verstohlen handeln, selten erscheinen; wenige von ihnen können auf Generationen Unglück verbreiten. Gegen sie aber sollten sich alle gesetzten Gemüther vereint wapnen.

Man spricht oft von unglücklichen Familien; und warum sollte es deren nicht geben? Erben sich nicht falsche Grundsätze
und Gedankenverwirrungen, böse Anlagen und Leidenschaften wie 19
Seuchen und Gebrechen fort? und werden sie nicht oft durch Erziehung genähret? Die Geschichte zeigt uns Exempel derselben und giebt uns zugleich guten Rath an die Hand. Kannst du, so heile das Familien-Uebel; und es wird eine gesunde Sproße hervorblühen, die den Unglücksnamen hinwegnimmt, die vom bösen Dämon das Haus reinigt. Kannst du es nicht, so knüpfe, wenn der scheue Genius dich warnt, dein Schicksal nicht an das Schicksal des dir gefährlichscheinenden Hauses. Oft, singet Horaz,

— traf den Unschuldigen
Zusamt dem Schuldgen Jupiters Rächerstrahl.
Mit hinkendem, doch sicherm Tritte
Folgt dem Verbrecher die ernste Strafe.

Wenn es aber unglückliche Familien giebt; warum sollte es nicht auch glückliche geben? Es giebt deren, die Wahrheit, Verdienst und Geschichte ausgezeichnet haben; ihnen sich zu gesellen, giebt Aufmunterung, Trost und Muth. Die Laren und Penaten, die Genien der Geschlechter sind heilige Götter; natürlich aber nur in dem Heiligthume, das ihrer werth ist.

Sonst ist's überhaupt keine menschenfeindliche Regel der Klugheit, sich vor denen zu hüten, die, (wie man sagt) das Schicksal ausgezeichnet hat. Wie man nicht gern und aufs Gerathewohl einen Dienstboten annimmt, der von seinen vorigen Herren mit oder ohne Grund weggejagt worden, wie man dem nicht eben am liebsten sein Geschäft anvertrauet, der wegen mißrathener Geschäfte

20 berühmt ist, noch den zu seinem Rathgeber erwählen wird, dem bisher alle seine Plane verunglückten; so wird man immer auch behutsam seyn müßen, einem notorisch=Unglücklichen ein Geschäft zu überlaßen, bei dem es auf Glück ankommt; und bei welchem Geschäft käme es, im rechten Sinne des Worts, darauf nicht an? Wer bürgt dir dafür, daß er an seinem Unglücke ganz unschuldig war? und wer ist dir, bei seinem besten Willen, für dein Geschäft Bürge? Oder willt du die Probe machen, das Glück zu belehren, daß es gegen ihn unrecht gehabt habe?[1] — Was hängt weniger mit uns zusammen, als unser Name? und doch zeigt die Geschichte, daß es Fälle giebt, wo man wohl thut, sogar unglück=lich=geglaubten Namen auszuweichen. Wie oft hängt der Menschen Wahn an einem Wortschall! und wie vieles hängt nicht, bei Glück und Unglück, am Wahn der Menschen!

Im schönsten Sinne des Worts ist mein eignes Schicksal, das ich mir selbst durch Arbeitsamkeit, Mäßigung, Gnügsamkeit, Verstand und Tugend erwerbe. „Wozu Jemand Lust und Liebe hat, deß bekommt er sein Lebenlang gnug,“ sagt das schöne deutsche Sprüchwort; es kommt also nur darauf an, daß man zum Rechten und Beßten Lieb' und Lust habe, und es mit unabläßigem Fleiß treibe. Früher oder später kommt man gewiß zum Ziele. Was einem Gott beschert, nimmt ihm St. Peter nicht; item: Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüßen könnt — eine Reihe dergleichen sinnbildliche Redarten in unsrer alten Sprache sind von der treffendsten Wahrheit. Das Nicht zu viel! Maas ist zu allen Dingen gut rathen sie uns treuherzig an, und vom falschen Zutrauen, vom
21 Umherlaufen, von der Allthuerei treuherzig ab. Das „vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück“ ist ein goldnes Wort; deßgleichen: „du hast viel zu schaffen und wenig auszurichten.“ „Wer auf Gnad' dient, den lohnt man mit

1) Im Msk. folgt: Das grobe Sprüchwort, „wer einen Dieb vom Galgen loskauft, der sehe sich vor, daß er durch ihn selbst nicht hineinkommt“ ist kein so gar unbedeutendes Sprüchwort.

Barmherzigkeit.“ „Wers kann, dem kommt es.“ „Recht findet sich“ u. s. Sei, wer du seyn sollt, und thue das Deine; so wird dich das Glück, dein gutes Schicksal ungesucht finden; die schärfste Waage deines, keines fremden Schicksals ist in dir.

Jetzt sollte ich noch vom eignen Schicksal ganzer Nationen reden, von dem in der Geschichte vortrefliche Sibyllenblätter enthalten sind; einer andern Hora können sie werden.

Homer, ein Günstling der Zeit.[1] IX, 53

Als Thales gefragt ward, was er für das Weiseste in der Welt halte? antwortete er: die Zeit, denn sie hat alles erfunden.

Dem gemäß gaben die Griechen dem Zeit-Gott (Chronos) die größesten und schönsten Namen. Vater der Dinge, Enthüller[2] der Wahrheit, den Prüf- und Schleifstein der Gedanken, den besten Rathgeber der Sterblichen nannten sie ihn, priesen von ihm, daß er alles mildere, richte, polire; er fördre fortwährend Unbekanntes ans Licht, und laße Bekanntes in Dämmerung sinken, u. s.

Eben so könnte man in einer andern Allegorie sagen, daß die Sterblichen mit diesem alten Gott in einem fortwährenden Streit leben, daß manche seiner Kinder sich anmaassen, was keiner von ihnen, sondern Er allein gethan hat, und thun konnte; endlich, daß unter seinem Namen er manche Glückliche oft unerwartet mit dem reichsten Ruhm kröne.

Wem sind nicht jene Fabelnahmen des Alterthums bekannt, deren Einer oft die Erfindungen ganzer Jahrhunderte in sich zu 54
begreifen scheinet? Thaaut, Theut, Thot, Hermes, Orpheus;

---

1) Außer dem Manuskript letzter Gestalt (Mſt.) ist noch ein erster Entwurf vorhanden, welcher den Stoff zum folgenden Aufsatze „Homer und Ossian“ mit umfaßt (a); Zusätze daraus unten S. 462 fg.

2) a: Pindar nennt ihn den Vater der Dinge; die Gnomologen den Enthüller u. s.

es ist fast keine Kunst, keine Wißenschaft, die das Leben der Menschen menschlich gemacht hat, deren Anfänge man ihnen nicht zugeschrieben. Wie ihre, so gelten mehrere Namen des Alterthums als vielfaßende Sternbilder am dunkeln Himmel, als große Constellationen der alten Zeit.

Mit Begebenheiten und Unternehmungen ists wie mit den Erfindungen; sie, die blos und allein Geburten der Zeit sind, mögen wir gern einzelnen Unternehmern zuschreiben. Romulus und Numa z. B. sollen mit den Mauern und dem Gottesdienste Roms, bereits alles im Sinne gehabt haben, was innerhalb dieser Mauern nur durch Hülfe der Zeit entstand, was sich aus diesen Mauern nur durch Hülfe der Zeit über die Welt verbreitet. Alexander bei seinem Uebergange nach Asien, bei Errichtung Alexandriens, Babylons und anderer Städte soll im Sinne gehabt haben, was in vielen Jahrhunderten, unter Anläßen so verschiedner Umstände, erst die vielsinnige Zeit ersann und mit ihren tausend Armen dennoch kaum ausführte. So Julius Cäsar, Muhamed;[1] so manche andre Gesetzgeber, Religionsstifter, Unternehmer, insonderheit wenn sie bei unvollendetem Werk jung starben. Selbst die Kunstwerke der Menschen, die eigensten Geburten ihrer Seele, ihres Fleißes, ihrer Begierde — Doch ich will lieber durch Beispiele reden und über einige glückliche Günstlinge der Zeit meine Gedanken eröfnen. Ich werde dabei selbst dem Gange der Zeit folgen dörfen, in welchem diese Vermuthungen sich bei mir entwickelt haben.

1.

55 Ist die Ilias und Odyssee von demselben Dichter?

Als ich in jungen Jahren[2] den Homer fast völlig noch als ein Mährchen las, fragte ich unbefangen, ob das derselbe Homer sei, der die Ilias und die Odyssee gedichtet? Man gab mir zur Antwort: „Allerdings! nur war er dort jung, hier alt; dort die

1) Mſk: M., Karl der grosse; 2) a: meinen Schuljahren

aufgehende, hier die untergehende Sonne.“[1] Ich ließ es mir gefallen; nur deutete ich das Bild von der aufgehenden und untergehenden Sonne, (das meines Erachtens von Longin her etwas unpaßend angebracht war,) auf meine Weise. Die Iliade war mir fortan ihrem Gebiet nach eine Morgen-, die Odyssee eine Abendwelt. So, sprach ich,[2] gehet es dort zu in Himmel und auf Erden; hier also. Der Ost-Homer und der Homer in Westen; beide sollen in mir friedlich neben einander wohnen. Ich müßte ein kleines Buch schreiben, wenn ich die Verschiedenheit beider Gedichte und der Dinge in ihnen, ihrer innern Beschaffenheit und äußern Construction nach entwickeln wollte. Und doch würde man vielleicht sagen: du träumest!*) Wie mich dünkt, haben beide Gedichte, jedes seine eigne Luft, seinen Himmel, seine eigne Zusammenfaßung der Gestalten in der Ober- Mittel- und Unterwelt. Der Eine ist unser Homer der Ostwelt; (προς ηω ηελιον 56
τε,) der andre der Westwelt (προς ζοφον) wie Homer selbst seine Welt eintheilet.

2.

Der grosse Umfang der Dinge in Homers Gedichten.

Als ich[3] den Homer zum zweitenmal las, suchte ich mir, entfernt von allen Theorien und Regeln, seinen Inhalt lebendig vorzubilden; und erstaunte über den Reichthum, über die Ordnung

---

*) Was ich hier nicht ausführen kann, wünschte ich von einem andern ausgeführt, nemlich die innere und äußere Verschiedenheit der Ilias und Odyssee.[4] Es wäre dieß ein angenehmes und nützliches Werk, nur müßte es mit gehöriger Känntniß, völlig unbefangen und nicht ohne lebendiges Anschauen der Dinge geschrieben werden.

1) Im Mſk. folgt: „Niemand als Homer konnte so dichten. [Wie man an Einen Gott glaubt, muß man auch an Einen Homer glauben.]“

a: Das erschöpfte nun freilich meine Frage nicht: denn als vollendetes, [geründetes] verschlungenes Kunstwerk ist die Odyssee vielleicht über der Iliade;

2) Mſk.: ich bei mir selbst, 3) einige Jahre nachher

4) Im Mſk. folgt: Fast keine Gestalt und Sitte ist ganz dieselbe in Himmel, auf Erde und im Hades. Die ganze Disposition des Gedichts ist anders.

in Vorführung der Gestalten, endlich über die ungeheure Ansicht des Ganzen in seinen kleinsten Theilen. Ich begriff es, warum die griechische Nachwelt den Homer zu einem Gott, und seine beiden Gedichte zu einer Encyklopädie alles menschlichen Wißens habe machen können:*) denn wahrlich eine Welt von Charakteren und Einsichten über Himmel und Erde liegt in ihm offen da. Welche Seite des menschlichen Wißens ist, die er nicht berührt hätte! Er, Vater der ältesten Weltkunde und Weltgeschichte, der griechischen Geo-
57 graphie, Genealogie, Beredsamkeit, Dichtkunst und mehrerer Wißenschaften. Wie, sprach ich, kam Homer zu dieser weiten Umfaßung der Dinge mit ihrer genauesten Bezeichnung? denn nicht etwa auf dem Olymp und im Schattenreiche allein, auch in der Welt, auf Ithaka, in Troja, in jedem Busen und Thal Griechenlandes ist er mit Gegenden, Flüßen, Völkern so bekannt; er charakterisirt mehrere derselben so genau und autoptisch, daß man wohl siehet, eine gewiße Universalität in Umfaßung und Beziehung dieser Dinge im Gesichtskreise der Griechen sey bei der Zusammenordnung seiner Gesänge Absicht gewesen. Auch dies alte Geschlecht sollte nicht übergangen, auch von jenem Volk, jener Stadt, jener Begebenheit und Gegend sollte etwas gesagt werden. Es scheint, Alles für die Griechen Intereßante sollte in diesen beiden Gedichten vorkommen; und wenn es nirgend Raum hatte, so fand es Raum auf dem Schilde Achills, bei den Spielen zu Ehren Patroklus, oder am Rande der Erde. Und zwar fand Jegliches einen so schönen Raum, daß ich den alten Sänger eben so wohl über das, was er im flüchtigsten Vorbeigehen, als was er am ausführlichsten erzählt, beneiden mußte. Man versuche es, und gehe in dieser Absicht die Iliade und Odyssee durch; man wird

*) Ist Homerus ein Gott, so werd' er verehrt mit den Göttern,
War Er ein Mensch; so sey dennoch als Gott er geehrt.
Anthol. B. 4. Kap. 27, 10.

Es erfand die Natur; sie gebahr mit Schmerzen, und ruhte,
Da sie in Einen Homer all' ihre Weisheit gesenkt.
Eb. das. Kap. 27, 11.

über den Reichthum, die Wohlordnung, das Verhältniß dieser Anspielungen erstaunen.*)

Wie? fragt' ich, und diesen vielumfaßenden, genau ordnenden 58
Geist hatte Ein Sänger? Offenbar ist er hierinn einzig: denn Hesiod und alle übrigen Reste aus diesen uralten Sängerzeiten sind gegen ihn rohe Massen, oder ein zusammengewehеter Vorrath. Und doch ist Homer der älteste Dichter, und diese ärmeren, unvollendeten Sänger haben nach ihm gelebet. Ich las Blackwells vortrefliche Untersuchung,**) von dem man sagen kann, daß er über den Homer und sein Zeitalter zuerst im Großen gedacht habe; er that mir in Vielem, aber nicht in Allem Gnüge. So auch späterhin Wood***) nicht, ob er gleich, wenn ich so sagen darf, noch näher an die Geburtsstäte Homers hinandringt. Ich begnügte mich also, die Quellen dieser Gedichte, wie die Quellen des Nilstroms, da ich zu ihnen nicht kommen konnte, in heiliger Ferne zu verehren.

3.

Homer, als Sänger betrachtet.

Ein andermal galt es die Gesangweise des Dichters; bei Homer das Hauptwerk. Denn gelesen zu werden, sind diese Gesänge ursprünglich nicht gedichtet; sie wurden gesungen; sie sollten gehört werden.†) Dahin strebt der ganze Bau des Hexa- 59

---

*) Reimann hat in dieser Absicht eine sogenannte Ilias nach Homer zusammengetragen; es ließe sich hinter ihm eine neue Ilias zweckmäßiger bezeichnen, wenn man zum Grunde setzte, daß bei Zusammenordnung der homerischen Gesänge diese Art griechischer Encyklopädie und Weltcharte mit eine Absicht gewesen.

**) Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers, übersetzt von Voß, Leipz. 1776.

***) Wood über das Originalgenie des Homers, 1773.

†) Auf das Alter der Buchstabenschrift in Griechenland dörfen wir uns hiebei nicht einmal einlaßen. Aus Phönicien kam sie, und wahrscheinlich 59
ward in Jonien zuerst geschrieben; man bedenke aber, was dazu gehöre, daß

meters, der abwechselnde, immer fortschreitende Gang seiner Bilder und Töne. Davon zeugen die oft wiederkommenden Worte und Beiworte, die wiederkehrenden Verse und Halbverse, die leichte Bindung der Gedanken durch eine Menge uns überflüßig-scheinender Partikeln, die dem lebendigen Vortrage Haltung und Schwung gaben, endlich die ganze Art *loser Perioden*, in der hier alles erscheinet. Für den Sänger war der Hexameter gemacht. Nie konnte, nie dorfte er stocken und ausbleiben; der Gesang zog mit sich fort. Eben jene leichten und eintönigen Ausklänge des Verses luden ohne Mühe zur Fortsetzung des Bildes oder der Geschichte ein; eine Reihe von wiederkommenden Ausdrücken und Versen gaben dem Sänger Zeit, weiter zu denken, indem sie immer noch das Ohr der Versammlung angenehm füllten. Stellen konnten versetzt, unzähliche kleine Züge wieder angebracht werden; so daß, wer einige Gesänge der Iliade gesungen hatte, den ganzen Trojanischen Krieg in dieser Manier singen konnte. Der Sänger schwamm und bewegte sich in einem sehr freien Elemente.

Gut für den *Homer*, der gleichsam erfindend sang und singend erfinden konnte; gut auch für seine Nachsänger, die *Homeriden*; die Quelle des heroischen Hexameters floß ihnen unversieget. Wie stand es hiebei aber mit der *Erhaltung solcher Gesänge im Munde der Rhapsoden?* Mochten sie ihren Homer mit der gewißenhaftesten Treue gelernt haben und mit einer Art göttlicher Verehrung wiederholen: die Leichtigkeit des Verses und der Erzäh-

---

Werke, wie die Ilias und Odyssee, mit Buchstaben, deren einige so spät ins griechische Alphabet gekommen, vollständig und genau geschrieben werden. Die Kunst der Rhapsoden widerstand eher dem Bücherschreiben, als daß sie solches hätte fördern wollen: denn wie in Konstantinopel die Abschreiber des Korans, die Kalligraphen, der Einführung der Buchdruckerei entgegen waren, weil ihr Gewerb dadurch unterging, so ging durch Einführung der Buchstabenschrift jene Kunst der Sänger allmählich unter. Es entstand Prose, aus dem Hexameter ein prosaischer Periodus; die Sagen der Menschen wurden Buchstaben anvertrauet; es verstummte die Stimme der Musen, die als Töchter Mnemosynens, den Schatz des menschlichen Gedächtnißes vorher allein aufbehalten und lebendig verbreitet hatten. Bücher waren das Grab des Epos.

lung selbst lud zu Veränderungen ein. Hier konnte dieser, dort jener Vers eingeschaltet werden; bei ähnlichen An- und Ausklängen bot er sich von selbst dar. Ueberdem war die griechische Sprache auf allen den Küsten und Inseln, in allen den Ländern und Städten, wo Jahrhunderte durch Homer gesungen ward, war und blieb sie dieselbe? In Asien, dem Archipelagus, in Alt- und Groß-Griechenland, mußte nicht der Sänger, wenn er verstanden, wenn er mit Entzücken gefühlt seyn wollte, sich hie und da dem Ohr des Volks bequemen, und also verändern? Jedermann, der es versucht hat, weiß, was die lebendige Gegenwart einer Versammlung dem Sprechenden für Gesetze auflegt; hier kann er nicht alles sagen, was er dort sagen konnte; er kann es 61
nicht auf dieselbe Art sagen. — Und da es der Zweck des Rhapsoden war, mit der Versammlung gleichsam ganz Eins zu werden, und aus seiner in ihre Seelen homerische Begeisterung, Vergnügen und Muse hinüber zu strömen, wozu er sogar auch mimische Kunst anwandte; so ist, wenn man sich dabei die griechische Lebhaftigkeit im Vortrage, im Erzählen, im Extemporiren erdichteter Geschichte einigermassen vorstellt,*) ein steifes Recitiren auswendig-gelernter Verse, die unter allen Völkern Griechenlandes Jahrhunderte lang dieselbe geblieben wären, ganz undenkbar. Kaum läßt sich eine Geschichte, zumal im Feuer der Beredsamkeit, zweimal mit denselben Worten erzählen; und obgleich hier der Gesang und das Sylbenmaas dazu da war, daß es den Sänger

*) Diese griechische Lebhaftigkeit im Vortrage, dem Erzählen, dem Extemporiren ist aus mehreren Reisebeschreibungen noch jetzt als Charakter der Nation bekannt. In jenen alten dichterischen Zeiten mußte sie es ungeheuer mehr seyn. „Ich habe oft, sagt Wood (S. 49.), die lebhafte theatralische Declamation der italienischen und orientalischen Dichter bewundert, wenn sie unter freiem Himmel Gedichte hersagen, und jeden Gegenstand, den sie beschreiben, in einer eingebildeten Scene zeigen, die sich ihre Phantasie den Augenblick schaft, zugleich aber sich jedes natürlichen Vortheils der Gegend bedienen, der sich auf ihren Gegenstand anwenden läßt, wodurch sie ihr Gedicht mit dem Ort, wo sie es recitiren, in Verbindung setzen." S. auch Guys literarische Reisen in Griechenland u. a.

62 innerhalb vester Schranken erhalten sollte: so waren diese Schranken doch so weit gesteckt, daß er unmöglich zu einer Sprachmaschiene werden konnte, die unabänderlich dieselben Töne wiederholte. Es ist ein Trieb in unsrer Natur, zu dem Gelernten Eignes hinzuzuthun; es ist ein Trieb in ihr, diesen Augenblick, diese Stunde, diesen Kreis mit etwas Eignem zu bezeichnen, wenn es auch mit etwas Ungehörigem und Entbehrlichem wäre. So variiren alle Volkslieder auf der Erde; keine Provinz singt die Ihrigen ohne Veränderung. Selbst unsre langsam-tönenden Kirchenlieder, wenn sie vom Volk auswendig gelernt werden, sind von Zusätzen, Worteinschaltungen und Herzens-Ergiessungen [1] nicht frei. Wer also an einen Urtext Homers, wie er aus seinem Munde floß, glauben kann, der glaubt viel.

4.

Villoisons Homer. Studium Homers in Italien.

Unvermuthet zeigete sich mir eine grosse Erscheinung: Villoisons Ilias.*) Wie staunte ich diesen Reichthum griechischer
63 Kritik und Urtheile an! Hier fand ich meinen Jugendzweifel, ob die Ilias und Odyssee von Einem und demselben Homer sei, im Namen einer ganzen Secte griechischer Kritiker, der Sonderer (*Χωριζοντες*) wieder; diese sagten: die Ilias und Odyssee sey nicht von demselben Dichter.

In den Anmerkungen über den Homer fand ich die Idee, Homers Gesänge als eine Art Encyklopädie des Wißenswürdigen zu betrachten, so verbreitet, wie sie uns das gesammte Alterthum zeiget.

---

*) Homeri Ilias, edid. Villoison. Venet. 1788. Die Bekanntmachung dieser Schätze des Alterthums ist ein Verdienst, das allein schon Villoisons Namen verewigen kann; wie sehr ist zu wünschen, daß dieser unermüdete Gelehrte seiner Ilias auch eine Odyssee, die gelehrte Reise durch Griechenland nämlich, wie er sie zu Erläuterung der gesammten griechischen Literatur ans Licht stellen will, hinzufügen möge.

1) Mſk.: „Herzens-Energieen“; vgl. den Zusatz aus a S. 462.

Endlich erschrack ich beynah über die Freiheit, die man sich mit dem Text Homers nehmen zu können, ja nehmen zu müßen lange Jahrhunderte durch geglaubt hat.*)

Villoisons Homer kam mir in Italien vor, als ich unter Denkmahlen der griechischen Kunst, mithin auch in Homer, lebte. Denn wie uns der nördliche Herbst zu Oßian treibt, so laden uns die griechischen Alterthümer, ja selbst die Sitten und Gegenden Groß-Griechenlandes zu Homer ein, als ob in ihnen hie und da sein Geist noch schwebe. Dreierley insonderheit lernte ich an diesen unschätzbaren Resten der alten Zeit, das mir auch für Homer sehr diente:

1. Die Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechischen Bilder 64
in ihrer schönen homerischen Fortschreitung.

2. Die mancherlei Epochen der griechischen Kunst und Dichtkunst, in denen Ein Styl sich aus dem andern gleichförmig gebildet.

3. Den Werth und die Wirkungen der griechischen Schule in Wißenschaften und Künsten.

5.

Von der Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechischen Bilder, angewandt auf ihre schöne homerische Fortschreitung.

Unbeschreiblich ist der Eindruck, den die Wahrheit und Einfalt der griechischen Gedanken in ihrer Kunst auf uns macht. Nie wollten sie zu viel sagen; und deßhalb sagten sie es ganz, anschaulich, vollständig. Wie in der Kunst, so thaten sie dies auch in ihren Gesängen. In Homers lichter Welt steht alles so leibhaft da; Götter und Menschen sind so wahre Wesen, wie diese Statuen, wenn sie sich belebten. Der Wohllaut, der in diesem Gliederbau

*) Wer die Ursachen hievon, sammt einer Ideenreichen und bündigen Geschichte der Behandlung Homers lesen will, lese Wolfs Einleitung[1] zu seiner Ausgabe Homers Homeri et Homeridarum opera et reliquiae, P. I. Hal. 1794. Er wird vortrefliche Winke, die der weitern Untersuchung vorzüglich werth sind, darinn finden.

1) Mst.: meisterhafte Einleitung

herrschet, die Wahrheit, die in diese Stellung gegoßen ist, hebt auch die Gestalten jener Gesänge; und Winkelmann hat recht gesagt: die Nordländer sprechen in Bildern, da die Griechen allein auch in der Sprache Bilder geben.[1]

65 Ich genoß das zauberische Vergnügen, die Kunstwerke des Vatikans, des Kapitoliums u. s. unter einer verständigen Fackel-Beleuchtung zu sehen; hier belebeten sich Götter und Helden, und mein Auge sah, wovon so viel geschrieben war, wovon auch ich im Nebel geschrieben hatte, den Gang der griechischen Epopee, den vesten und sanften Tritt ihrer Erscheinungen und Gestalten. So, sprach ich, schreitet Apoll auch in Homerus einher; so saß Zevs im Olymp, als Thetis zu ihm trat; dies ist das Haupt der königlichen Juno. So gieng Diana einher; so die mütterliche Demeter; und also zeigte sich die kriegende Pallas. Dies ist des göttlich-schönen Achilles, jenes des vielgewandten Ulysses Haupt; so blickte Ajax zum Jupiter empor; so rettete er den todten Patroklus.

Auch auf allen erhobnen Arbeiten der griechischen Kunst aus guten Zeiten, herrscht diese schöne Fortschreitung in nüchterner Einfalt, in einer bedeutungsvollen Ruhe und Wahrheit. Allenthalben ist eine daurende Handlung vorgestellt, die etwas hinter sich, etwas vor sich hat, und im Fortschreiten den rechten Punkt, gleichsam das Moment eines Epos traf, von der Kunst erfaßt und verewigt.

Hier kam also der Takt der alten griechischen Dichtung in meine Seele; diese sang, sie stellte dar, erzählend. Da dorfte kein Bild, kein Zug des Bildes in der lebendigen Rede länger verweilen, als es der anschauende Sinn des Hörenden wollte; jeder Zug trat auf der Stelle hervor, wie er sich der ganzen Gestalt nach in der Seele des Hörenden mahlte. Nichts dorfte
66 ausgelaßen werden, bis dieser Zweck erreicht war; dann aber säumte das Bild auch keinen Augenblick länger; das innere Auge

1) Vgl. die Parallelstelle aus a unten S. 462 fg.

des staunenden Zuhörers eilte und verlangte weiter. Daher der prächtige und gehaltne Gang Homers; daher, daß in ihm bei allen Wiederholungen eigentlich nichts müßig da steht, obgleich alles so lose erscheinet. Daher auch, daß bei jeder anscheinenden Leichtigkeit übersetzt zu werden, Homer (so wie alle Dichter, die lebendig sangen und nicht schrieben), in diesem Stück fast unübersetzbar bleibet.*) Denn nicht die Harmonie des Verses ist eigentlich das Steuer seiner Rede, sondern nur ihr Ruder. Der anschauliche Fortgang der Begebenheit, der wachsende Gang der Rede, mit jedem neu hinzufließendem Zuge; Er ist das Hauptwerk, über welchem man selbst die Harmonie des Verses vergißt, und fast unwillig wird, wenn man, unzeitig erinnert, an sie als an etwas Besonderes denket. Bei den alten Sängern dorfte dies der Fall nie seyn, oder die Harmonie selbst hinderte die Wirkung des Epos. Dies nahm sich Zeit, Alles ganz darzustellen, daß, auf dem Flügel der Rede fortgetragen, der Hörer mit Vergnügen eilte und weilte.

6.

Vom Fortgang der griechischen Kunst aus Einem Styl 67
in den andern, auf Homer und die alten Sänger angewendet.

Der sichtbare Fortgang der griechischen Kunst lehrete mich, wodurch Homer vor so viel andern Sängern vor, neben und nach ihm zu der Höhe gestiegen sei, auf der er den Griechen, als ein Einzelner da stand. Er gelangte zu ihr auch als Künstler, als ein begünstigter Sohn der Zeit.

Viele der Sänger vor ihm hatten Kosmogonieen und Theogonieen, Thaten der Götter, Abentheuer der Titanen und

---

*) Wenn Eine der gebildeten Sprachen Europa's in diesem Fortschreiten der Bilder und ihrer Züge der griechischen nachstreben kann und darf, ist es die Deutsche; sie kann sie aber dennoch nie erreichen. Vossens herkulisches Verdienst in Uebersetzung des Mäoniden ist von jedermann anerkannt und geachtet.

Helden, des Herkules, der Argonauten, des Theseus u. a., wahrscheinlich auch den Trojanischen Krieg und die Rückkehr der griechischen Führer besungen; und gewiß waren darunter trefliche Gesänge. Durch ihn entstand eine Ilias und Odyssee; wie dies zuging, erkläret uns die griechische Kunst deutlich.

Auch sie hatte sich nemlich vom Rohesten hinauf durch allerlei Härten, zum Theil in den gewaltsamsten Vorstellungen, zu der Höhe hinbilden müßen, die man erhabnen Götter- und Heldenstyl zu nennen gewohnt ist. Welch einen Weg hatte sie zurückgelegt, seit sie von den Figuren auf dem Kasten des Cypselus zu den Verzierungen der Propyläen, zu Phidias Pallas, oder von Dädalus Gestalten zum olympischen Jupiter
68 gelangt war! Einen gleichen Weg hatte der Gesang früher zurückgelegt, seit er von der rohesten Götter- und Heldensage zu einem Epos in Homerischem Styl gelangte. Wer dies sehen will, vergleiche den Homer und Hesiodus, oder, der Kürze wegen, nur das Schild Achilles bei Homer, und Herkules Schild in der Hesiodischen Sage; ein Unterschied, wie zwischen Phidias, und einem alten Kampanischen Gebilde.

Das Wesen der Kunst nähmlich gehet auf Umriß, auf bedeutenden Endzweck, auf Anmuth, Fülle und Einheit. Unvermerkt arbeitet sie dahin, das Ueberflüßige wegzuschaffen, dem Nothwendigen aber Kraft zu geben, und es in höchster Einfalt darzustellen, göttlich, würdig, angenehm, zierlich. Wie sich aus der Kunst also jene Zähnebleckenden, häßlichen Todes- und Plagegestalten, sammt allen Ungeheuern menschlicher Leidenschaften nothwendig verlieren mußten, so mußten mit Hülfe der Zeit auch im Gesange, der gleichsam im Wettkampf mit der Kunst, und selbst eine hörbare Kunst war, die Ungeheuer der Titanen, wilde Abentheuer in Heldenzügen und Ritterthaten abgethan oder sittlicher geformt werden; und hievon ward uns Homer ein frühes Muster. Auch Er kennet jene rohe Mythologie älterer Zeiten; nur er gebraucht sie äußerst sparsam und zweckmäßig. Kaum vorübergehend legt er sie seinen Göttern oder Helden in den Mund; ins wilde Getümmel

der Schlacht, an die Grenzen der Erde hat er sie verleget, oder
sie ist ihm nur Redart. Seine eignen Darstellungen sind allesammt
von der Unform gesondert, rein göttlich und menschlich.

Laßet uns sehen, wie auf diesem Wege, ohn' alle Regel und 69
Vorschrift des Aristoteles, der Umriß einer Homerischen
Epopee, als Begrif und Werk, entstehen mußte.

Alle Sagen (επη) nämlich, sie betreffen Götter oder Helden,
gehen unausgebildet ins Unendliche fort. Sie knüpfen und hangen
sich an, oder sie lösen sich von einander, ohne näheren Zweck, in
unermäßlichen Weiten. Wahrscheinlich waren die alten griechischen
Sagen, die Theogonieen und Kosmogonieen, die Herakliden und
Theseiden, die Argonautischen und Cyprischen Gedichte, selbst der
Trojanische Krieg, und die Irren der Helden im weiten unend-
lichen Meer, dergestalt unumschriebene Abentheuer und Sagen.
Nothwendig aber mußte es einem glücklichen Sänger (wer der
auch gewesen seyn möge), einfallen, dieser Unendlichkeit Umriß,
diesen Begebenheiten Form zu geben, und zwar auf die leichteste
Weise; wozu ihn dann mehrere Ursachen und Umstände einluden.

Zuerst. Nicht alle Momente einer Begebenheit oder eines
lang fortgeführten Abentheuers konnten für den Hörer gleich an-
ziehend und unterhaltend seyn. Um die intereßantsten versammlete
sich die Menge; sie hielten die Aufmerksamkeit mit wachsendem
Vergnügen vest. Also wurden Gesänge dieser Art mehr gesungen;
natürlich also der Sänger auch auf die Ausbildung derselben als
auf das glückliche Moment einer Haupthandlung geleitet.

Zweitens. Was von Begebenheiten gilt, gilt auch von Helden.
Einer war beliebter als der andre; an Jenen knüpften sich mehr 70
in einander greifende Merkwürdigkeiten. Er ward also der Haupt-
held einer beliebteren Sage; sein Leben gab Momente einer Haupt-
handlung.

Drittens. Dem Sänger selbst war eine Zusammenfügung
mehrerer Gesänge zu Einem Ganzen vortheilhaft und angenehm.
Ein Gesang wies sodann auf den andern, Einer floß aus dem
andern; nach Jenem ward dieser gefodert. Die Einheit einer

Haupthandlung war also nicht nur Hülfe für sein Gedächtniß, sondern auch eine wirkliche Erweiterung der Seelenkräfte und der Aufmerksamkeit für den Hörer. Aus einem anmuthigen Labyrinth ward dieser in ein andres Labyrinth, oder von Höhe zu Höhe geführet. War Einmal ein Knote des Gesanges geschürzt, so wollte er den Knoten gelöset sehen; der Sänger mußte ihn lösen, oder er war kein Meister.

Viertens. Auch die Gesänge hielten sich durch diese Verkettung an einander vester. Indem Einer an den andern erinnerte und sich an ihn schloß, konnte jener so wenig, als dieser vergeßen werden. Das vorgesteckte Ziel der Handlung war die Achse des sich wälzenden Rades, der Mittelpunkt (*ομφαλος*), der alle Felder des Schildes an sich bevestigte und mit sich forttrug.

Laßet uns die Erweise davon in Homer, verglichen mit andern Dichtern, sehen.

Unter Orpheus Namen haben wir ein Gedicht, die Reise
71 der Argonauten. Der Sänger Orpheus erzählt seinem Schüler Musäus eine berühmte Fahrt, der er mit beigewohnet, und die Erzählung geht fort, wie die Reise. Man kann, wenn uns an der Charte nichts liegt, Glieder auslaßen und hinzuthun, am Ende gelangt man doch mit Orpheus zurück in seine Behausung.

Ganz anders ists in der Iliade. Neun Jahre des Trojanischen Krieges waren verfloßen, an die der Sänger nur episodisch denket. Sein Gedicht leitet sogleich eine Handlung und mit ihr eine Reihe von Handlungen ein, die an einander leise und vester, bis zum Ausgange hinaus geknüpft sind. Ja hinter diesem Ausgange ist man selbst noch das Ende des Helden, das uns an mehreren Orten als nahe verkündigt wird, zu wißen begierig.

Wie die Iliade den größesten griechischen Helden vor Troja, und aus seinem Leben die wichtigste Periode emporhob, so wählt die Odyssee unter allen rückkehrenden Helden, den vielgewandtesten, der das Meiste erfahren hat, der also auch am besten erzählen konnte. Von Agamemnon, Menelaus u. a. hören wir hie und da, was wir hören sollen, nur episodisch. Um Ulyßes schlingt

und windet sich der Kranz aller Erzählungen dieser Abendgegend; und zwar so zierlich ist er geschlungen, so weise, daß es nicht gleichgültig bleibt, ob dies der Dichter oder Ulyß erzählt? ob es Eidothea, Circe, Tiresias sagen? alles ist durch und in einander schlau und verständig geordnet.

7.

Von Verknüpfung der Gesänge in Homer. 72

Bei Homer ist die Verknüpfung mehrerer Gesänge auf die leichteste, loseste Weise, d. i. rhapsodisch bewirkt worden; laßet uns sehen, was in dieser Manier liege.

Der alte griechische Sänger (αοιδος) sang seine Sage unendlich fort; der Rhapsode verknüpft Gesänge; (ραπτει αοιδην, αοιδας.) Davon hat er den Namen, dies ist, nebst dem lebendigen Vortrage, (ὑποκρισις) sein Kunstwerk. Hiermit ist in Absicht auf Homer Alles gesaget.

Fragt man nämlich: wo hört Homers Ilias auf? so ist die Antwort: wo man will. Es sind und bleiben lose Gesänge. Willt du aufhören, wo Achilles nicht mehr zürnet, (weil im Anfange nur der Zorn Achills angekündigt worden:) so höre auf. Andre werden eben jetzt entflammt seyn, den Achilles, der zwar gegen Agamemnon nicht mehr, aber gegen Hektor und die Trojaner desto mehr zürnet, in seiner Rache, in seiner Trauer um den Patroklus zu sehen; und zittern für Hektor. Die Textur von Gesängen (ραφη αοιδων) die sie wünschen, geht also jetzt erst an. So mit andern Gesängen. Willt du die nächtliche Kundschaft des Ulyßes, die Dolonie nicht lesen; laß sie aus. Scheint mit den Spielen bei Patroklus Grabe dir der Gesang zu lange fortgezogen, so möge Patroklus ohne diese ihm gebührende Ehre, durch die Achilles Herz allein beruhigt werden kann, schlafen. Es kann wohl seyn, daß 73
diesem und jenem Rhapsoden diese und jene Rhapsodie gefehlt habe: denn nach Belieben der Zuhörer sang er bald dieses, bald jenes; die Textur aller dieser Gesänge aber aus Einem Knoten in Einem Geist und Ton bleibt unverkennbar.

So auch bei der Odyssee. Gefällt uns Ithaka, oder Menelaus, Alcinous Hof, die Behausung der Circe, der göttliche Sauhirt, Polyphem, das Todtenreich; alles ist aufgethan; alles steht einzeln vor uns. In der Odyssee aber ists, wie in einer Kunstsammlung, schön geordnet.

Fragt man: warum ist die Iliade so leicht und lose angekündigt, daß diese Ankündigung den Inhalt aller Gesänge kaum unter sich begreift? so dient zur Antwort: eben diese leichte Ankündigung war rhapsodisch.*) Der Sänger nähete und reihete an den Zorn Achills, was aus ihm hervorging, oder was an ihn schicklich zu reihen war; der Zorn Achills aber war und blieb der Nabel (*ομφαλος*, umbilicus) d. i. der Vereinigungspunkt seiner Gesänge und Sagen. Die Odyssee scheinet genauer angekündigt; und doch sagt die Ankündigung bei weitem nicht alles, was in ihr vorgeht. Selbst des Hauptzweckes der Erzählung, der Ankunft Ulyßes auf Ithaka, und dessen, was dort geschah, thut sie fast keine Erwähnung.

74 Wie entfernt sind wir vom Geist der alten Sänger-Zeiten, wenn wir diese zwo leicht und prächtig geschlungenen Kränze des Alterthums, die Ilias und Odyssee, nach Regeln richten wollen, die ein neuerer Geschmack für eine Gattung, die Homer ganz und gar nicht kannte, das sogenannte Heldengedicht (Epopee) erfand, und in der man Werke, die fast nichts miteinander gemein haben, die Aeneis, Dante's göttliche Komödie, Ariost, Tasso, Milton, Klopstock, Wieland, wiederum die Henriade und Araucana mit Einem Maasstabe mißt und richtet! — Homers Ilias und Odyssee sind zwo lebendige Kriegsheere, die sich, jetzt in diesem, jetzt in jenem Trupp einzeln bewegten; aber auch im ganzen Fortrücken sind es wohlgestellete, wohlgeordnete Heere.

Ohne alle Rücksicht auf die Umstände, unter denen aus einzelnen Gesängen und Sagen zusammengeordnete Gesänge (*ραφαι αοιδων*) entstanden: wie leichter und milder war über-

---

*) Außer dem was Köppen u. a. hierüber geschrieben, enthält Ilgens disquisitio actionis principis in Iliade Homeri, einen Vorrath von Gelehrsamkeit über diesen oft wiederholten Zweifel.

haupt der Geschmack der Griechen in Allem, was sie Zusammenordnung (συνθεσις) nannten, sey es in Kunst oder in Weisheit. Sehet ihre erhobne Bildwerke, ihre Gruppen, ihre Gemählde. Da drängt sich nichts auf einander, um im Dreieck oder in einem Flammenpunkt gen Himmel zu fahren; friedlich sind die Figuren neben einander. Das Auge des Anschauenden soll sie in Ruhe geniessen, und im Gemüth zusammenordnen. Vom Zugespitzten unsrer Perspectiv wußten sie nichts. Man lese Homers Beschreibung von Achilles Schilde, Pausanias Erzählung vom Amykläischen und Olympischen Thron; ja alle Stellen, wo er von Zusammenordnung eines Vielen zu Einem redet; man lese Philostrats Gemählde, allenthalben wird man gerade eine so leise 75
und lose Zusammenstellung, wie in der Iliade und Odyssee bemerken, ja oft sogar nach unsern Begriffen über Mangel an Einheit klagen, da sich doch die Griechen unter Morgen- und Abendländern in dem, was wahre und schöne Einfalt ist, so einzig ausgezeichnet haben. Diese Einfalt aber war bei ihnen nicht todter Mechanismus, sondern Einheit und Einfalt der Gedanken; eine gehaltene, daurende Empfindung. In ihren epischen, lyrischen, dramatischen Gedichten blieben sie auf diesem Wege; selbst ihre Denksprüche, ihre Gespräche, ihre Epigramme lieben dies ruhige Aus- und Nebeneinander. Was die Homerische Schule hierinn für ganz Griechenland auf alle künftige Zeiten für Gutes bewirkt habe, wollen wir jetzt mit Wenigem andeuten.

8.
Werth und Wirkung der Homerischen Schule auf Griechenland.

Ich bemerkte von der griechischen Kunst, daß sie den Werth und die Wirkung dessen, was Schule ist, zeige. Oft ist ein Denkmahl des Alterthums mittelmäßig gearbeitet; indessen ist seine Idee groß, mithin auch seine Wirkung. Die Regel Polyklets ist in ihm sichtbar; man kann ihm seine Aufmerksamkeit nicht versagen. Daß die Griechen dieser Kunstregel so treu blieben, sicherte

sie; sie schweiften nicht, wie die Neuern umher, die sich Alles für erlaubt halten.

Homer stiftete mit seiner Gesangsweise die wahre Schule
76 Griechenlandes, die sich bis auf sehr späte Zeiten in Blüthe erhielt. Der griechische Geschmack in Kunst, Dichtkunst und Weisheit ist dem Homer und seinen Homeriden fast alles schuldig.[1]

Es gab einen Orphischen Geschmack, der sich in den Geheimnißen der Eingeweiheten lange erhielt. Wir haben davon späte Proben in Fragmenten und Hymnen: wahrscheinlich aber wird niemand unter uns diesen Orphischen mit dem Homerischen Geschmack vertauschen wollen und jenem die Allgemeinheit wünschen.

In Hesiodus haben wir andre Proben mehrerer uralter griechischer Denkarten; die wenigsten davon werden wir gegen Homers reine Gestalten, gegen seine heitere, weise Denkart verwechseln.

Homer nämlich änderte den alten Geschmack, dadurch, daß er gleichsam den Himmel auf die Erde zog, und, indem er jene ungeheuren abgelebten Fabeln der Vorwelt an ihrem Orte ließ, alle seine Gestalten rein menschlich machte. Von Heldenbegebenheiten wählte er die jüngste unter den alten, die ganz Griechenland intereßirte. Von Helden die Blume der Helden, den tapfersten, und den schlauesten. Hiedurch legte er in seine Gedichte Keime zu einer grossen, blühenden Pflanzung; ganz im Kreise der Menschheit. Um seinen Achill vereinigte sich Griechenland und Troja mit tausend Schicksalen und Menschen-Charakteren; durch seinen Ulyß ward uns in den vielfachsten Ansichten eine Charte der westlichen Welt, und in ihr die verschiedensten Verfaßungen und Situationen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, wohl aneinander geordnet, sichtbar.

77 Fragte man mich: sang das Alles schon Homer? stehest du für jeden Zug jedes Verses, daß auch Er vom großen Altvater

---

1) a: In einer Schrift „Ionien“ genannt, hoffe ich es zu erweisen, weßhalb dieser Styl, die Homerische Poesie genannt, den ältern verdunkeln mußte; dennoch aber gegen die spätere Zeit sich nicht in allen Zweigen erhalten konnte. [vgl. Band 17, 161. 175.]

sei? so wüßte ich auf solche Frage keine Antwort, als etwa diese: wenn er sie nicht selbst sang, so war er *Vater dieser Gesänge*. Wo eine *Epigenese*, d. h. ein lebendiger Zuwachs in regelmäßiger Gestalt an Kräften und Gliedern stattfinden soll, da muß, wie die ganze Natur zeigt, ein *lebendiger Keim*, ein *Natur- und Kunstgebilde* daseyn, dessen Wachsthum jetzt alle Elemente freudig fördern. Homer pflanzte einen solchen Keim, ein episches Kunstgebilde. Seine *Familie*, die Schule der Homeriden erzog diesen Baum; allenthalben umher wurden durch lebendigen Gesang seine Sproßen verpflanzet, und durch Wind und Wetter unter mancherlei Händen, die ihn bearbeiteten, die ihn vielleicht einimpften, ihn beschnitten und an ihm feilten,[1] gedieh' der Baum zu der Gestalt, in der er jetzt vor uns stehet und wahrscheinlich, (wenige Verbeßerungen ausgenommen), stehen wird, so lange menschliche Cultur dauret.

9.

Vom Homerischen Gedankenkreise.[2]

Daß es in der Schule der Homeriden auf einen *Cyklus*, d. i. auf eine Art Encyklopädie des Wißenswürdigen göttlicher und menschlicher Dinge im Gesichtskreise damaliger Zeiten, angelegt gewesen, wird jedem eindrücklich werden, der sich vom Inhalt unsrer Ilias und Odyssee ein reines Bild macht, zugleich aber auch mit
ihnen die andern dem Homer zugeschriebenen Werke in Betracht 78
nimmt. *Margites* z. B. ist das Erste derselben: denn, wie späterhin in Athen, hinter vier Trauerspielen heroischen Inhalts eine Komödie zum Schluß gegeben ward: so sollte wahrscheinlich *Margites* das auch im Hochfröhlichen und Komischen seyn, was die *Ilias* und *Odyssee*, jene im Königlichen, diese im bürgerlichen Geschmack waren; *Margites* ründete gleichsam die cyklische Tafel. Das Schicksal hat uns um dieses äußerst wünschenswerthe Gedicht, deßen auch *Aristoteles* oft erwähnt, beneidet; die Ursache des Unterganges läßet sich aber bald einsehn. Das Komische menschlicher Sitten nämlich verändert sich schneller als sich die Gegenstände

1) Mſk.: flickten   2) Mſk.: *Vom Cyklus der Homeriden.*

der Odyssee oder Ilias verändern; Götter- und Helden-Charaktere, Gegenden, Inseln, Wunder der Natur, Königreiche, Geschlechter, dauren, wenn das Lächerliche eines Zeitgeschmacks mit der Zeit vorübergegangen ist, und künftige Geschlechter weniger reitzet.

Ob uns also gleich ein Haupttheil dessen, was zum Homerischen Kreise des Wißenswürdigen gehöret, entwandt ist: so darf man dennoch nur die Ilias und Odyssee selbst, sogar in dem, was uns das Entbehrlichste scheint, mit Aufmerksamkeit ansehn, um an der Idee eines solchen Kreises von dem, was dem damaligen Griechenlande wißenswürdig schien, nicht zu zweifeln.*)
79 Man gehe zu diesem Zweck das Verzeichniß der griechischen Schiffe, Länder und Familien, die Felder auf dem Schilde Achilles, die ganze Umfaßung der Odyssee durch; man verfolge beide Gedichte in ihren Gleichnißen, Charakteren, Sitten, Situationen, Regierungsarten in der Ost- und Westwelt; sodann gehe man muthmaassend den Inhalt andrer Gesänge der berühmtesten Cyklischen Dichter durch, die dem Homer, was in ihm zu mangeln schien,

---

*) Um Mißverständnißen zuvorzukommen, merke ich an, daß hier nicht von jenem mythischen oder epischen Cyklus, d. i. von einer geschloßenen Sammlung alter Dichter und Mährchen die Rede sey, wie ihn die Alexan-
79 driner festsetzten; diese Anordnung, scheinet es, war blos bibliothekarisch und literarisch. Wir sprechen hier von einem Kreise des Wißenswürdigen in einer gewißen Denk- und Sehart; ein solcher liegt in allen epischen Dichtern, in jedem nach dem Begriff seiner Zeiten. Er ist in Homer, Dante, Ariost, Milton u. s. Er bildet sich, ohne daß es der Dichter weiß; denn dieser trägt eine Welt in sich (κοσμον) und suchet für sie Raum in seinem Gedichte. Da nun in jenen Zeiten der lebendige Gesang und zwar im Ton der epischen Erzählung die Stelle aller Bücher vertrat, da er selbst die einzige Kunst der Unterweisung war, indem man andre Dichtungsarten, z. B. Komödie, Tragödie u. s. noch nicht kannte: so mußte man, gleichsam ohne daß man es wollte, darauf hinausgehn, in die beliebtesten Gesänge alles das zu bringen, was in Himmel und auf Erden die Menschheit intereßirte. Es war Natur der Sache, das Werk der ewig-fortbildenden Zeit. War Homer einmal der Held der Dichter, der beliebteste Sänger geworden, so ward an ihn, wie an einen olympischen Jupiter oder an eine Pallas-Athene alles gewandt, was seine Werke vollkommener darstellen konnte.

jeder nach seinen Kräften beifügte: mich dünkt, so wird man die 80
Idee, daß die fortbildende Zeit es bei einer Reihe verehrter Ge-
sänge, die man für die vollkommensten hielt, und die es auch
waren, immer mehr auf eine Art Encyklopädie, d. i. auf einen
Umriß des Wißenswürdigen in der damaligen Sphäre der Mensch-
heit anlegen, und darin fortarbeiten mußte, der Natur der Sache
gemäß finden. Gesänge (Epos) und zwar Gesang in dieser Form
war damals das einzige, und ein so angenehmes Mittel der Unter-
weisung, in welches man daher alles brachte, was man wußte oder
was man wißenswerth fand. Hätten wir die sämtlichen Cyklischen
Dichter der Griechen, von denen wir jetzt keinen haben, so könnten
wir selbst die Arten des Geschmacks bestimmen, in denen man,
in Homers Schule sowohl, als außer seiner Schule dies Wißens-
würdige aneinander gereihet und fortgebildet; jetzt kennen wir unter
Homers Namen, oder aus seiner Schule, nur wenige, aber sehr
schätzbare Stücke und Fragmente, die uns eben auch dahin weisen.

Unter Homers Namen haben wir z. B. einen Frosch-Mäuse-
krieg. Von wem er auch sei, er erinnert uns sogleich nicht nur
an so manche Spiele und Scherze (παιγνια), die man dem
guten Altvater zuschreibt: sondern auch an die ganze Manier, in
der er Götter und Menschen betrachtet; sie ist leicht und fröhlich.
Zur Iliade und Odyssee war also in der Homerischen Schule der
Frosch-Mäusekrieg ein vortrefliches Drittes; eine Sehart mensch-
licher Dinge, die nicht weniger, als die Ilias, und Odyssee im
Geschmack Homers seyn konnte. Sie hatte mehrere Nachahmungen
in der Homerischen Manier, den Krieg der Spinnen, der 81
Kraniche, die Cicaden, die Ziege; (die man daher auch dem
Homer zuschrieb:) und es wird ihr hoffentlich nie an frölichen
Nachahmern fehlen. Ueberhaupt ist in beiden Gedichten Homers
eine Summe ruhiger Vernunft und des unbefangenen,
fröhlichen Selbstgenußes merkbar, wie in keinem andern
Dichter. Dieser fröhliche Selbstgenuß scheint das Erbtheil gewesen
zu seyn, das der Vater der Homeriden seiner Familie nachließ;
daher aus Homers Gedichten und aus seiner Denkart, der gesunde

Verstand und fröliche Sinn der Griechen nicht nur ausgehen, sondern auch fortwährend schöpfen konnte.

Auch die Hymnen Homers sind davon Zeugen. Welche Frage, ob Einer derselben von Homer sei? Vielleicht keiner: sie stammen aber alle von ihm her; denn alle sind in seiner Denkart. Gebt uns statt dieser 32 oder 34 Hymnen der Homeriden, die offenbar freie Eingänge zum Gesange waren, noch einmal soviel aus dieser Schule: (die orphische Schule hat 86) so würden wir auch hier einen Hymnenkreis der Homeriden sehen, schöner und wirksamer als der Cyklus orphischer Hymnen.

Es war Natur der Sache, daß sich nicht alle, selbst Hauptwerke der Homerischen Schule in immer-frischer Blüthe des Andenkens erhalten konnten; vielleicht waren ihrer zu viele: oder die Ilias und Odyssee verdrängten die andern. Diese giengen unter, wie ehmals die Gesänge der ältern, roheren Dichter durch sie untergegangen waren. Die Tafel des Gedächtnißes der Menschen ist eine enge Tafel; vor ihr sitzet die Zeit, unaufhörlich beschäftiget mit Hinzuschreiben, Aendern und Wegthun. Nur das Wißens-
82 würdigste, das Vortreflichste soll diese Tafel aufbewahren; Dank ihr, daß von Homer sie uns die Ilias und Odyssee erhalten. Wir können zufrieden seyn, daß wir neben ihnen aus dieser Schule noch einige Hymnen, aus Hesiodus und Orpheus Schule kleine Reste, (aus der letzten vielleicht nur das Echo des Echo's) besitzen: wir können vergleichen, und durch Vergleichung zu dem Urtheil kommen, daß die Homerische Schule für alle Zeiten den wahren, guten und sichern Geschmack gegründet.

10.

Verdienst Lykurgus, Solons und der Pisistratiden um Homer.

Ohne Zweifel ist man dem Lykurg und Solon, den beiden größesten Gesetzgebern Griechenlandes, vielen Dank schuldig, daß sie von ihrer Seite dazu beitrugen, uns den Homer zu erhalten; sie thaten es aber nicht für uns, es erforderte solches ihre eigne

Gesinnung, und der Zweck ihrer Gesetzgebung. Kein Fürst und Weiser Griechenlandes wollte muthwillig ein Barbar seyn, noch weniger glaubte er, barbarische Völker könnten beßer, als gebildete, regiert werden; auf dem Boden der Cultur sproßte der Ruhm der Griechen; sich von Barbaren zu unterscheiden, war und blieb ihr wachsender Nachruhm.

Eben so gereicht es dem Pisistratus und Hipparch zur Ehre, daß sie auf Solons Wege fortgiengen und den Gesang Homers an den Panathenäen einführten; nur lasse man auch dieser grossen Männer Lykurgus und Solons, Pisistratus 83
und Hipparchus Verdienst bestehn in seinen Gränzen.

Lykurg brachte Homers Gedichte aus Asien in seine Stadt; man weiß nicht, wie? ob in Schrift oder im Munde lebender Sänger? wenigstens hat die Homerische Dichtkunst in Lacedämon nie geblühet.

Drei Jahrhunderte später führte Solon seine Gedichte in Athen ein; und befahl sie, Reihab, also daß Ein Sänger den andern ablösete, zu singen (εξ ὑποβολης ῥαψῳδεισθαι.) Wenn keine Zusammenordnung (συνθεσις) in den Gedichten Homers gewesen wäre, so hätte sie ihnen Solon, den wir aus seinen eignen Gedichten kennen, schwerlich geben können. Also glaube man nicht, Er habe die Iliade und Odyssee geschaffen; er ordnete etwa die Rhapsodien, (soviel ihrer damals waren), wie sie im öffentlichen Vortrage folgen sollten, und traf dazu von Seiten der Sänger Vorkehrung. Sein Verdienst um die Erhaltung Homers war politisch.

So auch das Verdienst Pisistratus und Hipparchus. Ich zweifle, ob diese, übrigens verdiente Männer Dichter-Verdienst um den Homer haben, und in ihn bringen konnten, was nicht da war. Als Fürsten ordneten sie, sie regulirten. Hätten sie dabei auch alle Weisen der damaligen Zeit in einer Regulativ-Synode zu Hülfe genommen; wir kennen ja den Simonides, Anakreon, Onomakritus u. s. aus eignen Gedichten. Zu ihren Zeiten war jener Geist, der die Iliade und Odyssee schuf, längst entwichen;

84 sie konnten schwerlich hervorbringen, was nicht da war, aber was da war, konnten sie übersehen, redigiren und revidiren, ordnen (διασκευαζειν).

Wie wenig man sich nachher an diese Redaction gekehret, zeigt die Geschichte der Auslegung Homers in den folgenden Zeiten; indessen bleibt den grossen Namen Solons, Pisistratus und Hipparchus das unsterbliche Verdienst, daß sie die Gedichte Homers, wie sie sich ihnen gaben, auf ewig vom Untergange errettet haben, und in der Pallas Schleier gleichsam bargen. Fortan wurden sie nicht nur alle fünf Jahre in den Panathenäen abgesungen, sondern in Athen, der Mutter der Schriften, kamen sie als Schrift in die Hände der Dichter, der Sophisten, der Redner, Staatsmänner und Philosophen; sie wurden ein claßisches Buch der Schulen, (so wenige Schulen damals waren), noch mehr aber ein classisches Buch aller gebildeten Menschen, die sich auf Vortrag in Poesie oder Prose legten.

11.
Schluß.

Irre ich nicht, so hing Homers Glück von drei Dingen ab, die alle unter dem Gebiet der Zeit standen. Wir wollen sie mit drei Worten, Epos, Gesang, Rhapsodie uns wiederholen.

Epos war das lebendige Wort, die Stimme der Vorwelt. Sie brachte aus dem grauen Alterthum Gestalten und
85 Sagen herab, die auf dem Flügel der Zeit sich gleichsam höher schwangen und fortwuchsen. Was Virgil von seiner Fama singt:

Mobilitate viget, viresque adquirit eundo;
Parva quidem primo: mox sese attollit in auras
Ingrediturque solo et caput inter nubila condit;*)

gilt edler von jener göttlichen Stimme (φημη, οσσα), die wie ein weissagender, lehrender Ton aus der Vorzeit hinabkam und sich

---

*) Regend belebt sie sich; fortschreitend wächset die Kraft ihr;
Klein zuerst und erhebt sich schnell in die Lüfte; sie wandelt
Unten am Boden, das Haupt hoch in der Wolke verbergend.

auf künftige Zeiten forterbte. Die Muse des Gedächtnißes weihte ihren Sänger, daß er sich diese Stimme eigen machte, sie veredelte, und den Menschen menschlicher zuhauchte. Würden Achill und Ulyßes sich wieder erkennen in Homers Gedichten? Schwerlich. Auf dem Flügel der Zeit, auf der Schwinge des lebendigen Worts und Gesanges sind ihre Gestalten so heroisch, göttlich und groß worden, daß sie hier andre Wesen sind, als sie im sterblichen Leben waren.

Das Epos gehört in die Kindheit der Welt. Da horcht das abergläubische Ohr auf Stimmen der Vorwelt, und erträumt sich gern wunderbare, höhere Gestalten. Was das Auge nüchtern sieht, wird durch die Rede, zumal durch die von Geschlecht zu Geschlecht forttönende Rede, wie in trunkener Begeisterung fortgebildet und erhebt sich wachsend. Da traf nun Homer den 86
rechten Punct; ein Bote der Vorwelt, der aber weise für seine Zeit war, und in allem die Umriße traf, die, wohlgedacht, leicht übersehbar, geschlank und fröhlich, das Auge künftiger Geschlechter mit Anmuth und Würde ewig vesthielten. Dazu half ihm sein Gesang, ein einfacher Strom, in dem alle Belehrung floß, der in lyrische und dramatische Ströme,. wie in bunte Mäander, noch nicht vertheilt war. Gesang und Drama, Redekunst und Weisheit blühen in ihm noch auf Einem Baume; erst spätere Zeiten kamen und pflanzten jede besonders. Denn aus Homers Kunst, die aus dem Munde der Muse Gesänge reihet und ordnet, aus diesem einfachen Kunstwerk, in welchem sich Vieles zu Einem auf die leichteste Weise fügte, entsprang eben unter den Händen der Zeit jede andre Kunst und Dichtung, die beide immer ein Eins in Mehrerem, mithin Handlung, Knote, Fortleitung und Auflösung lieben. Nur Er schlang dies Band der Gesänge mit fast unmerklicher, leiser Hand; die holde, günstige Zeit wars, die diesem alten Propheten eine Familie, d. i. Kinder gewährte, die das von ihm geschlungene Band weiter zogen und fortknüpften. Das liebliche Jonien, die Mutter aller Künste, gebahr Homer; die griechischen Inseln bis zur westlichen Welt hin, haben

seine Gesänge erzogen; Athen nahm sie auf, bildete sie im Drama und sonst vielfach aus und sprach darüber. In Alexandrien endlich gelangten sie, nach vielen Fragen und Zweifeln, mit Obelisken und Asterisken geschmückt, zu der Gestalt, in der sie uns die Zeit übergeben.

87 Als ich in Rom das berühmte Denkmal der Apotheose Homers*) sah: „Jupiter, Apollo, Mnemosyne und die Musen sind über ihm vom Gipfel herab in höheren Gegenden des Felsen; er sitzet da wie ein Gott: die Ilias und Odyssee knien an seinem Stuhl und stützen denselben. Ihn, der darauf sitzt, krönen die geflügelte Zeit und die[1] bewohnte Erde (οικουμενη.) Vor ihm stehet ein Altar, bei dem der Mythus als Knabe dienet, auf dem die Geschichte Weihrauch opfert; die Poesie, das Trauer- und Lustspiel stimmen den Opfergesang an; die Natur als ein
88 Kind, die männliche Tugend, das aufbewahrende Gedächtniß, die Treue, die Weisheit wohnen dem Fest bei;" da erinnerte ich mich ganz des Glückes dieses Ruhmvollen Sohnes der Zeiten. Er stand auf seiner Stelle, empfing von seinen Vorfahren einen reichen Schatz dessen, was er durch Geschmack, und zwar den wahren Geschmack eines reinen Menschengefühls zu veredeln wußte;

*) Bekanntlich haben es Cuper, Schott u. a. erkläret. Eine andre Vergötterung Homers führe ich aus Winkelmanns Gesch. der Kunst (S. 339. Dresdn. Ausg.) mit seinen eignen Worten an: „Der Dichter sitzet auf einem Adler, von welchem er in die Luft getragen wird. Auf beiden Seiten sitzen zwo weibliche Figuren auf Zierrathen von Zweigen, beide mit einem kurzen Schwert an der Seite. Die zur Rechten hat einen Helm; mit der rechten Hand faßet sie an ihr Schwert, und sitzt, mit gestütztem Haupt, in tiefen Gedanken. Die andre hat einen spitzigen Hut, wie er dem Ulysses gegeben ist, hat ebenfalls die Eine Hand am Schwert, und mit der andern Hand hält sie ein Ruder. Jene bedeutet die Ilias; diese die Odyssee. Die Schwäne unter den Zierrathen über der vergötterten Figur haben auch ihre Deutung auf den Dichter." Diese Apotheose, da sie auf einem Silbergefäß ist, ist zierlich; jene, im Pallast Colonna, gewiß nach einem ältern Kunstwerke gemacht, ist groß. (Ist in Kupfer gestochen und erläutert, im Tischbeinischen Homer nach Antiken gezeichnet, 1. Band, Nro. III.)

1) Mſk.: und der Gesang (ευμελεια) oder die

und stiftete damit eine ewige Schule seiner fortarbeitenden Verehrer. Dichter sangen nach ihm weiter; Gesetzgeber ehreten ihn und führten seine Gesänge ein, Aeschylus nährte sich von Brosamen seiner Tafel; die Genoßen desselben, mit ihnen die Dichter jeder andern Gattung schöpften aus seiner Quelle; nach ihm bildete sich der erste Geschichtschreiber; die Kunst wetteiferte mit ihm; und Er gab dem Phidias seinen Jupiter, seine Pallas-Athene; die Philosophen sprachen über ihn; die Redner aus ihm — bis endlich eine Literatur und Cultur sich unter die Völker verbreitete, der Er der erste große Beförderer gewesen. Sein lebendiges Wort (ἐπος), das die Zeit auf ihren Flügeln umhergetragen, war zu Athen, im Tempel der Pallas, festliche, ewige Schrift worden, und tönt vom Cecropischen Felsen noch fort in die Seelen der Menschen. Von ihm kann man sagen: er habe den Flug der Zeit durch Kunst der Rede gefeßelt; willig nahm sie die Blumenfeßel an und hat ihn dafür mit ewigem Ruhm gekränzet.

Homer und Ossian. X, 86

Das grosse Geschäft, das den Händen der Zeit anvertrauet ist, Kunstwerke der Menschen ans Licht zu fördern, lebendige Geburten des Geistes wachsend zu machen, ihnen Fülle, Blüthe, endlich auch Frucht in andern Hervorbringungen zu gewähren, dieß Geschäft bildet eine goldene Kette menschlicher Geister. Wo irgend ein Name aus der Vergangenheit hervorblickt, der auf einen Punct der Vollkommenheit traf, an den heften sich früher oder später die Namen derer, die sein Werk forttrieben. Vielleicht erlöschen diese Namen; aber das Werk, der Name des Anführers bleibt; ihre Bemühung selbst theilte Jenem neuen Glanz mit. Wer da hat, dem wird gegeben; die gesammte Nachwelt arbeitet sodann in des grossen Meisters Schule.

Im Orient sind die Namen Salomons, Lockmanns u. a. bekannt. Was an Natur- an Spruch- und Fabelweisheit späterhin

erfunden ward, ward an jene Namen im Tempel der Unsterblichkeit geheftet; es hieß Lockmannische, Salomonische Weisheit. So hiessen die spätesten Psalmen immer noch Davidische Psalmen; durch ganz Morgenland ist Alexander als Zerstörer, Solimann als Erbauer alles Grossen und Prächtigen berühmt; sie gelten als
87 fortlebende Monarchen im Reich der Zeiten. — Bei den Griechen nicht anders. An Homer, Hesiod, Aesop, Anakreon, Sappho, Theognis u. f. reihete sich, was sich an sie reihen konnte; Namenlos traten spätere Krieger in die Glieder dieser alten Feldherrn; und die neuere Kritik wendet oft fast vergebliche Mühe an, bei diesem und jenem Werk Urheber und Zeiten zu sondern. Pythagoras und Plato lebten nach Christi Geburt zum zweitenmal in philosophischen Schulen auf; ihnen ward zugeschrieben, woran sie hie und da schwerlich gedacht hatten; ihre Gestalt wuchs auf der Schwinge der Zeiten.

Sollte es mit Ossian anders seyn? Wir wollen nicht behaupten; sondern auch bei ihm, wie bei Homer, dem Gang der Zeit, wie sie uns ihn offenbarte, folgen.

1.

Viele Leser werden sich erinnern, was für ein süsses Staunen die Erscheinung Ossians in den Jahren 1761 bis 1765 gewährte. Zuerst traten kleine Gesänge als Fragmente hervor, und vielleicht sind mehrere Liebhaber Ossians, die ihn in dieser Gestalt, in der sie ihn zuerst kennen lernten, immer noch am meisten lieben. In kleinen romantischen Erzählungen wurden wir mit Schilrick und Vinvela, mit Connal und Crimora, mit Ronnan und Rivina, mit Fingal, Ossian, Oscar, Minona bekannt; wir hörten die Gesänge Selma's; Comala erschien; Carthon, der Tod Cuchullins, Berrathon, Karricthura.*) Allenthalben

*) Uebersetzt erschienen diese einzelnen Gedichte unter dem Titel: Frag-
88 mente der alten hochschottländischen Dichtkunst. Hamburg 1764. Auch Fingal, ein Heldengedicht, nebst verschiednen andern Gedichten Ossians. Hamburg 1764.

sahen wir Scenen der Unschuld, der Freundschaft, der väterlichen, 88
kindlichen, der Bruder- und Schwesterliebe, und hörten von der
Wehmuth getrennter Liebenden und Gatten die rührendsten Töne.
Offenbar trug die abgerißene Gestalt dieser Erzählungen, ihre hohe
Einfalt, und wenn ich so sagen darf, ihr niederer Himmel,
ihre schmale Einfassung zu dem Eindruck bei, den sie auf
alle, insonderheit jugendliche Seelen machten. Wie aus der Ferne,
aus einer Höle, über das Meer, vom Thal oder von Gebürgen
der Nebelinsel her, hörte man süsse Stimmen, und sah wie im
Traume die engbeschränkte, von Wolken umfaßte Hütte der Edlen
und Geliebten.[1]

Fingal erschien; bald auch, nebst andern Gedichten, Temora.
Sie wurden als Epopeen angekündigt, die mit Homer wetteifern,
und ihn wohl gar übertreffen sollten. Dahin zielte in mehreren
Anmerkungen Mac-Pherson selbst, Ossians unsterblicher Heraus-
geber; dahin Hugh Blairs kritische Abhandlungen*); noch mehr
Cesarotti's Anmerkungen zu seiner Italiänischen Uebersetzung
dieser Gedichte. Dem zu Folge sang Denis in wohlklingenden
homerischen Hexametern, mit lyrischen Sylbenmaassen untermischt,
sie den Deutschen vor, und gab ihnen dadurch noch mehr das 89
Ansehen eines einförmig-fortgehenden Ganzen. Mehrere Ueber-
setzungen in Prose folgten. Zugleich aber erschienen auch Ein-
wendungen und Zweifel, die von sehr verschiedner Art
waren.**)

Die Irländischen Zweifel dünkten mir vom wenigsten Belange.
Irland nämlich, (Erin) wollte sich Fingal und Ossian lands-
männisch zueignen; es reclamirte den Sänger, wie den Helden.
Fingal sollte Fion oder Fin, König in Leinster, Ossian soll

---

*) Uebersetzt von Denis im dritten Bande seines Ossians; so wie auch
durch die ganze Sammlung hin Cesarotti's [und] Mac-Phersons Noten.

**) Ein vollständiges Verzeichniß dessen, was für Ossian gestritten und
geschrieben worden, liegt ausser meinem Wege; wahrscheinlich ist's auch von
andern schon geliefert worden.

1) Vergl. die Parallelstelle aus a unten S. 463 fg.

Oisin, der Sohn Fions gewesen seyn u. f.*) Auf alle dies, dünkt mich, kann man kurz antworten: „beweiset, daß er es gewesen. Bringt irländische Gesänge, schönere Gesänge hervor, als die Schotten hervorbrachten; und wir wollen Euch glauben." Sei Fingal in der Geschichte, wer er wolle; in Ossians Gedichten ist er nicht Fion oder Fin in Leinster mehr, sondern Fingal, der König der Menschen, Anführer der Helden. Der Gesang hat ihn auf seine Fittige genommen, und über die Sterblichen erhöhet. Würden Achill und Ajax, Ulysses, Penelope, Agamemnon sich in Homers Bildern erkennen? Ich glaube schwerlich; so wenig sich König Artus, Carl der Grosse, Gottfried von Jerusalem oder die Helden Ariosts in den Gesängen ihrer Dichter erkennen würden. Eben nur durch eine Verwandlung wurden sie epische Helden. Die Sage hatte sie von Munde zu Munde fortgetragen; da war ihre Gestalt zwischen Himmel und Erde gewachsen. Der Sänger nahm sie auf und verewigte sie; in ihrer alltäglichen, gemeinen Gestalt wären sie keine Geschöpfe für ihn gewesen. Fingal, Ossian, Oskar sind Kinder der Sage, Gebilde der erhöhenden, fortsingenden Zeit.

Was sollen überhaupt in dieser Sache geographisch-historisch-chronologische Rivalitäten? Ossians Gedichte gehören dem ganzen Galischen Völkerstamm, ja jedem zu, der seine Ursprache verstehet, oder Ossian zu schätzen weiß; er lebe dies- oder jenseit des Meeres. Zwar auch die Griechen stritten unter einander, wem Homer zugehöre, und es wetteiferten hiebei mehr als sieben Städte und Länder. Nicht aber thaten sie es in der Absicht, daß sie dadurch Homers Gesänge, wie man sie hatte, verunglimpfen wollten; vielleicht mit manchen Abwechselungen sangen Alle Einen Homer. Und so mögen denn auch Schotten und Irländer Einen Ossian so lange lesen und an Einen Fingal so lange glauben, bis Irland

*) Eine Abhandlung hierüber ist in den Unterhaltungen (Hamburg 1766. Bd. 1. S. 329. u. f.) übersetzt worden; gut, daß wir mit mehreren dergleichen verschont geblieben.

aus seinen Mitteln uns einen zarteren Ossian, einen edleren Fingal hervorruft, als ihn Mac-Pherson darstellte. Sodann wollen wir der romantischen Sage dankbar seyn, die sich in zweien Mundarten zwar verschieden, in jeder aber vortreflich erhalten. Bisher ist von Irischen Gedichten nichts bekannt, das an die Schottischen reiche.

2.

Ein ungleich wichtigerer Zweifel war der, den man gegen die 91
Aechtheit des Mac-Phersonischen Ossians machte; und es ist zu verwundern, daß man ihn, der kecken Manier ungeachtet, mit der ihn die Engländer vorbrachten, bisher noch so unbefriedigend aufgelöset hat. Mac-Pherson konnte dies am leichtesten thun, ja den Zweifel auf einmal zu Boden schlagen, wenn er einzeln und treu anzeigte: „woher Er jedes Stück habe? in welcher Gestalt er es empfangen? und was daran sein sei?" Der Urtext dieser Gesänge in ihrer brüchigen Form, mit den Sylbenmaassen und Gesangweisen begleitet, deren entzückende Einfalt und Abwechselung mehrere Verehrer Ossians rühmen, wäre, ohne alle kritische Noten, ein Erweis der Wahrheit für Welt und Nachwelt gewesen, gegen welchen kein Britte, kein Johnson einen Laut hätte thun mögen. Meines Wissens ist dies nicht geschehen; und daß es nicht geschehen ist, daß es von Mac-Pherson nicht selbst geschah: freilich dies vermehrte den Zweifel. Seid ihr denn so arm, ihr Schotten, daß ihr Euren Homer, den ihr über den Griechen preiset, nicht in der Ursprache, ganz wie ihr ihn habt, wie er bei euch noch gesungen wird, mit Melodien und Sprach-Erläuterungen ans Licht stellen, ihn dadurch vom Abgrund der Vergessenheit, dem er so nah ist, retten, ihn auf einmal der Unsterblichkeit vergewissern, und eurer Sprache dadurch selbst die Unsterblichkeit, und zwar die edelste, claßische Unsterblichkeit sichern könnt? Oder erwartet ihr ein schöneres Produkt in ihr, als Ossian? Oder glaubt ihr, daß man diese Gesänge immerhin fortsingen werde? Oder bildet ihr euch 92
ein, daß man bei euren Behauptungen von der unaussprechlichen

Schönheit dieser Gedichte in der Ursprache, und ihrem entzückenden Reiz in den Gesangweisen, ohne Proben, etwas denke? Verlangen und am Ende Ueberdruß erwecken dergleichen unkräftige Anpreisungen; Proben, Proben allein geben Sicherheit und Belehrung.*)

93 Daß eine solche Behandlung Ossians sehr nützlich seyn müsse, ist schon daher ersichtlich, weil sie die einzig-vernünftige ist. Entspringe daraus ein Resultat, wie es wolle: Mac-Phersons Ruhm kann es nicht schaden. Sei alles der Tradition entnommen, wie Ers gab: Er hats gesammelt, Er hats gegeben. Er war der Solon und Hipparch, der die Gesänge dieses Homers der Vergessenheit entzog, sie der ganzen gebildeten Welt annehmlich machte, sie in der Verständigen Ohr, in der Empfindenden Herz hinüber-

*) Von ächten Melodien zu Ossian hat mir das Glück bisher noch nichts zugeführet. Von einer ächten Ausgabe Ossians im Ersischen ist mir auch nichts bewußt; das Specimen aus dem 7. Buch der Temora konnte nichts entscheiden. Woher hatte es Mac-Pherson? Ist alles, wie es gedruckt ist, gefunden? Ists aus lebendigen Gesängen genommen oder aus Handschriften? Stimmen die Handschriften unter einander? stimmt jede derselben mit dem lebendigen Gesange? Aus welcher Zeit ist die Diktion des Gesanges und der Handschriften? Untersuchungen und Belehrungen solcher Art wären verdienstlicher als alle Lobpreisungen Ossians. — Die Galic Antiquities sollen zwar unter dem Titel Seán Dana ersisch herausgegeben seyn; daß aber diese und nicht Mac-Phersons Ossian, daß sie, so viel ich weiß, ohn' alle Kritik herausgegeben sind, bringt uns nicht weiter. Im Jahr 1784 hat ein Irländer Arthur Young Galische Gedichte, die sich auf die Geschichte der Fians beziehen, in Nordschottland gesammelt (übersetzt ins Deutsche 1792); sie sind mir noch nicht zu Händen gekommen. Eine treffende Anzeige, worauf es bei ihnen ankomme, stehet im 139. Stück der
93 allgemeinen Literaturzeitung 1795. Wenn auf diesem Wege von andern, insonderheit von Galen selbst, fortgeschritten würde, käme man zum Ziel. Gemeiniglich aber geschieht am spätesten oder gar nicht, was zuerst hätte geschehen sollen. Späterhin sind mehrere Gedichte, z. B. the Works of the Caledonian Bards herausgekommen, deren Mythologie sogar vom Mac-Phersonschen Ossian abzuweichen scheint. Vielleicht ist keine Gesangesart, in der sich, dem Anschein nach, so leicht fortsingen läßt, als die Gesangweise Ossians.

tönte. Sein Name bleibt unvergeßlich. Oder empfing er nur rohen Stof, und setzte mit Schöpferhand zusammen, was er dargestellt hat; um so rühmlicher für ihn, um so belehrender für uns. Hier ließ er sodann niedrige Züge aus; dort sezte er aus Hebräern, Griechen oder Neueren ähnliche, feinere Züge hinzu, und gab dem Ganzen, seinem Fingal, seinem Ossian, seiner Bragela die edelste und zarteste Bildung; um so besser. Er that, wie ein kluger Mann thun mußte. Zu eignen Gesängen solcher Art fühlte er sich schwerlich stark genug; aber der Geist seines Vaterlandes, seiner Vorfahren, der Geist seiner Sprache und der in ihr gesungenen Lieder 94
ergriff ihn. In sie legte er also den Schatz vieler, sowohl aus andern Zeitaltern gesammelten Schönheiten als der Empfindungen seines eignen Herzens. Daß er dies unter der Maske Ossians that, ist ihm sodann nicht nur zu verzeihen, sondern es war für ihn vielleicht eine Pflicht der Dankbarkeit und der Noth. Unter solchen Gesängen war er erzogen; sie hatten sein Innerstes erweckt; auf ihren Flügeln schwang er sich empor; über dem war ein heiliger Betrug dieser Art bei der überschwenglich-geltenden Mode-Poesie der Engländer fast nothwendig: denn was gleicht dem Stolze dieses Handels-Volkes, auf die Grimaces, Faces und Graces, seiner fashionable Poëtry, auf die pleasure's, measure's und treasure's seiner gereimten Verse? Was stand diesen mehr entgegen als der schlichte, einfache Ossian? Da war es ja ganz an Ort und Stelle, daß Mac-Pherson den literarischen Krämern alte Handschriften in die Läden zu London legte, daß sie sich daran satt sehen könnten; er wußte doch, daß sie damit nichts thun würden.

Aber was Mac-Pherson nicht that, thue jetzt einer seiner Freunde, deren Mehrere doch gewiß die genaueste Kenntniß der Sache haben. Man lasse weiter keinen Engländer oder Irländer umherreisen, sondern entdecke zu Ehren Ossians und Mac-Phersons die Beschaffenheit der Sache kritisch, klar und wahr. Bei einiger Genauigkeit müssen sich dabei in Ansehung des Ursprungs, der Verbreitung, der Erhaltung und Veränderung dieser Sagen, in Ansehung der moralischen, geistigen und politischen Begriffe

dieser Gedichte Untersuchungen ergeben, die alle ästhetische Belehrun-
95 gen über den Werth dieser Gesänge, weit überwiegen. Ich traue der gütigen Zeit es zu, daß sie auch dieses Werk zu ihrer Stunde fördern werde.

3.

Denn was sollte die ganze Parallele zwischen Homer und Ossian sagen? Daß Homer kein Ossian, und Ossian kein Homer sei? wer hätte daran gezweifelt?

Unsere Erde hat mancherlei Klima; unser Menschenstamm hat mancherlei Geschlechter. Jonien ist nicht Schottland, die Galen sind keine Griechen: hier ist kein Troja, keine Helena, kein Pallast der Circe. Was wollen wir unnütz vergleichen? Gegend, Welt, Sprache, die ganze Seh- und Denkart beider Nationen ist anders; das verschiedene Zeitalter, in welchem Homer und Ossian lebten, noch ganz ungerechnet. Was ein Tausend von Jahren und Meilen von einander trennt, wollt Ihr als ein Symplegma zu Einer Form vereinen?

Schon das unterscheidet Homer von Ossian ganz und gar, daß Jener, wenn ich so sagen darf, rein-objektiv, dieser rein-subjektiv dichtet. Jener ist blos ein Erzähler; sein Hexameter schreitet ein- und vielförmig dahin, ohne alle Theilnehmung, als die ihm der Inhalt auflegt. An diesem gleichgehaltenen Hexameter haftet gleichsam die ganze Kunst Homers; in ihm trägt er alle Leidenschaften vor, in ihm schildert er alle Gegenstände und Situationen im Himmel, auf Erden und im Orkus; mit ihm misset er Götter, Helden und Menschen gleichförmig. Aus dem gleich-
96 förmigen Hexameter Homers und aus der ruhigen Weisheit, die ihn belebet, entsprang daher jener Styl Griechenlandes, der von der heitern Denkart dieses Volkes zeuget. An ihm bildete Herodot dem Vortrage und Perioden nach seine Geschichte: nach ihm formete sich ein System der Götterlehre, der Kunst und Weisheit. — Bei Ossian geht alles von der Harfe der Empfindung, aus dem Gemüth des Sängers aus; um ihn sind seine Hörer

versammlet, und er theilt ihnen sein *Inneres* mit. In diese Welt ziehet er sie hinein; diese Zauberwelt verbreitet er rings um sich. Daher die Einleitungen in seine Gesänge, durch welche er die Seelen der Zuhörer in seinen Ton gleichsam stimmet und füget. Er mahlet die Gegenstände umher, den Ort, die Tages= und Jahreszeit. Meistens sinds Töne des *Ohrs*, dadurch er sie mahlet: denn diese stimmen das Gemüth mehr als Ansichten des Auges. Nun hebt er an; jede Sage ist mit seiner eignen individuellen Empfindung, wie mit dem Finger der Liebe bezeichnet; und sobald er kann, wird die Begebenheit selbst *Stimme, Klage der Weh= muth, Harfengesang*. Auch in den großen Gedichten, *Fingal* und *Temora* geht alles von Tönen der einsamen Harfe aus, und kommt auf diese zurück; an ihren Saiten hangen alle Gefühle des Herzens, so wie die verlebten Schicksale der Väter. Und der Gesang ändert sich nach *jeder* Empfindung; die Schotten können das Rührende jeder unerwarteten Abwechselung des sanften, traurigen, oder wilden und kühnen Sylbenmaasses nicht genug preisen; von welchem allem *Homer* nichts weiß. Unermüdet irret dieser immer auf derselben lieblichen Saite, und ward auf ihr ein Muster des Wohlklangs für alle Gegenstände und Situationen. Er ist ein *rein epischer*, Ossian ist, wenn man so will, ein *lyrisch=* 97
epischer Dichter.

Mit dieser verschiednen Art des Gesanges unterscheidet sich auch der *ganze Genius* beider Dichter. Bei Homer treten alle Gestalten wie unter freiem und heiterm Himmel in hellem Licht hervor; als Statuen stehen sie da, oder vielmehr sie schreiten handelnd fort, *leibhaft in völliger Wahrheit*. Auch alle seine Gleichnisse und Naturbilder nehmen an dieser völligen *Sicht= barkeit* Theil; langsam wälzen sie sich umher, um gleichsam von allen Seiten ihre Naturbestandheit in ewigvesten Zügen darzustellen und zu gewähren. Kein hellerer Platz ist, als das Feld vor Troja; unter dem immer heitern Asiatischen Himmel geht eine Heldengestalt nach der andern hervor, und läßt keinen Zug ihrer Handlung, ich möchte sagen, kein Glied, mit welchem sie wirket, in ungewisser

Deutung. Auch für die Sonderung der Gruppen hat Homer der-
gestalt gesorget, daß selbst im wilden Schlachtgetümmel das Auge
des Zuschauers ohne Nebel und Verwirrung bleibet. Und was
den Faden des Gedichts betrifft, so entwickelt sich solcher aus dem
Knäuel der Geschichte so ununterbrochen und ruhig, als ob die
Hand der Parze ihn führte.

Bei Ossian ist alles anders. Seine Gestalten sind Nebel-
gestalten, und sollten es seyn; aus dem leisen Hauch der Empfin-
dung sind sie geschaffen, und schlüpfen wie Lüfte vorüber. So
erscheinen nicht nur jene in Wolken wohnende Geister, durch welche
die Sterne durchschimmern; auch die Gestalten seiner Geliebten
deutet Ossian mehr an, als daß er sie darstellete und mahlte. Man
98 höret ihren Tritt oder ihre Stimme; man siehet den Schimmer
ihrer Arme, ihres Antlitzes wie einen vorübergleitenden Strahl.
Ihr Haar fliegt sanft im Winde; so schlüpfen sie her; so vorüber.
Gleichergestalt mahlet er seine Helden, nicht wie sie sind, sondern
wie sie sich nahen, wie sie erscheinen und verschwinden. Es ist
eine Geisterwelt in Ossian, statt daß in Homer eine leibhafte
Körperwelt sich beweget. In ihm siehet man die Handlung, die
man in Ossian an Tritten, Zeichen und Wirkungen gleichsam nur
ahnet. Was endlich die Exposition der Gedichte betrift: so
hätten Mac-Pherson und Blair sich hüten sollen, hierinn beide
Dichter auch nur zu vergleichen. Bei Homer erzählet sich alles
selbst; Eins folgt aus dem andern unaufhaltbar; dagegen sind
Fingal und Temora dunkel-zusammengereihete Gedichte, voll Episo-
den, denen sinnlich zu folgen hie und da schwer wird. Die lieb-
lichste Gestalt macht Ossian in kleinen einzelnen Erzählungen, die
man bald als heroische Romanzen, bald als rührende Idyllen,
bald als reine lyrische Stücke betrachten kann, deren einige, z. B.
Comala sich dem Drama nähern. In solchen zeigt sich seine
geistige Schilderei, sein Herz voll Wehmuth, Liebe und
Unschuld. Eine epische Fortleitung, die vielleicht blos Mac-
Pherson in die größern Stücke gebracht hat, scheinet ihm ganz
fremde.

Es ergiebt sich hieraus, wie verschiedene Wirkungen und
Folgen beide Dichter haben mußten. Wer Götter und Helden
bilden will, gehe zu Homer, nicht zu Ossian; in diesem ist Eine
Gestalt wie die andere, und *für den Künstler* eigentlich keine
gezeichnet. Der Mahler, den Ossian begeistert, muß aus sich selbst
schöpfen; aus seinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfin- 99
dung, und das Helldunkel der Situation anwenden. Dagegen ist
in Ossian eine Quelle des Gefühls, voll der zartesten, sittlichen
Gesinnungen, die Homer seinen Helden nicht beilegen konnte. Beide
Dichter unterscheiden sich hierinn, wie sich die *Welt diesseit*
und jenseit der Alpen unterscheidet. In Norden hat die Natur
die Menschen mehr zusammengedrückt, und indem sie ihnen eine
härtere Rinde, dazu mehrere Mühe von aussen gab, in ihrer Brust
vielleicht eine tiefere Quelle des sittlichen Gefühls aus dem Felsen
gebohret. In den südlichen, wärmeren Gegenden breitete sich die
Natur mehr aus; lockerer gehet die Menschheit auseinander und
theilt sich allem, was um sie ist, leichter und lebendiger mit. Da-
gegen aber bleiben vielleicht auch Empfindungen unerweckt, die nur
der nordische Himmel, einsame Geselligkeit, Noth und Gefahr aus-
bilden konnten. Die *intensive Kraft des Gesanges*, wie-
wohl in einem engern Kreise ist Ossians; die *extensive*, im
weitesten Felde der Mittheilung bleibt Homers großer Vorzug.

Aus Homer entsprang also, was aus Ossian die Zeit nicht
entwickeln konnte. Jener blühete mit einem jungen Volk auf, und
in jeden neuen Ruhmeskranz dieses Volks schlang sich sein Lorbeer.
Die erste Kriegsunternehmung des gesammten Griechenlandes hatte
er besungen; wenn späterhin Griechenland gegen die Perser noch
größere Unternehmungen ausfocht: so konnten *Aeschylus, Sopho-*
kles u. s. mit Homers Gastmahle, nach neuerem Geschmack zubereitet,
ihre Mitbürger bewirthen. Die Ehre des ganzen griechischen Stam-
mes sproßte in seinen Gesängen; sie trug reiche Blüthen und Früchte 100
in jeder Art, mit jeder neuen Betriebsamkeit des Volkes: denn
über ihnen schien ein heiterer Himmel; um sie weheten Jonische,
Griechische, Italische Lüfte.

4.

Und Ossian? Es ist ungerecht, von einem Baume Früchte zu erwarten, die er, seiner Art nach, nicht bringen kann; Ossian sei an seinem Orte das, was Homer war; nur stand er auf einer ganz andern Stelle. Er, der letzte des Heldenstammes seiner Väter, Zeuge der Thaten des ruhmreichen Fingals und ihr Mithelfer, jetzt in seinem Alter die letzte Stimme der Heldenzeit für die schwächere Nachwelt; dies ist der Standpunct des Sängers, der zugleich den ganzen Charakter seiner Dichtungsart mit sich führet. Er ist die *Stimme voriger Zeiten*; aber eine traurige Stimme, mit keinem erweckenden Aufruf für die Nachzeit begleitet.

In jedem Lande bildet sich der Volksgesang nach innern und äußern Veranlassungen der Nation; auf Einem Punct derselben steht er sodann stille und gewinnt Charakter. Bei den Griechen gab diesen Charakterpunkt der *trojanische Krieg*, und Homer war der Sänger, der ihn veststellte; unter den Galen war es der *Ausgang des Heldenstammes*; und Ossian dessen trauriger Verkünder. Woher in aller Welt kam den Galen dieser jammernde *Abschnitt* der Zeiten, und mit ihm für alle Nachzeit zwar ein schmelzender, aber zugleich ein niederschlagender Ton der alten
101 Sage? Veranlaßete ihn eine fremde Unterjochung? oder die eindringende Religion der *Culdäer*, der christlichen Mönche? Auf beides spielen die Gedichte an; aber warum nur so dunkel? haben die bisherigen Sammler etwa nur aus Höflichkeit die harten Stellen und Töne verschwiegen, denen die Stimme der Galen den Untergang ihres alten Heldenruhms beimißt? oder war diese Stimme so sanft, daß sie duldend gleichsam schwieg und vielleicht schweigen mußte? Wie es sei, so sollte darüber Auskunft gegeben werden: denn es scheint unmöglich, daß ein Volk nur *klage*, ohne sich zu *beklagen*, ohne die Ursache seines Verfalls anzuzeigen und den Geist der Väter, wenn auch mit leeren Versuchen, zurückzurufen und anzufeuern. — Hievon nun zeigt sich in den Ossianischen Gesängen fast keine Spur. Die Wolkengegend, der luftige Aufenthalt der Väter ist ihr einziger Trost; auf der Erde sehen sie

traurige Wüsten, erloschne Tritte; sie hören verklingende Töne. Man siehet, daß die Gesänge in einem duldenden, unterjochten Volk fortgesungen worden sind, das sich am Ruhm und an der Glückseligkeit seiner Vorfahren unmächtig labte.*)

Wie es mancherlei Jahrszeiten in der Natur giebt, so giebt es deren auch in der menschlichen Geschichte. Auch Völker haben ihren Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Ossians Gedichte 102
bezeichnen den Herbst seines Volkes. Die Blätter färben und krümmen sich; sie falben[1] und fallen. Der Lufthauch, der sie ablöset, hat keine Erquickung des Frühlinges in sich; sein Spiel indessen ist traurig-angenehm mit den sinkenden Blättern.

Auch Klagen sind nicht ohne Anmuth; Mimnermus und Solons Elegieen, die Wehklagen aus der jüdischen Gefangenschaft in Jeremias und den Psalmen rühren uns; noch mächtiger Hiobs Jammergeschrei; und an wessen Herz ertönte je eine Ossianische Klage des zurückgebliebenen Sohnes und Vaters, der verlassenen Braut, des einsamen Gatten, des verschwindenden Heldenstammes vergebens? Der Klageton ist dieser Muse so eigen, daß er bis in die Wurzeln der Sprache, in die Ableitung und Verkettung ihrer Worte eingedrungen ist; der Klang derselben und die Gesangweise der Lieder hat nach allen Berichten denselben Ausdruck.

Ich gebe es zu, daß Ossian mißbraucht werden kann, nicht nur, wenn man ohne seine Empfindung seine Töne nachsinget, sondern auch, wenn man seinen wehmüthigen Gefühlen sich zu einsam überläßt, und sich mit erliegender Ohnmacht an seinen Bildern, an seinem süssen Wolkentrost labet. Indessen giebts in ihm auch eine so reine Uebersicht der Menschheit, in ihren innigsten Verbindungen und Situationen, daß ich diese, wenn ich so sagen

*) Die irische Akademie hat ein Gespräch Ossians mit einem christlichen Priester bekannt gemacht, das auch im Deutschen übersetzt ist. Es enthält harte Stellen, deren Einige, wie es scheint, haben unterdrückt werden müssen; offenbar aber ists von einem späten Datum, und hat nicht den edeln Charakter, der die andern Gedichte Ossians bezeichnet.

1) A B: fallen [vgl. 470 Z. 7 und die Anmerkung zu dieser Stelle.]

darf, rein-menschliche Stellen und Empfindungen, wie Perlen gefaßt, sämmtlich komponirt wünschte.*) Von selbst würde
103 der Gesang hier ein sanftes Recitativ, dort ein wehmüthiger Ausruf der Empfindung, hier eine leidenschaftliche Declamation, dort wechselnde Stimmen und Chöre werden, denen man schwerlich sein Ohr und Herz verschliessen könnte. Wer z. B. hat Sigmund Seckendorfs Grabgesang der Darthula bei einem Saitenspiel singen gehört, ohne von dem Zuruf:

> Darthula wach auf!
> Frühling ist draussen, die Lüfte säuseln,
> Auf grünen Hügeln, holdseliges Mädchen,
> Weben die Blumen! im Hain wallt sprießendes Laub.

und von dem traurigen Abschiede:

> Nimmer, o nimmermehr kommt dir die Sonne
> Weckend an deine Ruhestäte: wach auf!
> Du schläfst im Grabe langen Schlaf,
> Dein Morgenroth ist fern.
>
> Auf immer, auf immer weiche dann, Sonne,
> Dem Mädchen von Kola, sie schläft!
> Nie ersteht sie wieder in ihrer Schöne,
> Nie siehst du die Liebliche wandeln mehr!

innig bewegt zu werden. Wenn ich diesen Gesang und die seufzende Vinvela ebenfalls in Seckendorfs Composition hörte, so dünkte mich, sein Geist schwebe zu den lieblichen Tönen hernieder, und höre sie mit an.

104 Unter allen Nationen, die Italiänische selbst nicht ausgenommen, hat Ossian seine Probe bestanden. Wir Deutsche verdanken ihm nicht nur mehrere zarte Töne in Gerstenbergs Minona, in Klopstocks Oden, in Kosegartens, Denis Gedichten u. a.; sondern wer das Schicksal der Zeiten, unter mehreren Europäischen Nationen zur Stimme bringen wollte: könnte er anders als Ossian singen und seufzen?

---

103 *) Wir können die Hoffnung geben, daß eine solche Sammlung ausgesuchter Ossianischer Stellen für die Composition bald erscheinen werde.

5.

Wer wissen will, wie es jetzt mit dieser alten singenden Helden-Nation, Ossians Nachkommen, stehe? lese Buchanans Reisen durch die westlichen Hebriden während der Jahre 1782—1790.*) Der edelmüthige Verfasser fodert Jeden auf, ihm in seinen Berichten die kleinste Unwahrheit zu erweisen. — Wozu sind diese alten edlen Geschlechter hinabgewürdigt! in welchen Zustand sind sie gerathen! „Uebersieht man," spricht Buchanan, „wie wir gethan haben, die westlichen Hebriden im Allgemeinen, so zeigt sich das Bild der Traurigkeit und Unterdrückung am häufigsten, und tritt allenthalben hervor. Im Ganzen genommen sind diese Inseln der schwermüthige Aufenthalt des Jammers und des vielgestaltigen Elends: denn ihre Bewohner werden als Lastvieh, schlimmer als Lastvieh behandelt. Können Mangel und Striemen den Sklaven, gegen seine Abhängigkeit, gegen den Spott und die Schmach, welche sich über ihn häufen, nicht völlig abhärten: so rufen sicherlich die Thränen, die Seufzer, das Geschrei, eines vielzähligen, unterdrückten, aber keinesweges sinn- und geist- 105
losen Volks die Staatsverwalter um Mitleid und Rettung an."**)

Nach Jahrhunderten der Unterdrückung sind Ossians Galen auch hier noch kenntlich. „Im Ganzen, sagt Buchanan,***) besitzen die westlichen Hebrider gute natürliche Fähigkeiten, begreifen schneller, und dringen vielleicht tiefer in einen Gegenstand ein, als irgendwo innere Landesbewohner zu thun pflegen. Dies muß daher kommen, weil sie so vielen Umgang mit Leuten von ver-

*) Uebersetzt, Berlin 1795.

**) S. 174. 175. der deutschen Uebersetzung. So lese man S. 43. 44. 184. überhaupt das kleine Buch von Anfang bis Ende. Der Verfasser hat sich auf eine seltne, Menschenfreundliche Art für dies Volk bemühet; möge die Vorsehung seine ernsten Bemühungen segnen. Vielleicht bringt seine Rettung der Galen gegen Pinkerton oder die Galischen Alterthümer, die er verspricht, uns auch in dem, was wir über Ossian wünschen, weiter.

***) S. 71—73. 74. 75. 125.

schiedner Gemüthsstimmung haben, welche ihnen die Schiffahrt täglich zuführt, derentwegen sie vorsichtig, thätig und gefällig werden müssen. Auch setzt sie ihre beständige Gefahr, auf dem Elemente mit welchem sie sich unablässig beschäftigen, in die unumgängliche Nothwendigkeit, zu ihrer Selbsterhaltung, Augen und Sinnen stets wachsam zu erhalten: und diese anhaltende Uebung wird bei ihnen zur festen Gewohnheit, die sich bei jeder Handlung des Lebens an ihnen offenbaret."

106 „Sie haben eine glückliche Anlage zur Dichtung, wie zur Sing- und Instrumental-Musik, besonders an beiden Uists, wo man nicht blos studierte, sondern augenblickliche Ergiessungen einer sehr scharfen und beissenden Satyre zu hören bekommt, die durch Mark und Bein dringt und den Stachel sitzen läßt."

„Durch eben diese Gesänge strömt ein zarter weicher Laut tief empfundener Rührung, der die Seele zu herzlichen Gefühlen und Liebe stimmt. Auch vernimmt man wehmüthige Klagen und Jammertöne um verlohrne Geliebten und Freunde: und solche Sänger findet man nicht bloß unter Vornehmen, sondern unter der niedrigsten Volksklasse. Darin übertreffen sie alle alten englischen und schottischen, bis jetzt bekannt gewordene Lieder: so vielen und verdienten Beifall diese auch bei wahren Kennern des Gesanges gefunden haben. Wäre die Galische Sprache bekannt genug, die Meisterstücke ihrer Tonkunst würden allen Schaubühnen, wo Geschmack und Anmuth herrscht, zur Zierde und Bewunderung gereichen."

„Ihre Luinneags, und der Einklang aller hineinfallenden Stimmen, sind dem Ohr unaussprechlich angenehm. Auch das Auge wird beschäftigt, wenn man sie im Kreise stehn und Hand und Tuch bewegen sieht. Sing- und Instrumental-Musik sind ihre gesellschaftliche Unterhaltung. An Geschicklichkeit im Tanz übertreffen sie wahrscheinlich alle andern Völkerschaften."

„Die gemeinen Leute sind wundernswürdig schnell in ihren Begriffen. Weiber werden so gut Weber als Männer. Sie lernen diese Kunst in wenig Monathen. Dabei singen sie herzhaft ihre
107 Jorrams und Luinneags. Eine macht die Hauptstimme, die

andern den Chor, der nach jedem Gesetz des Liedes zwei oder dreimal wiederholt wird. Der süsse Laut ihrer Lieder zieht gewöhnlich eine Menge Zuhörer herbei, welche mit in den Chor fallen."

Von Sankt Kilda schreibt er: „Männer und Weiber lieben den Gesang, und haben schöne Stimmen. Ihre natürliche Anlage und Neigung zur Dichtkunst ist nicht geringer als die der andern eingebohrnen Hebrider. In ihren Liedern lieben sie Beschreibungen, und beweisen ungemeine Einbildungskraft. Der Gegenstand derselben sind die Reize ihrer Geliebten, und die Heldenthaten der Vogelsteller oder Fischer, wie auch der traurige Tod, welcher sie zwischen Klippen überfällt."

„Wie auf Harris singen die Männer am Ruder, und beleben sich bei der Arbeit durch Wett- und Chorgesang, der zum Schlage den Takt hält." — — Käme diesen armen Galen ein zweiter Fingal wieder, so würde sein Sohn Ossian auch erscheinen. Er sänge nicht mehr, wozu jener den Ton angab und was die traurige Zeit leider fortsingen mußte: Untergang der Helden, Unterdrückung, Jammer und Wehmuth. — —

Aus dem ersten Entwurfe:

(„Homer und Oßian, Söhne der Zeit.")

[427,62.] Ueberhaupt reizt der wiederkommende Ton sowohl des Hexameters und verschiedner lyrischer Sylbenmaasse, als der so genannten regelmäßigen Stanzen und Sonnette, ja überhaupt jede Melodie des Volksgesanges außerordentlich zum Fort- und Nachsingen in derselben Weise. Wem z. B. einmal der Klang der Italienischen Stanze oder des Schottischen Chevy-Chase Liedes im Ohr ist, der will nach neun und neunzig Stanzen und Strophen die hundertste hören. Sein Ohr lüstet nach dem wiederkommenden Tonfall, und wenn der Sänger nicht ohne Gaben der Muse ist, wird er nach zwanzig Strophen gewiß die ein und zwanzigste zu ergänzen nicht blöde seyn.

[428, 5.] Was Oßian mir nicht geben konnte, und Mac-Pherson nicht geben mochte, gewährte mir über Homer der Anblick der Griechischen Kunst in Italien: denn wie das Kreuz zum Gebet, so treibt die Kunst

der Griechen zu ihren ältesten Dichtern. Nicht nur drückte, was diese sangen, jene, die Kunst, dem Inhalte nach aus; sondern selbst die Form der Gesänge ist in den Kunstwerken sichtbar. Hier ward mir also der Schlüßel auch zu Homer gereichet.

Ich bekam nämlich einen anschauenden Begrif von dem was die Griechen Kunst nannten; von ihrer Einheit und Wahrheit, von der hohen Einfalt ihrer Gedanken, und der reinen Vollständigkeit ihres Ausdrucks; wie wenig sie sagen wollten, und wie ganz sie es sagten. — Siehe, sprach ich, so steigen auch die Gestalten ihrer Seele, Gedanken und Empfindungen hervor, so ganz und vollendet stehen sie da, so wirken sie in sanfter Bewegung. Was sind dagegen die schönen Nebelgestalten Oßians? Innig rühren sie, sie bezaubern; aber beinahe als Geister, als Wolken- oder Glanzerscheinungen auf den Bergen, in der Wüste. In Homers Sonnenwelt steht alles körperlich da; Götter und Menschen sind so wahre Wesen, wie diese Statuen, wenn sie sich belebten. Die Eurythmie, die in diesen Gliederbau, in diese Stellung gegoßen ist, ergießet sich auch in ihren Gesängen, und Winkelmann hat recht gesagt: die Nordländer sprechen in Bildern, die Griechen geben Bilder; auch in der Rede stellen sie diese anschaulich dar; dies ist der Charakter, der sie von allen Nationen, auch schon von den Römern unterscheidet.[1]

[433 Z. 7.] So kam, ich möchte sagen, durchs Bedürfniß des Sängers und Zuhörers ein Kunstwerk der Rede, Ein zusammenhangendes Epos zum Vorschein. —

Jetzt löseten sich mir mehrere Zweifel. Ich sahe, wie thöricht mehrere Franzosen bei dem berühmten Streit über Homer gewähnt hatten, Lykurg, Solon, Pisistratus haben den Homer aus zerstreuten Fetzen zusammengetragen. Eben die Einheit, auf die es Homer wesentlich angelegt, ... machte eine solche Fetzen-Zerstreuung unmöglich. Und da Homer wahrscheinlich eine Schule stiftete, in der seine Nachfolger, die Homeriden, für die er eben Einheit in seine Gesänge gelegt hatte, andre Rhapsoden bildeten; so wird nichts natürlicher, als daß so natürlich- und schön verkettete Gesänge sich durch einander erhielten.

[447, 1.] Es ist mir eine angenehme Erinnerung, daß diese Erscheinung in meine Jugendzeit traf. Nicht nur ist dann die Seele für neue Phänomene des Geistes und Herzens gespannter (Oßian intereßirt beide;) sondern man bindet auch gern und vergleicht Phänomene. — Die einzelnen

---

1) Zu 429 Z. 8 bietet a statt des „u. s." den Satz: „so sah ich das Colisenm; so Säulengänge und Säulen."

Fragmente der Galen-Dichtung, die zuerst erschienen, berauschten den Jüngling mit süßer Wehmuth; sie sind das Beste, vielleicht auch das Treueste, was in dieser Gattung erschienen ist; kleine romantische Erzählungen, Abentheuer und Lieder. Ich schwärmte auf jenen dürren Hügeln; ich verlohr mich in jenen Wildnißen voll heiligen Schauers auf dem Meer, in Schlachtgefilden, an einsamen Gräbern. Die Harfe Oßians goß sanfte Dämmerung um meinen Blick, in meine Seele. Als man die Ächtheit der Gesänge anstritt, hinderte mich dieser Zwist nicht, der Stimme des Geistes zu lauschen, der um Oßians Harfe schwebet. —

[Kap. 8.] Das lebendige Wort (επος) verlangt eine Kindheit der Welt, die aus alten Zeiten gern wunderbare, hohe Sachen hören will und zur Vervollkommung reifet; sobald diese hie und dort wieder kam, waren auch epische Gesänge vorhanden. Alle Dichtungen der Religion gehe ich vorüber; wem aber sind nicht in den so genannt-mittleren Zeiten aus Spanien, Frankreich, England, Deutschland, den Nordländern Romanzen, Sagen und Gesänge bekannt, die in eherner barbarischer Pracht alles das bedeuten, was einst die griechischen Sagen (επη) waren? — Die Fabel König Artus und seiner Ritter, Karls des grossen und seiner Pairs und so viele andre sind wahre National-Epopeen; sie gingen lange in Sagen umher, bis sie die Schrift aufnahm, erweiterte, fortsetzte, verschönte. Aus dem, was an ihnen erging, können wir mutatis mutandis lernen, was an Homer und Seines Gleichen ergangen seyn möchte. Alle diese Sagen waren, wie die Arabischen Erzählungen der tausend und Einen Nacht angenehme Kinder der Zeit; wer ihnen die angenehmste Gestalt geben konnte, war ihr beliebtester Erzähler. So gingen sie lange in Sagen, Mährchen, Romanzen, Liedern, fabliaux lebendig umher; sie kamen in Bücher, sie wurden gesammlet, sie wurden zu größeren Gedichten geordnet.

Das Fest der Grazien. XI, 1

Unvermuthet habe ich auf meiner Reise das Vergnügen genossen, einem Feste beizuwohnen, das man das Fest der Grazien nannte. Mein Freund empfing mich in seiner reizenden Gegend und machte mich mit einigen Familien bekannt, die seit langen Jahren in Freundschaft mit einander lebten. Sie waren in einem großen und schönen Land-Hause versammlet; und kaum hatte ich ihre Bekanntschaft gemacht, kaum hatten sie mir gesagt, daß sie am heutigen schönen Tage, das Fest ihrer Freundschaft und eines

gemeinschaftlichen Geburtstages feierten: so trat ein Chor Kinder mit einem Gesange herein, der das Fest begann. Sie brachten Blumen, sie brachten Kränze, und jedes erzählte ohne Prunk, was ihm im vorigen Jahre das Angenehmste, das Erfreulichste gewesen. Einige erinnerten die Eltern an diese und jene Gegend, die sie genossen, an Geschenke, die sie empfangen hatten, an mancherlei kleine Umstände und Augenblicke, die ihnen insonderheit lieb gewesen waren. Es war ein freudiger Wettstreit zwischen ihnen; Jenes pries den Aufgang der Sonne, den es zum
2 erstenmal gesehen hatte; dieses die Abendröthe; ein anderes Geschenke an Kleidern, Büchern; dies Lectionen im Unterricht, oder an der Hausarbeit. Man sagte Stellen aus Dichtern her, und hatte Kränze gewunden, um das Brustbild Dieses und Jenes Dichters zu schmücken. Ich freuete mich, die Namen unsrer besten lebenden und verstorbenen Weisen nennen zu hören und bemerkte in jedem Kranze die Blumen charakteristisch gewählet. Noch merkbarer war die verschiedne Neigung der Kinder zu dem oder jenem Vergnügen, die jedes frei bekannte, und von der es die Züge in seinem Gesichte, wie in seinem Betragen trug. Häusliche, sittliche, literarische Vergnügungen flogen wie Schmetterlinge von mancherlei Farben, durch- und über einander hin; einige der Aeltern nannten sehr ernste Bücher, sehr ernste Geschäfte und Freuden. Die Eltern, als ob diese Kinder ihnen gemeinschaftlich angehörten, nahmen an jeder frohen Erinnerung Theil; hie und da bogen sie den Kranz des Andenkens sanft zurecht und verschönten ihn gleichsam durch neue Blumen der Erinnrung. Kleine Winke an sie wurden mit eingeflochten; man munterte auf, man lobte, man dankte; allenthalben aber blickte aus diesen Unterredungen die Seele des Tages durch, Freude über sein Daseyn, über sein thätiges Zusammenleben miteinander in sittlicher Bildung. Die Eltern freueten sich in den Kindern, die Kinder in den Eltern, diese sich unter- und miteinander. Es war wirklich ein Fest des Genius dieser Familien, und der sittlichen Grazie, die sie in sich und in andern anbaueten, genossen und liebten.

Nachdem das junge Heer sich in den Garten zerstreuet hatte, 3
um das Andenken seiner vergnügten Augenblicke hie und da
emblematisch zu bezeichnen, setzten die Eltern das Gespräch fort.
Auch sie erinnerten sich des Angenehmen und Unangenehmen voriger
Tage; letzteres wurde kurz abgethan, und meistens dabei bemerkt,
wie auch aus dem Bösen etwas Gutes entsprossen sey, oder wie
es noch daraus erwachsen könne. Hiezu bot Einer dem Andern seine
Hand, seinen Rath, seine Beihülfe an, weil sie sich alle als Eine
Familie ansahen. Der erfreuenden Scenen wurde desto reicher
gedacht; diese wurden von Jugend auf gleichsam noch einmal durch-
lebet. Da die Geschichte eines jeden Menschen interessant ist, sobald
das Herz daran Theil nimmt: so erschienen mir bei diesen Erzäh-
lungen viel angenehme Scenen. Der Traum des menschlichen
Lebens, fühlte ich, werde dann nur schön geträumt, wenn er
sympathetische Erinnerungen erwecket und nachläßt.

Die fröhliche Jugend rufte uns jetzt zur Ansicht ihrer Embleme,
unter welchen wir viel artige Gedanken, einfach und rührend aus-
gedruckte Empfindungen, allgemein aber eine Grazie des Ver-
gnügens bemerkten, die dem ganzen Fest Leben und Wonne gab.
Kränze, Inschriften, Tänze gehörten mit darunter, ohne welche
sich die Jugend, insonderheit des weiblichen Geschlechts kaum freuen
zu können glaubet. So kamen wir zu einem kleinen offenen Tempel,
in welchem drei bekleidete Grazien standen, mit der Inschrift: Wohl-
wollen, Dankbarkeit, Freude; ineinander geschlungen standen
sie auf einem Altar, an dessen Einer Seite das Profil des Mannes
erhoben gearbeitet war, der Stifter dieses Festes gewesen. Wir
lagerten uns um dies verborgne Tempelchen; die Chöre der Kinder 4
zerstreueten sich zu ihren Spielen und Erfrischungen; unter uns
fiel das Gespräch natürlich auf den Stifter des Festes. Man
rühmte dessen menschenfreundliche, holdselige Denkart, und zeigte mir
das Papier, worauf er in wenigen Worten zu dieser Anstalt Ge-
legenheit gegeben hatte. Ich theile den Anfang des Aufsatzes mit:

„Die Menschen beklagen sich über die Unannehmlichkeiten des
Lebens, und gestehen ein, daß diese meistentheils von den Gesinnungen

der Menschen gegen einander herrühren. Wie also? wenn einige unter uns zusammenträten mit dem vesten Entschluß, einander, so viel an uns ist, das Leben angenehm zu machen, und auch unsre Kinder dazu zu gewöhnen?"

„Man beklaget sich oft über Undank; und sind wir selbst wohl in Allem und über Alles dankbar? Wie wäre es, wenn wir zusammenträten, Erkenntlichkeit in unserm Gemüth über Alles zu erwecken, was uns im Lauf der Dinge von der Vorsehung oder von Menschen Gutes widerfähret, und auch unsre Kinder zu dieser dankbaren Gemüthsart zu gewöhnen?"

„Man beklaget sich oft über Erschlaffung der Seele, über Mangel der Triebe zu guten Handlungen. Damit wir diese leicht und fröhlich verrichten; wie? wenn wir zusammenträten, die fröhliche Thätigkeit in uns zu stärken, und auch die Unsrigen dazu zu gewöhnen?"

„Wohlwollen ist die erste Grazie des Lebens. Eine Handlung; die ich aus Zwang verrichte, wird mir schwer; leicht wird, wozu uns die Liebe beflügelt. Es giebt keinen holderen Aufenthalt, als in menschlichen Seelen zu wohnen, mit dem Gemüth für ein andres Gemüth sich zu bemühen, zu wachen, zu wirken, und auch die kleinste Handlung mit einem guten Willen zu bezeichnen."

„Erkenntlichkeit, ist die zweite Grazie des Lebens. Wie durch Vergleichung und Ableitung der Dinge von einander, durch Bemerkung der Ursachen und Folgen die Vernunft der Menschen gebildet wird: so durch Erkenntlichkeit die sittliche Vernunft des Menschen. Ich fühle, was ich andern schuldig bin, indem ich in ihren Seelen lese, was sie mir Gutes thun wollten. Diese Wiederholung ihrer Wohlthaten, dies Zurücksetzen meiner in ihre Empfindung macht Seelen miteinander Eins; ihre Wohlthaten selbst machen die ihrige zu einem Theil meiner Seele. Ich gehöre mir nicht ganz, sondern auch ihnen; wie sie sich mir gaben und mir zugehören. Die zwote Huldgöttin schließet sich also vest an die erste."

„Und die dritte ist von ihnen unabtrennlich: freudige Thätigkeit im Fortwirken für andre. Möge der Erfolg seyn

wie er wolle; ich gehöre mir nicht zu, sondern andern. Ich habe empfangen und muß geben. Je gutmüthiger und freudiger; desto schöner. Was von Herzen kommt, geht zu Herzen, untrennbar von der wahren Grazie ists, daß sie das Gemüth erhebt und beflügelt, daß sie des andern Gemüth ergreift und ihm das Herz raubet. So umfassen sich die Drei, und wirken auf Menschen und Geschlechter."

Nach diesem Anfange beschreibt der Stifter die Anordnung 6
seines Festes, zu welchem dann seine Freunde gern beitraten und das bereits viele Jahre hindurch viel Gutes gestiftet hatte. Wirksame Fröhlichkeit, häußliche Vertraulichkeit, und jener Liebreiz des zuvorkommenden, dankbaren, geselligen Umgangs waren dieser Familien auszeichnender Charakter. Mich ergrif das Wohlgefühl der Harmonie, die in diesem Kreise herrschte, wie die Musik aus einer Welt der Seelen. Ich fühlte, daß, was die innigste, eine unversiegbare Freude des menschlichen Lebens gewähre, sei die Zusammenstimmung der Gemüther, ein gemeinschaftliches Empfangen und Geben, ein Fortwirken mit und zu einander, nach der großen Regel des Wohllauts, der in uns tönet und der unser wahres Seyn ist.

Aber, sagte ich, verzeihen Sie mir Einen Zweifel. Schweigt Ihnen diese Musik der Seele niemals? Werden Ihre Saitenspiele nie verstimmt, hier durch Neid, dort durch das Uebelwollen einer niedern Begierde? Wie ists, wenn Sie Undank erleben, oder sonst gegen sich selbst auf der Hut seyn müssen? Wird Ihre Seele durch diese Grazientugend nicht zu weich, zu weiblich, da unser Leben eher ein Kampf, als ein fortwährender Freudentanz ist.

Ein ernster Mann nahm das Wort und sagte: Ich weiß worauf Sie deuten; viele Philosophen gebieten eine Tugend, die immer steif und müßig steht, mit geschloßnen Armen, das Gewehr auf der Schulter und ruft: wer da? Diese Tugend hat einen
vornehmen Ton, an ihrem Platz ist sie auch nöthig; nur stehet sie 7
einsam da; sie stehet sich müde, und wartet auf Ablösung. Die Gemüthsneigung eines fortwirkenden, ich möchte sagen, eines

lebendigen Lebens, auf welches doch die Natur gerechnet hat, ist eine andre.

„Lassen Sie mich hierüber als Mutter reden, unterbrach ihn bescheiden eine Frau vom edelsten Anstande: Einer der uneigennützigsten, und, wenn Sie so wollen, der unbelohntesten Triebe ist doch wohl die Mutterliebe. Er ist so stark, daß er alle Gefahren verachtet, daß ihm keine Mühe verdrießlich, und der Tod selbst nicht schmerzhaft ist, wenn dieser ein geliebtes Kind rettet, oder sonst sein Glück befördert. Woher, meinen Sie, entsteht dieser Heroismus? Etwa dadurch, daß eine Mutter sich von ihrem Kinde zuförderst getrennet denkt, und sich fragt: ob dies oder jenes zu thun, ihr ihre Würde, die Würde des Gesetzes der Vernunft gebiete? Nicht also; und ich wäre fast überzeugt, daß steife Ueberlegungen dieser Art sie vielleicht zu einer gelehrten, aber nicht zu einer thätigen, liebenden Mutter machen werden. Wohlwollen ists, was sie treibt, was sie beseelet, das uneigennützigste und zugleich eigennützigste Wohlwollen: denn sie sieht ihre Kinder nicht getrennet von sich, sondern als ihre Kinder, als Gebilde an, die unter ihrem Herzen erwuchsen. So wenig sie damals einen Unterschied zwischen sich und ihrer ungesehenen Frucht kannte; um so weniger kennet sie jetzt einen Unterschied, da sie ihre Kinder, gebildet, vernünftig, fühlend, liebens- oder mitleidswürdig vor sich siehet. Mit siebenfacher Stimme ruft ihr jetzt die Natur zu; das
8 Wort derselben ist ihr deutlicher, vernehmlicher geworden, da es sich in mancherlei Sorgen und Rücksichten getheilt hat. Sie lebt jetzt ungleich mehr in ihren Kindern, als da sie körperlich mit ihr Eins waren; in jedem isolirten Zurückkommen auf sich, würde sie sich als einen vertrockneten Stamm, als eine verdorrete Blume fühlen."

Ein Vater verfolgte das Wort. „Mit allen andern Banden reiner menschlichen Beziehungen nicht anders. Welcher Vater geniesset nicht siebenfach, wenn seine Kinder sich freuen und geniessen? Welcher Freund lebt nicht in seinem Freunde, der Ehegatte im Ehegatten, der Geliebte im Geliebten, unendlich zarter und inniger,

als ob er selbst mit abstrahirtem Genuß empfände? Das ganze Geheimniß der Liebe, ja ich möchte sagen der ganze Zusammenhang der Schöpfung ist auf diese heilige Verwirrung und Mittheilung der Gemüther, auf einen wechselseitigen, im Genuß des andern siebenfach verstärkten Genuß gegründet. Wir sollen nicht in uns selbst, abgetrennt und selbstsüchtig leben; sonst sind wir falbe Herbstblätter, die in der Luft flattern, um bald am Boden ganz zu ersterben. In andern sollen wir leben; da, sagt der Stifter unsers Festes, da leben wir geläutert, rein, vielfach, verjünget, unsterblich. Nicht in sich, wohnet das Wohlwollen, die erste Grazie, sondern in ihren Schwestern. Das Gemüth anderer ist ihr heiliger, unzerstörbarer Tempel." —

Eben kam der Chor der Kinder im Tanze bei uns vorüber, der, was gesagt werden sollte, ungezwungen sagte! Es war ein Wechseltanz, der das Du für Mich, Ich für Dich, geistvoll, naiv und bescheiden ausdrückte. Der Chor schwebte vorüber.

Und einer der ältern Söhne, der sich hinter uns gelagert 9
hatte, nahm das Wort. Nicht anders, sagte er, haben die Griechen das Wort Charis (Grazie) ehemals verstanden. „Ich thue das deinethalben, dir zu Liebe, dir zur Freude und zum Wohlgefallen;" das war der ursprüngliche Sinn dieses Worts, aus dem sodann die zweite Grazie „ich freue mich; ich empfinde dies Wohlgefallen und bringe dir erfreulichen Dank dafür," natürlich folgen mußte. An eine erkünstelte Anmuth oder gar an nackte Figuren dachte man damals bei diesen Worten noch nicht. — Der Jüngling führte eine Reihe von Ausdrücken an, da die Griechen jede Gefälligkeit, Gunst und Wohlthat, wenn sie mit Artigkeit gegeben und genommen wird, Charis nannten. Bei dem Lateinischen gratia und dem Deutschen Huld wurde ihm die Sache noch klärer, und er war beredt zu zeigen, daß, was auch in der Schönheit Grazie (Anmuth) sei, immer von einem Zuge der Gefälligkeit, von einer Gebehrde herrühre, in welchem sich ein gefallendes Gemüth offenbare. „So, sagte er, sprachen die Griechen von Augen und Augenbraunen, von

Lippen und Küßen der *Grazie*, eben um sie von der todten Schönheit zu unterscheiden." — Er war mit der jüngern Kunst unzufrieden, die durch die Entkleidung dieser Göttinnen beinah ihren Charakter verfehlt habe. „Was ist, fragte er, an diesen drei wiederholten, weiblichen Körpern bedeutend? Nur ihre Stellung, ihre zusammengeschlungene Hände, ihre Angesichte; würden diese bei einer leichten Bekleidung nicht noch bedeutender seyn?" Er wies auf die drei bekleideten Sokratischen Grazien im kleinen Familien-Tempel.

„Gnug, (unterbrach ihn ein Alter, der als der Vater aller Familien angesehen ward,) gnug, mein Sohn, von Worten und Bildern; laß uns zur Sache selbst zurückkehren. Mögen die Griechen unter *Charis* zuerst Reiz des Körpers oder Gefälligkeit der Seele verstanden haben; alle Grazien sind Schwestern und streiten nicht unter einander, welche von ihnen die ältere sey. Wahre Anmuth strahlt allein aus der Seele, sie theilt sich aber allem mit, nicht nur jeder Gebehrde des Körpers, sondern auch jedem Wurf des Gewandes. Wir feiern das Fest *sittlicher Grazien*; mich dünkt, sprach er, und winkte auf mich, daß Sie auch gegen unsre zweite Huldgöttinn, die Dankbarkeit, einen Zweifel hegten."

„Kennen Sie, wiederholte ich, keinen Undank?"

„Unter uns, antwortete der Alte, fürchten wir ihn nicht; wo er sich ausser unserm Kreise findet, suchen wir auch ihn in Dank zu verwandeln. Und es gelingt uns meistens. Glauben Sie, mein Freund, fuhr er fort, es spricht von Undank, wer am wenigsten davon sprechen sollte. Man beklaget sich über ihn, und behauptet doch in demselben Athem, daß die Tugend Pflicht sey, und Großmuth keinen Dank *erwarte*. Man beklaget sich über Undank, und ist überzeugt, daß man ihn verdiene: denn der verdient ihn, der mit einer geringen Wohlthat nach grossem ewigem Dank haschet, der durch eine kleine Gefälligkeit, die *Pflicht* war, den andern Zeitlebens zum Knecht, zum Schmeichler, zum unwürdigen Sklaven gemacht haben will. Ich kann deßwegen die Worte *Devotion*,

Verbindlichkeit, Verbundenheit, so wenig als die goldnen
Worte, Huld und Gnade, recht leiden: denn sie werden zu oft 11
gemißbraucht. Das schöne Wort Huld, z. B. das meistens mit
Gnade zusammengesetzt wird, hat dadurch ganz seinen Werth ver-
lohren. Ein Mensch, der, wodurch es auch sei, sich über alle
Sterblichen erhaben glaubt, und ihnen mit seiner Macht, mit
seinen Talenten, mit seiner Geschicklichkeit oder seinem Reichthum
nur Gnade erweiset, für welche er auf unermeßlichen Dank rechnet,
ist dieses Danks weder werth noch fähig. Hatte Er sich vom
Bande der Gefälligkeit, das ihn mit seinen Brüdern zusammen-
schlang, losgemacht und ist ein Gott geworden, so sind auch andre
von ihm los; ihm dufte Weihrauch. Die ächte Grazie des Danks,
die ihrer ältern Schwester, dem wirklichen und wahren Wohl-
wollen unzertrennt zur Seite ist, sucht er vergebens. Wie kann
jemand Andre der Undankbarkeit anklagen, ohne zu fühlen, was
er mit diesem Wort sage? welchen harten Vorwurf er ihnen viel-
leicht ungerecht mache? wer das kann, der hat die Grazie nicht
gesehen: er suchet sie scheltend, und sie fliehet ihn als einen Wilden.

„Undankbarkeit, fuhr er fort, ist vielleicht nicht immer ein
Laster; aber eine Barbarei des Gemüths, und, wie das Wort
Unerkenntlichkeit selbst sagt, ein Unbesinnen, eine Rohheit
der Seele ist sie, die ihren Verschuldeten selbst peinigt. Haben Sie
je die häßlichen Charaktere bemerkt, die einen Menschen nicht leiden
können, sobald sie ihm verbunden zu seyn glauben? Er ist ihrem
Gedanken, ihrem Anblick unerträglich, weil sie durchaus niemanden
verbunden seyn wollen; je grösser die Wohlthat ist, die er ihnen
erzeigt hat, desto verdrießlicher wird er ihnen. Hätte er ihnen das
Leben, oder sie aus einer Verlegenheit gerettet, die sie selbst schaam- 12
roth macht; fortan trage er die Schuld dieser Schaamröthe! —
Was halten Sie von einer solchen Gemüthsart? Strafet sie nicht
aufs empfindlichste sich selbst? Was ist süßer als Dank!“ —

„Was ist süßer als Dank! fuhr die Tochter des Greises fort,
die seine Knie umfaßte. So oft ich daran denke, was meine
Mutter, mit der ich nicht mehr sprechen, der ich meinen Dank

sichtbar nicht mehr bezeugen kann, an mir that, so oft lebe ich mit *ihr*, und mit *Euch*, Vater, meine fröhliche Kindheit und Jugend noch einmal wieder. Jede schöne Situation meines Lebens kommt mir, und mich dünkt, geläutert, wie ein schöner Engel wieder. Die Gebehrde meiner Mutter ist vor mir; ihr sanfter Ton klingt meinem Ohre; ich glaube, sie sei um mich, sie sei auch jetzt um mich, da ich so innig an sie gedenke. Vergelten kann ich ihr nichts, was sie an mir that; ihre Asche hört meinen Dank nicht; aber ihr guter Geist hört ihn, ihr Geist, der mit dem Meinigen Eins ist: denn ein Theil von Ihr wohnt gewiß in meiner Seele. Das Beste, was in mir ist, ist das Ihrige; meine besten Gedanken sind noch jetzt ihre Gedanken; meine reinsten Empfindungen und Gewohnheiten hat sie mir angebildet. Sie ist um mich, sie ist in mir!“ —

Die Tochter schwieg und senkte ihr Haupt auf den Schoos des Vaters: sie erhob es wieder und sagte: „Die Griechen, so traurig ihre Bilder vom Todtenreich waren, liessen dennoch auch in diesen düstern Gegenden, dem Verstorbenen mit seinen Nachlebenden die *Mitempfindung*. Auch der Schatte freuete sich,
13 wenn zu ihm von den Hinterlassenen eine fröhliche Nachricht hinabkam; und ihre Gesänge sandten deßhalb die Echo, als eine Botschafterin zu den Vätern hinunter. Man glaubte, daß Verstorbene die Opfer annähmen, die man ihnen am Grabe brachte, und auch da noch Liebe mit Dank belohnten.“ —

Der Greis, der die zu starke Regung seiner Tochter mäßigen wollte, antwortete schmeichelnd: „mein Kind! der beste Dank, den man den Verstorbenen bringt, ist ein Leben nach ihrem Sinn. Dann leben sie *in uns*, wir setzen ihr Leben fort: auch mir lebt deine Mutter *in dir*.“

Er wandte die Rede zu mir. „Meine Tochter hat recht, daß ein großer Theil der Undankbarkeit wirklich aus *Mangel von Nachdenken*, aus *Ungefühl* herrühre. Es ist ein eigner Zauber in der Wiedererinnrung an empfangene Wohlthaten. Das Leben, das wir in ihrem Andenken nochmals leben ist geistig, genialisch,

ambrosisch. Alles Widrige, alles Störende ist davon getrennt; die Charis hat ihren süßesten Reiz darüber ausgegossen und es gleichsam von jeder Schlacke der Sterblichkeit geläutert. Dankloſigkeit kann also wirklich nur aus Zerstreuung, aus Schwäche des Gemüths und bloßer Unbesonnenheit herrühren; man will nicht nachdenken, man kann nicht nachdenken; sonst würde man sich die süssen Augenblicke dieses Zurücklebens in einer freundlichen Wiederholung genossener Wohlthaten gewiß nicht versagen. In meiner Familie ist es jeden Abend, jeden Sonnabend ein angenehmes Fest, das von andern empfangene Gute des Tages oder der Woche durchzugehn, und wir bereiten uns dadurch wöchentlich und 14
täglich zur Feier des heutigen Tages. Wie mancher Groll wird dadurch abgethan, wenn Einer am Andern unzeitigen Verdacht geschöpft hat! wie mancher geheime Vorwurf wird in Dank und Liebe verwandelt!"

„Wenn Ein Stand zu solchen Festen der Dankbarkeit buchstäblich ermuntert wird, so ists Euer Stand, ihr Gelehrten! Was wißt ihr, das ihr nicht gelernt? was habt ihr, das ihr nicht von andern empfangen habt? Jedes Buch ist ja ein Repertorium der Gedanken Andrer; jede Wissenschaft ein Gebäude, an welchem Völker und Jahrhunderte baueten. Nehmt weg, was ihr alten und neuen Nationen schuldig seyd, was bleibt euch? und was seyd ihr euren Lehrern, dem täglichen Umgange, der fortgesetzten Lectur nicht schuldig? Ihr solltet also bei jedem Buch ein benedicite und gratias beten, nirgend aber fluchen und lästern. Könnt und wißt Ihrs besser, so sagts und thuts mit Grazie; der Andre half euch vielleicht auf eure bessern Gedanken. Ein Schüler, der seinen Lehrer verfolgt, weil dieser jetzt alt ist, und Er weiter zu sehen glaubt, trägt die Nemesis auf dem Rücken und das Zeichen der Verwerfung an seiner Stirn. Wir wollen ihm nicht wünschen, daß die Zeiten des Undanks einer so häßlichen Harpye noch fortdauern und ihm in seinem Alter ein Gleiches wiederfahre."

„Arme Menschen, worauf seyd ihr stolz? warum verbittert ihr euch das Leben? Giebt es nicht viele und mancherlei Gaben?

Bedarf das Auge nicht der Hand? die Hand des Auges? Haben wir nicht alle in der Welt, und wenn wir es verdienen, im Tempel
15 der Unsterblichkeit Raum? Bedarf die Menschheit nicht noch unzählicher neuer Verdienste? Glauben Sie mir, mein Freund, was allen Neid austreibt, und den Verdienstvollesten, nicht nur dankbar und bescheiden, sondern selbst demüthig macht, ist *Mnemosynens* Tochter, die *erinnernde* Muse. Mit den Grazien wohnt sie zusammen; sie ist selbst eine *Charis*."

„Ich hatte einen Bruder, fuhr er fort, der ein Gelehrter, aber ein sehr bescheidener Gelehrter war, und als er uns einmal während dieses Festes besuchte, sich ausser diesem Tempelchen noch einen ungeheuergroßen Tempel, ein *Pandämonium*, ausbat. Hier sollte das Andenken aller um die Menschheit verdienten und berühmten Männer und Weiber laut gefeiert werden; das *stille* Verdienst sollte diesem verborgnen Tempelchen heilig bleiben. „Ihr könnt nicht glauben, sagte er, was eine *laute Anerkennung* und *richtige Abwägung fremder Verdienste* für eine heilsame Kraft aufs menschliche Gemüth hat. Sie giebt ihm Bescheidenheit und Würde, Schranken und Umriß, Entschluß und Demuth. Wenn ich, sagte mein Bruder, mit euch in dies Pandämonium treten und euch erzählen würde, was jeder dieser Geister fürs menschliche Geschlecht gedacht, gewollt oder gethan hat? wie weit ers brachte, und warum es nicht weiter gedieh? wie würdet ihr euch freuen, wie würdet ihr hoffen und danken!" —

„Und warum richteten Sie ein solches Denkmal der Verdienste nicht auf?"

16 „Theils, weil mein Bruder nicht bei uns blieb; am meisten aber weil wir keine Gelehrte sind, uns also auch die *namentliche* Erinnerung aller verdienten Männer in allen Zeiten nicht obliegt. Wir wiesen ihn in seine *Bibliothek*, als in ein *ächtes Pandämonium*, wenn er in ihr Bücher und Bilder gut sammle; und versicherten ihn, daß uns das Tempelchen des *Namenlosen*, stillen Verdienstes heilig bliebe. Meine Kinder, wie hold und süß ist die Grazie eines Namenlosen, stillen Verdienstes! Was ist

Name? der Schall einiger Sylben, der mit uns keine Gemeinschaft hat. Unsre Form selbst, ist sie nicht abwechselnd und verschwindend? Aber wir haben empfangen und sollen geben. Verwebt in die Kette der Dinge können wir nicht anders als auf einander wirken; wie wollen wirs thun? Uns mit Gefälligkeit einander die Hände bieten, oder uns einander fortstoßen? Die Grazien, singen die Dichter, tanzen in ewigverschlungenen Reigentänzen, nicht nur am Cephisusstrom, sondern auch an Jupiters Throne, nahe seinem unsterblichen Haupt; die ganze Schöpfung ist auf dies freudige Fortwirken im Geben und Nehmen berechnet."

„Am schönsten also, meine Kinder, leben wir für und in einander. Schauet umher, wie Gott in seinen Werken lebet; ihr sehet ihn nirgends stehen, nirgends umherwandeln. Aber die Blume sprießt durch seine Kraft; sein Saft ist in allen Gewächsen, und der edelste Lebenssaft den wir kennen, sind wohlwollende Neigungen, fröhlich fortwirkende Gedanken. In dem allen erfreuet sich Gott; er erfreuet sich in uns, wenn dieser edelste Lebenssaft sich in uns rein läutert, und in andern Seelen erfreuet. Da lebt unser bester Theil in andern. Die Kette dieser Gedanken und 17
Empfindungen ist unendlich; sie reichet übers Grab hinaus, so wie sie auch jenseit des Grabes herkommt. Unsre Sichtbarkeit ist nur Form und Schein; was uns beseelt, stärkt, erquicket und regelt, haben wir von denen, die vor uns waren; wir lassen es denen, die nach uns seyn werden. Jenen geben wir Dank, den sie vielleicht mit uns empfinden; mit Wohlwollen und Liebe reichen wir, was wir empfinden, vermehrt weiter. Diese freundliche Thätigkeit, voll Erkenntlichkeit, und voll guten Willens ist unser Elysium hier, es ist die wahre Geister- und Menschenwelt, ein Reich Gottes in menschlichen Seelen, wo auch das Grab nichts trennet und abreißt." —

Mit stiller Rührung hatte der Greis dies gesprochen; die Sonne ging unter, der Mond auf. Ein paar Gesandte der kleinen Gesellschaft luden uns zu einem Spaziergange ein; er endigte zwischen Gräbern. Zwei Geschwister hatten im vorigen Jahr ihre

Geschwister, ein Neffe seinen Oheim verlohren, der als Vater ihn geliebt und erzogen hatte. Denkmale der Liebe standen auf den Gräbern der Verstorbenen; und mit herzlicher Einfalt bekannten die Ueberbliebenen den Abgeschiedenen den Dank für ihr Leben. Nicht Worte waren es, was sie sprachen, sondern Thaten, die sie hervorriefen, Situationen des Lebens, an welche sie die Abgeschiedenen gleichsam erinnerten, und zu denselben vom Himmel herab riefen. Der Mond schien freundlich; schön ging die Sonne unter; es dünkte uns sämmtlich einige Augenblicke, als ob die Verstorbenen noch mit uns wären. An ihren Gräbern ward ein
18 Bund geschlossen, ein Bund des unsterblichen Dankes gegen sie, und des freudigen Fortlebens in und mit einander durch Wohlwollen, Dank und thätige Liebe.

Wir schieden. Der Freund, der mich eingeführt hatte, begleitete mich und machte mir im Namen seiner Freunde ein Geschenk, das Gesangbuch der Gesellschaft; die drei bekleideten Grazien standen voran. Ich freuete mich, in ihm die schönsten Gesänge der Dichter alter und neuer Zeiten zu finden, die diese drei Huldinnen des menschlichen Geschlechts besungen hatten, kein einziges entehrendes Lied des Bacchus, Mars oder der sinnlichen Venus fand ich darunter. Noch erfreuender aber wars für mich, als auf den folgenden Tag mein Freund erschien und mir das Archiv der Gesellschaft zeigte. Vielleicht kann ich Ihnen Einiges daraus mittheilen. —

Die griechische Charis.

Eine Anmerkung.

Es sey mir erlaubt, dem, was im vorstehenden Aufsatze der Jüngling über die Bedeutung des Worts Charis (Grazie) bei den Griechen sagt, mit einer Note nachzuhelfen.

Zuerst ists keinem Zweifel unterworfen, daß das Wort Charis von Freude, Fröhlichkeit (χαρα, χαιρω) abstammt; mithin heißt das Gratiose (χαριεν) alles, was Freude und
19 Fröhlichkeit gewähret. Dies ist der älteste und weiteste Begrif

des Worts, ohne Rücksicht, wodurch diese Freude und Fröhlichkeit gewährt werde.

Auch personificirt führten die Griechen die Grazien ursprünglich als Freudegeberinnen auf den Altar. Bei den Lacedämoniern hiessen sie Phaenna und Kleta, Göttinnen, die einen glänzenden Ruhm verleihn, weil Lacedämon vor Allem den Ruhm liebte. In Athen war ihr Name Hegemone und Auxo; jene die Führerin, diese die Mehrerin des Wohlstandes, den Athen wünschte. So nennet Pindar alles was uns erfreulich begegnet, Ruhm, Sieg, Reichthum, Wohlstand, jede Anmuth des Lebens Charis; und hat in seinen Glückpreisungen darüber die herrlichsten Stellen.

Zweitens. Eben so unzweifelhaft ist die Bedeutung des Worts χαρίζεσθαι, das jede Gefälligkeit und Gegengefälligkeit, wodurch ich den andern erfreue oder ihm dankend meine Freude bezeuge, ausdrückt. Insonderheit bemächtigte sich die Liebe dieses Worts; ihre höchste, letzte Gunst hieß Charis. Grazienlos, (oder gar eine Steingrazie) nannte Sappho jenes Mädchen, das der Liebe ungefällig war; die stolzen Centauren waren in wilden Umarmungen ohne die Grazien erzeuget.

Sehr natürlich war also jene Personification Homers, der eine Anzahl Grazien zum Gefolge der Königlichen Juno machte; aufwartende Gefälligkeit war ihr Charakter. Für eine Gefälligkeit, die ihr der Schlaf erwiesen hatte, versprach sie ihm Eine der jüngsten, also auch der gefälligsten, Grazien, Pasithea, zum Dank, zum Lohne.

Drittens. Da Schönheit und Reiz sowohl zum Erfreulichen als Gefälligen des menschlichen Lebens gehören: so ging der Begrif der Grazie sehr bald auf persönliche Anmuth über. Jener Jüngling war mit Grazie geschmückt, (übergossen, gesalbet,) diesen Helden zierte Pallas mit Anmuth.

Auch diese dritte Bedeutung ward frühe zur Personification. Schon beim Homer ist es der Grazien Amt, als Dienerinnen die göttliche Aphrodite zu schmücken, zu salben, zu kleiden; und bei Hesiodus schmücken die Grazien sammt der Pitho die junge

Pandora. Hephästus (Vulkans) Gemahlin ist eine Charis, weil Kunst das Gefällige sucht und sich mit Anmuth paaret. Bei Pindar ist es die Charis, die Allem, insonderheit der Poesie, dem Gesange, dem fröhlichen Gastmal, dem Tanz, jedem Siegs-Aufzuge Leben und Anmuth giebt. Nichts ist gefällig, nichts ist erquickend, was nicht in ihrem Garten wuchs, was ihre holde Hand nicht berührte. Hier gesellten sich also Grazien und Musen, die auf dem Parnaß neben einander wohnen: denn auch die Werke der Musen waren ohne sie ungefällig und reizlos.

— Die Charis ists, die den Menschen alles versüßt,
Die den Reden Ansehen schaft;
Oft macht sie selbst das Unglaubliche glaubhaft.

21 Der Dichter Hermesianax konnte also mit Recht Eine der Huldinnen Pitho, die Ueberredung, nennen; und Pindar ist der Dichter der Grazien dadurch worden, daß er sie in jeder Bedeutung des Worts als Dank, Ruhm, Freude, Anmuth des Lebens, Süßigkeit des Wohlgefallens und des guten Beifalls, als die Blüthe jeder Kunst und Weisheit preiset.

Pindars Gesang an die Grazien.

Die ihr den Cephisusstrom und der schönen Roße
Nährerin-Flur zu eurem Sitze bekamt,
Ihr des glänzenden Orchomenus gepriesenen Königinnen,
Von Alters her, Aufseherinnen des Minyerstamms,
Ich fleh' euch, Grazien, hört!
Denn nur durch Euch wird, was den Sterblichen lieblich
Und süß ist. Wer ein weiser, wer ein schöner,
Ein glänzender Mann ward, wars durch Euch.
Selber die Götter begehn
Ohn' Euch, Ehrwürdige,
Weder Reigentänze, noch Mahle;
Alles ordnen im Himmel
Die Grazien an;
Neben dem Pythischen,
Mit dem goldnen Bogen bewehrten Apollo
Setzen Sie ihre Thron' und preisen
Des Olympischen Vaters unendlichen Ruhm.

Töchter des mächtigsten unter den Göttern,
Ehrwürdige Aglaja, du
Liederfreundin Euphrosyne, höret mich: 22
Du auch, Gesangesfreundin, Thalia, die jetzt
Auf günstigem Glück den Hymnenchor
Leichtschwebend daherziehen sieht:
(Denn in lydischer Weise
Mit vorbedachten Gesängen
Den Asopichus zu singen kam ich hieher;
Da der Minyer Stadt in Olympia Siegerin ward,
Thalia durch dich.)

Echo, geh' in das schwarzummauerte Haus
Der Proserpina, bringend
Dem Vater die fröhliche Botschaft.
Wenn du dort den Kleodamus siehst,
Melde vom Sohn ihm,
Daß er sein jugendlich Haar
Im Schoos der herrlichen Pisa
Gekränzt hat mit der edelsten Kämpfe Fittigen!

Viertens. Nach diesem Gesange Pindars sollte man kaum erwarten, daß die ehrwürdigen Göttinnen Aglaja, Thalia und Euphrosyne blos als hübsche Mädchen, als gesellige Schwestern, und angenehme Gesellschafterinnen vorgestellet würden, an denen nichts bedeutend ist, als Hände, die sich umschlingen, und etwa ein Anblick fröhlicher Unschuld. Man wird sagen: Dies seyn die Grazien Hesiods;*) von Anbeginn aber ists nicht 23
also gewesen. Nicht im Olymp allein sitzen Pindars Grazien neben Apollo und singen mit ihm das Lob des höchsten Gottes; auf Erden auch waren sie, sobald sie nicht mehr in rohen Steinen

---

*) Aber Oceanus Tochter, Eurynome, herrlich an Ansehn,
Ward die Mutter der drei Huldinnen, schönwangige Mädchen,
Euphrosyne, Thalia, die lieblich, samt der Aglaja
Holde, von deren Augenliedern die süßeste Liebe
Träuft, die die Glieder uns lös't: so huldreich blicket ihr Auge.
Hesiod. Theogon. 907.

Auch im Orphischen Hymnus heißen sie Καλυκωπιδες ιμεροεσσαι.

verehrt wurden, und goldene, marmorne, oder aus Marmor und Golde zusammengesetzte Bildniße bekamen, nie ohne Bekleidung. Neben dem Apollo, oder mit den Eumeniden verehrt, waren sie Ehrwürdige Göttinnen; zu Delphi selbst standen ihre Bilder neben dem Gottesbilde; in Smyrna standen sie den Göttinnen des Orts, der zwiefachen Nemesis zur Seite. In Athen hatten sie ausgezeichnete Altäre, im Odeum, beim Eingange der Acropolis (wo Sokrates sie gebildet hatte,) allenthalben bekleidet. Pausanias weiß nicht, wer sie zuerst nackt zur Schau gestellet habe; wenigstens war es kein Weiser. Denn unser Jüngling hat recht: Drei unbekleidete, weibliche Körper in Einerlei Stellung, in welcher kaum die Hände bedeutend sind, können am Ende zu nichts, als zum müßigen Zierrath dienen; daher wir für den Charakter, den diese Grazien ausdrücken sollen, unstreitig lieber die Kindheit wählen würden.

24 Dieser vierte Charakter ist schwesterliche Geselligkeit im jugendlichen Tanz und fröhlicher Unschuld. Weder Liebreiz soll er ausdrücken, noch eine Würde hoher Anmuth; er tändelt jugendlich mit Rose, Myrte und dem Spielwürfel (talus).

Wenn also von Vorstellungen der Kunst die Rede ist, so muß man durchaus Grazie (χαρις), als eine Eigenschaft oder Charakter, von den drei nackten Grazien des neuern Styls unterscheiden. Jener, die Grazie, ist ein so umfassender, hoher und reicher Begrif, daß er durch drei nackte Mädchen, die sich einander die Hände reichen, weder ausgedrückt werden konnte, noch sollte.

Selbst wenn Winkelmann in seiner vortreflichen Beschreibung der Grazie in den Werken der Kunst, (Geschichte der Kunst S. 229. Dresdn. Ausg.) die zwei ältesten Ehrwürdigen Grazien der Griechen hieher zieht und sie mit der himmlischen und irrdischen Venus vergleicht, wenn er die Bilder dieser Göttinnen an Jupiters Thron und in der Juno Krone hieher zieht; so ists blos Schmuck der Rede: denn seine Beschreibung der hohen Grazie in Werken der Kunst ist fast ein Hymnus. Sonst hat er jene himmlische Charis, die sich über Werke der Schönheit ausgießt, von den

Kunstgebilden, die man Grazien nennet, sehr wohl unterschieden, und die letzten bloß als Dienerinnen an den Ort gesetzt, der ihnen gebühret.

Es wäre zu wünschen, daß dieser Unterschied von allen bemerkt wäre, die über Grazie und die Grazien schrieben. Drei Zierrathgestalten haben das Glück gehabt, welches selbst Pallas, Juno und Aphrodite nicht hatten, daß man von ihnen theils nie etwas Böses, wohl aber ein tausendfaches Gutes sagte, das nicht ihnen, 25
sondern der Charis selbst gebührte. Fast haben sie uns erstickt mit süßduftenden Worten.

Künstler von gutem Geschmack trugen Sorge, ihren Grazien etwas zu thun zu geben, um sie ihrem Handumschlingenden Müssiggange zu entreissen. Die Jungfrau'n mußten an ihr Geschäft: eine Göttinn, oder wer der Göttinn gleich seyn sollte, zu schmücken, zu salben, zu zieren. Sie brachten sie mit Kindern, mit dem Amor, dem Merkur, Apollo, oder sonst in Gesellschaft. Die Kleider, die ihnen Amor geraubt hatte, wurden ihnen wiedergegeben, und so konnten sie in tausend Schmeicheleien und Artigkeiten anmuthig werden.

Endlich gieng ihre ursprüngliche Bestimmung, die das Wort Gefälligkeit, Dank (χαρις, gratia) sagte, auch in sittlichen Deutungen hervor. Plutarch, die Anthologie u. a. haben dergleichen Bezeichnungen; die Subtilste von allen hat Seneka aus dem Chrysippus; (de benefic. L. I. C. 3. 4.) wo sogar jeder Umstand ihrer Vorstellung auf das Geben, Empfangen und Wiedergeben der Wohlthaten deutet. Ich wünschte die schöne Stelle anführen zu können; sie ist aber zu lang und etwas zu subtil; dadurch schadet sie der unstreitig schönsten Bedeutung dieses Bildes; Geben, Empfangen und Wiedergeben der Wohlthat con grazia, mit Anmuth.

Unsre deutschen Worte: hold, holdselig, Huld, Huldinn, Anmuth u. s. drücken aus, was die griechischen Worte *χαρις*, *χαριτες*, und die lateinischen gratia, Gratiae ausdrückten; nur in 26
Fortleitung und Anwendung dieses Begrifs, haben wir nicht eben

wie die Griechen der Grazie geopfert. Jeder Versuch, der uns die ächten Grazien der Menschheit, Wohlwollen, Dankbarkeit und thätige Freude bekannt macht, ist eines freundlichen Blicks der Charis werth, die in wohlwollenden Herzen wohnet: denn was heißt anmuthig, als was uns hold anmuthet, was wahr und lieblich unserm Herzen zuspricht?

An die Huldgöttinnen.

Ein Orphischer Hymnus.

Höret mich, Huldgöttinnen, in grossem Namen Verehrte,
Töchter Zevs und der schönen Eunomia, glänzend an Ansehn,
Du, Aglaja, Thalia, Euphrosyne, Fröhliche, Holde,
Freudegewährerinnen, ihr Liebenswürdige, Reine,
Immerblühende, Vielgestaltige, schwebend in Tänzen;
Stets den Menschen erwünscht und erfleht, Anmuthige, Süße,
Kommt, Glückbringerinnen, und seyd den Geweiheten günstig.

Die Horen.

Zweiter Jahrgang.

1796.

I, 1 **Iduna, oder der Apfel der Verjüngung.**

Vor einigen Jahren ertönte unten am Parnaß ein Ruf, daß oben auf dem Parnaß einige Deutsche Dichter für unsere Nation und Sprache den Gebrauch der griechischen Mythologie abschaffen, dagegen aber die Isländische einführen wollten. Für Apollo sollte künftig Braga, für Jupiter Thor oder Odin, für den Olymp Walhalla gelten u. s. f.

Wiewohl nun dieses Gerücht durch sich selbst nichtig war, indem ja kein Dichter mit seinen Gesängen der Nation Gesetze, am wenigsten verbietende Abolitions-Edicte vorschreibt, und Einer dieser angeklagten Dichter, der mit dem süßesten Wohlklange und einem Reichthum von Dichtungen in unserer Sprache die feinste Kritik und einen Reichthum von Dichtungen mehrerer gebildeten

Sprachen verbindet, seinen Skalden*) eben dazu erweckt hatte, 2
daß er singe und sage, wie alle seine alten Götter gefallen, und daß diese ganze nordische Ideenwelt wie ein Zauberbild, wie ein Traum verschwunden sey; so hätte doch die ganze Erscheinung dieser Dichtungsart, die sich von Dännemark aus als ein wunderbares Nordlicht zeigte, wenigstens Känntnisse und Untersuchungen veranlassen können, die sie damals wahrscheinlich nicht veranlaßt hat. War es nicht der Mühe werth, es auf's Reine zu bringen: was diese Mythologie sey? woher sie sey? wiefern sie uns angehe? worinn sie uns dienen könne? u. s. Diese Fragen betreffen ja eine Sache ganzer Nationen, einen Schatz menschlicher Erfindungen, Sprache und Gedanken. Uns ist darüber ein Gespräch zu Händen gekommen, das diesen Gegenstand zwar nicht erschöpfet, aber von mehreren Seiten in Betracht nimmt. Es soll nicht entscheiden, aber Gedanken veranlassen und Entschlüsse fördern.

Erste Unterredung.

Alfred.

Meynst Du nicht auch, Frey, daß wenn eine Nation eine Mythologie haben muß, es ihr daran gelegen sei, eine in ihrer eignen Denkart und Sprache entsproßene Mythologie zu haben? Von Kindheit auf wird uns sodann die Ideenwelt dieser Dichtungen näher und inniger; mit dem Stammwort jeder derselben vernehmen wir sogleich ihren ersten Begriff und verfolgen ihn in seinen Zweigen und Ableitungen leicht und vernünftig. Alles in 3
der Einkleidung Enthaltene dünkt uns glaubhafter, natürlicher; der dichterische Sinn, einer Sprache genialisch eingepräget, scheint mit ihr entstanden, mit ihr gleich ewig.

Frey.

Ich wollte, daß keine Dichtungen in der Welt wären! Wir mühen uns mit dem Gerüst, und vergessen das Gebäude. In der Kindheit, wie viel Zeit wird auf's Lernen der Mythologie ver-

*) Gedicht eines Skalden, Kopenhagen, Odensee und Leipzig 1766. 4.

wandt und verschwendet. Vor lauter Hüllen lernen wir den Kern, vor lauter Dichtungen die Wahrheit nicht finden; an jenen verwöhnen wir uns dergestalt, daß wir zuletzt mit den heiligsten Sachen *tändeln*. Wir wollen immer *Hülle*, *Einkleidung*; was sich nicht in einer *schönen* Gestalt zeigt, ist auch nicht *wahr*; es wird vergessen und verachtet. Selbst der eigne Dichtergeist erliegt unter einer hergebrachten Mythologie; vielmehr der Sinn, der die reine Wahrheit sucht, und den man bei Dichtungen immer doch in ein Schattenreich alter Personificationen verweiset.

Alfred.

Ich hätte nichts dagegen, wenn wir anders organisirt wären; nun sind wir aber, was wir sind, *Menschen*. Unsre Vernunft bildet sich nur *durch Fictionen*. Immerdar suchen und erschaffen wir uns ein *Eins in Vielem* und bilden es zu einer *Gestalt*; daraus werden *Begriffe*, *Ideen*, *Ideale*. Gebrauchen wir sie unrecht, oder werden wir gar gewöhnt, *falsch zu configuriren*;
4 staunen wir Schattenbilder an, und ermüden uns wie Lastthiere, falsche *Idole* als Heiligthümer zu tragen: so liegt die Schuld an uns, nicht an der Sache. Ohne Dichtung können wir einmal nicht seyn; ein Kind ist nie glücklicher, als wenn es *imaginirt* und sich sogar in fremde Situationen und Personen *dichtet*. Lebenslang bleiben wir solche Kinder; nur im *Dichten* der Seele, unterstützt vom *Verstande*, geordnet von der *Vernunft*, besteht das Glück unsres Daseyns. Laß uns, Frey, diese unschuldigen Freuden; laß sie uns. Die *Fictionen* der *Rechtswissenschaft* und der *Politik* sind selten so erfreulich, wie sie.

Frey.

So dichte denn fort, Alfred.

Alfred.

Ich fragte Dich, ob es einem Volk nicht angenehm, bequem und nützlich sei, eine in *seiner Sprache* entsprossene Mythologie zu haben; mich dünkt, die Geschichte der Völker gebe darüber Auskunft. Was z. B. gab den Griechen die schöne Uebereinstimmung ihrer Bilder in Kunst, Weisheit und Dichtkunst? woher, daß

ohngeachtet aller Local- und Zeitverschiedenheiten eine gewiße *große
Regel des Geschmacks* in allen ihren Werken feststehet? Unter
andern daher, daß Alles, was sie auch von andern Nationen
nahmen, sie sich eigen machten. Sie *originirten* es bei sich,
sie *idiotisirten* es in ihrer Denkart und Sprache. Die Römer
dagegen hatten für sich eine harte Mythologie, bei welcher sie
griechische Dichtungen und Bilder zwar oft als ein fremdes Spiel- 5
werk brauchten, dagegen aber zu einer eignen Poesie, Philosophie
und Kunst nie gelangten. Ihre Fictionen waren kriegerisch und
Gesezgebend; *eingebohren* oder *congenialisch* ward ihnen die
griechische Muse selten.

Gehe einmal die Zeiten hinter den dunkeln Jahrhunderten
durch, als der freye Geist der Wissenschaften in Europa wieder
erwachte; Du wirst finden, daß die Dichter und Weisen aller
Nationen am glücklichsten in ihrer Muttersprache imaginirt haben.
Dante, *Petrarca*, *Ariost* waren unter den Alten erzogen; der
letzte schrieb selbst beinah klassisches Latein, und *Petrarca* erwartete
nicht aus der Hand der Italienischen, sondern seiner lateinischen
Muse den Kranz der Unsterblichkeit. Indessen hat ihn die Zeit
widerleget. Die Ideen und Dichtungen, die den Werth dieser
Dichter auf die Nachwelt brachten, waren aus der *Denkart der
Nation* genommen und ihrer *Muttersprache* einverleibet. Bei
den Britten wars nicht anders. Erinnere Dich, wie mühsam sich
Spenser und *Shakespear* unter der Mythologie der Alten
winden; wie leicht und glücklich aber sie denken und dichten, wenn
sie, insonderheit *Shakespear* aus Sagen, aus dem Aberglauben
ihres Volks Begriffe schaffen, Gestalten dichten. Du kennst *Mil-
tons* klaßische Denkart und seine schöne lateinische Verse; die
stärksten und besten Stellen indeß seiner *beiden Paradiese*, seiner
Ode auf die Christnacht, seines allegro und penseroso
sind rein *Gothisch*.

Frey.

Da schickst du mir einen unglücklichen Traum, *Alfred*. 6
Unsre Meistersänger, wie elend schleppten *die* sich mit der

Geschichte und Mythologie der Alten umher! Und als unser gelehrter Opitz dichtete oder reimte, war er mehr Uebersetzer oder mehr Dichter? Was ist gegen Shakespear unser Andreas Gryphius u. s.

Alfred.

Und doch waren bereits trefliche Erzählungen, Kern- und Lehrsprüche in der Deutschen Sprache; nur sie standen in ihr ohne Imagination da. Es fehlte der Sprache an einer eignen Mythologie, an einer fortgebildeten Heldensage, an poetischer Darstellung und Ausbildung ihrer ursprünglich so vielfaßenden, vollen und schönen Stammes-Ideen. Willst Du Dich davon überzeugen, wie niedrig sie diesen einst besessenen Reichthum veruntreuet habe, so gehe mit mir ein deutsches Wörterbuch durch, welches Du willst, Scherz, Wachter, Frisch, Haltaus, Adelung, und verfolge den Gebrauch unsrer lieblichsten Stammworte. Du wirst erstaunen, wie knechtisch die Sprache geworden, wie nicht etwa der kirchliche, sondern ein viel ärgerer, der juristische, und der ärgste von allen der Hofstyl (stylus curiae) dergestalt die Herrschaft über sie gewonnen, daß er ihre schönsten Ableitungen bis zur Quelle verderbt hat. Gerechtsame und Feierlichkeiten herrschen in unsrer Sprache; darauf ist alles gewandt, dahin alles gedeutet. Die
7 vornehmsten, edelsten Worte sind dergestalt in Förmlichkeiten, oder gar in possirliche Niederträchtigkeiten verwandelt worden, daß man sich schämt, die kräftigsten Samenkörner in solche Gebüsche, verschrumpft und verkünstelt, aufgeschossen zu sehen. Wollen wir uns die Mühe nehmen, einmal in dieser Absicht den Haltaus oder Glasey durchzugehen, um die Wappenzierde unsrer gerichtlich- und höfisch-gewordnen Sprache stattlich zu erwägen?

Frey.

Verschone mich damit, ich muß mich täglich in diesem Styl üben.

Alfred.

Nun vergleiche die schönen Stammworte unsrer mit der griechischen Sprache, und siehe was aus beiden geworden sei? Hast Du Schillers Gedicht: die Götter Griechenlands gelesen?

Frey.

Und auch Manches, was darüber gesagt ist.

Alfred.

Man würde manches nicht gesagt haben, wenn man das Wort Götter genommen hätte, wie es der Dichter nimmt; ihm sinds dichterische, mythologische Götter, Personificationen, Ideen, Ideale. Gehe dieß Gedicht durch, und vergleiche die Deutsche mit der griechischen Sprache. Aus unsrer schönen Morgenröthe ist keine Aurora und Eos, aus unserm lieblichen Abendstern kein Hesperus, aus unserm Wiederhall keine Echo, aus unsrer süßtönenden Nachtigall keine Philomele worden. Die schönen 8
Namen unsrer Bäume und Blumen, unsrer Auen und Ströme, unser Mond und unsre Sonne haben keine Mährchen erzeugt, wie die Erzählungen der Griechen von Apollo und der Daphne, von Apoll und dem Hyacinthus, von einer Luna und Diana mit ihren Nymphen und Dryaden. Unsere alte Mutter Erde (Hertha) ist erstorben; die Elfen auf Bergen und Auen sind Kobolde worden, und was sich von Hexen und Berggeistern, von unterirrdischen Zwergen, Nixen, dem Alp, dem wütenden Heer, dem Jäger u. s. in Pöbelsagen erhalten hat, ist zu so grobem, rohem Aberglauben ausgeartet, daß es nicht ernst gnug hat hinweggeschafft werden mögen —

Frey.

Und nun? —

Alfred.

Wie nun? Wenn aus der Mythologie eines benachbarten Volks, auch Deutschen Stammes, uns hierüber ein Ersatz käme, der für unsre Sprache gleichsam gebohren, sich ihr ganz anschlöße, und ihrer Dürftigkeit an ausgebildeten Fictionen abhülfe, wer würde ihn von sich stossen? Wer wollte ihn nicht vielmehr als einen Zaubergarten betrachten, den nach langen Jahren der Dürre und Theurung eine gütige Fee uns geschenkt habe? Warum wollen wir nicht den höchsten Gott als Allvater, Freia als die Göttinn der Liebe, Löbna als die Beschützerinn der ehelichen Eintracht,

9 Saga als die Göttinn der Geschichte, Wara als die Aufseherinn der Gelübde, insonderheit der Liebesbetheurungen, annehmen, da ihre Namen, was sie sind, deutlich und schön sagen? Andre Namen sind so wohllautend, die Erzählungen von den Personen, die sie bezeichnen, sind unsrer Denkart und Sprache so angemessen, daß man ja bald lernen wird, wie Thor den Donner, Braga den Gott der Dichtkunst, Iduna, die Göttinn der Unsterblichkeit und der Neuverjüngung, Lyna die Erretterinn aus Gefahren, Nossa die Vortreflichkeit bedeute. Wird man diesen wiederkommenden Altvätern und Großmüttern, den Ureltern unsrer Sprache nicht gern Stühle setzen und den ehrenhaftesten Platz im Hause einräumen, selbst wenn dies Haus der wohlversehenste Pallast wäre?

Frey.

Gib mir die Bücher, die dahin gehören; ich will lesen.

Zweite Unterredung.

Frey.

Ich habe gelesen, und mir sogleich zu Anfang der Edda ein Wort gemerkt, das Gangler (ein guter Name für neugierige Reisende) sagte, als man ihn in den Goldbedeckten Pallast dieser Götter einlud. „Man muß, ehe man hineingeht, zuförderst sich nach allen Thüren umsehen, wo man wieder hinaus kann.“ Dies dünkt mich, Alfred, ist auch bei dieser Mythologie zuträglich.

10 Denn zuerst sage mir: sind wohl alle Namen der nordischen Mythologie so Deutsch, daß sie noch in unsrer Sprache leben? Wer kennt Odin, Aeger, Balder, Forsete, Häner und Hoder, Locke, Tyr, Uller und Widar? Wer die Göttinnen und Jungfrauen, Eyra, Fülla, Gna und Gefiona, Syena, Siphia, Skada und Snotra? Wer die Walkyren, Nornen, die Wald- und Meer-Jungfern, die Elfen, Zwerge, Riesen, nach ihren Verrichtungen, Arten und Namen? Sollen wir da abermals eine Mythologie lernen? soll wiederum ein Natalis Comes, Pomey und Damm geschrieben, oder ein Hesiodus, Callimachus,

Apollodor kommentirt werden? Da liebe ich mir die Antwort jenes Weltweisen, den man um die Bedeutung des Worts Telyn, das unsre Dichter damals oft brauchten, fragte. „Das sind solche Wörter, sagte er, die neuerdings zur Zierde oder zur Ausfüllung des Verses gebraucht werden, deren Bedeutung aber man eben so genau nicht wissen darf." — Ich fürchte, daß ohne einen erläuternden, äusserst verdrießlichen Commentar bei den Lesern nordischer Gedichte dies lange der Fall seyn möchte. Die griechische Mythologie lernt man als ein Alphabet in den Schulen; Dichter und Künstler erinnern uns unaufhörlich daran, und halten sie vest in unserm Gedächtniß; wo aber lernen, wodurch verewigen wir uns diese Namen?

Alfred.

Hiezu wäre der Weg leicht. Ist diese Mythologie der Aufmerksamkeit werth, so lerne man sie, wie die griechische; oder viel- 11
mehr, der Dichter führe sie verständlich, angenehm, und behutsam ein. Wenn man das Fach der nordischen Litteratur auch blos als einen Theil der Europäischen Völker-Geschichte, als einen Zweig des menschlichen Wissens betrachtet, so sind die ungeheuren, gelehrten und großmüthigen Bemühungen, die eine Reihe Beförderer dieses Studiums von Verelius, Magnäus und Torfäus an bis zu Thorkelin und Suhm darauf gewandt haben, doch wohl der Aufmerksamkeit werth. Und da wirklich schöne poetische Stücke in dieser Mythologie da sind, so muß, wer jene lesen will, diese kennen lernen. In unsern Tagen gibt sich Gräter*) zu ihrer Bekanntmachung eine unsägliche, bisher unbelohnte Mühe; wäre es eine Entweihung der Kunst, wenn er eine kleine nordische Mythologie mit Kupferstichen schriebe?

Frey.

Mit Kupferstichen?

Alfred.

Warum nicht? ja ich getraue mir mehr zu sagen. Nach den Griechen kenne ich auf unserm ganzen Erdrund keine Mythologie

*) Gräter's Nordische Blumen. Bragur u. s.

und Geschichte, die der Kunst fähiger und würdiger sei, als diese. Die Galische, Jüdische, Sinesische, Indische, selbst (wenn man sie von den Griechen trennt), die eigentlich-Römische müssen
12 ihr an Reichthum, Würde und Fähigkeit zur Kunst nachstehn. Geh' in diesem Betracht beide Edden und nur einige Sagen durch; Du wirst über den Reichthum an mahlerischen Scenen erstaunen. Kühn und sanft, trotzig und milde, zu Lande und Wasser erscheinen hier Abentheuer der Götter und Helden in beiderlei Geschlecht, die einen Michael-Angelo, Raphael, Correggio und Titian, einen Guido und Dominichino beschäftigen könnten; so viel Abwechslung gibt es in der Götterstadt und im Riesenlande, an Ufern, Bergen, und Thälern. Das Wunderbare ist mit dem Großen und Lieblichen hier dergestalt gemischt, daß wenn man, (wie es auch die Griechen thaten), das Rohe und Ungeheure absondert, selbst die Zaubereien zu den frappantsten Vorstellungen Anlaß geben. Besinne Dich, Frey. Das originalste, anziehendste, wunderbarste Stück Shakespears, Hamlet, ist es nicht eben aus dieser nordischen Fabel? Die am meisten mahlerischen Scenen im Sturm, im Lear, im Macbeth grenzen sie nicht an diese Fabel? Und zu wie manchen dergleichen Stücken liegt noch Stof in ihr? — Wäre ich ein nordischer König; ich liesse mir, wie die Britten eine Galerie Shakespears und Miltons haben, eine Galerie der alten Geschichte meiner Völker mahlen, und untersagte meinen Künstlern die zu oft wiederholte Römergeschichten. Die Welt ist groß; die Muse muß umherziehen, wie mit der Lyra, so mit dem Pinsel.

Frey.

13 Alles zugegeben; wie und woher aber sind diese Scenen für uns Deutsche einheimisch? Ein Theil der Fabeln ist fürchterlich nordpolarisch.

Wenn ich z. B. die Schöpfung der Welt lese: „Von ihren „Quellen entferneten sich die Ströme der Hölle; der Gift, der sie „fortwälzte, fror. Ueber ihnen froren die Dünste; unter ihnen „stürmten Wirbelwinde; von Süden sprühten Funken und Blitze;

„in Mitte aller weht' ein schrecklicher, eisiger Wind. — Da „breitete sich aus ein wärmender Hauch über die Dünste von Eis „und schmelzte sie zu Tropfen. Aus diesen Tropfen ward der erste „Mensch." — Wenn ich dies lese, so grauset und friert mich.

„Der erste Mensch war ein Riese; er schwitzte, als er schlief. „Unter seinem rechten Arm ward ein Mann, unter dem linken ein „Weib gebohren. Auch einer seiner Füsse zeugte mit dem andern; „daher das Geschlecht der Riesen des Frostes." Kein zarter Ursprung.

Alfred.

Für die Riesen des Frostes zart genug.

Frey.

„Sobald der Hauch vom Mittag die Eisesdünste geschmelzet, bildete sich daraus eine Kuh, mit vier Milchströmen. Sie nährte den ersten Riesen, und leckte zu eigener Nahrung die mit Salz und Reif bedeckten Steine. Als sie leckte, kamen am ersten Tage Menschenhaare, am zweiten ein Haupt, am dritten ein Mensch hervor, Bure; sein Sohn hieß Bore."

„Bore's Söhne tödteten den Riesen; alle Riesen des Frostes 14
ersoffen in seinem Blut. Sie schleppten den Leib des Erschlagenen in den Abgrund, und machten die Erde daraus. Wasser und Meer entstanden aus seinem Blut; die Berge aus seinen Gebeinen; aus seinen Zähnen die Steine, aus seinem Schädel der Himmel, aus seinem Gehirn die traurigen Wolken." Ist dies eine Ansicht der Welt, wie Wir sie wünschen?

„Bore's Söhne ergingen sich an einem Bach: zwei Stücke Holz schwammen darauf, eine Esche und eine Erle. Sie baueten daraus Aske und Emla, Mann und Weib." Ein harter Ursprung beider Geschlechter.

Alfred.

Ich will Dir die Mühe ersparen, Frey, und noch stärkere Züge des Fremdartigen und von uns Entfernten anführen, als Du gethan hast. Ein grosser Theil dieser nordischen Fabelsagen gehört nach Jotunheim, dem Lande der Riesen, das glücklicher Weise unser

Klima nicht ist. Ein kaltes, gefrornes, oder thauendes Land, voll Eisenwälder, Ungeheuer, Riesinnen und Riesen; uns weit entlegen.

Ich will Dir Züge anführen von einem uns noch fernern Local der nordischen Fabel; sie spielt nicht bloß in Norden. Auf der brennenden Südseite der Welt regiert Surtur der Schwarze mit seinem Flammenschwerte; an der Brücke des Himmels hält Heimdall gegen ihn Wache. Am Ende der Tage wird er mit seinen Muspelheimern kommen, die Brücke hinaufreiten, den Pallast Odins erobern; da geht dann alles in Trümmer, und eine neue Welt tritt hervor.

15 Endlich, Frey, der wahre Mittelpunkt der nordischen Fabel ist Odins Stadt, der Aufenthalt seines Geschlechts, Asgard. Er liegt im Mittelpunkt der Erde, Midgard. Da wohnten einst die Asen; da wohnt jeder Tapfre mit ihnen nach seinem Tode; in Norden waren sie nur Ankömmlinge, Fremde. Du hast vom Berge Ida gelesen, auf dem sich die Asen versammlen; und wo er auch liege, es ist kein nordischer Berg. Der Keim der Edda ist aus dem Vaterlande aller Mythologien und Fabeln, aus Asien, her.

Frey.

Das habe ich bemerkt, und gewünscht, Aufschluß zu haben.

Alfred.

So viel über Odins Züge und sein Asgard geschrieben ist, so kann ich Dir diesen Aufschluß im Kurzen nicht geben. Offenbar ist diese Mythologie nicht an Einem Ort, nicht zu Einer Zeit entstanden. Große Weltstriche, lange Jahrhunderte trugen dazu bei; und ich wünschte von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Koppenhagen die Preisfrage ausgesetzt: aus inneren und äußern Gründen zu untersuchen, wo, wann und wie in ihren Hauptvorstellungen und Sagen diese Mythologie entstanden sei? zugleich mitbedungen, daß die Beantwortung der Frage ohne alle Rücksicht auf angenommene National- oder geltende Lieblingshypothesen versucht werden müßte. —

16 Aber, wozu dies alles bei unsrer Frage? Sei die nordische Mythologie am Ida in Phrygien, oder am schwarzen Meer, am

Kaukasus oder unter dem Nordpol entstanden; eine ächte, reine deutsche Stammsprache hat sie aufbewahrt, und deßhalb wollen wir uns etwas von ihr zueignen. Völker von teutonischem Stamm haben sich weit umher getummelt, sogar nach Afrika verlohren; wir nehmen das, was für uns dient, wo wir's finden.

Frey.

Recht. Und ich wollte eben wissen, was in diesem Vorrath für uns sei? Sey aufrichtig, Alfred.

Naturdichtungen lieben wir, wenn sie uns die Entstehung der Dinge, und ihr Verhältniß zu einander, in angenehmen lehrreichen Einkleidungen, gleichsam wie eine verhüllete Braut zuführen. Sage mir aber, was, als Naturweisheit betrachtet, in diesen Fabeln angenehm und lehrreich sei? Eine Schöpfung der Welt aus des Riesen Ymers Leichnam; eine Schöpfung der Menschen aus zwo Holzarten, der Esche und Erle; die Imagination des Regenbogens als einer flammenden und dennoch vesten Brücke; die Vorstellung des Tages und der Nacht, der Sonne und des Mondes als zweier geraubten Kinder; die Erklärung der Morgen- und Abendkühle durch einen Schlauch, der mit Luft gefüllet dem Roß des Tages und der Nacht zugegeben ist, um beide in ihrem Lauf zu erfrischen; die Erklärung des Thaues aus dem Schweiß dieser Roße; endlich das Ende der Welt
durch den Sonn- und Mond verschlingenden Fenris — wahrlich, 17
das ist eine Physik aus Zeiten, die wir auch in Gedichten nicht wiederbringen müssen.

Oder meinst Du, Alfred, daß die Sitten dieser Helden für uns sind? Im Lande der Riesen geht es wilde zu; in Odins Pallast kämpft, spielet, ißt und zecht man. Der Witz dieser Helden ist nicht fein, nicht fein sind ihre Manieren. Gewalt entscheidet; dem Stärkeren ist die Welt gegeben; er erschlägt, raubt und entführet. — Willst Du diese Sitten preisen, diese Faust-Grundsätze wiederbringen? sie, die ganz Europa verwüstet haben, und unter feineren Masken noch verwüsten. Das asotische Heldenleben,

da Jemand mit dem Schwert in der Faust sich alles erlaubt hält; das willst Du preisen, Alfred?

Oder endlich willst Du uns die Form dieser Gedichte und Sagen empfehlen? Welches unter den hundert sechs und dreissig lyrischen Sylbenmassen, die Worm aufgezählt hat, ist Dir das liebste? welche Stellung und Harmonie der Anfangsbuchstaben, auf welche sie so viele Kunst wandten? —

Oder willst Du uns die allegorische Räthselweisheit anpreisen, da weil der Buchstab A (aar) Korn, der Buchstab F (Fee) Geld bedeutet, beide zusammen eine Gabe des Himmels bezeichnen, die Ursache zum Zank wird. Willst Du die ungeheuren Umschreibungen loben, da Schwert, Schiff, Schlacht, Blut, Sieg, Wolf, Geier auf tausendfache Art so verblümt, so umschreibend gesagt worden, daß im weiten Umfange
18 der Worte sich die Wirkung des Bildes an dieser Stelle ganz verlieret. Alfred, verderbe Dir den Geschmack nicht; wir sind über jene Zeiten, und über eine solche Kunst des Gesangs hinüber. Wir wollen bei dem alten Skalda-Spiller nicht in die Lehre.

Alfred.

Hast du die Fabel von der Iduna gelesen, Frey?

Frey.

Sie ist eine der besten. „Braga, der Gott der Dichtkunst, hat eine Gemahlinn, der die Götter die Aepfel der Unsterblichkeit anvertraut haben. Altern die Götter; so verjüngen sie sich durch den Genuß derselben." Ich fürchte aber, daß diese Götter ganz todt sind und sich nie mehr verjüngen werden. Die nordische Morgenröthe leuchtet ohne zu erwärmen.

Alfred.

Hast du noch Lust zu Einer Unterredung?

Dritte Unterredung.

Alfred.

Idunens Apfel ist heut unsre Losung. Ich verliere also kein Wort darüber, daß wir weder aus dieser noch aus irgend

einer andern Mythologie rohe Begriffe, sie betreffen Natur oder Sitten, roh auftragen müssen. Auch die Griechen hatten ihre Titanen- und Giganten-Geschichten; ihre älteste war eine sehr rohe Kosmogonie. Jene aber wußten sie schicklich unterzuordnen, und aus dieser eine bessere, zuletzt bis zur feinsten Spekulation
hervorzurufen. Glaubst Du nicht, daß aus Ymers Gebeinen, 19
aus Bure's Söhnen, die Midgard erbauten, aus der Esche des Weltbaums über den Brunnen der Urzeit und aus den drei Jungfrauen unter ihren Zweigen, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Dichtungen gebildet werden mögen, die dieses Quells der Urzeit werth sind? Hast Du Heimdalls Lied gehört, des schönen Gottes, der an des Himmels heiligem Blau die Welt bewacht und ihrem Untergange zuvorkommt? Hast Du vom Brunnen der Weisheit geschöpft, in dem des höchsten Gottes Auge glänzet? und die feine Bildung der nordischen Schutzgöttinnen bemerkt, in allem was sie verrichten auf der Erde? Hast Du die Geschichte von des guten Balders frühem Tode vernommen, und was für Trauern daraus erwuchs? ja die ganze Zusammenordnung der Dinge zwischen dem Guten und Bösen, dem Himmel und der Hela, endlich den Ausgang der Dinge, jene schreckliche Abenddämmerung, auf welche eine verjüngte Welt, ein fröhlicher Morgen folget? Lassen sich daraus nicht Dichtungen schöpfen, die unsterblich sind, sobald sie Idunens Apfel berühret?

Alfred.

Zeige sie mir.

Frey.

Das werd' ich Dir nicht. — Aber Dichtung ist nicht alles; Du sprachst, Frey, auch gegen die Sitten dieser Männer. Suchst Du bei ihnen Sitten nach unsrer Weise? bedörfte es einer
Reise ins Land der Helden und der Vorzeit, um Weichlichkeiten 20
zu finden? Weisheit des Mannes ist ein vester Muth, ein gesunder Verstand, Gegenwart des Geistes, und in Nothfällen, wo Macht nicht helfen kann, Zauberei, die dem Feinde die Augen blendet. Durchgehe die Geschichten, und ich trotze Dir, daß du irgend wo

einen biederern und schärfern Stahl der Seele findest, als bei diesen Jünglingen und Männern. Freundschaft mit dem Freunde bis auf den Tod, Tapferkeit und ein guter Muth im Leben und Sterben, Redlichkeit in Haltung seines Worts, Keuschheit, Hochachtung und zarte Gefälligkeit gegen die Frauen, ein hülfreich Gemüth gegen die Unterdrückten: das waren Eigenschaften, die diesen Volksstamm von allen Stämmen der Erde unterschieden. Wir Deutsche gehören zu ihm; soll die Tugend, die aus unsern Vätern hervorglänzte, durchaus keine Macht mehr über uns haben? Man vermischt uns mit Galen; man fodert einen Oßian von uns. Nie gab es zwei verschiedenere Völkerstämme als diese beiden; sie sind daher auch jederzeit gegen einander gewesen. Der Gale sang weiche, traurige Empfindungen; der Normann sang Thaten. Möge er damit andern Völkern oft zur Last gefallen und bei dem Muth auf sein Schwert stolz gewesen seyn; unterdrückend war er nie. Die ältesten Nordländer waren die Befreier der Welt, die von einer feigen, üppigen Knechtschaft unterjocht war. Das drückende Feudalsystem der spätern Normannen war eine Uebereinkunft aus Noth, geformt nach den Sitten der Zeit und der Kirche. Und
21 auch diesen Zeitraum hat kein Volk romantisch-glänzender geendigt als dieses. Was sind die Helden vor Theben und Troja gegen jene in der Normandie, in Sicilien, Neapel und Jerusalem? An Heldenmuth und Artigkeit waren sie die Blüthe des Rittergeistes aller Völker. Willst Du davon Proben sehen in älteren und späteren nordischen Sagen?

Frey.

Zeige sie mir.

Alfred.

Suche sie Dir selbst. — Du sprachst weiter, Frey, gegen die Sitten der Weiber. Geh mit Deinen Griechinnen und Römerinnen; und laß mir das Ideal eines deutschen Weibes, wie es in den nordischen Liedern und Sagen erscheinet. Das Verständige, Sittliche, Keusche, das Arbeitsame, Leitende, Prophetische, das Leben der Mutter für ihren Mann und für ihre Kinder ist

auch hier allenthalben merkbar. Dem Charakter der Sage nach ist das Deutsche Weib zwar nicht das Gebildetste, aber das Würdigste und Edelste ihres Geschlechts. Sollen Züge dieser Art verlohren seyn? will die verzärtelte Urenkelinn das Bild ihrer Ureltermutter nicht sehen und davor erröthen? Hier sind wenig Liebesgesänge; aber tiefe Züge der Liebe. —

Frey.

Zeige sie mir.

Alfred.

Suche sie Dir selbst. — Du sprachst ferner vom *rohen Witz* 22
dieser Völker. Glaube mir, daß sich so muntre, treffende Antworten, als muthige Entschlüsse, eben so lebhafte Spottreden als kühne Thaten in diesen Liedern und Sagen finden. Nur alles ist kurz wie ihr Schritt, wie der Klang ihrer Verse.

Du spottetest über diese Verse und nanntest sie Buchstabenwählerinnen; Ordnerinnen des Klanges hättest Du sollen sagen: denn eigentlich die *Vocalen* ordneten sie zu einander, in deren Vorgange oder Gefolg die Consonanten waren. Manche unsrer Versifikatoren thäten sehr wohl, darauf zu merken, was für Vocalen in jeder Reihe von Wörtern, einander ablösen, wie sie wechseln, und ob sie sich, oder auch die Anklänge der Wörter unangenehm wiederholen. Sie dörfen deßwegen nicht erst jene alte, seitdem ganz veränderte Ursprache, sie dörfen darüber nur ihr eigenes Ohr fragen.

Endlich spottetest Du über das Register von poetischen *Beinamen* und *künstlichen Umschreibungen* der Dinge, die diese Dichter öfters nennen mußten. Ich hätte hierüber Manches zu sagen: denn dieser ganze Apparat zeigt eben auf das *eigentliche Vaterland der Cultur dieses Völkerstammes*; wenigstens deutet er auf eine *alte Kunst des Gesanges*, die in späten Zeiten endlich zum *Handwerk* geworden war. Denn von wem haben wir diese Namen-Register? Von Stopplern; und denen wollen wir danken, daß wir sie haben. Bei mancher zu künstlichen Umschreibung der Sachen, die der Dichter *oft* nennen muß, erinnere
Dich *Pindars*. Wer umschreibt *Sieg* und *Lieder*, *Ort* und 23

Kämpfe abwechselnder und künstlicher als Er, und wie laufen seine Bilder in einander! —

Geschmack sollen wir von den Nordländern nicht lernen, Frey: Dieser ändert sich mit Zeiten, Sitten, selbst mit dem Wohnort und Klima eines Volkes; aber Geist der Nation im Verstande, den Sitten, dem Gebrauch der Sprache, der Dichtung soll uns anwehen: denn Composition, Dichtung ist hier allenthalben. Siehe die Edda an. Sie ist bloß eine Sammlung von Fabeln, wie Hesiods Genealogie der Götter, und eben wie diese eine sehr gemischte Sammlung. Indessen macht sie ein Ganzes; sie hat Ein- und Ausgang, wie Hesiodus nicht hat. Die leichtesten Scherzlieder in der zweiten Edda haben Zusammenordnung, Umriß, Handlung, Eurythmie von Anfange bis zu Ende. Nur müssen wir billig seyn und von keinem Stück fodern, was der Zeit und dem Volk nach in ihm nicht liegen konnte. Durch eine völlige Verjüngung muß für uns die Nachbildung hervorgehn, sie betreffe Gegenstände der gegenwärtigen oder der künftigen Welt.

Frey.

Also auch der künftigen Welt?

Alfred.

Auch dieser. Mich dünkt, daß die Bilder, die in dieser Mythologie über Hölle und Himmel gegeben werden, unserm nordischen Gefühl angemessener sind als die morgenländischen Bilder. Sela ist
24 eine unglückliche Tochter des Gottes der Verführung, Lock, mit einer Riesinn gezeugt. Ihre Geschwister sind Ungeheuer, die der Schöpfung den Untergang drohen. Hela's Aufenthalt ist die geräumige Unterwelt; ihr Saal heißt Schmerz, ihr Tisch Hunger; Säumniß heißt ihr Knecht, Langsamkeit ihre Magd; ihre Thür ist der Abgrund, ihr Vorhof die Mattigkeit, ihr Bette Krankheit, ihr Gezelt der Fluch. Die Feigegestorbnen kommen zu ihr. Missethäter, Treulose, Meineidige, Mörder, Verführer der Ehefrauen und wer sonst unter dem Namen der Nichtswürdigen begriffen ist, den erwartet ein noch schrecklicherer Ort, das Leichenufer, der Nastrand; dagegen die Tapfern, die Würdigen, treue Gatten,

redliche Freunde, in den Pallästen der Freude, des Friedens und der Freundschaft, in Wingolf und Gladheim wohnen. Hast Du bemerkt, Frey, woher diese Nordländer an ein Fortleben nach dem Tode so vest glaubten? Weil sie tapfer und gesund dachten. Nur ein Feigherziger vergehet im Tode; er fühlet oder wünscht sich aufgelöset und vernichtet. Der gesunde Mensch lebt fort; das Nichtseyn ist ihm Nichts; es ist ihm nicht denkbar. Glaubst Du nicht, daß Erzählungen aus jenen Pallästen des Friedens und der Freundschaft rührend und gefällig seyn werden? Der Freundschaftsbund bis auf den Tod war diesen Tapfern der heiligste Augenblick des Lebens; das Wiederfinden in Wingolf war ihnen also auch ein Lohn der Freundschaft nach dem Tode; ein süßer Lohn.

Noch muß ich Dich an jene große Esche erinnern, deren Zweige sich über die Welt verbreiten, deren Gipfel über die Himmel hinausreicht. Sie hat drei weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Riesen, unter der Hela. An der mittleren Wurzel ist der Brunn der Klugheit, Mimers Brunn; an der himmlischen Wurzel ist die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar steigen aus dieser Quelle drei schöne Jungfrauen hervor, Urda, Verandi, Skulda, das Vergangene, die Gegenwart und die Zukunft. Sie sinds, die den Rath der Götter, der Menschen Schicksal und Leben bestimmen, und durch ihre Dienerinnen (die wie Genien dem Menschen, dem sie zugehören, an Gestalt gleich sind) hülfreich oder strafend auf ihn wirken. Glaubst Du nicht, Frey, daß diese Göttinnen und Genien auch uns das Vergangene, die Gegenwart und Zukunft, ja unser Inneres im Spiegel zu zeigen vermögen? — Und siehe, oben auf der Esche sitzt ein Adler, der weit umher blickt; ein Eichhörnchen läuft auf und ab am Baum; vier Hirsche durchstreifen seine Aeste, und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel; Fäulniß an den Seiten des Baumes — und immer schöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunn und begießen ihn, daß er nicht dörre. Das Laub der Esche thaut süssen Thau, die Speise der Bienen; über dem Brunnen schwimmen

zwei singende Schwäne. Wolltest Du nicht ihren Gesang, nicht
26 Heimdalls Lied vom Schicksal des großen Weltbaumes, nicht die Stimme der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter, unter diesem Baume hören?

Frey.

Laß mich sie hören.

Alfred.

Wenn Idunens Apfel das Alte wieder verjünget, werden auch sie nicht schweigen.

Frey.

Du hast viel und manches räthselhaft gesprochen, Alfred; laß mir Bedenkzeit.

Vierte Unterredung.

Frey.

Mich dünkt, wir könnten Eins werden über unsere Materie.

Alfred.

Das dünkt mich auch; und dazu sprachen wir eben.

Frey.

Vorausgesetzt also, daß Du die griechische Mythologie nicht herabsetzen, nicht kränken willst —

Alfred.

Auf keine Weise; ich halte sie für die gebildetste der Welt.

Frey.

Vorausgesetzt, daß Du die Regel des griechischen Geschmacks in Kunst und Dichtkunst nicht verkennst —

Alfred.

27 Ich weiß, was wir ihr zu verdanken haben. Bildende Kunst und eine Philosophie der Künste war unter dem nordischen Himmel nie zu Hause.

Frey.

Vorausgesetzt also, daß Du keinen barbarischen, nordischen Ungeschmack weder in Tönen, noch sonst in Worten und Werken aufzubringen Lust hast —

Alfred.

Ich habe schon bezeugt, daß ich Rohes roh aufgetragen nirgendher wünsche.

Frey.

So kann Dir zugestanden werden —

Alfred.

Ich will mir nichts zugestanden wissen, als was jedem Dichter und Mährchenerzähler aus einem fremden, fernen oder verlebten Volk zusteht, nämlich daß er den Reichthum, den ihm dies Volk und dessen Zeitalter gewährt, brauchen dörfe. Einem Dichter z. B., der aus der Ritterzeit erzählt, steht alles Wunderbare, alles Eigenthümliche der Ritterzeit zu Dienst.

Frey.

Nicht anders.

Alfred.

Deßgleichen dem, der aus der Feenwelt dichtet —

Frey.

Ihm steht die ganze Feenwelt zu Gebote.

Alfred.

Und dem, der morgenländische Erzählungen und Mährchen schreibt —

Frey. 28

Das Costume der morgenländischen Erzählungen und Mährchen. In allen diesen Gattungen haben wir so trefliche Proben, daß darüber kein Zweifel obwalten kann.

Alfred.

Ein Mehreres als dieß will ich nicht, für meine nordische Fabel. Nun möge das Ideal, das in diesen Sagen, in dieser Denkart, in dieser Sprache liegt, hervortreten und selbst wirken.

Frey.

Meinst Du, auf unser Leben wirken?

Alfred.

Deßhalb bleibe ich unbekümmert. Verschaffe uns nur den Apfel Idunens.

Zusätze und Nachträge.

1. Franklin's Fragen.

Eine Vorlesung.

1792. (Band 17, 10 fgg.)

Benjamin Franklin, ein für die Wissenschaften sowohl als für die Humanität unsterblicher Mann, errichtete vor einer Reihe von Jahren, lange vor der Revolution, in Philadelphia eine noch jetzt blühende Gesellschaft, deren Mitgliedern er Theils vor Aufnahme derselben in die Gesellschaft, eine allgemeine, Theils wenn sie aufgenommen waren, einige besondre Fragen vorlegte.

Die allgemeine Frage war: Lieben Sie die Wahrheit darum weil sie Wahrheit ist? Werden Sie Ihr Äußerstes thun, dieselbe kennen zu lernen und andre damit bekannt zu machen?

Ueber die besondern Fragen redet er seine Mitbrüder also an:

„Haben Sie heut morgen die Fragen durchgelesen, um zu erwägen, „was Sie der Gesellschaft über Eine derselben zu sagen haben möchten, „nemlich:

„1. Ist Ihnen irgend etwas in dem Schriftsteller, welchen Sie zuletzt
„gelesen, aufgestossen, das merkwürdig oder zur Mittheilung an die
„Gesellschaft schicklich ist. Besonders in der Geschichte, Moral, Poesie,
(2) „Naturkunde, in Reisebeschreibungen, mechanischen Künsten, oder andern
„Theilen der Wissenschaften?"

Mich dünkt, sowohl jene allgemeine, als diese erste besondere Frage könne auch unsrer Gesellschaft nützlich werden. Reine Liebe zur Wahrheit, weil sie Wahrheit ist, schärft den Eifer sie kennen zu lernen; an ihr Theil zu nehmen, auch wenn ein andrer sie vorträgt, sich über sie auch in Wissenschaften zu freuen, die nicht unser Feld sind; in die Materie des Vortrages mit reiner Aufmerksamkeit einzugehen, gesetzt, daß auch die Art des Vortrages uns nicht allemal gefiele. Liebe zur Wahrheit und ihrer Ausbreitung ist der reine, heilige und erquickende Aether, der das Blut und Leben jeder menschlichen, wissenschaftlichen Gesellschaft anfacht, den Egoismus besiegt, jeden Einzeln seiner selbst vergessen macht, und ihm den Aufflug giebt, der ihn zu einem höheren, allgemein-erkennbaren und allgemeinnützlichen Ziel emporführet.

Da nun, was die besondere Frage anbetrift, unsere Gesellschaft keine Akademie ist; und es nicht zu hoffen stehet, daß in seiner Lage ein Jeder (3)
jeden Monat etwas Merkwürdiges aus sich selbst ziehen könnte, das die Aufmerksamkeit der Gesellschaft verdiente: warum sollte sie nicht ein Vereinigungskreis auch fremder merkwürdiger Gedanken, Entdeckungen und Erfindungen seyn können, die uns intereßirten, die uns auch für die Gesellschaft intereßant scheinen? Man hat lange gewünscht, daß eine Akademie der Akademieen existirte, die, was in so vielen Bänden zerstreuter Gesellschaften vergraben und zerstreuet liegt, zusammensetzte, wieder erweckte, und zum Gebrauch einführte; aus mehrern Ursachen können wir wohl diese Akademie der Akademieen nicht seyn. Wenn aber jeder von uns, das Resultat seiner Gedanken und Bemühungen, seiner Lectur und seines Studiums auf den lichten Punct zu concentriren geneigt wäre, wie er ihm selbst als Product und Summe im Reich der Wahrheit erschien, welch einen treflichen Auszug menschlicher Gedanken, Bemühungen und Fortschritte könnten wir sodann, nach den verschiednen Wissenschaften, um die wir uns bekümmern, und zwar mit dem wenigsten Zeitverlust für die Gesellschaft hören! Wir hörten Resultate, und (4)
jeder,[1] der bei diesem oder jenem Datum, von der Quelle und Beschaffenheit desselben näher unterrichtet zu seyn wünschte, befrüge sich darüber bei dem, der ihm das Datum bekannt machte. So gingen wir nicht nur mit unsrer sehr schnellgehenden Zeit fort: sondern jeder von uns bekäme auch einen Antrieb, seine Lectur zu ordnen, die hellen Resultate daraus zu ziehen, sie auf die reine Spitze zu bringen, auf welcher sie der Gesellschaft am lehrreichsten und angenehmsten erscheinen könnten; wie Stralen vereinten, kreuzten und stärkten sich unsre verschiednen Bemühungen und Gedanken; ja wir blieben nicht mehr allein: die hellesten und edelsten Geister andrer Nationen, Gegenden und Zeiten, die Einem von uns in seiner Einsamkeit erschienen, theilten durch ihn sich uns allen mit, und würden dadurch zu Lehrern, Theilnehmern und Gästen unsrer Gesellschaft.

Hieran schließt sich auch Franklins zweite Frage:

„2. Haben Sie etwa neuerlich eine Geschichte gehört, deren Erzählung „der Gesellschaft angenehm seyn könnte?"

Denn da wir uns hier im mündlichen angenehmen Erzählen wohl nicht üben werden: so ist das, was uns Geschichte, Moral, Poesie, Naturkunde, (5)
Reisebeschreibungen, mechanische Künste, und jeder andre Theil der Wissenschaften an intereßanten Bemerkungen und Resultaten darbeut, statt jeder andern mündlich vernommenen angenehmen Erzehlung.

---

1) Mst.: jedem

„3. Hat irgend ein Bürger nach Ihrem Bewußtseyn neulich in seinen „Verrichtungen Fehler begangen, und was war nach Ihrer erhaltenen „Nachricht die Ursache davon?"

„4. Haben Sie neulich vernommen, daß irgend einem Bürger etwas „Nützliches gelungen sei, und durch welche Mittel? haben Sie gehört, „auf was Weise ein jetzt reicher Mann hier oder anderswo zu seinem „Vermögen kam?"

Die Gesellschaft siehet, daß diese Fragen für uns nicht gehören, die wir nicht im jungen Nordamerika leben. Wir leben im alten Europa, in regulirten Verfassungen, in denen die Fehler unsrer Mitbürger uns nicht angehen dörfen, wo selten jemand zu großem Vermögen gelangt, und wo der, der dazu gelangte, wohl am liebsten selbst darüber Auskunft zu geben wünschte.
(6) Für Nord Amerika waren Franklins Fragen, seine Gesellschaft, seine Zeitungen, sein Kalender, den er 25. Jahr fortsetzte, über Gegenstände dieser Art von der vortreflichsten, über alle Colonieen verbreiteten Würkung.

„5. Ist Ihnen ein Mitunterthan[1] bekannt, der neulich eine würdige „Handlung, die Preis und Nachahmung verdient, gethan hat? oder ein „andrer, der einen Fehler begangen, der zu unsrer Warnung und „zu dessen Vermeidung dienlich seyn kann?"

„6. Welche unglückliche Würkungen haben Sie neulich an der Unmäßig„keit, Unvorsichtigkeit, an der Hitze oder einer andern Thorheit wahr„genommen? Welche glückliche Würkungen hingegen haben Sie von der „Nüchternheit, Klugheit, Mäßigkeit, oder irgend einer andern Tugend „erfahren?"

Glückliche Stuffe der Cultur auf welcher Fragen und Belehrungen dieser Art noch intereßant sind, auf welcher sie noch nicht Katechismusfragen oder Predigten heissen! Denn Trotz alles Spottes, werden praktisches Verdienst, gesunder Verstand und sittliche Tugend doch ewig und immer die Basis des
(7) menschlichen Geschlechts, in jeder seiner Verbindung seyn und bleiben. Nicht nur in Nord Amerika, sondern auch in Europa und selbst in Deutschland haben mehrere Länder Gegenstände solcher Art auf eine intereßante Weise zum Volksunterricht zu machen gesucht, sowohl im Wochenblatt, als im Kalender; und an der guten Würkung hiebei ist auf keine Weise zu zweifeln. Wenn in dergleichen öffentlichen Blättern dem Volk Irrthümer benommen, übelverstandene Sachen im rechten Licht gezeigt, nützliche Wahrheiten beigebracht, Wege zum Fortkommen gewiesen, Fehler und Tugenden in Beispielen dargestellt, würdige Handlungen ihrer Mitbürger und Mitunterthanen auch namentlich mit Lobe genannt werden; mich dünkt, so wöge dies doch wohl die elenden politischen Neuigkeiten auf, die jetzt das einzige Blatt unsres Landes, das jede Familie halten soll, zur Hälfte füllen. In den Osna-

1) A: Mitbürger (17, 13 Z. 4): Fr.: any fellow citizen

brückischen wöchentlichen Anzeigen sind Mösers patriotische Phantasien, eine für ganz Deutschland und Europa intereßante Sammlung von Aufsätzen, zuerst einzeln erschienen; fast alle Provinzen Deutschlands suchen diesen Platz zu einem Markt gemeinnütziger Kenntniße zu machen, und in (8) den meisten, von Westphalen aus bis nach Schlesien und Bayern hin sind vortrefliche Abhandlungen erschienen; in unserm Lande liegt dieser Platz noch ungebauet, und ich wünschte freilich, daß er lieber so ungebauet liege, als zum Spott oder zum Verderben des Volks übel angebauet würde.

„7. Fällt Ihnen etwas ein, wodurch die Gesellschaft dem Menschengeschlecht, ihrem Vaterland, ihren Freunden, oder sich selbst nützlich „seyn kann?"

Diese Frage halte ich für den Mittelpunct jeder sprechenden menschlichen Gesellschaft. Gesellschaft ist ein heiliger Name, ihr Mittelpunct ist ein Altar vereinigter Bestrebungen, die, so klein sie einzeln seyn mögen, durch die Verbindung mit mehreren von einer unnennbaren, Anfangs ungeglaubten Würkung seyn können. In einer Gesellschaft muß man fragen, wünschen, verlangen können; das Ganze derselben muß eine Bestandheit, Kraft und Gewicht bekommen, zu denen jedes Mitglied beiträgt, und in welche es sich willig verlieret. Wie wünsche ich den Tag zu erleben da jeder von uns vom Gemein- (9) werth (common wealth) und von dessen Folge dem öffentlichen Geist (public spirit) auch unsrer Gesellschaft, durch Proben überzeugt, auf diesen vesten Grund seine besten Gedanken, seine nützlichsten Anschläge und Bemühungen zu legen, nicht wagen darf, sondern freiwillig und sicher leget.

„8. Ist irgend ein verdienter Ausländer angekommen, und was haben „Sie von seinem Charakter und Verdiensten vernommen, oder selbst „bemerkt? Glauben Sie, daß es im Vermögen der Gesellschaft stehe, „ihm gefällig zu sein, oder ihn, wie er es verdient, aufzumuntern?"

Diese Frage gehört für Nord Amerika, nicht für uns; dort ist sie in der weltbekanntsten Würkung. Wir von unsrer Seite wollen den verdienten Ausländer, bei sonstiger Achtung und Gefälligkeit, in unsre geehrte Gesellschaft als Gast einführen.

„9. Kennen Sie irgend einen jungen verdienten Anfänger, welchen die „Gesellschaft auf irgend eine Weise aufzumuntern vermögend wäre?"

O eine menschliche wohlthätige Frage! Aller Anfang ist schwer; und (10) nicht in Nord Amerika allein, noch vielmehr im bedrängten Europa. Wenn also ein junger verdienter Anfänger von brauchbaren Talenten in Wissenschaften und Künsten hier eine Freistätte, einen Altar der Güte und Gnade fände, daß sein Talent zur Vollkommenheit, sein Verdienst zur Anerkennung, die Hoffnungen die er giebt, zur Reife einer Frucht, zur Brauchbarkeit und Nützlichkeit gediehen; was zierte unsre Gesellschaft mehr als ein solcher Altar des Wohlwollens, beförderter Hoffnungen, aufgemunterter Jugendkräfte und

der Anerkennung unerkannter Verdienste. Der schöne Spruch eines Griechen sagt: „Dem Tempel muß man den Altar, dem menschlichen Gemüth die Barmherzigkeit nicht rauben.“ Vielweniger einer menschlichen Gesellschaft; ihr sei ein solches Geschäft der Aufmunterung, der Fürbitte, einer rühmlichen Theilnehmung vor Allem heilig!

„10. Haben Sie einen Mangel in den Gesetzen Ihres Vaterlandes[1]
„bemerkt, um deß willen es rathsam wäre, die Gesetzgebende Macht um
(11) „Verbesserung anzusprechen? oder ist Ihnen ein wohlthätiges Gesetz
„bekannt, was noch mangelt?“

Die Gesetzgebende Macht um Verbesserung der Gesetze anzusprechen, ist nicht in unsrer Lage; Mängel derselben aber unter uns, bescheiden und vernünftig, zur Evidenz zu bringen, die Bemühungen des ganzen Europa in Verbesserung seiner Gesetze mit Aufmerksamkeit und Urtheil zu begleiten, ist die Pflicht eines jeden die Menschheit, den Staat und die Sitten liebenden Menschen. Wenn jeder Geist, der mit der Zeit fortschreitet, das Merkwürdige verfolgen muß, das in ihr geschieht; sollten wir das Merkwürdigste, das in unsrer Zeit geschieht, die der Menschheit nützlichsten oder gefährlichsten Experimente mit unsrer Betrachtung, unserm Urtheil, unsrer Meinung nicht auch verfolgen? Jedes Mitglied stehet dabei für sich selbst; und ein politischer Klub wird unsre Gesellschaft nie werden.

„11. Hat irgend jemand neulich Ihren guten Namen angegriffen, und
„was kann die Gesellschaft thun, um ihn sicher zu stellen? Ist irgend ein
„Mann, dessen Freundschaft Sie[2] suchen, welche die Gesellschaft, oder
(12) „ein Glied derselben Ihnen zu verschaffen vermögend ist? Haben Sie
„neulich den Charakter eines Mitgliedes angreifen hören, und auf
„welche Weise haben Sie ihn geschützt? Hat Sie jemand beeinträchtigt,
„von welchem die Gesellschaft vermögend ist, Ihnen Genugthuung zu
„verschaffen?“

Junger athmender Geist einer werdenden Verfassung und einer Gesellschaft, die dieser Verfassung aufhelfen soll, wie fern bist du aus Europa! — Wir m. H.[3] wollen uns einander wenigstens nicht selbst beeinträchtigen, und über das, was in der Gesellschaft geschieht, auch hinterrücks mit Schonung und Billigkeit richten. Jeder trägt das Beste vor, was er eben hat; sonst würde er ein besseres vortragen; und eine Gesellschaft, die sich noch nicht zusammen gefunden hat, wird sich zusammen finden.

„12. Endlich. Auf was Weise kann die Gesellschaft oder ein Mitglied derselben Ihnen in irgend einer Ihrer Absichten beförderlich seyn? Haben „Sie irgend ein wichtiges Geschäft unter der Hand, bei welchem Sie „glauben, daß der Rath der Gesellschaft Ihnen dienlich sein könnte?

1) Fr.: in the laws of your country   2) Mss.: sie
3) Abkürzung der Anrede, wie in der Vorlesung Bd. 17, 226,80.

„Ist irgend eine Schwierigkeit in Angelegenheiten vorhanden, welche „sich auf Meinungen, auf Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit beziehen, „und die Sie jetzt gern aus einandergesetzt haben möchten? Finden „Sie irgend etwas in den jetzigen Gebräuchen, oder Verfahrungsarten[1] (13)
„der Gesellschaft fehlerhaft, welches verbessert werden könnte?“

So sprach Franklin, und wir wollen wünschen, daß wir bald auch an uns diese Fragen thun können: denn sie allein knüpfen zwischen Mitgliedern das Band des gegenseitigen Intereße; sie machen einen gemeinschaftlichen Zweck und Brennpunkt, ohne welchen am Ende keine Gesellschaft seyn kann. Wenigstens also wollen wir uns einander, wo wir es können, unsern Rath, unsre Meinung, unsre Beihülfe in nützlichen, guten Unternehmungen nicht versagen, und dadurch Einer des Andern Zutrauen zu verdienen suchen. Wir wollen, wenn wir nicht grosse, thätige Humanisten seyn können, im Nord-Amerikanischen Verstande, wenigstens Humoristen seyn, (doch nicht im mürrischen Deutschen, sondern im Italienischen oder Englischen Sinne des Worts) und mit frölicher Aufmerksamkeit dahin streben, daß aus unsrer Versammlung mit Hülfe der Zeit und des guten Willens eine Gesellschaft werde.

1) Fr.: in the present customs or proceedings

2. Luther,
ein Lehrer der Deutschen Nation.

1.

Von

J. G. Herder.

(1792.)

1.

Als Lehrer der Deutschen Nation, ja als Reformator des ganzen jetzt aufgeklärten Europa ist Luther längst anerkannt; ja auch die Völker, die ihn dafür nicht anerkennen, geniessen seiner Reformation Früchte. Er stürzte den geistlichen Despotismus, der alles freie, gesunde Denken verbot oder aufhob; er gab den Menschen zuerst in den schwersten, den geistlichen, mithin auch der Folge nach in allen Dingen, den Gebrauch der Vernunft und offnen Beurtheilung wieder. Die Macht seiner Sprache und seines biedern Geistes, vereint mit den Wißenschaften, die vor[1] und mit ihm auflebten, vergesellschaftet mit den Bemühungen seiner Freunde und Werkzeuge, bildete zuerst ein populares Publikum in Deutschland und in den angrenzenden Ländern. Es las jetzt, was sonst nie gelesen hatte und lesen konnte: Schulen und Akademieen wurden gestiftet, Deutsche geistliche Lieder gesungen und in Deutscher Sprache häufiger als sonst gepredigt. Das Volk bekam die Bibel, wenigstens den Katechismus in die Hände; zahlreiche Sekten der Wiedertäufer und Irrlehrer entstanden, deren viele auf ihre Weise zum Streit, zu gelehrter oder popularer Erörterung dieser und jener Materien, also auch zur Uebung und Politur des menschlichen Verstandes, der Deutschen und andern Sprachen beitrugen. Wäre man seinem Geist gefolgt, und hätte in dieser Art freier Untersuchung auch die Gegenstände ergriffen, die nicht in seiner Mönchs- Kirchen- und Reformatorsphäre lagen; hätte man die Grundsätze, nach denen er dachte und handelte, allenthalben angewandt — doch was nützt es, vergangene Zeiten zu lehren oder zu bejammern? Laßet uns seine Denkart,

---

1) „von ... ihm", wie Band 17, 87 Z. 10 steht, ist ein aus A (2, 33) eingeschlichener Druckfehler.

seine Grundsätze, selbst seine deutlich gegebenen Winke und eben so stark als (2)
naiv gesagten Wahrheiten für unsre Zeit nutzen und anwenden. Ich fange ein kleines goldnes A. B. C. seiner Sprüche und Lehren an, in denen er sich als Ecclesiastes, als Prediger der Deutschen Nation, wie er sich selbst mehrmals nannte, darstellte; andre mögen es fortsetzen, erweitern, commentiren, beherzigen und anwenden. Nicht ich spreche, sondern Luther.

A. Adel.

Im Jahr 1520 schrieb Luther an den Christlichen Adel Deutscher Nation, von des Christlichen Standes Beßerung, eine Schrift, voll so klarer heller Einsicht in den verderbten Zustand der Deutschen sowohl kirchlichen, als gelehrten und politischen Verfaßung, voll so bündiger, wohlgemeinter Rathschläge, daß nicht nur der Nation, sondern auch dem hohen regierenden Adel selbst sehr geholfen wäre, wenn man davon in den seitdem verlaufen 272 Jahren redlichen Gebrauch gemacht hätte. Die kleine Schrift, die Goldes werth und nach Luthers Weise sehr heiter und verständlich geschrieben ist, verdiente jetzt mit Anmerkungen, wie weit mans denn seit der Zeit gebracht habe, neu herausgegeben, und in Luthers Geist Lob und Tadel namentlich auf die gehäuft zu werden, die des Christlichen Standes Beßerung bis anher gefördert oder verhindert haben. Was Luther vom Adel dachte, will ich in einigen Sätzen auszeichnen. [Wider den Bischof zu Magdeburg, 1539 = Band 32, 19 (Erlanger Ausgabe). Auslegung des 101. Psalms, 1534 = 39, 351 fg. u. a. Der Schluß des Artikels fehlt, da das anschließende Doppelblatt, 4 Seiten fol., ausgehoben und in die Humanitätsbriefe eingelegt ist: 2, 45 = Herders Sämmtliche Werke Band 17, 91 fg.]

D. Deutsche, Deutschland.

[Auslegung des 101. Psalms = 39, 357. An den christlichen Adel = 21, 356 fg. u. a. Zwei Seiten, Anschluß an das ausgeschnittene Stück.]

F. Fürsten. (11)

Seine Schrift von der weltlichen Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei? fängt Luther also an:

„Ich habe vorhin ein Büchlein an den Deutschen Adel geschrieben, und angezeigt, was sein christlich Amt und Werk sei; aber wie sie darnach gethan haben, ist gnugsam vor Augen. Darum muß ich meinen Fleiß wenden und nun schreiben, was sie auch laßen und nicht thun sollen. Und hoffe, sie werden sich eben darnach richten, wie sie sich nach jenem gerichtet haben“ u. s. w. [Sechs Seiten: 22, 62 fgg. 95. 96. 97—100. 103—105.]

(17) G. Gemeine Wesen.

(Hierüber hat Luther einen zarten Roman gedichtet, indem er, voll der Sprache und Bilder der Propheten, das hohe Lied auf die geist- und weltliche Policei anwandte. Wer will, ziehe politische Idyllen daraus, die freilich aber in das Land gehören möchten, in dem der morgenländischen Sage nach, König Salomo noch jetzt im Reiche der Geister herrschet. Man könnte diesen Staat Luthers Utopien nennen; der edle Mann hat seine ganze, starke und feine Seele darin entworfen.)

H. Hof.

[Sechs Seiten: Auslegung des 101. Psalms = 39, 335. 336. 337—39. 346—48.]

(23) K. Krieg.

(Hierüber hat Luther in der Warnung an seine lieben Deutschen, in den mancherlei Schriften gegen die Aufrührer und Schwärmer, späterhin in mehr als Einer Vermahnung wegen des Türkenkrieges u. s. so viel eigentlich für Deutschland gehöriges Wahre und Gute gesagt, daß er auch in dieser Materie als ein Einsicht voller ächter Biedermann dastehet. Ziehe ein andrer daraus, was für unsre Zeiten dienet; diesem Ort wäre der kleinste [Auffatz] Auszug zu lang.

R. Regimentsänderung.

[Fast fünf Seiten, das fehlende Mittelblatt ausgehoben für die Humanitätsbriefe 2, 21 fgg. = Herders Sämmtl. Werke 17, 82 fgg. Auslegung des 101. Psalms = 39, 354. 284. 287. Ein Sermon oder Predigt, daß man soll Kinder zur Schulen halten = 17, 402.]

(27) S. Schreibfeder.

[36 Zeilen aus dem angeführten Sermon.]

(28) T. Trotz. U. Uebermuth.

V. Vermeßenheit, Verblendung, Verstockung, Verzweifelung.

[Dritteha1b Seiten.]

(31) T. Tyrannei. W. Wuth, Pöbelwuth.

Z. Zerrüttung.

[Drei Seiten: Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können = 22, 257—63. 264. Humanitätsbriefe 2, 39 fg. 35. 37 = Herders Sämmtl. Werke 17, 89. 88.]

2.

Luthers

Weißagung im Jahr 1532 nach Kurfürst Johanns Ableben.

[Zwei Seiten: der Schluß lautet:]

Wo Gott und der gemeine Mann nicht vorgeht,
und es im Land also zusteht,
daß der Herre Frommen nicht betracht,
und ein jeder nur für sein Haus wacht;
den Armen laßen plagen und drücken,
ihm halten auch gar keinen Rücken;
so kann es die Läng' nicht bestehen,
und muß endlich zu scheitern gehen.
Deß hat man der Exempel viel,
davon hie zu reden nicht Noth seyn will.

Herr Jesu Christe, der Du beider Theil Herzen erkennest, rette Deine Ehre und Deine Wahrheit, daß die Ungläubigen bekennen müßen, Diese Lehre in unsern Kirchen sei Deine Wahrheit, und daß Du unsre Kirchen wahrhaftiglich erhörest. Amen.

3.

Luthers Fabel

vom Löwen und Esel.

[Vier und eine halbe Seite. Zuerst im A. B. C. hinter D.: E. Esel. Eine neue Fabel Aesopi, neulich verdeutscht gefunden. Vom Löwen und Esel. Gedruckt in hexametrischer Paraphrase in Joh. Gottfr. von Herders Gedichten 1817. 1, 348—354 mit der — nicht von Herder herrührenden — Überschrift „Der Wettstreit um die Krone.“ Brouillon und Reinschrift dieser letzten Fassung sind erhalten. Demnächst in Band 29.]

* * * (34)

Verzeihe, edler Schatten, daß ich Deine Gestalt hinauf bemühet, und zum Theil auch harte, obwohl lebendige Worte aus Deinem Munde und Deinen Schriften entlehnt habe. Ich entlehnte sie zu einem guten Zweck, des gährenden Geistes meiner Zeit halben, da Uebertreibungen von beiden Seiten herrschen und nicht jeder die Mittelstrasse zu finden weiß. Werde nochmals der Lehrer Deiner Nation, ihr Prophet und Prediger; vielleicht hört Deutschland, Fürsten, Adel, Hof und Volk Deine Stimme, deren Wahrheit

hell wie der Mittag, deren Ton und Laut so eindringend ist, als zuweilen furchtbar und schrecklich. Ein andermal wollen wir zartere Worte aus Deinem Herzberedten und Herzberedenden Munde vernehmen. Jetzt ende ich mit Deinen Worten: „Hie will ich es beschliessen, hoffe ich habe es gut gemacht; gut heiße ich, wo es wenig Leuten wohlgefallen und viel Leute übel verbriessen wird. Das soll fast so ein gewiß Zeichen seyn, als die Krippen und Windeln den Hirten gewiß Zeichen waren. Gefället es jedermann, so ist es gewißlich eine böse, schändliche Arbeit, die ich gethan habe; hoffe aber, ich habe mich der Gefahr wohl benommen. Gefället es nicht jedermann (da Gott für sei!) so sei es im Namen Gottes eine verlohrne Arbeit und niemand damit gedienet. Doch wer sich merken läßt, daß es ihm nicht gefalle, der wird sich gewißlich getroffen fühlen und schuldig wißen, und eben damit bekennen, er sei oder wäre gern deren einer, die hier gemahlet sind, wie Christus spricht: aus deinem Munde wirst du verdammt, und die Heiden, als Cicero, auch sagen: wenn niemand genennet wird, so man die Laster straft, wer darüber zürnet, der verräth und giebt sich selbst schuldig. Christus unser Herr sei uns allen gnädig, und bleibe (im starken Glauben) unser lieber Heiland, Amen."

---

3. Sechste Sammlung.

Zu Brief 76 (Band 17, 390,136). Aus der ersten Niederschrift.

Wo stehen wir jetzt mit unserm Kunstgeschmack? Auf einer windigen Anhöhe. Seitdem die Italienischen, die Altdeutsche, die Niederländische Schulen dahin sind, haben zuerst Französische, sodann Englische Kupferstiche die Welt überschwemmt und sind Lehrer des neuen Geschmacks worden. Mit jenen und diesen, (wenige gute Meister ausgenommen) hat sich mit mannichfaltigen Täuschereien des Grabstichels Einerseits eine falsche Zierlichkeit, Anderseits eine Richardsonsche Romanheldenschaft in Figuren und Compositionen verbreitet, die das Auge verführen, den innern Sinn aber leer lassen oder beleidigen. Lange Jahre hin sind unserm armen Deutschlande durch diese Scheinwerke Geldsummen entwandt, deren sich unsre eigne darbende Kunst in ihrem Nothstande hätte erfreuen mögen. Diese aber war noch zu einem traurigern Schicksal bestimmt, in Vignetten, Bücherkupfern, Taschenkalendern und Modejournalen sich selbst ganz zu zerstören; so daß uns der einzige Trost übrig bleibet, sie könne nicht ärger mißbraucht werden, als sie gemißbraucht ist.

Was ist hiegegen zu thun? Wären wir Fürsten — doch das sind wir nicht. Aber auch bloß als Privatleute können wir viel thun. Keiner von uns laße ein Buch drucken, in welchem sich Eine Seifenblase von Kupfer

oder Vignette zeiget. Keiner von uns kaufe ein Buch dieser Art, wenn er es anders haben kann, und laße keinen seiner Freunde es kaufen. Verbannt sei aus unsern Zimmern und Vorzimmern jede schwarze, rothe und weiße Kunst des Englisch-Französischen Scheingeschmacks, und es gelte als ein übles Zeichen, wo Jemand Etwas davon an die Wände heftet. Kein Mann, der daurende Ehre liebt, arbeite in ein verführendes Mode-Tag-Buch; kein honettes Auge sehe es an. Aus unsern Taschenkalendern, wenn sie auch sonst die schönsten Sachen enthielten, wollen wir sogleich alle verkrüppelte Figuren, die Schändungen der Kreatur Gottes, die in ihnen unter den Affen herabsinkt, mit leiser Hand weg thun, daß sich das Auge unsrer Kinder an ihnen nicht ärgre, und kein edles Weib diese Scheusale gewahr werde. Kein Erziehungsbuch, worinn diese Verunstaltungen ihr Spiel treiben, komme unsern Lehrlingen vor Augen; und dann erwecke der Himmel einen zweiten Leßing, der mit der Geißel in der Hand diese Wechsler und Taubenkrämer aus dem Tempel des Geschmacks vertreibe, ihre Wechseltische umstoße, und sie der allgemeinen Verachtung Preisgebe. Gekreuzigt wird er dafür nicht werden: denn alle Verständige, die den Unfug sehen und bedauren, warten im Stillen auf ihn, und werden ihn in den Tempel des Ruhms geleiten.[1]

---

4. Achte Sammlung.

Schluß.[2]

(a) Ist die ächte Poesie nur Eine, und ist sie dieselbe unter alten und neuen Völkern: so ist sie auch wie der menschliche Geist unsterblich, wie das Herz der Menschen sich mittheilend und verewigend. Bei diesem und jenem Volk kann sie sich sehr verunreinigen und zuletzt traurig hinsterben; die Geschichte giebt davon fürchterliche Erweise; selten kommt sie auch, wenn nicht eine neue Schöpfung vorgeht, diesem Volke wieder. Aber die Musen wandern; oft sinds dieselben Ursachen, die hier jede ächte Poesie tödten, dort verjüngen, und auch bei demselben Volk, wenn es nicht ganz in die Barbarei versinkt, scheint ein Cyklus obzuwalten, der nach düstern desto hellere Zeiten hervorbringt. . . . . .

Haben wir damit verlohren oder gewonnen, daß wir im Mönchs- und Volksgeschmack der mittleren Zeit das Niedrige, in Corneille's Helden das

---

1) Anschluß der Stelle: „Neulich, sagt Petron" u. s. w., deren letzte Sätze hier deutlicher lauten: „Die Compendienkunst unsrer Aegypter [die jede Wißenschaft ihrer Kupferstiche wegen verhandelt] liegt vor uns. Ein andermal davon mehr."

2) Schluß der „Litteratur-Fragmente." Beziffert: 9. Vgl. Band 18, 134,$_{171}$ fgg.

Romanhafte, in Miltons Teufeln das Groteske, in Voltair's Henriade die Deklamation erkennen und nicht mehr zu unserm Geschmack rechnen? Ich denke, wir haben gewonnen: denn das Gute aller dieser Productionen schätzen wir deßhalb nicht minder, sondern vielleicht höher. Der wahre Geschmack, so auch die wahre Poesie sind Kinder einer ächten Philosophie der Natur, der Geschichte und des Lebens; oder vielmehr sie sind diese Philosophie selbst. Der Geschmack sagt sie sich in Enthymemen; die Poesie stellet sie dar. Was in ihr Bild, Gleichniß, Allegorie heißt, gründet sich zuletzt auf Analogieen, auf Inductionen, die auch die Philosophie nicht verschmähet, ja auf die sie, nur in einer andern Manier gebauet ist, eben wie die Dichtkunst. Nichts ist schön, als das rein Gute und Wahre.

Damit aber will ich so wenig eine [falsche] Metaphysik ins Gebiet der Poesie einführen, daß ich vielmehr vor diesem Gestaltlosen Schatten, wie vor einem fürchterlichen Gespenst warne. Was verderbte die Poesie bei Griechen und Römern? Außer andern bösen Einflüssen eine Gestaltlose Abstraction, ein Ringen nach dem Nichts vorm ersten Chaos, ein Schwindeln nach außerweltlichen Ideen, nach unerreichbaren Idealen, die dennoch von ihr ausgedrückt werden sollten. Was hielt die Poesie in den mittleren, ja auch im vorigen Jahrhunderte solange in Feßeln eines bösen Geschmacks? Stat meiner möge Samuel Johnson darüber antworten, der die Raritäten der metaphysischen Dichter Englands claßificirt auf den Markt gestellt hat. Man schaue sie an, für unsre Zeiten zur Warnung: denn es scheint, die metaphysischen Unholde kommen wieder.

Auf der andern Seite ist eine niedrige Popularität der Dichtkunst eben so schädlich. Volksgesänge gingen ihr vorher; deßhalb aber soll sie sich[1] nicht nach dem verderbten Geschmack des Volks als nach einer Regel richten; vielmehr soll sie dem Volk Gesänge schaffen, die seinen Verstand und seine Sitten bilden. Was brachte zur Zeit der Möncherei den Geschmack bis zu Esels- und Narrenfesten hinunter, als eine niederträchtige Plebejität? Was hob nachher die Dichtkunst, als daß die Edlern sich vom Geschmack des Pöbels entfernten? Unwürdig ists also für uns zu dichten und zu schreiben, als ob wir noch im eilften Jahrhundert lebten. Was soll jene Schmeichelei der Ahnen und des Adels? jene heilige Verehrung der Klöster und Rittergebräuche, die in so vielen Theaterstücken, Romanen und Romanzen, Sagen und Liedern duftet, als ob wir von diesen Dingen noch jetzt das Heil der Welt hofften? Wenn dies Alles blos des Geräusches und des Sonderbaren wegen ohne Zweck oder zu einem falschen Zweck vorgeführt wird, blos um einen Gedankenlosen Pöbel zu äffen, seine Begriffe zu verwirren oder ihm eine falsche Anhänglichkeit zu geben, bringen wir damit nicht das hölzerne

1) „sich" fehlt im Manuskript. Zuerst: „soll man sie"

Puppenwerk der alten Ritterzeiten wieder und versündigen uns an der beßern Muse? Wenn wir glauben, daß der üppige Geschmack, der zu den Zeiten Boccaz, Brantome und Philipps von Orleans herrschte, unser Geschmack sei oder werden solle, kitzeln wir nicht den Pöbel auf eine verworfene Weise? Mit dem Aberglauben und den Vorurtheilen des Volks ist es nicht anders. Wir sollen nicht mehr singen und dichten, wie Dante dichtete, wie Gottfried von Monmouth erzählte; oder wir verschwenden unsre Gaben. Hans Engelbrechts Visionen und unsres Nationalhelden Eulenspiegels Einfälle sind gleich würdige Gegenstände der Dichtkunst. Wenn dies bunte Allerlei von Pöbelgeschmack fortgeht und mit jedem Jahre zunimmt, wohin muß unser lesendes Publicum gerathen? Müßen wir uns nicht unsrer Literatur bald vor jedem Auslande schämen? .....[1]

Hätten wir einen Deutschen Helikon hinter uns, eine Menge vollendeter Schriftsteller vom besten Geschmack in jeder Art der Künste und des Wißens: so könnten wir eher unbesorgt seyn. Wie jung ist aber der gute Geschmack bei uns! Statt einer Zahllosen Ernte wie sparsam hat die ächte Muse den Samen bei uns gesäet! Zurück also, so lange wir können. Es giebt nur Eine Poesie, nur Einen guten Geschmack auf der Erde; haben wir diesen nicht, so haben wir gar keinen oder einen falschen. Wir wollen uns nicht scheuen, das Richtmaas der Alten an unsre Werke in jeder Gegend anzulegen; dabei aber nicht ihre Sklaven werden, sondern die Schätze unsrer Zeit, unsrer Natur und Kunst mit eignen Kräften in eigner Ansicht gebrauchen. Poesie macht die ganze Natur zur Kunst, die Natur in und außer uns; die Regel ihrer Kunst trägt sie in sich. Trotz aller Abweichungen des Geschmacks ist diese vest und bleibend: denn die Philosophie des Wahren, Schönen und Guten ist nur Eine.

(b) Zweite Redaktion.

[2]Endlich. Wahre Poesie steht nicht in Büchern, schwebt nicht auf Lippen allein; sie denkt und dichtet in der Seele, sie ordnet und regiert das Leben. Vom Leben ging die Poesie der Alten aus, dahin wirkte sie, ihr letzter Zweck war reine Gestalt, Philosophie des

1) Zwei Abschnitte übergangen — wider die ästhetische Kritik der Zeit. „Man weiß, sie sowie die ganze Schriftstellerei ist verpachtet."

2) Die vorangehenden sechs Abschnitte oder Kapitel enthalten die Grundzüge der Briefe 100—106. So „Drittens" = Br. 101. „Der Lebenspunkt im Gebilde der Kunst ist Nachahmung (μιμησις)" vgl. 18, 113,$_{114}$ Z. 1. 2. „Sechstens" = Br. 105, mit einem in letzter Redaktion getilgten starken Exkurs gegen „die unwißende, leidenschaftliche, Neidvolle, falsche Kritik", deren „Richterstühle von Namenlosen Leuten besetzt sind." (Jenaische Litteraturzeitung.) Erhalten sind in dieser stark durchkorrigierten Redaktion die Schlußsätze des ersten Abschnittes und alles Folgende, 9 Seiten fol.

Lebens. Abstraction und schlechte Popularität (zwei Extreme) führten sie in den mittleren Zeiten auf Abwege; vor beiden Feinden muß sie sich auch noch jetzt unter jeder Larve des süßen Betruges hüten. Die Abstraction führt sie in einen Tartarus Gestaltloser Schatten, oder in ein Empyräum des Urlichts, unumschriebner, flammender Ideale. Beide sind nicht für sie: denn sie bedarf Gestalten, sie bedeckt ihr Antlitz vor außenweltlichen, unerreichbaren Idealen. Auf der andern Seite hat eine niedrige Popularität sie zum plebejen Geschmack, zur unwürdigen Schmeichelei, und überhaupt zu Scenen geführt, vor denen die Muse erröthet. Zwischen beiden Abwegen geht der königliche Weg; er führt zu Allem, wodurch die Menschheit menschlich wird, wodurch sie sich bildet und veredelt. Poesie macht die ganze Natur zur Kunst, sie ordnet mit Grazie das Leben. Wie der Mensch das Kunstgeschöpf der Natur ist: so ist sie die Kunst seiner Natur, sich und alles um sich her bildend. Nach je reinern Formen des Wahren, Schönen und Guten sie dies thut, desto mehr ist sie im Natürlichen wunderbar, im Menschlichen göttlich.

Schlußbericht

zu Band XVII. XVIII.

Die in Band XVII und XVIII vereinigten Humanitätsbriefe und Abhandlungen aus den Jahren 1791—97 bilden ein ziemlich fest geschlossenes, in Ton und Stil einheitlich gehaltenes Ganzes. Die Briefform herrscht vor, ist aber etwas Nebensächliches und wird so auch vom Autor behandelt, der sie in den am sorgfältigsten gearbeiteten Partieen des Hauptwerks gewöhnlich fallen läßt; wo wir sie auch bei den im engern Sinne so genannten Kleinen Schriften vertreten finden, entdecken wir meistenteils zurückgelegte und ausgeschaltete Stücke, Abfälle und Ausschnitte des Hauptwerks. Es empfahl sich demnach, den Inhalt beider Bände mit einem Bericht zu umfassen. Ein geschichtliches Material von bedeutendem Umfang, das sich nach und nach erschloß, zum Teil noch ungedruckt, hat diesen Bemerkungen fast wider meinen Willen den Charakter einer orientierenden Einleitung gegeben, die vielleicht auch hätte vorantreten dürfen. Denn, um dies vorauszuschicken: wenige Werke haben unter den Händen der an der ersten Gesamtausgabe beteiligten Ordner so schwere Beschädigungen, keines hat schon, indem es sich unter des Verfassers Hand ausgestaltete, so empfindliche Einbußen und Abzüge an seiner Idee und ursprünglichen Anlage erfahren, wie die „Briefe zu Beförderung der Humanität.“

1. Die Humanitätsbriefe: Entwurf des Sammelwerks und Verhältnis zu den „Ideen“.

Den „Sammlungen“ der Humanitätsbriefe und der Christlichen Schriften (1794—98. Band XIX. XX.) sind vier Teile „Zerstreuter Blätter“ (1785—92) vorangegangen; mit und neben ihnen

erschienen die zwei letzten Teile der „Blätter“ und drei Bändchen eines unvollendeten poetischen (lyrischen) Sammelwerks „Terpsichore“ (Band XXVII).[1] Unmittelbar fast indem die Humanitätsbriefe schließen, taucht der Plan auf, ein Journal — Aurora — zu gründen im Verein mit wenigen Mitarbeitern (Knebel, Jean Paul, Friedrich von Einsiedel), ein Plan, der sich am Eintritt des neuen Jahrhunderts in der Adrastea mit etlichen durch die Lage gebotenen Einschränkungen verwirklicht. Die Adrastea hat nur von Knebel Beiträge aufgenommen, wie denn Herder von vorn herein auch bei jenem ersten Entwurf zum Journal das meiste von dem Seinigen zu bestreiten gedacht hat. Und Knebel ist es, der auch schon an den Humanitätsbriefen in bescheidenem Umfange mitgearbeitet hat. Ich weiß sonst nur einen Fall, daß Herder um einen Beitrag wirbt: Georg Jacobi's schöne Epistel „An Schlosser im April 1793: Freund! in jenen bangen Tagen, Als so tief die Menschheit fiel“, die den Glauben an die Menschheit auch unter den Gräueln der Revolution aufrecht zu halten mahnt, wünscht er seinen Briefen einzuflechten.[2] Die Zeitgedichte, welche er eingerückt hat, waren schon vorher gedruckt; er hatte sie und noch viele andere desselben Schlages (von Klopstock, Ramler, Voß, Claudius, Leopold v. Stolberg u. A.) aus Zeitschriften und von einzelnen Blättern mit seiner beispiellosen Schreib- und Sammellust in Kollektaneenbücher und

1) Die Gedichte Balde's sind nur ein Teil der Sammlung. Auf den ganzen Umfang deuten die Titel der beigegebenen Abhandlungen: Die Lyra. Alcäus und Sappho (27, 103—198). An den jüngeren Hartknoch schreibt Herder am 21. Mai 1795: „Der Verfolg von dem, was in die Terpsichore sollte, und der Hauptzweck war z. E. Horaz und was dazu gehöret, steht Ihnen unter einem andern Titel zu Dienst.“ Den Horazübersetzungen (26, 213—60) hätte sich eine erweiterte Hyle kleiner griechischer Gedichte angefügt, zu welcher Stoff genug vorhanden war (Band 26 S. XIV fg. zu 148 fgg.).

2) Herder an F. Jacobi 5. Aug. 93. Aus Herders Nachlaß 2, 307. Das Gedicht steht in der Züricher Ausgabe von G. Jacobi's Sämmtlichen Werken von 1807 fgg. Band 4, 231, in der letzten Ausgabe der S. W. (1819 fgg.) 4, 233.

Diarien eingetragen. So stehen nun die Humanitätsbriefe nach Zeitfolge und Haltung mitten inne zwischen sorgsam angelegten Sammlungen von zerstreuten, meist „palingenesierten“ kleinen Prosawerken und Poesieen und den locker gefügten journalistischen Arbeiten der letzten Jahre. An die berühmteste kritische Zeitschrift des Jahrhunderts erinnerte schon der Titel, besonders in seiner ersten Gestalt: „Briefe, die Fortschritte der Humanität betreffend.“ Mehrfach gewahren wir in der Anordnung etwas von der zwanglosen Folge eines Journals, Gruppen von Abhandlungen würde man herauslösen können, ohne das Gefüge zu schädigen, und so hatte Schiller ganz recht, wenn er, Herders Anteil an den Horen rühmend, es bedauerlich fand, daß dieser nicht die sämtlichen „interessanten“ Aufsätze einer Sammlung (der sechsten) seiner Zeitschrift überwiesen habe.

Manches von dem, was Herder in den letzten zwölf Jahren seines arbeitsreichen Lebens hervorgebracht hat, vielleicht das meiste, hängt mit seinen persönlichen Umständen so eng zusammen, daß man es losgetrennt von denselben nicht wohl betrachten darf. Nur im selteneren Falle ist es rein und folgerecht einer dem eingeborenen Triebe unverwandt hingegebenen Natur entsprungen, öfters sozusagen einem notgedrungenen Abkommen zwischen den Forderungen einer solchen Natur — die ihres Zieles wunderbar früh inne geworden war — und dem Drange einer widerwärtigen, den freien Aufschwung lähmenden Wirklichkeit. Andeutungen hierüber werden im folgenden nicht ganz zu umgehen sein, so ungern man auch, zumal hier, dem Biographen zuvorkommen mag. Andeutungen enthalten die Schriften selbst, Klagen über den Druck der Sorgen, über den Zwang der Lebensstellung (S. 414 fgg. Band 27, 208 u. a.). Körperliche Leiden, noch mehr aber häusliche Bedrängnis und Sorge um das Auskommen haben unverkennbar auch bei der litterarischen Produktion ihren Einfluß geltend gemacht; daneben auch der schmerzlich empfundene Mangel an einer längeren Mußezeit. Größere Werke, wie die Älteste Urkunde, die Schrift Vom Geist der Ebräischen Poesie mußten, nach mehrmaligen halben Ansätzen zur Fort-

führung, liegen bleiben,[1] sogar die „Ideen", und eine an das Publicistische streifende, auch in vereinzelter Muße förderbare und leichten Lohn verheißende Thätigkeit gewinnt zeitweilig die Oberhand, eine Produktion, bei welcher der Stamm des litterarischen Daseins sich behaupten mochte, aber doch keinen kräftigen Schoß mehr zu treiben im stande war.

Um die geschäftliche Seite seiner litterarischen Unternehmungen hat sich Herder selbst nur widerwillig gekümmert. Er überließ es am liebsten seiner Gattin, dieselbe wahrzunehmen, und Caroline, der autor autoris seiner Schriften, wie er sie scherzweise nennt, hat auch ihm gegenüber, wenn es not that, die geschäftlichen Rücksichten vertreten, indem sie ihn mit möglichster Schonung seiner empfindlich vornehmen Natur auf das Einträgliche hinzulenken verstand. Sie ist es denn auch, die im Auftrage Herders, welcher sich körperlich damals „in elendem Zustande" fühlte, den Sohn des alten Rigaer Freunds und Verlegers Hartknoch nach Weimar einladet (27 April 92). Ihr Mann gedenke ihm ein gangbares Buch zu geben, interessant für alle Stände, wie schon der Titel beweise. Der Verleger findet sich bereit, man einigt sich nach mündlicher Verhandlung „auf gleichen Anteil des Gewinnes", und so ist in den ersten Wochen des Mai die Sache so weit gediehen, daß Herder, wie er dem

---

1) Vgl. Band 12, 401[1]. Die dort angeführten Belege über den dritten Teil der „Ebräischen Poesie" lassen sich aus dem Briefwechsel mit dem jüngeren Hartknoch ergänzen. Es waren schon Verhandlungen mit einem neuen Verleger angeknüpft (21 Mai 95). Angebahnt sollte der Schluß des Werkes werden durch die „Persepolitanischen Briefe", die als opus postumum von Johannes von Müller im 1. Theil Zur Phil. u. Gesch. veröffentlicht wurden (Von und an Herder 3, 335. 337). Umfassende Vorarbeiten stecken in einem starken Manuskriptbuche in 4°, das die wichtigsten Excerpte und Skizzen zu Arbeiten des letzten Jahrzehnts enthält — den Humanitätsbriefen VII. VIII., Christlichen Schriften u. a. Auf dem ersten Blatt in großen Zügen der Titel V a l l u m H u m a n i t a t i s. (Das Vallum Humanitatis des Humanisten Hermann von dem Busche besaß Herder in dem Frankfurter Neudruck v. J. 1719.) Ich werde das Buch unter dem von Herder gewählten Namen noch öfters anführen.

alten Gleim anvertraut, „an ein neues Werk denkt, mit Kummer und Mühe“ (wegen seines bedenklichen Gesundheitszustandes). Den Titel, neben der oben angeführten Form noch eine kürzere, teilt er dem Halberstädter Freunde am zweiten Pfingsttage (22 Mai) mit. „Das Jahrhundert geht mit beschleunigendem Fall zu Ende; an den sollen sich also auch meine humanistischen oder humanen Briefe schließen, so Gott hilft!“ Er denkt mit Liebe an das Vorhaben; das Beste, was er in Herz und Seele trägt, will er hineinlegen. So sind Sorge und Neigung, Bedürfnis und Seelenforderung gleich im Eingang vereinigt: und neben Motiven edelster Art hat auch in der Folge noch die ökonomische Berechnung zuweilen mitgesprochen.[1] Schließlich aber ist es doch, wenn es nötig sein sollte, das zu sagen, nicht das äußere, irdische Prinzip, welches den Charakter des Ganzen bedingt hat. Das Werk ist an seiner Stelle mit einer gewissen inneren Notwendigkeit hervorgegangen, es steht in enger Verwandtschaft mit der geschichtsphilosophischen Hauptschrift, dem Centrum von Herders ganzer Thätigkeit, und seine Keime liegen da, wo die meisten litterarischen Thaten des Autors wurzeln.

Die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit waren mit dem vierten Teil abgebrochen worden, 1791. Mit der Veröffentlichung hatte Herder drei Jahre gezögert, da dieser Teil in erster Fassung schon vor dem Aufbruch nach Italien (1788) da lag. Den fünften Teil hinzuzufügen fühlte er sich lebhaft getrieben, und seinen Inhalt hatte er in Gedanken so weit durchgearbeitet, daß er im Mai 1791 für den nächsten Winter schon den Druck bestellte. Der Schlußteil solle, läßt er durch seine Frau dem Verleger mitteilen, „unsere ganze Verfassung mit allem, was dazu den Grund gelegt oder beigetragen hat, betreffen.“ Er würde ihn ohne Zweifel geschrieben haben, wenn ihm „ein einziger gesunder Sommer mit etwas mehr Muße, als er bisher gehabt“ geschenkt worden wäre; schwerlich aber hätte er ihn in der Form, wie er

1) Von und an Herder 1, 148. 151.

ihm „am Herzen lag" drucken lassen, schwerlich wenigstens vor dem Ablauf des Jahres 97, vor Aufhebung des Wöllner'schen Edikts.

Um die Haltung unserer Litteratur während der ersten neunziger Jahre ganz zu verstehen, darf man die Art, wie in beiden deutschen Großstaaten die litterarische Polizei gehandhabt wurde, nicht außer Betracht lassen. Das gilt selbst von den oberen und vornehmen Schichten, welche sich so lange von der politischen Konstellation unbeeinflußt gehalten hatten.[1] Weimar, durch Bande der Verwandtschaft und politisches Einvernehmen an Preußen geknüpft, konnte sich der dort herrschenden Strömung nicht gänzlich entziehen, und Karl August war aus Überzeugung und Politik ein Gegner der französischen Republik und der Ideen, die sich von dort aus über Deutschland verbreiteten. Herder aber war, seit er politisch denken gelernt hatte, ein entschiedener Freund freier Verfassungen. Zu ihrem begeisterten Lobredner machte er sich in der Schrift Vom Einfluß der Regierungen auf die Wissenschaften, die der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegt und von ihr gekrönt war — im Jahr 1780. Wie weit eben damals seine Wünsche und Gedanken gingen, wissen wir aus den vertrauten Gesprächen mit seinem jungen Freunde aus der Schweiz, Georg Müller (dem Bruder des Historikers). „Wir redeten (13. Oktober 80) von dem Druck, unter dem itzt die Menschheit allenthalben seufzt, Atheismus, Despotismus, Knechtschaft der Gewissen und Geister; und wie so allenthalben ohne Widerspruch die heiligsten Rechte der Menschen für nichts geachtet und zertreten werden." Herder gedenkt dabei an den Krieg der Engländer mit den Amerikanern. „Auch in dem aufgeklärten Preußen herrscht die größte Sklaverei... Die

1) An Kant und an das Verbot der Jenaer Litteraturzeitung in Preußen braucht nur erinnert zu werden. Als F. Jacobi i. J. 1785 Goethes „Prometheus" in seinem Büchlein Über die Lehre des Spinoza veröffentlichte, hielt er es in Befürchtung der Konfiskation für geraten, dasselbe auf zwei unbezifferten Blättern einheften zu lassen (hinter dem dritten Bogen) und durch eine Note den Verdacht des Atheismus abzuwehren. Briefwechsel zw. Goethe und F. Jacobi S. 89.

Menschheit seufzet vergeblich, sich zu erheben, bis ihr Erretter kommt. Das Seufzen kommt aber tausenden nicht zu Ohren" u. s. w. „Er ist dem Adel schrecklich feind", notiert G. Müller später, „weil er der Menschengleichheit und allen Grundsätzen des Christentums entgegen und ein Monument der menschlichen Dummheit ist." [1] Alles dies geht, wie hier nur berührt werden kann, auf die in Frankreich (1769) empfangenen Eindrücke zurück, auch noch weiter auf das Leben in Livland, unter einer Bürgerschaft, welche in ihrer Verfassung einen schönen Rest alter hansischer Freiheit bewahrte. (17, 391 fgg. 413.)

Schon über der Arbeit am dritten Teil der Ideen (1785) hören wir ihn klagen, wie er sich „miserabiliter umherwinde", wie die Arbeit stocke, indem er wegwerfe, was er geschrieben, und doch nichts anderes an die Stelle setzen könne." „Die Rücksichten auf die Regierungen placken mich auf unerhörte Weise. Lügen will und kann ich nicht, darum wende und drehe ich mich; und ihr Faden durch die ganze Geschichte bleibt doch, was er ist, für die beeinträchtigte Menschheit." [2] Damals konnte er sich noch beruhigen in dem Gedanken: „Der Pontifex Maximus Goethe soll den Ausschlag geben;" jetzt war es auch mit dieser Auskunft bald vorbei, denn in dem Urteil über die jüngsten politischen Vorgänge blieben die alten Freunde nicht lange mehr einig. [3] Der Einfluß der Regie-

---

1) Aus dem Herder'schen Hause. Aufzeichnungen von Joh. G. Müller 1780—82. Herausgegeben von Jakob Baechtold. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung 1881. S. 73. 109.

2) An F. Jacobi, 25 Februar 85: Aus Herders Nachlaß 2, 268. An Knebel, ohne Datum: Knebels Literarischer Nachlaß und Briefwechsel 2, 310.

3) Vergleicht man die Äußerungen über die Revolution und ihre Wirkungen in Deutschland, wie sie die Venetianischen Epigramme (51—59) enthalten (1790—91), mit Herders Auslassungen S. 331—336 dieses Bandes (1793) und denkt sich diese Gegenstände im Wechselgespräch zwischen beiden erörtert, so läßt sich eine Ausgleichung, ein gemeinsamer Boden noch immer vorstellen. Dem Bürgergeneral glaubt Goethe Herders Beifall versprechen zu können. „Ich hoffe, es soll mich weder ästhetisch noch politisch reuen, meiner Laune nachgegeben zu haben" (7 Juni 93). Eine Trübung des Einverständnisses läßt erst ein um ein volles Jahr jüngerer Brief mutmaßen. „Lei-

rungen auf die Wissenschaften aber war doch erst jetzt zu einem drückenden Zwange geworden. Herder hat ihn schwer empfunden, das sagt uns manche starke Stelle, die erst in diesem Bande veröffentlicht ist (S. 356[1]. 387[3]. 305. 320), auch dieses und jenes Gedicht, das eben aus dieser Zeit stammt. „Sagt, Gebieter der Erde, Warum eilet ihr so, mit unsrer kleinen Gabe, Gedankenfreiheit Euren eigenen Schatz, die Macht der Völker, Schmählicher hinzurichten?“ ... „Aber, schweige mein Lied, bis einst die Sonne Neu aufglänzet, sie ging mit König Friedrich unter.“ [1]

Auch seine vaterländischen Hoffnungen waren mit Friedrichs Tode hingesunken. Eine Zeitlang zwar hatte er das Heil Deutschlands von ganz anderer Seite kommend gewähnt und, wie Klopstock, von Joseph dem Zweiten eine Verwirklichung des nationalen Gedankens erwartet. Dem Kaiser hatte er in dem ersten Jahre der Alleinherrschaft Josephs (1780), wie ein Vertreter der Besten seines Volkes, seine patriotischen Wünsche ans Herz gelegt. „O Kaiser! Du von neun und neunzig Fürsten und Ständen, wie des Meeres

---

der wirkt der Genius der Zeit so übel auf Freundschaft. Meinungen über fremde Verhältnisse zerstören die nächsten.“ (Aus Herders Nachlaß 1, 148. Undatiert.) Der politische Parteigeist hatte damals schon die Fäden der Weimarer Geselligkeit gelockert (Band 17, 238). Schon im Spätjahr 1793 habe die Erkaltung begonnen, will Caroline in dem Kapitel der Erinnerungen „Herders Verhältniß mit Goethe“ (veröffentlicht von mir in den Preuß. Jahrbüchern XLIII S. 415 fgg.) behaupten; sie ist parteiisch, giebt aber den Punkt, über welchen sie sich getrennt haben, exakt an S. 422. Der Bericht, den Goethe in den Annalen von 1795 über den Abbruch seines Verhältnisses mit Reichardt giebt, läßt die Stärke der damals herrschenden politischen Antipathie erkennen. Mit Herders kam es zum Bruch am Ablauf desselben Jahres; freilich über leidige persönliche Angelegenheiten, doch streift Goethes Absagebrief mit Bitterkeit auch die (demokratischen) „Familiengesinnungen“ (a. a. O. S. 163).

1) Gedichte 1, 266. 263 (1817) — mit Sinn und Absicht beide nach horazischem Zuschnitt, wie noch ein drittes Stück, welches, gleich dem ersten, allegorisch auf die Zeitverhältnisse Bezug nimmt: „An Merkur“, nach Horat. C. I, 10. Nur diese Dichtung (die ihren Sinn am wenigsten entschleiert) hat Herder veröffentlicht: Neue Deutsche Monatsschrift 1795. II, 119.

Sand, das Oberhaupt, gieb uns, wonach wir dürsten, Ein Deutsches Vaterland, und Ein Gesetz und Eine schöne Sprache und redliche Religion." Durch eine Notiz von der Hand seiner Gattin, die ich beigefügt finde, ist es bezeugt, daß er das Gedicht[1] in der That an Joseph gesandt hat, begleitet von einem Exemplar jener eben gekrönten Preisschrift, Vom Einfluß der Regierungen. Wüßten wir es nicht schon aus mancher anderen Äußerung,[2] weshalb er, ein geborener Unterthan Friedrichs, sich doch als Deutscher zu ihm und seiner großartigen Schöpfung bis jetzt kein rechtes Herz hatte fassen können, so würden es uns diese Verse verraten. „Daß Deutsche Sitt' und Wissenschaft, von Thronen ach! so lange schon vertrieben, zurückekehren", danach sehnt sich der Dichter und wünscht dem jungen Monarchen, auf dessen deutsche Gesinnung er sein Zutrauen setzt, „daß die holden Zeiten, die Friederich von ferne sieht und nicht beförderte, sich um Dich breiten und sein Dein ewig Lied." Auf das Schlußwort der eben damals veröffentlichten Schrift des Königs De la littérature Allemande spielt die letzte Strophe mit herber Erwiderung an, auf jenes Wort: „Je suis comme Moïse; je vois de loin la terre promise, mais je n'y entrerai pas." Auch er kann dem Könige seine Abkehr von dem geistigen Leben seiner Nation nicht verzeihen. Aber kurz danach hat sich seine Gesinnung und Anschauung gewandelt, offenbar unter dem Eindrucke der auf den Fürstenbund gerichteten Bemühungen der preußischen Politik und wohl nicht ohne einen Impuls von Gleims tapferem, unerschütterlichem Fridericianismus. Herder hat die Erwartungen geteilt, welche viele Patrioten, welche zumal sein Landesherr an diese Politik knüpfte, und sein Interesse für dieselbe blieb lebendig, als jene Hoffnungen selbst gescheitert, und, wie er an Knebel schrieb, „der Zauber aufgelöst war" (7 Januar 1791).[3]

1) Gedruckt in Herders Gedichten 1817. 1, 256 mit unrichtiger Jahreszahl.

2) Ich darf auf die in dem Anhang früherer Bände (4, 502. 6, 522) gegebenen Zusammenstellungen verweisen.

3) Knebels Litt. Nachlaß 2, 260 (vgl. Band 3, 495 zu 378). Beachtenswert ist es, wie Karl August gegen Herder seine Thätigkeit für die Sache des

Hatte er doch selbst zu jener Zeit (1787), als Karl August für den Fürstenbund wirkte, von einem andern deutschen Fürsten, der an diesen Bestrebungen gleichfalls beteiligt war, sich anregen lassen, einen Plan zu einer deutschen Akademie, einem Institut zur Vereinigung der geistigen Kräfte Deutschlands und zur Hebung des Nationalgeistes zu verfassen, ein Schriftstück, das erst nach seinem Tode (im Schlußband der Adrastea) veröffentlicht, uns als ein Denkmal seines nationalen Idealismus von Wert ist.[1] War ihm nun, wenige Jahre später, sein politisches Ideal für Deutschland in eine trübe Ferne entrückt, so schien eben damals wie zum Trost seinem humanistischen Traumwunsch von Völkerglück und Achtung der Menschenrechte die Erfüllung nahe. Daher der Anteil, mit welchem er von 1790 an den Vorgängen in Frankreich sich zuwendet, und dessen Wärme uns außer brieflichen Äußerungen wiederum auch dichterische Konfessionen bezeugen.[2] Aus einer

---

Fürstenbundes erwähnt. Briefe des Herzogs Karl August an Knebel und Herder, herausgegeben von H. Düntzer, Leipzig 1883 S. 118 fg. 121. Der Herzog sah in dem Fürstenbunde ein Mittel „zur Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes, zur Wiederbelebung seines erloschenen Gemeingeistes und seiner tief gesunkenen Gesammtkraft, wie zur Verbesserung seiner Verfassung." Otto Jahn, Goethes Briefe an v. Voigt. 1868. S. 72 fg. nach Görz histor. und polit. Denkwürd. II, 217 fg.

1) Adrastea 6, 215—42. Das Konzept (13 Seiten fol.) betitelt „Idee [zu einem] zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Teutschlands" befindet sich noch bei dem Nachlaß. Erinnerungen 3 (Werke zur Phil. und Geschichte 22) S. 133—141. In dem Aufsatze von Weech, Der Versuch der Gründung eines Instituts für den Allgemeingeist Deutschlands, Preußische Jahrbücher Band XXI (1868) S. 690 fgg., ist Herders Brief an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden (10 Dez. 87) mitgeteilt, von dem die Anregung ausgegangen war. Auf dieselbe Angelegenheit beziehen sich Karl Augusts Briefe an Knebel und Herder S. 70 fg. 119 fg. der angeführten Sammlung.

2) Bemerkenswert sind etliche Epigramme, die höchst wahrscheinlich durch die „Venetianischen" veranlaßt, sämtlich dem Anfange der neunziger Jahre zuzuweisen sein möchten. Ein paar stehen in den Gedichten zu lesen (Luther. Reformation), andre sind ungedruckt geblieben. Einige waren an den Prinzen August von Gotha, den Freund der revolutionären Ideen,

solchen Betrachtung der Gegenwart hat sich nun auch der Plan der Humanitätsbriefe entwickelt.

Tiefgreifende Wandlungen vollzogen sich, Vorgänge, die in ihrem Verlauf, ihrem Gelingen oder Mißlingen, auch jene schon geschichtlichen, doch in ihren Folgen noch nicht abgeschlossenen Ereignisse, vor denen, an der Schwelle der Neuzeit, seine geschichts-philosophische Betrachtung in den Ideen Halt gemacht hatte, in ein neues, in das rechte Licht stellen mußten. Hier galt es, sich zu bescheiden und abzuwarten, nicht Geschichte zu schreiben und der Kritik der Thatsachen vorzugreifen. Jedoch in einem solchen Moment auf die Mitwelt, wenigstens die deutsche, einzuwirken, ihr Urteil über die das Zeitalter bewegenden Kräfte zu klären und zu lenken, das war die lohnende Aufgabe des Tages. Im innersten Wesen eine pädagogische Natur, glaubt Herder sie aufnehmen zu müssen. So wird der philosophische Geschichtsschreiber der „Menschheit" zum „Beförderer der Humanität."

Über die Beziehung des neuen Werkes zu den noch nicht abgeschlossenen Ideen erteilte die Anmerkung zu Brief 79 (Band 17, 407) einen bedeutsamen Wink. Noch eingehender redete darüber eine Stelle des bei letzter Redaktion ausgesonderten

---

gerichtet. Zwei feiern den „Vierzehnden Julius", das Nationalfest auf dem Marsfelde v. J. 1790.

> Rings um den hohen Altar siehst Du die Franken zu Brüdern
> Und zu Menschen sich weihn, Göttliches, heiliges Fest!

In strömendem Regen hat Jehovah, milder herabsteigend, zum Volke gesprochen — „Waßer des Himmels entsühnt Weihend sie zum neuen Geschlecht mit der Taufe der Menschheit" (d. h. Humanität) — zuerst heißt es: „Weihend die Menge zum neuen Geschlecht des fröhlichen Bundes." Zuletzt wird der Dichter zum Seher:

> Vierzehnder Julius, Dich sehn unsre Enkel einmal.

Das andre, welches mit spöttlichem Lobe des auch in den Venetianischen Epigrammen gestreiften Züricher Propheten beginnt — „So hat der Glaubensheld Hans Caspar doch noch gesieget!" spricht von der ersten Knospe des „tausendjährigen Reiches", die jetzt erschienen sei. — „Aufgelöst ist der Trug, jeder Geweihte heißt Mensch."

Briefes 54, dessen Stoff, jedoch nicht ohne Abzüge, in der Folge den Briefen 121. 122 zugeführt worden ist. „Allerdings können wir Geschichte und Philosophie zu unserm Zwecke (d. h. zu Beförderung der Humanität) nicht entbehren. Die Philosophie zeigt dem Menschen, wohin er kommen solle. Mit Hülfe der Geschichte fodert sie seine Kräfte, sein Bestreben, seine Hoffnungen auf und hält ihm den edeln Beruf vor, den er in sein Herz geschrieben findet. Ohne diesen letzten Zweck einer Bildung und Förderung (zuerst: Beförderung) der Humanität im Menschen ist das Studium seiner Geschichte von einem sehr untergeordneten, oder gar zweifelhaften Werth." Auf eine „Geschichte der Menschheit d. i. menschlicher Cultur, sittlicher Bildung" laufe, recht verstanden und getrieben, sowohl die „Naturgeschichte des Menschen" als die Geschichte der Völker und Staaten hinaus. „Alles arbeitet dahin, uns zu einer Geschichte der Humanität im Großen und Kleinen zu helfen, die nicht anders als durch Gräuel und Wohlthaten unser Gefühl wecken, die Stimme unsrer Pflicht aufbieten, und unsern moralischen Sinn reinigen muß. Eine Philosophie der Geschichte endlich kann gar zu keinem andern, als zu diesem Zweck, mithin zum Besten der Menschheit selbst hinleiten." Es liegt nahe, Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" zu vergleichen; hier ist nicht der Ort dazu. —

Hat sich Herder erinnert, daß es gewissermaßen ein Projekt von altem Datum war, welches in seinen Briefen wieder auflebte? Ein „Jahrbuch der Schriften für die Menschheit" steht unter den Entwürfen seines entwurfreichsten Jahres, ein Journal, das die Schätze der englischen, französischen und deutschen Litteratur einem möglichst weiten Leserkreise eröffnen soll — „unter dem Gesichtspunkt einer zu bildenden Menschheit." Ein Programm dazu entwirft in kühnen Strichen das „Journal der Reise" (1769. Band 4, 367 fgg.); in einer wohl etwas jüngeren Skizze ziehen sich diese Linien enger zusammen zu einem „Jahrbuch der Deutschen Litteratur zum Behuf des Studiums der Menschheit" (gedruckt im Lebensbild II, 490 fg.).

2. Die älteste Sammlung. 1792. (S. 305—29.)

Am 30. Dezember 92 sendet Knebel (damals in Weimar) an Herder ein Manuskript zurück, das ihm der Freund Tags zuvor zur Durchlesung anvertraut hat. „Manches daraus hat mich sehr erquickt" — sagt der Begleitbrief, Von und an Herder 2, 89 fg. — und im ganzen weiß ich Ihnen den herzlichsten Dank, daß Sie so manche wunde[1] und dumpfe Seite unseres Vaterlandes aufgedeckt haben. So ist's über Politik, so ist's über Philosophie und noch mehr haben sie über letztere mein Gemüt und meinen Beifall rege gemacht." Gebilligt wird, daß der Autor die politischen Fragen „etwas entfernt gehalten;" die Schrift scheine einige Jahre wieder zurückzugehen, um das politische Denken (Knebel sagt „Vorstellungsart") allmählich zu erziehen und zu leiten und besonders auf die wichtigsten Punkte zu deuten, wo der Schaden liege und die einer Verbesserung fähig sein möchten. Die Gemüter hierüber aufzuklären, dazu könne der milde Stil der Briefe viel beitragen. Nur ein Mal falle der Verfasser aus diesem Tone: „im fünften Briefe, wo ich gewünscht hätte, einige Stellen mit weniger Schärfe ausgedrückt zu finden. Man muß nicht wohl nach Rache rufen, wenn die Rache wirklich schon vor der Thüre ist; vielleicht wären diese Stellen vor einigen Jahren weniger auffallend gewesen." Die französischen Verhältnisse will Knebel „nicht ganz unter dem zweideutigen (wir würden sagen: in dem zweifelhaften: Knebel ist radikaler gesinnt als der Verfasser)[2] Licht sehen, wie sie auch hier zum Theil gezeigt werden." „Es ist aber vielleicht gut, den Schein davon noch eine Weile abzuhalten; wenn sie uns nur nachher nicht allzu geschwind übereilen. Ich sehe auch nicht ein, warum eine französische Constitution so antipathisch einer deutschen sein solle . . ." „Die Kantianer mit ihrem —anismus haben mir am meisten Vergnügen gemacht, und ich habe bei dieser Gelegenheit mein

1) Gedruckt steht „Wunde", das Mſk. konnte ich nicht einsehen.

2) Über Knebels politische Richtung findet man einige Bemerkungen in der S. 526[3] genannten Sammlung S. XVIII fg.

Müthchen recht gefühlt, ob ich gleich eine Freude habe über das schöne Lob von Kant selbst. Das ist alles an seinem rechten Fleck ... Die Stelle des Leibnitz über die Cartesianer ist trefflich und passend. ... Verzeihen Sie, daß ich hier und da einige kleine rothe Striche angezeichnet habe. Es geschah bloß, um Ihren Willen zu erfüllen, und wo mir einzelne Ausdrücke etwas im Wege standen." Schließlich noch ein guter Rat bezüglich der „Einkleidung." „Da diese Briefe durchaus nichts Lokales enthalten, und nur fortgesetzte Beobachtungen, so könnten wohl die unterscheidenden Buchstaben wegbleiben." ... Vale, Care! Ich muß nun — nach allem diesen — zur ‚Hofzunft' eilen!"

Das Manuskript, welches mit diesem merkwürdigen Briefe in Herders Haus zurückging, ist die unveröffentlicht gebliebene Sammlung der „Briefe die Fortschritte der Humanität betreffend." Leider ist uns dies wichtige Dokument nicht vollständig erhalten. Neunzehn Blätter (Folio) davon habe ich im Nachlaß aufgefunden, funfzehn (es läßt sich ziemlich genau berechnen) sind abhanden gekommen — verloren gegangen kann man nicht eigentlich sagen, da mehrere bei der Herstellung des Manuskripts späterer Sammlungen untergesteckt sind. Die Briefe haben Chiffern — Knebel rät zu deren Beseitigung. Seine Rötelstriche und Fragezeichen sind an etlichen Stellen — entsprechend dem, was die begleitenden Zeilen monieren — bemerkbar.[1]

Die „Collection", nach Knebel's Ausdruck, bestand aus vierundzwanzig Briefen und einem Vorwort. Wir besitzen dieses und von den Briefen die Nummern 10. 11, das letzte Drittel von 12,

1) Daß Christus der „größeste Weise" genannt wird in den Schlußworten des Briefes 12 (S. 310[1]), will dem auf gut Goethisch den Heiden herauskehrenden K. nicht zu Sinn und er opponiert mit seinem Rotstift; Fragezeichen setzt er neben Abschnitt 2. 3. 4 von Brief 16 = S. 313 Z. 10 geschaffen, Z. 14 fürchterlichsten, Z. 20. 21. Er hat mehr Zuversicht zu den „französischen Sachen." Die Ironie der Schlußworte, das Spielen des von Herrengunst lebenden Mannes mit republikanischem Hasse auf die „Hofzunft", geht auf S. 307 Z. 12 v. u.

ferner 13. 14. und dann die bedeutendste Folge: 16—24. Brief 1 ist sicherlich mit gleicher Ziffer in die gedruckte Erste Sammlung eingerückt. Über den Inhalt des Verlorenen läßt sich nichts Zuverlässiges sagen; man muß vermuten, daß auch hier schon sociale Übelstände zur Sprache gekommen und der waltenden Nemesis gedacht ist, in dem Tone etwa, wie in einer späteren auch unterdrückten Stelle S. 312 Z. 10—12 (vgl. S. 335). Im ganzen aber trifft es auf diese Sammlung vollkommen zu, daß der Autor, wie er noch auf den ersten Zeilen der gedruckten Ersten Sammlung behauptet, „über die Fort= oder Rückschritte der Humanität in älteren und neueren, am meisten aber in denen uns nächsten Zeiten" geschrieben hat. Für jene gedruckte Sammlung ist das, wie sich ergeben wird, schon nicht mehr zutreffend, wie es von ihr auch zu viel behauptet ist, ihr Inhalt betreffe, was man „gelesen, gehört und gesehen" habe (Band 17, 6,$_8$) — hieran eben, wie an der Beibehaltung der Chiffern verrät sich die Zugehörigkeit dieses ersten Briefes zu unsrer ältesten „Collection." Sichtbar ferner ist auf jeder Seite: der Verfasser ist gewillt, seinen Humanitätsbegriff unerschrocken als Maßstab anzulegen an die Zustände der Gegenwart und — nihil humani a se alienum putat: alle Bethätigungen der „Menschheit" in Staat, Gesellschaft, Kirche, Kunst und Wissenschaft bilden sein Beobachtungsfeld. Und schließlich, wenn Caroline von dem Inhalte des fünften Teils der Ideen verlauten ließ, er werde „unsere ganze Verfassung mit allem, was dazu den Grund gelegt" darstellen — so darf man ohne weiteres behaupten: in den historisch=politischen Erörterungen dieser Sammlung ist uns der Schluß der Ideen wenigstens in den Hauptzügen erhalten.

Wann aber ist die Vierundzwanziger=Sammlung verfaßt? Es ist im Hinblick auf die politische „Vorstellungsart" des Verfassers erwünscht, den Termin möglichst genau festzustellen. Herders eigne Angabe (S. 305. 314*): „nicht neuerlichst, sondern vor einigen Jahren geschrieben" bleibt selbstverständlich als Zeugnis außer Betracht; sie hat eben so viel zu bedeuten, wie wenn er (Mai 1793)

dem alten Gleim aufzureden sucht, die Briefe der beiden ersten gedruckten Sammlungen seien „vor Jahren geschrieben.“

Ein volles halbes Jahr, Mai bis November 92, hat Herder auf litterarische Thätigkeit so gut wie ganz verzichten müssen. Es war ihm wegen eines schweren rheumatischen Leidens unmöglich, nur eine halbe Stunde zu sitzen und zu schreiben. Für den Briefwechsel dient ihm Caroline als „Secretär.“ Er liebte es nicht zu diktieren, alle seine Werke sind im eigentlichsten Sinne auch seine Schriften. Vom Anfang Juni ab lebt er drei „schmerzensvolle“ Monate in Aachen, nimmt „eine Menge von Schwefelbädern, eine sehr anstrengende Kur“, bei der er überdies von einem Rückfall heimgesucht wird. Die Nachcur in Düsseldorf und Pempelfort, bei dem nahe befreundeten Friedrich Jacobi, thut ihm wohl, aber noch im November hören wir, wie er sich äußerst schonen und wahren muß, wenn er auch, dank der nun angewandten Electricität, „auf gutem Wege ist.“ So, in den günstigsten Farben jedenfalls, beschreibt er seinen Zustand dem Verleger, den er zunächst bitten muß, „Helfer und Beutelarzt“ zu werden und „auf unser zu unternehmendes grosses opus dreihundert Thaler zu avanciren — es fährt mir sonst augenblicklich wieder in meine kranke Seite“ (9. Nov.). Er thut, im Verfolg dieser Bitte, eine zweite. „Es war Ihre Idee, die Briefe über die Humanität in Berlin bei Vieweg drucken zu lassen, und ich habe nichts dagegen, da sein Druck so schön ist. Aber, liebster Hartknoch, zuerst die Entfernung des Druckorts; sodann die Censur! Ich bin so mit Arbeiten beladen, daß ich zur Schriftstellerei die Stunden aufs eigentliche nur stehlen muß; dazu ist auch die Beschaffenheit des Buchs selbst von der Art, daß das Manuskript nicht auf einmal geliefert werden kann; da würde mir nun ein nachbarlicher Ort sehr bequem und fast unumgänglich sein.“ Er schlägt Rudolstadt, wo die Ideen gedruckt sind, vor, selbst zu dem widerwärtigen Jena will er sich bequemen.

Geschrieben war zu dieser Zeit an dem zu unternehmenden opus noch nichts, sonst stünde es sicherlich in diesem Briefe zu lesen; und wenn Herder selbst es versäumt haben sollte, sein Gesuch mit

der wichtigsten Nachricht zu unterstützen, so wäre sie gewiß durch ein Postscriptum Carolines, die derartiges nie vergißt, nachgeholt worden. Aber bald darauf hat er doch die Feder angesetzt. Die Briefe an Friedrich Jacobi und Gleim vom 11. und 12. November verraten, unter welchen Eindrücken, in welcher Stimmung. „Ich nehme Dir, lieber Bruder, Deine Besorgnis, Du werdest im Winter nicht Dein sein können, mit Macht und Kraft von der Seele; Du sollst und wirst heiter sein, und fröhlich arbeiten. Die Zeiten wecken, und mitten im Sturm genießt man die Ruhe um so schöner. Ich stecke in Geschäften bis an den Hals; aber doch verliere ich Muth und Hoffnung nicht, Augenblicke zu erwischen, worin ich mein inneres Wissen, Gewissen und Bewußtsein (wie es die Rechtsformel nennt) eröffne." — „Was sagen Sie zu den Zeiten, die da sind, die kommen und kommen werden? Ach, die Ehre und Macht der Preußischen Reiter, das Geld und die Ehre der Preußischen Krone; bei Hans, bei Hans![1] — Und die Verbindung mit dem nie aufrichtigen Österreich! — Und die Gestalt der Dinge in Polen! Und die Anmaßungen Rußlands! Und die Manifeste der Franzosen nach allen Seiten! Was denkt der alte Preußische Grenadier, der warme Theilnehmer an der Polnischen Konstitution dabei! Leben wir nicht in besondern Zeiten und müssen fast an die Apokalypse glauben?"[2] Wenige Monate später, im Mai 1793, hat er sein Büchlein Von der Gabe der Sprachen verfaßt, die menschliche Deutung des Pfingstwunders, „getrieben vom Geiste", auch vom Geiste dieser Zeit. „Wuchs nicht jeglichem Menschen der Mut und der Geist und die Sprache? . . . Da war

---

1) An Jacobi a. a. O.: „Goethe wirst Du wahrscheinlich sehen, bald sehen. Füttre den verlornen, wiederkehrenden Sohn, der bei Hans auch Hungersnoth gelitten, gut aus, und gieb ihm von Deinem besten Champagner." Das „bei Hans" ist mir unverständlich. Es klingt wie ein Spitzname, denn ein Ort des Namens, woran man zuerst denken möchte, kommt, wie mir H. v. Treitschke die Güte hatte mitzuteilen, in der Geschichte des Feldzugs von 1792 nirgends vor.

2) Aus Herders Nachlaß 2, 301. Von und an Herder 1, 152.

jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise, Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühles." — „Die Zeiten verbieten das Schweigen, die reißen den Mund auf" sagt Herder in dem angeführten Briefe an Gleim.

Nahe der französischen Grenze haben Herder und Caroline den ausbrechenden Sturm erlebt. „Wir waren zuerst als Nachbarn lebhaft entzündet" — man ist versucht, auch dieses Wort auf sie anzuwenden. In Aachen erfahren sie „die Affaire des zehnten August" und berichten darüber in die Heimat an Knebel, der seinerseits aus Weimar allerlei „sinistres" von dem preußischen Heere zu melden weiß, dessen Durchmarsch er mit bösen Ahnungen und ohne guten Wunsch — denn ihm ist der Krieg gegen die Freiheitsmänner in der Seele zuwider — angesehen hat.

„An meinem Geburtstage" — 25 August — „wollen der Herzog von Braunschweig und der König in Preußen in Paris sein", hatte Herder geschrieben. Und kaum einen Monat sitzen sie wieder warm zu Haus, so dringt, Ende Oktober, der Schrecken heran, von den Neufranken, „den edlen Kriegern" heimgesucht zu werden, wie Caroline in dem oben angeführten Novemberbriefe den Freunden in Pempelfort schreibt. „Jetzt, hören wir, sei auf vier Monate Waffenstillstand; und wem wäre der Friede nicht willkommen." — „Wieland wird nun ein Republikaner, da er das Glück auf ihrer Seite sieht;" und Caroline will wenigstens hoffen, daß, infolge der gewaltigen großen Wendung auch der Freund und Bruder Fritz „seinen Glauben an die Neufranken etwas stärken werde." Herder aber fügt, damit dieser „den Enthusiasmus der Frauen" nicht unrecht deute, mit seiner Hand hinzu: „Sie laborirt nicht am Freiheitsschwindel, sondern ist in terra obedientiae eine gute Deutsche. Aber die Dinge die vorgehen, öffnen den Mund, und weil man ihr Ende nicht absieht, so übermannen sie die Seele."

Das Wort von Deutschland, der terra obedientiae, kommt auch im 17. Briefe vor (S. 315). In der Mitte des November hat allem Anschein nach die Niederschrift begonnen, die dann nach

Herders Weise rasch in wenigen Wochen zu Ende gebracht ist. Noch hofft der Verfasser das Beste von der großen Bewegung. Noch ahnt er nichts von dem Entsetzlichen, das sich vorbereitet. Schon im Januar 93 hätte er so nicht mehr geschrieben, wie ebendort (S. 317) von der Säuberung des französischen Königsstuhls. Nach der Hinrichtung des Königs hat er „das dreifache Kreuz geschlagen über die entlarvte falsche Freiheit der Neufranken.“ [1] Wir besitzen auch hierüber eine poetische Konfession: Zorn und Abscheu über den Mord des Königs und die weiteren Gräuelthaten ringen nach einem Ausdruck in einer Strafode, welche den Franken mit der Rache des „Königs der Könige“ droht. Das Gedicht ist etwas späteren Datums, [2] denn es erwähnt auch den Mord Antonia's, aber es bezeichnet doch den Umschlag der Stimmung, der eben mit jenem Factum eingetreten ist.

Die älteste Briefsammlung liest sich wie ein umfassendes Programm. Ein entschieden politischer Zug ist darin zu spüren und ein männlicher Charakter. Der Blick richtet sich auf „der Menschheit große Gegenstände.“ Wie viel ist davon seiner Zeit an die Öffentlichkeit gekommen? Die gedruckten zehn Sammlungen enthalten von den Betrachtungen über die französische Revolution nichts, von den Urteilen über die beiden oberen Stände, über Kirchenwesen, insbesondere über die Reformation nichts, wenigstens nichts, was im Namen des Verfassers gesagt, an die treffende Schärfe der Urschrift nur von ferne heranreicht: gedeckt durch den Namen eines Franzosen, angelehnt an dessen Urteil über die Bildung der oberen Klassen in Deutschland, finden wir manche von den ursprünglichen Gedanken in den Briefen 110 und 111, andere bergen sich unter unverfänglicher, fast irre leitender Betitelung in einem Journal (S. 384—90). Von dem Christen-

---

1) An F. Jacobi 5 April 93. Aus Herders Nachlaß 2, 302.

2) Wahrscheinlich erst im Herbst 1794 entstanden. Ich habe die wichtigsten Stellen („Franken! so treiben euch Laster und Schande denn immer und immer Weiter zu thörichter Wuth!“) mitgeteilt in den Preußischen Jahrbüchern XLIII S. 423.

thum des 24. Briefs endlich ist einzelnes in die Paragraphen der zweiten Sammlung (17, 120 fg. § 27—30) übergegangen; aber erst der Schlußbrief des ganzen Werkes nimmt diese Gedanken wieder auf, und die vollere Entfaltung, zu der sie hindrängten (S. 337—40), haben sie in den gedruckten Briefen nirgends gefunden.

3. Materialien und Vorarbeiten.

Die Vierundzwanziger-Sammlung bildet, so viel auch davon unterdrückt ist, den Grundstock des Humanitäts-Werks. Unter den dreizehn Briefen des zweiten Teils sind acht aus noch erhaltenen Briefen der ältesten Sammlung hergestellt (16. 15. 21—25 aus 10. 12—14. 19. 23. 24) — in der Form haben diese Stücke dabei eben so viel gewonnen, als sie an lebendiger Zeitwirkung, an Bezügen auf die Gegenwart einbüßen mußten, um jenen „wohlthätigen" d. h. alles Herbe, Scharfe und Verletzende vermeidenden Charakter anzunehmen, den Goethe, in der Absicht jedenfalls, den Freund auf dieser Bahn zu erhalten, auf das wärmste anerkannte.[1] In die sechste Sammlung ist ein längeres Stück von Brief 21 verarbeitet; die Verwandtschaft des Schlußbriefes mit dem Schlußstück der ganzen Sammlung ist oben schon erwähnt. Man darf wohl annehmen, daß ebenso, vielleicht nur sparsamer, wie die zweite Hälfte der Urschrift für die zweite Sammlung, auch die verlorene vordere, also Brief 1—9 und der uns ebenfalls fehlende Brief 15 zur Herstellung der ersten Sammlung verwandt worden ist; so haben wir oben (S. 532) in dem ersten Brief einen Bestandteil der ursprünglichen Collection erkannt.

Doch noch in einem weiteren Sinne darf von Materialien und Vorarbeiten des Werks die Rede sein.

„Die Briefe sollen meine Silvae sein, worin ich nach Gefallen umherwandle. Die Anlage ist mit Fleiß etwas weit hergeholet."

---

1) Aus Herders Nachlaß 1, 143 (15 Juni 1793).

Herder äußert sich so gegen Heyne, eben als er das zweite „Theilchen" in den Druck gegeben hatte. Man erinnert sich bei dem Worte zunächst an Balde's Dichtungen, mit denen er sich eben damals eingelassen hatte (Band 18 S. VIII); sie sind in sieben Bücher Sylvarum geordnet, und im ersten Buche ist sogar der lokale Sinn des Wortes spielend beibehalten. Aber indem Herder es sich zueignete, verband er damit wohl auch seine alte Deutung: „In mehr als einer Sprache hat das Wort Wälder den Begriff von gesammelten Materien ohne Plan und Ordnung (3, 188,278). Man fragt sich, wie weit er sich der bequemen, läßlichen Kompositionsweise hingegeben hat, zu der er sich so bekennt, und was ihm für Materien zur Hand gewesen sind. Er hat zu Zeiten von den „Gefangenen seines Pults" geredet; wir werden hier deren etliche in Freiheit gesetzt sehen.

Gleich am Eingange stößt man auf ein Stück, das, so passend es auch für die Sammlung ist, doch nicht eigentlich für sie geschrieben war, wie schon die Form verrät. Franklin's Fragen, das dritte Stück in der ersten Sammlung (17, 10) liegen in einer älteren Fassung vor, die Interessantes genug bot, um vollständigen Abdruck (Anhang S. 503—508) und eine besondere Untersuchung beanspruchen zu können. Die letztere hat sie meinerseits in einer kleinen Gelegenheitsschrift gefunden; einem allverehrten Manne gewidmet, mag dieselbe, indem ich sie hier nenne, die Erinnerung an seine wirksame Beihülfe festhalten, mit welcher er das Zustandekommen dieser Ausgabe befördert hat: „Benjamin Franklin's Rules for a Club established in Philadelphia, übertragen und ausgelegt als Statut für eine Gesellschaft von Freunden der Humanität von Joh. Gottfr. Herder. 1792. Aus dem Nachlaß veröffentlicht und Eduard Simson zum 22 Mai 1883 zugeeignet." (Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung.)

Nur in der Kürze sei es mir gestattet, was ich dort zur Erläuterung des Schriftchens vorgetragen habe, zu wiederholen. Die „Fragen" sind das Statut, welches Franklin für den Junto entworfen hatte, einen Club mit wissenschaftlich-philanthropischen

Zwecken, den er als junger Mann ins Leben rief. Sie wurden zuerst bekannt in den Political, Miscellaneous and Philosophical Pieces, written of B. Franklin, London 1779. 4. Die ursprüngliche Bearbeitung ist uns nur in einer Niederschrift von Caroline's Hand erhalten. Eigenheiten und besonders einige kleine Inkorrektheiten legen die Vermutung nahe, daß sie nach dem Gehör angefertigt ist. Erinnert man sich nun, wie ungern Herder sich zum Abschreiben seiner Werke einer fremden Hand bedient hat,[1] und fragt nach einem Anlaß, der die Ausnahme erklärt, so wird man am ehesten an jene Monate denken, während deren Caroline so oft den Sekretär abgeben mußte. In Aachen hat Herder die kürzlich erschienenen Mémoires de la vie privée de Benj. Franclin (Paris 1791) kennen gelernt, mit welchen die Humanitätsbriefe anheben; sie sind ihm durch eine Dame des Jacobi'schen Hauses zugesandt. Das Buch wird alsbald auch im Jacobi-Schlosser'schen Kreise gelesen.[2] Fr. Jacobi besaß wohl alles, was damals von Franklin erschienen war: „ex bibliotheca Friderici Jacobi" sind mehrere Bände in die Königliche Bibliothek zu Berlin gekommen.[3] Wenn Herder also im Eingange des vierten Briefs (17, 16) den Bruder und Freund F. nennt, der eine Sammlung kleiner und größerer Aufsätze Franklins mit vieler Sorgfalt zusammengesucht hat" — so möchte man zunächst wohl an den „Bruder Fritz" in Pempelfort denken. Sollte nicht Herder eben bei ihm den Band, welcher die Rules of a Club etc. enthielt, zu Gesicht bekommen haben? An Wahrscheinlichkeit verliert diese Vermutung noch nichts, wenn man in seinem

---

1) In dem Manuskript der Humanitätsbriefe ist ein Blatt von Caroline geschrieben: Schluß von Brief 76, eingesetzt statt der ausgesonderten zwei Blätter mit der S. 513 fg. dieses Bandes abgedruckten Stelle, die Herder bei letzter Redaktion zu beseitigen wünschte.

2) Fr. Jacobi's auserlesener Briefwechsel 2, 111.

3) Außer der Sammlung vom J. 1779 und den Mémoires noch folgende: Philosophical and Miscellaneous Papers, lately written by B. Franclin. London 1787. 8. Works ... chiefly in the Manner of The Spectator. London 1793.

ersten nach der Heimkehr an Jacobi geschriebenen Briefe liest: „Wie gerne hätte ich noch Deine Bibliothek angesehen und genutzt.“[1]

Über die ursprüngliche Bestimmung des Aufsatzes hatte mir Haym, dem ich das Manuskript vorlegte, einen „Einfall“ mitgeteilt — mehrere Monate, bevor ich meine Erklärungen zu der angeführten kleinen Schrift vereinigte. Er ergänzt und berichtigt dieselben in einem wesentlichen Punkte, indem er an die am 5 Juli 1791 gestiftete „Freitagsgesellschaft“[2] erinnert. „Stelle man sich vor, daß Herder das kleine Stück zum Vortrag in dieser Gesellschaft geschrieben, so gewinnt es durchaus an Verständlichkeit“ (Haym). Locale Beziehungen liegen offenbar vor, und ich habe selbst deren etliche nachgewiesen, ohne doch von diesem Winke seiner Zeit Gebrauch zu machen. Inzwischen hat auch B. Seuffert in einer Besprechung meiner Schrift mit aller Bestimmtheit auf

---

1) Auserlesener Briefwechsel 2, 106 (24 Sept. 92). Im Februar 1794 freilich nennet Herder die Sammlung von 1779 unter seinen eigenen Büchern. „Die Political .. Pieces 1779 besitze ich mit mehrern Stücken, als in ihr zu finden sind“ (Von und an Herder 2, 223). In der Bibliotheca Herderiana. Vimariae 1804, dem nach Herders Tode gedruckten Verzeichnis seiner Bücher steht sie S. 289 als No. 6652. Dadurch scheint es nun, ist man aller Vermutungen entübrigt. Aber in dem nämlichen Verzeichnis steht doch auch S. 199 No. 4030. Proyart, Vie du Dauphin, père de Louis XV 1778, die den Stoff zu Brief 49 geliefert hat (Band 17, 240). Herder erbittet sich das Buch im März 1793 von Heyne (er hatte es ebenfalls, wie es scheint, in Aachen erst kennen gelernt). Das geliehene Exemplar nutzt er für die Humanitätsbriefe: nach der Zeit hat er das Buch noch angekauft. Daß Herder sich selbst als „Freund F.“, Besitzer einer Franklin-Sammlung, eingeführt habe, möchte ich nicht glauben. Er bietet allerdings am 2 Januar 94 seinem Verleger „eine Sammlung Franklin'scher Schriften“ an, „die jetzt von einem jungen Mann übersetzt werden, zu der ich selbst jenem mit grosser Mühe die zerstreueten Stücke Franklins z. Th. aus ungedruckten Blättern verschafft habe.“ Indessen, daß er selbst eine Sammlung besessen habe, ist ja damit nicht gesagt, wenigstens die Bibliotheca Herderiana führt außer den Political Pieces kein einziges Franclinianum auf. (Der Briefwechsel mit Hartknoch war, als ich die kleine Schrift verfaßte, nicht in meiner Hand.)

2) A. Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten S. 198.

den Zusammenhang mit jener monatlichen Vereinigung hingewiesen,[1] deren Statuten in Goethes Briefen an Voigt S. 443 fgg. abgedruckt sind, und von der Böttiger in den Litterarischen Zuständen und Zeitgenossen 1, 23 fgg. Werthvolles mitteilt. Seuffert macht besonders auf die Statuten aufmerksam; über den zweiten Paragraphen, welcher den Inhalt der Beiträge bestimmt,[2] scheint der Vortragende sich (S. 504) geflissentlich zu verbreiten. Wir besitzen die von Goethe, dem Präsidenten der Gesellschaft, abgefaßten Protokolle der beiden ersten Sitzungen (9 September, 13 Oktober 1791), sodann die ausführlichen Aufzeichnungen Böttigers über die nächste vom 4 November und über drei Versammlungen des folgenden Jahres, die am 17 Februar, 2 und 23 März abgehalten sind (die letzte statt der Aprilsitzung). In der Novembersitzung „las Herder einen trefflichen Aufsatz über die wahre Unsterblichkeit für die Nachwelt vor", notiert Böttiger (S. 25), „den wir wahrscheinlich bald im vierten Theil seiner Zerstreuten Blätter zu lesen bekommen werden."[3] Die Freitagsgesellschaft ist es ohne Zweifel, in welcher auch die Vorlesung „über Wahn und Wahnsinn der Menschen" gehalten ist, welche Herder der vierten Sammlung der Humanitätsbriefe einverleibt hat (Brief 46. Band 17, 226 fgg.). Ob unser Franklin-Stück zum Vortrag gelangt ist, bleibt zweifelhaft. In den erhaltenen Sitzungsberichten wird es nicht erwähnt, und da

---

1) Deutsche Litteraturzeitung 1883 No. 35 S. 1225.

2) „Eines jeden Urtheil ist überlassen was er selbst beytragen will, es mögen Aufsätze seyn aus dem Felde der Wissenschaften, Künste, Geschichte, oder Auszüge aus literarischen Privatcorrespondenzen und interessanten neuen Schriften, oder kleine Gedichte und Erzählungen, oder Demonstrationen physikalischer und chemischer Experimente, u. s. w." § 4 bestimmt u. a.: „Die Aufsätze nimmt jeder Verfasser zur eignen Disposition wieder zurück." Unterschrieben ist das Statut zunächst von Goethe und Voigt (als Verfassern), sodann von Wieland, Herder, Bode, Knebel, D. Buchholtz, Bertuch. In einem Protokoll vom 13 Oktober erscheint dann auch v. Einsiedel unter den ordentlichen Mitgliedern, bald danach sind Böttiger, Kestner und Hufeland aufgenommen.

3) Über die menschliche Unsterblichkeit. Eine Vorlesung. Zerstr. Blätter 4, 147. (1792.)

Herder vom Mai bis in den Herbst 1792 den Versammlungen nicht beigewohnt hat, so könnte die Vorlesung ehestens im letzten Viertel dieses Jahres gehalten sein — man müßte denn, entgegen den obigen Ausführungen, annehmen, daß sie schon für den Dezember 91 oder Januar 92 niedergeschrieben worden. In der Gesellschaft ist Franklin's wenigstens ein Mal in dieser früheren Zeit gedacht worden, nämlich in der „moralischen Rhapsodie", die Knebel am 17 Februar 92 über „Wohlwollen, Werthschätzung und Höflichkeit" las. Die edlere Gemütsart „des mit dem Namen des Wilden von uns herabgewürdigten Naturmenschen" wies er an Beispielen nach, die ihm außer Cooks Reisen ein Aufsatz Franklin's von den Nordamerikanern lieferte — wohl die in der Londoner Sammlung vom J. 1787 enthaltenen Remarks concerning the Savages of North America (Böttiger S. 32). Eben zu dieser Zeit aber hat auch Herder ihn, so viel ich sehe, zum ersten Mal erwähnt. Es geschah in einem Aufsatze, den er für die Zerstreuten Blätter bestimmte.[1] Die Wendung, mit der hier „Benjamin Franklin, ein hochachtungswürdiger Name", als Lehrer seiner Nation und glücklichster Volksschriftsteller genannt wird, und der ganze Sinn der Stelle steht etlichen Sätzen des Vortrags nahe, und so hat es in der That manches für sich, denselben für eine der früheren Versammlungen verfaßt zu denken. Der vierte Teil der Zerstreuten Blätter erschien Ostern 1792; er schließt mit einem „Blick über das aufstrebende Amerika".

Dem Jahre 1792 gehört mit Sicherheit eine zweite Arbeit an, die von ihrem Inhalt vieles an die Humanitätsbriefe (17, 82—92) abgegeben hat. Es ist die im Anhang dieses Bandes (509—13) hinter dem Franklin-Stück in gekürzter Gestalt abgedruckte Schrift: Luther, ein Lehrer der Deutschen Nation.[2] Die Zeit der

1) Zerstreute Blätter 4, 137 fg. „Spruch und Bild, insonderheit bei den Morgenländern. Rhapsodische Gedanken." Zu vergleichen der Schluß des letzten Aufsatzes der Sammlung „Tithon und Aurora" S. 383 fgg.

2) Ich habe sie zum 25 August des Lutherjahres in funfzig bezifferten Abzügen drucken lassen, die an Herderfreunde verteilt worden sind. Ein

Abfassung ist in dem Büchlein selbst angegeben (S. 510 „Adel“). Wir besitzen das Manuskript nicht mehr vollständig, da mehrere Blätter bei der Redaktion der Humanitätsbriefe herausgehoben worden sind. Übrigens ist zu ersehen, daß das ABC, welches der kleinen weltlichen Postille den bequemsten Faden zur Aufreihung der einzelnen Stücke lieferte, nicht Buchstab für Buchstab durchgeführt worden ist. Die Auszüge aus Luther boten sich dem Humanitätswerke ungezwungen an, waren vielleicht ursprünglich schon im Hinblick darauf angelegt: denn es gehörte mit zum Plane desselben „durch fremde Zungen und Organe zu sprechen.“ Das Sammeln war leichte Arbeit, da Herder in Luthers Schriften bewandert war, wie wenige Zeitgenossen. Er hatte ihn schon als er an den Provinzialblättern und der Ältesten Urkunde schrieb, emsig gelesen,[1] das Excerptenbuch zur Seite, damals mehr aus theologischem Interesse und zur Kräftigung seines Stils. In seiner Bibliothek finden wir die Jenaer Ausgabe von Luthers Schriften (1575 fgg. 8 Bände) und die Saalfelder (Theil 1—9. 1738 fgg.), die Hauspostille, die Tischreden (1571) und manches andere.[2] Keiner von den klassischen Zeitgenossen hat die Größe des Reformators in so vollen Tönen und so zu allen Zeiten gerühmt wie er. „Die

Exemplar ist in die Lutherbibliothek auf der Wartburg gekommen. Aus Herders Werken ein kleines Lutherbuch herzustellen, eine Sammlung seiner Reden über Luther, habe ich mir leider versagen müssen.

1) Band 6 S. XVIII. 7, 214 fg. 256 fg.

2) Bibliotheca Herderiana S. 4—6. No. 27—35. 122. 125. Appendix p. 341 No. 77—34. No. 78—86. Unter diesen Nummern auch die Wittenberger Bibel von 1541 und 1545. Von dem werthvollsten Stück der Herder'schen Lutherbibliothek erzählt uns Georg Müller in seinem Tagebuch S. 31: „Er wies mir D. Luthers Handtestament, ich glaube eine Stephani'sche Octavedition, ohne Kapitel und Verse; vorn hat er seinen Namen geschrieben und eine Stelle aus seinem Liebling Johannes, lateinisch. Die Handschrift scheint mir sehr fein, geistig und frei zu sein, bei weitem nicht so keck, als ichs erwartet hatte. Doch ist sie auch nach der Manier der damaligen Zeiten etwas viereckt und gerade. Jene Zeiten hatten das Winkelmaaß noch in Händen, das wir leider meistens verloren haben.“ (Das letzte gewiß ein aufgelesenes Wort aus Herders Munde.)

Geschichte Luthers zu beschreiben, war einer von Herders Lieblingswünschen" (G. Müller). Zu weitsichtiger, voller Würdigung seines Werks hat er sich noch gegen das Ende seines Lebens zusammenzufassen gesucht auf Anlaß einer vom Institut de France im Jahre 1802 gestellten Preisaufgabe, derselben, durch welche die Schrift von Charles Villers Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther hervorgerufen ist. Die bedeutende Skizze, welche er dazu entworfen hatte, hat Villers, der sie durch Vermittlung Georg Müllers erhielt, im Anhange der dritten Ausgabe seiner preisgekrönten Schrift (Paris 1808 S. 389 fgg.) in französischer Übersetzung bekannt gemacht. In den Erinnerungen (1820. 2, 261 fgg.)[1] ist sie nach dem Original gedruckt: „Welchen Einfluß hat die Reformation Luthers auf die politische Lage der verschiedenen Staaten Europa's und auf die Fortschritte der Aufklärung gehabt?"

Herder hat sich, wie so oft bei seinen Citaten und zumal älteren Autoren gegenüber nicht streng an die ursprüngliche und ächte Form gehalten: er kürzt und verneuert den Ausdruck, wo es ihm angebracht scheint. Die meisten Stellen, die er zu seinem social-politischen Cento zusammenreiht, ist es, dank C. Redlichs Beihülfe, aufzufinden gelungen, und so ist ein wenigstens im ganzen zutreffendes Bild auf den wenigen Seiten gegeben, die dem Schriftchen heute noch angebracht schien einzuräumen. Zu einem vollständigen Abdruck schien mir jetzt, da wir der Epoche, für welche es zusammengestellt und eben so zusammengestellt war,[2] so fern stehen, nichts mehr zu raten. Ich habe mich darüber in dem Franklin-Schriftchen S. 12 fg. erklärt.

---

1) In der kleinen Ausgabe 3, 165—168. Künftig im Supplementbande.

2) Zu gleicher Zeit wie Herder hat Friedrich Gedike an einem praktischen Lutherbüchlein gearbeitet. Ostern 1792 ließ er eine Schulschrift (Programm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums) erscheinen: Luthers Pädagogik oder Gedanken über Erziehung und Schulwesen aus Luthers Schriften gesammlet. Berlin bei Joh. Friedr. Unger. 104 Seiten 8°. Die Einleitung S. 3—12 hat einige Verwandtschaft mit dem Vorworte unserer Schrift.

In Ton und Haltung tritt die kleine Schrift der ältesten Sammlung der Humanitätsbriefe zur Seite: wie diese protestiert sie gegen absolutes Regiment, gegen Unterdrückung der Volksrechte, der Gedankenfreiheit. Auch zeitlich muß sie ihr nahe stehen; Genaueres ist man, da sich das Werkchen in der Korrespondenz nirgends genannt oder angedeutet findet, nicht im Stande anzugeben.

Während die Franklin-Vorlesung gründlich umgearbeitet wurde,[1] um als Ansprache an eine Gesellschaft von Freunden der Humanität in das Briefwerk aufgenommen zu werden, hat die Lutherschrift in den Teilen, welche sie an dasselbe abgab, verhältnismäßig leichte Änderungen erfahren. Eine Fortsetzung übrigens, auf welche das Titelblatt, indem es das Vorhandene als Erstes Stück bezeichnet, vorbereiten will, und welche das Schlußwort ausdrücklich in Aussicht stellt, ist nicht geschrieben worden.

Andere Materialien wüßte ich unter den Manuskripten des Verfassers nicht nachzuweisen. Von fremder Hand ist nur weniges in das Sammelwerk gekommen. Die in die Nummern 48 und 50 (Band 17, 238. 245) eingeflochtenen Poesieen sind von Knebel geliefert. An Knebel wird man auch zuerst denken bei der Übersetzung, mit welcher der 30. Brief (17, 147) beginnt, dem Anfang des fünften Buchs von Lukrez. Außer den beiden angeführten Gedichten befinden sich in Herders Nachlasse von Knebels Hand noch zwei Blätter: der Anfang des zweiten und des sechsten Buchs. Möglich also, daß auch dieses Stück von ihm beigesteuert ist; indessen spricht die Vergleichung mit der Knebel'schen Übersetzung vom Jahre 1821 durchaus nicht für diese Annahme.

---

1) Selbst an den Franklin'schen Fragen ist noch geändert worden. Mehrmals lassen sich der ältesten Niederschrift derselben Berichtigungen für den Wortlaut der späteren Übersetzung entnehmen. Band 17, 12 Z. 1 ist wider das Original ein „z. B." eingeschwärzt. S. 14 Z. 9 Frage 8 wäre statt „Versammlung" besser stehen geblieben „Gesellschaft" (the Junto). Ebenda heißt es falsch: Ihrem Vaterlande, Ihren Freunden (a: ihrem, ihren — to their country, to their friends). Das undeutsche und, welches in Frage 14 (S. 15 Z. 2) dem relativen Fürwort vorangeht, ist in a vermieden.

Am nächsten steht dem handschriftlichen Material die Rigaer Gelegenheitsschrift vom Jahre 1765 über Publikum und Vaterland (Band 1, 13—28 und S. XVII fg.), die in Deutschland kaum recht bekannt geworden, nun erst in verjüngter Gestalt ein Publikum fand (Band 17, 284 fgg.). Lange hat man beide Stücke für identisch gehalten; in Wirklichkeit ist die Arbeit vom Jahre 1795 eine neue Produktion, die sich nur im allgemeinen an die Grundzüge jenes Jugendversuchs hält. Herder hat es sich in den Humanitätsbriefen auch sonst gestattet, Gedanken aus früheren Schriften in freier Wiederholung zu verwerthen, zumal solchen, die über engere wissenschaftliche Kreise wenig hinausgekommen waren: ähnlich hat er es in seinen Schulreden gehalten, und besonders sind es einige akademische Preisschriften, welche er in dieser Weise genutzt hat.

Beträchtlicher indessen als alle diese Stoffe, die sozusagen für den Gebrauch handbereit dalagen, war das Gedankenmaterial, welchem in dem Briefwerke eine Stätte bereitet ward, während es, lange durchgearbeitet, anderen Schriften, Lieblingsarbeiten Herders, die er „von Jugend auf an der Brust gehegt", zu gute kommen sollte, den „Fragmenten über die Deutsche Litteratur" und der „Plastik". Mit jenen hatte er sich seit den letzten siebziger Jahren wiederholt, und namentlich dann angeregt durch des großen Königs Schrift über die Deutsche Litteratur beschäftigt (Band 1 S. XXXVIII fgg.).[1] Die „Plastik", mit welcher er 1778 nur

1) Ich benutze die Gelegenheit, um eine für die Geschichte der Fragmente wichtige ungedruckte Stelle aus dem Briefwechsel mit Hartknoch, der mir damals im Manuskript noch nicht zugänglich war, nachzutragen. 2 Okt. 77: „Wir hoffen überhaupt zu Gott, daß Weimar uns wie Riga in Ansehung der Autorschaft werde und ein neues Leben der Fragmente anfange. Amen. .... Was ich Dir noch liefern muß und will ist: 1) die Fortsetzung der Urkunde ... 2) Fragmente neue Ausgabe, ein so gut als neues Werk in vier Theilen, wo der 1. von der Orientalischen 2. Griechischen 3. Römischen Litteratur in Deutschland, 4. der leider schon gedruckt ist und in einigen Bogen um- und fortgedruckt werden muß, von der Deutschen Sprache handelt." Am 10 Oktober 1780 trägt Georg Müller in sein Tagebuch ein: „Die Frag-

vorläufig abgeschlossen, hatte ihn über die Alpen begleitet (1788) und war dort durch Anschauung und Studien reichlich befruchtet worden. Er macht dem Verleger im Mai 91 den Vorschlag, eine neue Ausgabe zu veranstalten, erfährt aber, daß geschäftlich zu einer solchen noch kein Bedürfnis vorliegt. Ihm aber war es ein Bedürfnis, seine ausgereiften Ideen vorzutragen. Dies Bedürfnis und der Drang der Zeit, welcher Nutzung des Fertigen empfahl, hat es bewirkt, daß der sechsten Sammlung (Brief 63—76) die Ideen zur „Plastik" zugeführt wurden, und die beiden folgenden sich mit den trefflichen litteraturhistorischen Fragmenten gefüllt haben. Mit ihrem Titel schon wollten diese Stücke an das Werk erinnern, als dessen ausgereifte Nachfrucht sie zu betrachten sind. Es ist nicht der mindeste Anhalt dafür vorhanden, daß Herder zu diesen besten Partieen seines Werkes ältere Ausarbeitungen als Vorlagen genutzt habe; vielmehr zeugt alles dafür, daß er sie, wie sie ihm längst in der Seele lagen, jetzt entworfen und mit Liebe und wahrem Kunstfleiß ausgeführt hat. Nicht zu viel war es behauptet, wenn er von der sechsten (und fünften) Sammlung an den Freund, der damals sein Beichtvater war, den alten Gleim schreibt: Ich habe in diesen zwei Theilen einen großen Theil meines Geistes und Herzens weggegeben, fast zu viel auf einmal. Aber mich trieben die Musen! Mit den wenigen Briefen über die Griechische Kunst hätte ich Bände ausfüllen können." Man darf Gleiches noch von den beiden folgenden Sammlungen rühmen.

So sind die Humanitätsbriefe doch zum weitaus größten Teil frisch und ad hoc geschrieben. Silvae sind es allerdings, Sammlungen von allerlei Materialien; aber es ist kaum ein Stück darunter, das man zum alten Vorrat rechnen dürfte. Mehr will auch der Name nicht sagen. Ganz so locker, wie dieser Name es anzudeuten scheint, ist doch auch der Aufbau nicht. In jenem Sinne erklärt sich Herder selbst über seine Silvae etliche Monate

---

mente ist eine von denen Schriften, die Herder noch am liebsten ist. Er will sie einmal wieder neu herausgeben."

später, wieder gegen Heyne: „Meine Briefe denke ich fortzusetzen; ich habe mir deshalb eben den freiesten Spielraum gewählet. Ich kann jetzt alles in sie bringen, was ich will, und darf (d. h. brauche) keine Materie weiter (zu) erschöpfen, als der Moment es gebietet.“ Erschöpfende systematische Behandlung lag dem Zwecke seines Buches fern, das „für alle Stände“ sein sollte. Mit ersichtlicher Befriedigung bemerkt er weiterhin: „Gerade von den Personen und Ständen sind die Briefe gut aufgenommen, von denen ich vorzüglich gelesen zu sein wünschte, und das ist auch gut.“ Die Vornehmen, die Regierenden gedachte er für seine Ideen zu gewinnen, und er durfte hoffen, mit dem ersten Bändchen den richtigen Ton getroffen zu haben. Goethe hatte ihm aus dem Lager vor Mainz mitgeteilt, wie wohlthuend dem Herzoge und einigen andern, die mit ihm in der leidigen Kriegsarbeit begriffen waren, die beiden ersten Sammlungen gewesen waren (15 Juni 93), und ein gleichzeitiges Schreiben Karl Augusts gereichte zu weiterer Beglaubigung. Ähnliches vernahm er von Dalberg und anderen.[1] Hier war also seine angeborne Art, weniger anregend, als methodisch, wie Goethe sie charakterisiert, recht am Platze, und so liegt das Unabschließende, Abgebrochene bis zu einem gewissen Grade in der Natur des Unternehmens. Doch haben öfters, wo der Fortgang nicht folgerecht erscheint, auch die äußeren Umstände unliebsam mitgesprochen. „Mit Fleiß etwas weit hergeholet“ war die Anlage, hörten wir Herder sagen. Den vollen Sinn dieser Worte kann erst die nächste Untersuchung klar legen, welche die zehn Sammlungen nach Folge und Zusammenhang betrachtet.

1) Karl Augusts Brief (jetzt in der Düntzer'schen Sammlung S. 130 fg.) ist ganz prächtig. „Lasse uns das gute Glück“, heißt es gegen Ende, „die Zeit erleben, wo man nichts mehr zu thun hat, als sicher und ungestört die Endzwecke eines jeden wohldenkenden Mannes erfüllen zu helfen.“ Bezeichnend aber ist es, wie der Herzog von seiner gegenwärtigen nicht eben „humanesten Beschäftigung“ redet: „Indessen zweckt unser Bestreben ab, die fränkischen Unmenschlichkeiten vom deutschen Boden zu kehren. Und das ist ja auch wohl ein Beitrag zu Ihrem humanen Vorhaben, lieber Herder?“ Dalberg: Von und an Herder 3, 258. 259: „Die Briefe sind mir ein anmuthiges Wäldchen“ u. s. w.

Zunächst indessen ist hier noch eine Aufzeichnung zu erwähnen, welche in die Zeit der Vorarbeiten fällt.[1] Unter der Aufschrift „Zu den Br. über Humanität" findet sich in einem Oktavbändchen, welches vom Jahre 1789 an zu Skizzen und Notizen benutzt worden ist, ein kurzer Entwurf flüchtig geschrieben. Ich gebe hier das Verzeichnis, indem ich die Stelle, an der die erledigten Aufgaben zu finden sind, bemerke.

Kant: Lehrsätze wie Epikurs Hypom[nemata]: bestätigt aus andern, Leibnitz, Baco, Shaftesbury [17, 154 fgg.], Voltaire, Hume, Berklei. — vgl. mit Maimon. [18, 324 fgg. 17, 403 fgg.]

Leßing: was er gesagt hat?[2] Emilie, Prinz, [17, 182] Theologischer Nachlaß.

Sarpi, Briefe. Forstner, Tacitus [17, 256]. Ximenes.

Palafox. Fenelon [18, 238].

Duc de Bourgogne [17, 240]. Senebiers Geschichte von Genf.

Diderot, Erz[ählungen] Gedanken zu Tacitus Encyklop.

Geheime Gesellschaften, Gespräche darüber [vgl. Adrastea 4, 271 fgg.]. Groß Kophtha.

Auf dem nächsten Blatte steht ein Zeitgedicht von Klopstock, die Ode „Der Freiheitskrieg. (April 1792)", die vielleicht auch zur Aufnahme in das Humanitätswerk in Aussicht genommen war; fünf Blätter weiter (die mit Auszügen aus dem „European Magazine 1792" bedeckt sind) findet man den Entwurf der Schrift Über die Gabe der Sprachen, dann wieder Auszüge aus dem „Esprit des Journaux Dec. 1793." Da die kleine theologische Schrift im Frühjahr 1793 verfaßt, das Klopstock'sche Gedicht aber zuerst im Januarstück von Archenholz' Minerva 1793 gedruckt ist, so läßt sich die Zeit unserer Notizen ziemlich nahe bestimmen, man müßte denn an handschriftliche Mitteilung des Gedichts denken, von welcher doch nichts bekannt ist. Die Namen, welche im Druck eine Reihe bilden, stehen geschrieben in Zwischenräumen unter einander, es war also an kurze Beibemerkungen gedacht.

---

1) Ungenau abgedruckt in den Erinnerungen 3, 164 (kl. Ausg.).

2) F. H. Jacobi, Etwas das Lessing gesagt hat. Ein Commentar zu den Reisen der Päpste. Berlin 1782. Vgl. 17, 400.

Etliche Namen deuten auf Gegenstände von großem Zeitinteresse. Mit Palafox wurde die Aufmerksamkeit auf die Gesellschaft Jesu und ihr Wirken gerichtet,[1] und es lag ganz im Zuge der Gedanken unseres Autors, hiermit das Treiben der geheimen Gesellschaften, die noch immer in Blüte standen, und zumal die Bischofswerder'sche Adeptenwirtschaft zu parallelisieren. Seit seiner Fehde mit Nicolai über Tempelherren und Freimaurer hatte er das Thema nicht aus den Augen gelassen. „Ich gehe seit drei Jahren", schreibt er im Juni 86 an Heyne, „mit einigen Gesprächen oder einer Abhandlung über geheime Gesellschaften, geheime Wissenschaften und Symbole schwanger;[2] das Ferment ist aber noch nicht reif, und da ich lauter Belege und Facta anbringen will, so fürchte ich zu viel kleinfügige Mühe und zu viel mächtige Feinde." In der vor kurzem geschriebenen Vorrede zu Andreäs Dichtungen[3] habe er nur einige Winke für die Wissenden geben wollen. „Ich kann nicht bergen, daß die Antijesuiten in Berlin (Nicolai, Biester), so wahr der Grund ihres Geschreis ist, die Sache übertreiben. Es giebt Jesuiten, die es selbst nicht wissen, daß sie es sind, in allen Ständen, Gesellschaften und Religionen." In den Briefen selbst ist ein Mal ein Wort über die Jesuiterei

1) Don Juan de Palafox y Mendoza, geb. 1600, Bischof von Puebla de los Angelos in Mexiko, in Folge seiner Verfeindung mit den Jesuiten abberufen und bis zu seinem Tode (1659) Bischof von Osma. Palafox' „Briefe an Innocenz X, seine Streitigkeiten mit den Jesuiten betreffend" erschienen, aus dem Spanischen und Lateinischen übersetzt, 1772 (von Andreas Zaupher). Seine Biographie (von Antonio Gonzalez de Resende Madrid 1671) deutsch von einem Ungenannten (Leben des Bischofs Joh. von Palafox) Freiburg 1781.

2) Von und an Herder 2, 203. Von fortgesetzten Sammlungen zu diesem Zwecke berichten die Erinnerungen 1, 103. „Seine Gespräche in der Adrastea [4, 271 fgg.] sind nur der Anfang dessen, was er hierüber mittheilen wollte."

3) Joh. Val. Andreä Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters Leipzig 1786 (bearbeitet von Sonntag) S. III—XXIV: Brief Herders an den Übersetzer.

des Absolutismus, auch des aufgeklärten, gefallen; aber der Satz ist nicht gedruckt worden (S. 330[1], vgl. 17, 52,131. 324,14. 326).

Zu der vorletzten Zeile — Diderot — giebt uns ein ungedruckter Brief Herders an seinen Verleger (2 Januar 94) erwünschten Aufschluß. „Ich denke künftigen Sommer eine kleine Sammlung Diderotscher Schriften in dem Format wie Diderots Theater drucken zu lassen. Es sind die niedlichsten Erzählungen z. B. wie die beiden, die hinter Geßners Idyllen stehen, und andre sehr intereßante Stücke darunter, die notabene auch selbst im Französischen nicht gedruckt und mir durch eine glückliche Gelegenheit in die Hände gekommen sind. Ich werde sie selbst und mit nicht wenigerm Fleiß übersetzen, als Leßing. Haben Sie dazu Lust? Wo nicht, so gebe ich sie Voss." Noch im Frühjahr 97 ist von dem Unternehmen die Rede.[1] Die Gelegenheit zu dem glücklichen Funde so bedeutender Anekdota war, scheint es, in der Grimm'schen Korrespondenz gegeben, welche vom Gothaer Hofe gehalten und den Freunden in Weimar mitgeteilt wurde. Sie brachte öfters Mitteilungen aus dem Nachlasse berühmter Schriftsteller, Rousseaus, Diderots[2] u. a. Auch das letzte Wort der Reihe „Encyklopädie" hat auf Diderots Namen Bezug. Diderots Arbeiten zur Encyklopädie sind gemeint, die Herder ermittelt hat, oder ermittelt haben will. „Es wird Ihnen nicht unlieb sein", schreibt er in dieser Zeit an Knebel, „beikommendes Gezeichnete (das heißt doch wohl: durch irgend ein Zeichen kennbar gemachte) über Epikur zu lesen. Es ist entweder von Diderot selbst, oder doch von ihm überarbeitet, wie er bekanntlich bei der ersten Ausgabe der Encyklopädie die ihm liebsten Artikel, insonderheit der philosophischen Geschichte überarbeitet hat." [3] Den Humanitätsbriefen ist aus diesen

1) Caroline an Hartknoch 16 März 97: Wegen Diderot wird er mündlich die Einrichtung mit Ihnen verabreden. Zur Ostermesse kann es jetzt nicht geliefert werden.

2) Ein Stück des handschriftlichen Journals findet sich einzeln im Nachlaß vor (2 Bogen). Darin Regrets sur ma vieille Robe de Chambre ou avis à ceux qui ont plus de gout que de fortune. Jedenfalls gehörte das mit zu Herders Sammlung.

3) Knebels Litt. Nachlaß 2, 308 N. 54. Undatiert.

Beschäftigungen doch nur ein mäßiger Gewinn erwachsen. Was die dritte Sammlung von Diderot bringt (Brief 36. 37. Band 17, 181. 187 fg.), ist nach Lessings Übersetzung angeführt, und die beiden Briefe, die eigens eine kleine Diderot'sche Schrift betrafen (S. 391—401), fanden schließlich, wie im weiteren Verlauf nachgewiesen werden wird, in dem Werke selbst keine Stelle.

4. Die zehn Sammlungen. 1793—97.

„Hier sind Briefe, wie sie die Zeit gab, wie sie die Zeit zuließ, und wie ich mir dazu Stunden nur ausstahl. Sie sollen ins Unendliche fortgesetzt werden; darum ist die Base zu ihnen sehr breit geworden, hat aber nicht tief entblößt werden können, damit man nicht zu früh auf den Grund komme, der vor der Hand etwas unannehmlich sein möchte." Ziemlich übereinstimmend lauten so die Geleitworte zu den beiden ersten Sammlungen an zwei Vertraute, Gleim und Heyne,[1] und eine ähnliche Herzenserleichterung lesen wir in dem Briefe an Friedrich Jacobi (5 April): „Ich schreibe gewisse Briefe, die ich Dir bald zusenden werde. Nur lies alles mit gutem Humor; Gott hat Dich aufrichtig und einfach gemacht, und Du führst meines Wissens keine Balken, weder die Länge noch Quere in Deinem Schilde. Ich werde meines Lebens nicht froh; das soll aber auch so sein und ist's durch meine Schuld. Perfer et obdura, sagte ich mir oft in der Jugend, nun muß ich's mir auch im Alter noch sagen."[2] — Und wiederum ähnliche Worte der Resignation in zwei Briefen (an Gleim und Jacobi): „Gefalle Ihnen davon, was Ihnen gefallen kann; die Wahrheit wie die Grazie leiden keinen Zwang, keinen, als innere Überredung." Herder nennt es selbstquälerisch seine Schuld, daß er an seinem Orte und in seinem Stande[3] verblieben war, seine Schuld, daß er

1) Von und an Herder 1, 158. 2, 221 (wo statt „Bahn" gelesen werden muß „Base").

2) Aus Herders Nachl. 2, 304. Geb. 2, 72 „Harre geduldig, Herz!"

3) Ein verhülltes Selbstbekenntnis über die Fesseln des geistlichen Standes steht im Kenotaphium Jakob Balde's (Band 27, 208). Rückhaltlos

sich vor vier Jahren nicht hatte entschließen können, die unter den ehrenvollsten Bedingungen angebotene Professur in Göttingen anzunehmen.[1] „Wie beneide ich Sie, daß Sie an einer Universität leben!“ gesteht er seinem Göttinger Freunde (März 1795), „zu unsern Zeiten ist das der glücklichste Ort.“ Er beneidete den alten Gegner vom Jahre 1772, den wackern Schlözer, um die Censurfreiheit, deren er im Schutze seiner Akademie genoß — damals noch genoß, denn über Jahr und Tag war auch Schlözers männlich patriotischer Publicistik der Zügel angelegt,[2] mit der Herder sich so innig einverstanden fühlte, daß er den alten Groll völlig fahren ließ und nun öffentlich in Recensionen[3] dem freisinnigen Manne mit Wärme beipflichtete, wie er — es wird sich im weiteren zeigen — auch in den Humanitätsbriefen ihm seinen Beifall zu bezeugen im Sinne hatte. In Preußen wurde namentlich seit dem im Pillnitzer Vertrage (August 1791) erzielten Einvernehmen mit Östreich das Censuredikt vom 19 Dezember 1788 mit verdoppelter Strenge in Vollzug gesetzt; preußischer Einfluß war es, der über London nach Göttingen reichend die Staatsanzeigen des freisinnigen Professors unterdrückte: da hatte der freisinnige Humanist wohl recht mit seinem Aber! wenn er seine Briefe lieber in Rudolstadt als in Berlin gedruckt haben wollte. „Aber, liebster Hartknoch, die Censur!“ Einmal, so scheint es, hat er, als die sehnlich erwarteten Exemplare ausblieben (Mai 95), etwas wie Beschlagnahme gefürchtet; einmal ist er ihr zuvorgekommen, indem er es vorzog,

---

in Briefen, z. B. an Mendelssohn am 21 Februar 81: „Freilich stehen Sie ungemein freier und reiner als ich in meinem Stande, wo ich so viel tragen, schonen muß, um nicht größere, wesentlichere Pflichten des Lebens zu verderben“ (Aus Herders Nachl. 2, 223). Vgl. an F. Jacobi über Lessing a. a. O. S. 293.

1) Das Nähere in meinem Aufsatze: „Goethe und Herder von 1789—95. I. Weimar oder Göttingen?“ Preuß. Jahrbücher Band XLIII S. 85 fgg.

2) Vgl. die vortreffliche Monographie von Zermelo, Aug. Ludw. Schlözer, ein Publicist im alten Reich. Berlin 1875 (Jahresbericht der Friedrichs-Werderschen Gewerbeschule) S. 34 fgg.

3) Band 20, 303 fgg.

die gefährliche Partie zu unterdrücken. Zur Erläuterung der äußeren Lage muß ich dem geschichtlichen Gange etwas vorgreifen.

„Vieweg wird Ihnen gesagt haben“, lautet die trockne Nachricht an den Verleger, „daß ich $1^1/_2$ gedruckte Bogen beim 9. Theil zu unterdrücken nothwendig gefunden. Es versteht sich, dies geht auf meine Rechnung“ (8 Mai 97). Der Brief lag mir noch nicht vor, als ich die Bemerkung zu den betreffenden Bogen (Band 18, 208 [1]) niederschrieb,[1] der Thatbestand ist in derselben richtig dargestellt. Herder hatte wohl Recht, wenn ihm selber bange wurde vor der Publikation seiner „Epistel über den Nationenruhm“ (208—216) Er hatte die Aushängebogen der neunten Sammlung „zur Feier der Passionswoche“ — um den Eindruck, den sein Wagnis machen würde, Böttiger zukommen lassen mit der Bitte um strenge Geheimhaltung. Und Böttiger sendet das „gütig anvertraute“ Buch zurück, am 15. April, mit feuriger Zustimmung. „Was ich bei seiner wiederholten Lesung empfunden habe, vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Sie haben oft schon mit Kraft und Nachdruck, wie ein Hutten unserer Tage, der armen deutschen Nation Noth und Drangsal zur Sprache gebracht, aber so herzergreifend, so ἐν δυνάμει noch nie. ... Unseren Lessing gleichsam als Repräsentanten der ganzen gepreßten und niedergetretenen Nation aufzustellen, überraschte und rührte mich bis zu Thränen. ... Die Schlußepistel wird Ihnen, edler Anwalt der still duldenden Nation, in tausend Herzen eine reine Flamme des Dankes entzünden. ... Die Stelle S. 187 (212): ‚So muß sie Gott verstehen‘.. hat einen siebenfachen Donner für unsere Treiber und Zwingherren. Man wird wohl hier und da knirschen und die Lippen beißen. Aber wer kann es vor Gott und den Menschen wagen, eine solche

1) Nach Reinhold Köhlers freundlicher Notiz gebe ich hier eine genauere Beschreibung des seltenen Sonderdrucks, den ich seiner Zeit in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar vorgefunden hatte. Der deutsche Nationalruhm Eine Epistel von J. G. von Herder. Leipzig, 1812. 32 S. gr. 8°. (1—2) Titel. (3—4) Nachricht. (5)—28. Epistel. (29—32) Herders Schriften. (Buchhändler-Anzeige.)

Stimme laut zu schelten." [1] Vielleicht ist Herder eben durch diesen starken Wiederhall, den er geweckt hat, gewarnt worden. Er war gewarnt genug durch die Erfahrung, die er mit den ersten Sammlungen in Östreich gemacht hatte. Dort war dem Buche, gleich nach dem Erscheinen des ersten Teils, der Debit entzogen worden. „In Wien sind die Briefe über die Humanität verboten", meldet er entrüstet seinem Freunde in der Schweiz [2] —, ich werde aber „deshalb keine Briefe zu Beförderung der Bestialität schreiben." Mit der nämlichen Schroffheit schließt er denn auch den ersten Brief seiner dritten Sammlung, nur daß er hier statt Bestialität von ‚Brutalität' spricht (17, 138). Das Verbot war erfolgt wegen der Gespräche über Joseph II (17, 47 fgg. 18, 330 [1]). Vergebens hatte Herder es sich angelegen sein lassen, dem Aufsatze in einer Umarbeitung alles zu nehmen, was als offene Mißbilligung des neuen Regimes ausgelegt werden konnte. Und vor demselben Freunde, der den Ton der Briefe zu zahm und rücksichtsvoll findet, verantwortete er sich später mit den Worten: „Sie klagen meine Briefe der zu großen Milde an. ... In Deutschland ist alles wund; da jetzt keine Ziehpflaster!"

Die Freunde aber, welche mit seiner Denkart seit langem vertraut waren und mit ihm in derselben politischen Luft leben, Knebel, Heyne, Gleim, finden denn auch besonders, gerade wie früher am

1) Beide Briefe, die zu den wichtigsten Akten für die Geschichte der Humanitätsbriefe gehören, sind erst neuerdings bekannt geworden. Der erste (von Herder) in den „Briefen Herders an C. A. Böttiger" (aus Böttigers auf der Dresdner Bibliothek befindlichem Nachlaß) mitgetheilt durch Rob. Boxberger. Erfurt 1882 S. 34 No. 40; der zweite in der fleißigen Monographie von Richard Lindemann, Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu Herder. Görlitz 1883 S. 83.

2) 13 Dezember 93 (Hdschr.). Am 6 Dez. meldet Herder die Thatsache nach Halberstadt mit einem „es hat indeß gar nichts zu sagen" — und der Angabe des Grundes. Gleim erwiedert: „Das ist ja herrlich, daß Sie wieder bei der Humanität sind! Lassen Sie doch ja die Brutalität des Östreichischen Censors sich nicht irre machen! Wenn's zu Wien wie bei uns ist, so werden nach dem Verbot die Briefe nur desto mehr gesucht und gelesen." Von und an Herder 1, 165. 166.

vierten Teil der Ideen, anzuerkennen, was der Verfasser zweckvoll anzudeuten verstanden habe,[1] sie wissen zwischen den Zeilen zu lesen. Es liegt etwas Bewußtes und Berechnetes in diesem durch die Lage gebotenen Andeutungsverfahren. Dazu rechne ich besonders auch die Auszüge aus den Schriften großer Lehrer der Menschheit, insbesondere der größten Deutschen vom Zeitalter der Reformation an, selbst die Anordnung und Reihenfolge dieser Auszüge. Ich habe mich darüber an anderer Stelle erklärt,[2] und möchte hier nur ein paar Erläuterungen zusetzen. Die Auszüge aus Luther in der zweiten Sammlung und die zurückgehaltene Schrift ‚Luther ein Lehrer der Deutschen Nation' treten in das rechte Licht erst wenn man Herders unverhüllte Meinung über den Fortgang des Reformationswerkes kennt. Vertraulich äußert er dieselbe gegen Georg Müller. „Herder wird Luthers Leben schwerlich schreiben" — trägt dieser im Oktober 1780 in sein Tagebuch ein[3] — „wenigstens so lange er in Weimar ist. Die Sächsischen Fürsten haben sich so schändlich aufgeführt, daß er es nicht wagen darf, die Wahrheit zu sagen. Sie waren immer Kinder; damals ließen sie bald alles fahren und rissen nur alle möglichen Kirchengüter zu sich. Daher der entsetzliche Verfall des Kirchensystems, daß alles vom Fürsten abhängt. ... Luther sah das alles schon keimen, aber wenn er am Hof sollicitirte, wies man ihn mit höflichen Worten ab. Alles ging so langsam, daher er besonders in seinen letzten Jahren oft so mißlaunig ist und auf die Welt schimpft, daher er alles fahren ließ und den Herren und Obrigkeiten antwortete, sie sollen sich einen Luther malen. Die Juristen in Witemberg und die Hofleute machten ihm allen Verdruß." Es ist das Urteil, welches wir auch aus jenen scharfen Epigrammen herauslesen können, deren schon oben (S. 527 [2]) gedacht wurde.[4]

1) S. 530. Von und an Herder 2, 216 N. 86. 87; 3, 94 N. 69; 1, 147.

2) In der genannten Festschrift S. 10 fgg.

3) Aus dem Herder'schen Hause S. 31; vgl. ebenda S. 57.

4) Gedichte 1, 241 Auf Luthers Bild. 1, 247 Reformation. Auch politische Stücke unter diesen Poesieen ist man mehrfach, wie schon oben

Die Humanität ist Herders Religion, man hat ihn nicht mit Unrecht ihren Priester genannt. Seine innigsten Neigungen und Herzensbedürfnisse verweben sich mit dieser Idee, und seine Hingabe daran ist Glaubenswärme, feste Zuversicht. „Ich bin ein uralter apostolischer Christ und glaube, bis zum Aberglauben, eine Gemeine der Heiligen auf Erden d. i. eine Versammlung von Gemüthern, die im Innern sowohl als in thätiger Wirkung für und mit einander Eins sind. Auch Sie, bester Altvater, gehören zum Bunde meiner Briefe, und auch von Ihren Blättern hat die Muse des Titelblatts etwas in Händen [17, 195. Br. 39].[1] Ihr alter König war ein großer Feldherr in dieser Versammlung. Was ich schreibe, muß Ihnen Radotage scheinen; aber das Büchlein wirds auslegen." So schreibt er an Gleim, unmittelbar vor dem Erscheinen der ersten Sammlungen.

In diesem Bunde durfte sein Lessing nicht fehlen. Er hatte ihm 1781 jenen warmen Nekrolog voll edeln Freimutes gewidmet (T. Merkur IV, 3—30),[2] dem etwas Ebenbürtiges an die Seite stellen zu können selbst Mendelssohn, der nächste Freund, sich nicht zutraute. Als „seinen Bruder im Geist" fühlte er sich vollends, seit er in ihm einen Gesinnungsgenossen seiner philosophischen Überzeugungen erkannt hatte. „Gott hab' ihn selig" (erwidert er auf die Nachricht von Lessings Spinozismus), „den guten, braven Theologen; wenn ich Gelegenheit wüßte, sendete ich ihm den philo-

---

geschehen, veranlaßt, zu den Humanitätsbriefen in Beziehung zu bringen; so Eroberungssucht 1, 277 vgl. 17, 108 und die unterdrückte schärfere Fassung der Stelle 18, 312. Ähnliches in Briefen wie Von und an Herder 1, 154 (an Gleim). Das Gedicht Coalition s. Seite 348[1] dieses Bandes.

1) Die Muse der Humanität, auf dem Zodiakus thronend, zusammengerollte Blätter in der Rechten; unter ihren Füßen dreht sich der Erdball. Aus Herders Nachlaß 2, 307. „Sie sollten die Zeichnung davon (von Heinrich Meyer) sehen, die in meines Mannes Zimmer hängt." Caroline an G. Müller 3 Nov. 93. (Jetzt im Besitz von Herders Enkel, dem Geheimen Staatsrath Stichling in Weimar.)

2) 1786 in die Zweite Sammlung der Zerstreuten Blätter aufgenommen (1796 wiederholt).

sophischen und theologischen Doktorhut nach." [1] Es war, wie uns die Skizze vom Januar 1793 sagt, beschlossene Sache, noch einmal Zeugnis von der geistigen Bruderschaft abzulegen, die ihn mit dem noch immer nicht nach vollem Recht gewürdigten Manne verband. In diesem Sinne hat er sich bald auch brieflich geäußert, wie ich aus einem Schreiben des Buchhändlers Voss ersehe (12 Dez 93). Voss rät zu einem selbständigen Werke über Lessing. „Nach dem Urtheile mehrerer hiesiger Gelehrten (wir dürfen an Moritz und Engel denken) sind Ew. Hochwürden der einzige Mann, den grosse Talente, mit ausgebreiteten und alles umfassenden Kenntnissen verbunden, in Stand setzen, Leßings würdiger Biograph zu werden, und ich wünschte, gewiß im Namen der ganzen Nation, daß Sie Sich entschlössen, dem großen Manne ein Denkmal zu setzen."

Das Denkmal in den Humanitätsbriefen ist sinnig und anspruchslos aus Lessings eigenen Briefen und Schriften aufgeführt, ein Werk der Liebe und kunstvoller Mühe (18, 165—200). Ein Schlußwort (Brief 112) enthüllt Zweck und Sinn der Sammlung. Dem Reformator des Glaubens und des Volkslebens und dem humanen Könige und Kriegshelden, die in den ersten Teilen zum Worte kamen, steht er, der Held und Reformator der letzten litterarischen Epoche, gegenüber. Lessing soll der letzte der großen Zeugen über und wider den Zeitgeist sein, die in dem Werke auftreten: so stehen seine Reden im neunten Teil. Die letzte Sammlung hat der Verfasser sich selber vorbehalten. Hier will er im eigenen Namen reden und die (mit Fleiß, wie er sagt) so lange verhüllte „Basis entblößen." Mit sicherem Blicke hat, wie wir sahen (S. 554), der erste Leser die Bedeutung dieser Auszüge erkannt. In Lessings Schicksal, sagt Böttiger sehr schön, sei ein Typus der ganzen Nation, ihrer Kämpfe und Leiden aufgestellt. Die „Deutschheit" Lessings hat Herder immer mit Nachdruck hervorgehoben; einen „ehrlichen, biedern, kalten Deutschen" nennt er ihn im Gespräch mit Georg Müller (1780), und ein Sinngedicht, in welchem er für Lessings

1) Von und an Herder 1, 116. An Gleim 17 Februar 86.

Art die kürzeste Formel zu finden sucht, beginnt mit den Worten: „Der edle deutsche Mann, der Wahrheit lieb gewann."

Auch wo wir Namen von weniger hohem Klange, einen Gabriel Wagner, Wegelin u. a. in den Briefen auftreten sehen, finden wir jenes systematische Verfahren, sich „fremder Zungen und Organe" zu bedienen, wo eigenes freies Urteil versagt scheint, in Ausübung. So sind ja auch die Parabeln und vaterländischen Gespräche von Joh. Val. Andreä, welche in die fünfte Sammlung der Zerstreuten Blätter (1793) kamen, wie das Vorwort sagt, behufs einer Vergleichung der Zeiten erneuert, und so ist von Balde's Dichtungen vieles in die Terpsichore aufgenommen, um der Gegenwart als Spiegelbild zu dienen.

Daß der Verfasser überhaupt sich Zurückhaltung auferlegt hat, und wie oft er Erwägungen, die mit der Idee seines Werkes nichts zu thun hatten, Raum zu geben genötigt gewesen, davon geben die unveröffentlichten Stücke des Nachlasses unverkennbare Beweise. Briefe, in denen er mit rückhaltlosem Freimut sich über politische und sociale Fragen geäußert hatte, sind bei Seite geschoben und andere zum Ersatz, zur Füllung verwendet, die absichtlich die Betrachtung ableiten und aus dem gewählten Tone fallen. Auf jene Partieen muß sich das Augenmerk besonders richten, damit man nicht Willkür und Unbeständigkeit finde, wo in Wirklichkeit eine äußere Gewalt eingegriffen hat. Um sie an ihrer Stelle zu würdigen, bedarf es zunächst einer Übersicht über den Gang der Arbeit und die Zeiten ihrer Veröffentlichung.

Die Bändchen oder „Theilchen" sind paarweise erschienen, immer „an Ostern" (wie es bei Herder heißt), d. h. im April je das erste, im Mai das zweite Bändchen. Bis in den Juni verspätet sich Teil 8; die beiden letzten sind wohl absichtlich, wegen des gemeinschaftlichen Inhalts und der Kühnheit der Sprache, zusammen im Juni 97 ausgegeben worden.[1] Wir können dies alles aus dem reichlich fließenden Briefwechsel ermitteln, desgleichen

1) An Böttiger, etwa den 12 April 97 (Boxberger S. 34 No. 40).

Zeit und Tempo der Ausarbeitung. Diese beginnt gewöhnlich im Dezember und wird bis in den März hinein rastlos gefördert; im Februar, öfters schon im Januar ist die erste Lieferung in den Druck gegangen.[1] Bei der Hälfte des Werkes etwa hat eine einzige Niederschrift genügt. Die Züge der Handschrift sind fest, nirgends stockend; nur auf den ausgesonderten Bogen der zehnten Sammlung werden sie streckenweise schlaff, gehen wohl auch nachlässig aufwärts und über den Rand hinweg, so daß hier das Ganze schon den Eindruck wie das Manuskript zur Adrastea macht. „Am zehnten Theil arbeite ich, aber matt", hören wir Herder seinem Sohne August klagen (Aus Herders Nachlaß 2, 446; Januar 97). Das Druckmanuskript[2] ist in einzelnen größeren Partieen stark durchkorrigiert, öfters fast die Hälfte von der ersten Fassung gestrichen und gekürzt oder gebessert. Am weitesten geht dies in der siebenten und achten Sammlung; diese letztere ist zum größten Teil zwei

1) Mitte Februar 93 erste Hälfte des Mst. von Sammlung I an Vieweg (Br. an Hartknoch). Sammlung III am 6 Dez. 93 angefangen; schon Ende Januar 94 ist sie fast ausgedruckt (an Gleim). — Am 12 Dez. 94 an Georg Müller: „an Balde wird gedruckt, an den Br. üb. die Hum. schreibe ich." 23 Januar 85: Th. V. fertig. Seit Januar das Mst. in Berlin, und von der Zeit an habe ich nicht einen Probebogen gesehen" (18 Mai 95 an denselben). — 24 Febr. 97: „Der VI Th. der Zerstr. Bl. ist gedruckt, der IX der Hum. Br. auch; nun fehlt der zehnte, an welchem ich mit allen Kräften arbeite." (An August Herder.)

2) Wir besitzen das Druckmanuskript noch zu VI, 74—143 (16 Blätter, numeriert 17—32. Blatt 31 von Carolinens Hand sorgfältig geschrieben, statt der ausgesonderten zwei Blätter, von welchen das Stück S. 515. 16 dieses Bandes abgedruckt ist); 165—176. 178—199 (8 Blätter, numeriert 37—44). VII, 1—128 (26 Blätter), 144—158 (3 Blätter, numeriert 31—33). VIII, 27—47 (3 Blätter, numeriert 7—9), 78—160 (15 Blätter, numeriert 16—31). Außerdem ein einzelnes Blatt zu III, bestimmt zur Illustration von Brief 36,5 (17, 177,121 fg.): „Bezeichnungen einiger Erschlagnen in Homers Iliade." Dies Blatt (29^b numeriert) ist aus der Druckerei zurückgezogen worden. Sammlung VI: Aktenformat, in der Mitte gebrochen, die linke Spalte beschrieben; VII. VIII wie die Sammlung von 1792: ebenfalls Folio, besseres Papier, mit einem ein bis zwei Finger breiten Rande. Ebenso sieht das Manuskript der Ideen aus.

Mal geschrieben, wie uns elf ebenfalls gründlich durchkorrigierte Blätter, die von der ersten Niederschrift erhalten sind, beweisen; den Schluß kennen wir sogar in drei Redaktionen.[1] Auf diese formelle Durcharbeitung geht es mit, wenn Herder, ein Wort Gleim's aufnehmend, an diesen schreibt: „Ja wohl wird mir die Humanität sauer. Sie wird mir sauer, aber ich muß.“ (Von und an Herder 1, 201.) Auch von der sechsten Sammlung besitzen wir Zurückgelegtes.

Gewöhnlich folgt auf die angestrengte Winterarbeit eine Periode der Abspannung, ein „Ich denke nichts und schreib' noch minder, Weil mirs an Zeit und Muth gebricht“, wie es einmal in einem Aprilschreiben an Fritz Jacobi heißt. Aber gewöhnlich auch regt und bewegt ihn noch immer wie in den Jahren der ersten Manneskraft zu Ostern „der Gedanke der allgemeinen Erwachung und Wiedergeburt.“[2] Dann begiebt er sich wieder an das Schaffen, und es sind in der Regel die liebsten Arbeiten, welche er jetzt vornimmt, solche, zu denen ihn sein Inneres am mächtigsten treibt.[3]

---

1) Davon abgedruckt S. 516—18 dieses Bandes.

2) An Georg Müller 26 April 81, zur Osterkantate dieses Jahres (Gedichte 2, 263). „Mich hat in allen diesen Zeiten nichts als der Gedanke der allgemeinen Erwachung und Wiedergeburt geregt und beweget. Zu Ostern habe ich davon gepredigt.“ Das nämliche Gefühl in den wie ein Vorklang zu Faust sich anhörenden Zeilen aus der Brautzeit: „‚Christ ist erstanden!' Auch die Natur steht auf! Die gute alte Mutter verjüngt sich! Lassen Sie uns auch aufstehen und nach allem, allem Kummer und Nachtgraun des Winters nicht zurücksehen.“ An Caroline Flachsland 19 April 72. Wie der Spätherbst mit den falbenden fallenden Blättern ihn im Innersten durchschauert, sagt die Anmerkung zu S. 458 dieses Bandes.

3) Zu den Briefen hat zeitweilig Caroline getrieben. „Ich mache immer ein paar große Augen (schreibt sie an Gleim 7 März 94) wenn ein theologisches Kind geboren wird, und möchte lieber die Adrastea und Ideen sehen; indessen hat ihn so der Geist getrieben, und fast wäre noch ein drittes Bändchen fertig geworden, wenn ich ihn nicht an einem schönen Herbsttag auf einer Promenade glücklicherweise zur Humanität gelenkt hätte. Dafür bekomme ich gewiß von Ihnen ein freundlich Gesicht.“ (Von und an Herder 1, 169.)

Im Frühling, Sommer und bis in den Herbst hinein hat er während dieser Jahre (1793. 95. 96. 97) an den „Christlichen Schriften“ und was amtlich damit zusammenhing, Gesangbuch (1794) und Katechismus (1795) geschaffen; im Frühling und Sommer 1794 das meiste zur Terpsichore übersetzt und verfaßt.[1] Im Sommer 93 und 96 widmet er Monate und Wochen seinen „Zerstreuten Blättern.“ Im Sommer und Herbst 95 arbeitet er für die Horen. Vom Spätherbst 92 bis zum Mai 98 eine Betriebsamkeit und Produktivität ohne gleichen.

Ich wende mich nun zu der Betrachtung dessen, was in dem Nachlasse von der ersten Gestalt der zehn Sammlungen geblieben ist; es sind meistens, wie bemerkt, ausgesonderte Stücke, weit seltener erste Niederschriften. Jene werde ich aufzählen und, sofern sie nicht im Anhange dieses Bandes abgedruckt sind, ihrem Inhalte nach kurz beschreiben: bedeutsame Stellen werde ich noch hier ausheben, wo sie nach Ort und Zusammenhang übersichtlich erscheinen.

In der ersten Sammlung sind die beiden Stücke, welche in älteren Redaktionen vorliegen, Franklins Fragen und Joseph II, bereits genannt. Das erste scheut sich weniger als die Umarbeitung in Brief 3, die Revolution und öffentliche Zustände in Deutschland zu berühren und das jugendlich frische und freie Leben der neuen Welt ins Licht zu stellen. Auffallend ist es dabei, daß die Humanitätsbriefe es wagen, eine in der Vorlesung unterdrückte Frage aufzunehmen (15): Have you lately observed any encroachment on the just liberties of the people? freilich mit der behutsamen Übersetzung: rechtmäßige Rechte. „Joseph II“ ist in erster Redaktion (von der uns der Anfang nicht erhalten ist) ein plan geschriebener Aufsatz, eine Würdigung des Kaisers von einem festen Standpunkt aus, dem eines Fridericianisch gesinnten Norddeutschen (S. 330). Um Anstoß zu vermeiden, hat Herder sich zur Umarbei-

1) Vgl. Band 20 S. 386 fgg. Band 27 S. VIII fgg. — Nur der „Kanon“ am Schluß der dritten Sammlung ist, wie ich hier berichtigend erwähne, im Winter (Februar) 1797 verfaßt: gleichlautend an Eichhorn und August Herder am 24 Februar (vgl. Aus Herders Nachlaß 2, 447).

tung bequemt. Er bedient sich des alten „Nothbehelfs", [1] Auflösung in einen Dialog mit abschwächenden Einwürfen und Gegenreden. Für den nächsten Zweck war das, wie wir sahen, verlorene Mühe, und der Sache ist dadurch Eintrag geschehen. Mag auch einzelnes bei der raschen Umformung im Ausdruck glücklicher geraten sein, [2] das Ganze hat an Haltung und Bestimmtheit verloren. Entschiedener als die gedruckte Gestalt ist die ältere eine Palinodie zu jenen Strophen ‚An den Kaiser', entschiedener spricht aus ihr die politische Überzeugung, die wir in einem gleichzeitigen Briefe an Gleim vernehmen: „Sie sind aus Friedrichs Zeit, und ich wills auch sein und bleiben" (12 Mai 93).

---

1) Zusammenhängendes über Herders dialogische Versuche im Schlußbericht zu Band 12 (S. 360 fgg.).

2) Keineswegs alles. Eine Flüchtigkeit ist es doch, wenn das Gewohnheits- und Stimmungswort ‚angenehm' gar zu oft wiederkehrt: S. 49 Z. 5. 6 v. u. S. 54 Z. 9. S. 58 Mitte: „angenehme Vorurtheile", vgl. 34 Z. 1: ‚angenehmen Briefen' und 18, 416[1]. — Zwei charakteristische Stellen der ersten Redaktion (4 Blätter, das erste fehlt, die Anordnung anders als im Gespräch) stehen im Anhang S. 330[1]. Ein paar Einzelheiten will ich hier noch notieren. S. 48 Z. 5 nach: ‚Grabe.' gestrichen: ‚und vielleicht können zwei Nachfolger hinter ihm wünschen, daß er nicht regiert haben möchte.' S. 50 Z. 2. 1 v. u. ‚mit Wohlbedacht' S. 52 Z. 11 v. u. Simplicität (A: Einfalt) Z. 1 v. u.: Lumpenhandel (A: Käsehandel). S. 54 Mitte: ‚2. Joseph, scheint es, konnte den Österreichschen Geist des Länder-Erwerbs nicht verläugnen; eine Neigung, der unsre Zeit endlich zu widerstreben scheinet. Gegen Tataren und Türken mögen Eroberungen geduldet [oder gar noch] und gepriesen werden; aus dem civilisirten Europa sollte der Eroberungsgeist verbannt seyn. Das durch einen siebenjährigen Krieg theuer vertheidigte Schlesien und das getheilte Polen mögen die letzten Grenzen der Länder-Erwerbe und Staaten-Erweiterungen bleiben.' S. 60 Z. 2 v. u. ‚willt du' (A: willst du). Die parallele Stelle zu diesem Abschnitt lautet: „In mehr als Einem Stücke zeigt er, daß ihm eine gewiße Känntniß angenehmer Vorurtheile des menschlichen Herzens, vielleicht auch eine natürliche Mitempfindung und Delicateße des Geschmacks oder sonst ein unentbehrliches Ich weiß nicht was? unglücklicher Weise gemangelt habe." S. 61,153. „Sein schöner Auffatz (den er bei seiner zweiten Reise nach Italien zurückließ) voll der treflichsten Grundsätze, und eines recht väterlichen Eifers ist doch von demselben [Schein des Despotismus] nicht frei; die Conduitenlisten sind es noch weniger."

Zu derselben Zeit wie der Aufsatz über Joseph sind die Blätter geschrieben, welche im Eingange dem 16. Briefe (in der Zweiten Sammlung) parallel gehen, dann aber das Thema der Vierundzwanziger-Sammlung „Reformation und Revolution" wieder aufnehmen — abgedruckt im Anhange S. 130—132.

Die dritte Sammlung tritt aus dem Bereich der litterarischen Reflexion wenig heraus, die vierte aber setzt sogleich mit den Auszügen aus Realis de Vienna (Gabriel Wagner) den Fuß wieder auf deutsches, nationales Gebiet (Br. 40—43) und hält sich noch in mehreren Stücken in der Gegenwart oder doch nahe an dieselbe (46. 48. 49. 53). Diese ganze Reihe aber hatte ursprünglich doch noch ein ganz anderes Aussehen: thatsächlich und kräftig einschlagend, wie man sie jetzt kaum noch nennen kann.

Als Nummer 42 finden wir da einen Brief, welcher mit dem Satze beginnt: „Gar zu leicht, dünkt mich, müßen wir die Sache, die Realis treibt, doch auch nicht nehmen": ein Stück voll starken patriotischen Zornes. Am Schlusse des gedruckten Briefes 42 (17, 213*) vertröstet Herder sich und den Leser auf einen künftigen Abschluß der Materie: „sie hat noch einige Briefe erhalten, die späterhin werden mitgetheilt werden." Er hat wenigstens einen vollständig aufbewahrt, die drei Redaktionen von Br. 42/43: die dritte ein verzweifelter Versuch, das Stück durch Streichung der schärfsten Partie censurfähig zu machen: Anhang S. 332—36.

Ausgeschieden ist sodann die Fortsetzung des Themas von Brief 46: sie ist ursprünglich 47, dann 48 beziffert. „Zum Gegengeschenk für die Vorlesung über Wahn und Wahnsinn [der Völker: 17, 226—33] theile ich Ihnen den Brief eines Mannes mit, der meiner Meinung nach [lange] nicht so geschätzt [und gelesen] wird, als er es verdiente. Es ist Wegelins Brief über den Wahnsinn der Völker." Dazu unter dem Text: „Wegelin ist seitdem gestorben [wie Br. 58. 17, 321*].[1] Im Verfolg dieser Briefe

---

1) Jacob Daniel Wegelin, Professor der Geschichte und Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, war am 7 September 1791 gestorben.

finde ich seiner noch mehrmals erwähnet. Der hier mitgetheilte Brief ist der 13te seiner Briefe über den Werth der Geschichte. Berlin 1783. A. d. H." Es ist ein reflektierender Überblick über die Geschichte der Revolutionen. Die fünf Spalten lange Abschrift schließt mit den Zeilen: „So weit Wegelin. Glauben Sie nicht, daß dieser Brief allein Frankreich angehöre."

Wie Wegelins Brief (47) als Gegengeschenk der Vorlesung (46) entspricht, so war dem Briefe 49 (Vie du Dauphin, père de Louis XV) ein Seitenstück zugedacht; denn ursprünglich ist Nummer 49 (zuerst 45) der Brief, welchen 1795 als letzten Beitrag Herders die Neue Deutsche Monatsschrift brachte (S. 401—403 in diesem Bande) mit der von der eigentlichen Tendenz ablenkenden Überschrift ‚Boileau und Horaz.' Ursprünglich war es also damit auf einen starken Kontrast abgesehen.

In der genannten Zeitschrift sind nun auch die aus demselben Zusammenhang entlehnten Briefe 52. 53. „Seneka" (S. 391—404 dieses Bandes, 11 Seiten Mſk.) erschienen, die an ihrer Stelle ebenfalls „zur Vergleichung der Zeiten" herausfordern sollten, indem sie nicht bloß auf den gedruckten Brief 47 (17, 233) sondern mit ihren Winken über den gefährlichen Stand des Prinzenerziehers (18, 397 [1]) und anderen noch weiter auf die Betrachtungen über „Fürstenheit" zurückweisen, die bei Gelegenheit der Emilia Galotti (Brief 37. 17, 183 fg.) angestellt waren.

Es folgt unter den Handschriften ein zweites Paar, beziffert 54. 55 (zwei und drei Blätter), offenbar auf einen Abschluß der vierten Sammlung angelegt. Doch schließen sich beide Briefe dem Sinne nach so deutlich an den letzten Abschnitt des gedruckten Briefs 53 an, daß man sich das vorige Paar schon zurückgestellt denken muß, indem dieses angefügt wurde. Das Thema von 54: „Geschichte und Philosophie müssen getragen sein von der Idee einer fortschreitenden Vervollkommnung der Menschheit und schöpfen

---

Herder glaubte sonderlich seinem günstigen Urteil die Krönung seiner zweiten Preisschrift zu verdanken. Hamanns Schriften 5, 146. Er hat auf Wegelins Arbeiten früh geachtet. Band 1, 16. 213. 538.

eben aus dieser Idee die fruchtbarste Wechselbeziehung" ist einer der grundlegenden Gedanken unserer Schrift, und so ist schon oben (S. 529) die Stelle, welche über das Verhältnis derselben zu den Ideen Aufschluß giebt, angezogen worden. Hatte nun schon Brief 54 eine Reihe deutscher Historiker mit Ehren genannt, und unter diesen hinter Gatterer und Heyne an dritter Stelle Schlözer (es folgen Spittler, Johannes Müller, Sprengel, Möser u. a.), so hebt der folgende zwei kleinere Schriften Schlözers als Belege zu den Sätzen des Br. 54 hervor: ‚Weltgeschichte, Göttingen 1785' und ‚Allgemeines Staatsrecht, Göttingen 1793' und giebt von ihrem Ton und Inhalt reichliche Proben mit uneingeschränkter Zustimmung. „Der Blick erhebt und erweitert sich, wenn man einen Lehrer der Geschichte von seinem Zweck also sprechen höret; und daß diese Angabe keine Declamation sei, zeigt auf ihren wenigen Blättern der Faden der Geschichte selbst. . . .[1] Der Verf. verspricht. . eine Staatskunst, eine Theorie der Staatskunde, und eine Staatsgeschichte. .. Wir dörfen ihn bei seinem Wort halten, da kein andrer so leicht es für ihn zu erfüllen vermöchte [17, 326,$_{19}$].

1) Je näher unsern Zeiten, desto lehrreicher wird sein Gang werden. Das verbürgt uns eine andre kleine Schrift, sein Allg. Staatsrecht. Sie ist voll großer Ideen über Menschen, Völker, Gesellschaften, Staaten, Stände, Regierungsformen. Wahrheiten, die eine Ausbeute aller Geschichte, so wie der mancherlei Nachforschungen und kostbaren Erfahrungen unsrer Zeit sind, werden darin treffend, oft mit der Spitze eines Pfeils, vorgetragen. [Es folgen einige Sentenzen; die letzte s. 17, 326.]

„Betriege man doch das Volk nicht! Wäre auch das Betriegen erlaubt, so frommet es nicht; es macht über lang oder über kurz, Uebel ärger. Staatsbetrug, wie Pfaffenbetrug ist nicht mehr in Europa haltbar."

„Nur auch Wahrheiten der Art predige, selbst von Kanzeln niemand, der nicht die Gabe hat, zugleich auch den rohen Haufen durch lichtvolle Darstellung vor Mißverstand und Misbrauch zu wahren."

„Nie aber komme die Cromwellsche Zeit in unserm Erdtheile wieder, wo auch Denker im Volk, nur in Logen bei verschlossenen Thüren, . . über Zwecke der Gesellschaft, über Gebrechen und Verbrechen nichtdenkender Staatsverwalter sprechen durften, weil furchtlose Vertheidiger der Unterdrückten, Aufwiegler hießen, und man ihren Schlüßen Zwölfpfündner opponirte."

Die hohe Freude, die er über den Besitz seiner Wahrheiten äußert, theilt jeder überzeugte Leser mit ihm.“

Betrachten wir jetzt die Ziffern der ausgesonderten oder umgestellten Briefe und ihren sichern oder wahrscheinlichsten Zusammenhang mit den Briefen der gedruckten vierten Sammlung und beachten, daß Herder selbst noch von „einigen“ Briefen über Realis spricht, so läßt sich, ohne alles gewagte Mutmaßen, eine Reihe von sechzehn Nummern herstellen, welche als ursprünglicher Bestand dieser Sammlung anzusehen sind.[1] Diese Reihe hat innern Zusammenhang: alles zielt darauf, in den Zuständen der Gegenwart sich mit geschichtlichem Urteil zurecht zu finden und mit einer gesunden Lebensphilosophie so leidenschaftslos wie möglich zu behaupten. In dieser Reihe finden keinen Platz die jetzigen Briefe 43—45 und 50: Flora und Philomele: beides fremde Stimmen in dem männlichen Chorus der übrigen, beide — es bedarf gar keines Nachweises — bei letzter Zusammenfügung hineingekommen: leichte Arbeit, Abschriften fremder Sachen mit kleinen Verbindungen und Einleitungen. Die Fäden der aufs beste angebrachten Zeit-Fabel Knebels (Br. 48) haben seine inepte im Winter flötende Nachtigal nachgezogen. Die von einer vornehmen Gönnerin in Weimar eingeführte Flora des östreichischen Poeten mochte mit ihren Komplimenten für die Lascy, Cobenzl, Kaunitz, Loudon, Kinsky u. s. f. (17, 221_{65} fg.) vielleicht für die Humanität und ihre Briefe „am mächtigen Kaiserstrome“ um den versagten Eingang werben — der sich doch durch fortgesetztes Poltern mit Bestialität und Brutalität nicht ertrotzen ließ. Sie war überdies für den Zeitgeschmack eine werthvolle Gabe.[2] — Ein Einschiebsel oder Nachtrag, in welchem

1) 40—42 (17, 201—213). *43 (18, 332—36). [44. ein verlorner Brief über Realis.] *45 (18, 401—403. Boileau). 46=49 (17, 239—44). 47=46 (17, 226—33). *48 Wegelins Brief (Mſk.). 49. 50=47. 48 (17, 233—39). 51 (17, 247—50). 52. 53 Doublette: a, *Seneca (18, 391—401), b, = 52. 53 (17, 252—59). *54. *55 (Mſk.: Geschichte und Philosophie. Schlözer).

2) Goethe las aus diesem Hymnus an Flora, den ihm die Gräfin Harrach aus Wien geschickt hatte, in der Freitagsgesellschaft vom 2 März 92

ganz der Geist der ursprünglichen Anlage webt, ist die Nachschrift zu Brief 51: Joh. Joach. Christoph Bode, dem der männliche Nachruf gilt, ist am 13 Dezember 93 gestorben (17, 251).

Auch in der Anlage der Fünften Sammlung sind bei abschließender Redaktion eingreifende Änderungen vor sich gegangen, die sich jedoch nicht so weit bis ins einzelne verfolgen lassen, wie die des vorigen Teils. Aus den Handschriften ergiebt sich zunächst so viel: es lag eine Gruppe von brieflichen Aufsätzen für diesen Teil bereit, deren Kern die Abhandlung über Publikum und Vaterland bildete (17, 284 — 319) also wiederum eine in das unmittelbare praktische Leben einschlägige Frage. Zur Einführung derselben war der Brief verfaßt, welcher als Beitrag zur Neuen Deutschen Monatsschrift die Überschrift erhalten hat: ‚Warum wir noch keine Geschichte der Deutschen haben?' (18, 380 — 84) wie das im Msk. gestrichene Bindeglied, die Überleitung zu „Publikum und Vaterland" deutlich zeigt (S. 336 [2]. 384 [1]). Der Brief ist im Manuskript nicht beziffert, ebenso die im nächsten Verfolg zu erwähnenden Stücke; aber seine Stelle ist sicher: denn er nimmt einen Gedanken von 53 (17, 257 Z. 2. 1 v. u.) zum Thema, und am Schlusse eben von 53 ist auf eine Fortsetzung des Gegenstandes, eine „ausführlichere Unterhaltung" über Geschichtsstudium, provinziale und nationale Geschichtsschreibung hingewiesen. An das so eingeleitete Hauptstück der Sammlung knüpfen sich nun in Form von Äußerungen verschiedener Freunde Excurse über einzelne dort

---

vor. (Vgl. Goethe an Prof. Batsch in Jena 9 März 92 in Hirzels Goethe-Bibliothek S. 202.) „Vater Wieland war ganz entzückt davon. Hier war mehr als Kleist und Haller. Die Alpenscenen [S. 219 fg. 221], die Schilderungen der ost- und westindischen Blumen [220], die abstrakte botanische Sprache durch die glänzendsten Bilder gehoben, z. B. von der Begattung der Pflanzen [216 fg.], Alles verrieth einen großen Meister, dessen Werk freilich noch durch Goethes meisterhafte Deklamation sehr gehoben wurde." (Böttiger, Litt. Zust. u. Zeitg. 1, 38.) Herder hat sich also bei seiner Auswahl an die von Goethe hervorgehobenen Stellen gehalten. Der Dichter hatte sich nicht genannt, auch Goethe wußte ihn der Gesellschaft nicht zu nennen. Erst vor der zweiten Ausgabe (Wien 1802, zugleich mit dem Hymnus an Ceres) stand der Name: C. von der Lühe.

angeschlagene Themen. Zunächst der Aufsatz, welcher unter einem den wahren Sinn verbergenden Titel — er hätte lauten müssen: „Warum die Deutschen keine öffentliche Beredsamkeit haben?“ — der Neuen Deutschen Monatsschrift anvertraut wurde (S. 384—90 dieses Bandes); zuerst war sogar die nichtssagende Überschrift gewählt: „Eine Reisebeschreibung“! Die bemäntelnde Umarbeitung, mit welcher diese Überschrift im Einklang steht, ist schon oben (S. 536) erwähnt: doppelt wichtig sind uns für die Tendenz die starken Varianten der ersten Redaktion, welche a. a. O. sämtlich unter dem Text gegeben sind. Außer diesen beiden Stücken sind noch zwei gleichartige Excurse in dem Nachlaß erhalten, von denen ich das Wichtigste in den Anhang (S. 336—340; vgl. besonders 336[2]) aufgenommen habe; der erstere: „Muttersprache“ ist schließlich in Br. 111 und 101 (18, 157 fgg. 111 fgg.) verarbeitet worden,[1] von dem zweiten

1) 2 Blätter. Anfang zuerst: „Ihr Autor hat ganz recht, daß es für die ganze Bildung eines Menschen viel darauf ankomme, in welcher Sprache er erzogen werde. Eine fremde Sprache lernen wir außer ihrem Vaterlande nur sehr unvollkommen“ ... Einen Versuch, das Stück als Fragment zur Einzelveröffentlichung herzurichten, scheint die vorgenommene Umformung zu verraten: „— — Sollte es für die Bildung eines Menschen, geschweige eines Gebietenden gleichgültig sein, in welcher Sprache er erzogen werde? zumal wenn er seine fremde Sprache außer ihrem Vaterlande, mithin sehr unvollkommen lernet?“

Auf das S. 337 mitgeteilte Stück folgt als Schluß:

„Damit indeß, m. Fr., wollen wir unsere Saumsal nicht beschönigen oder unsre Trägheit stärken; sie ist und bleibt fleißige Trägheit, wenn wir gleich zu derselben durch mancherlei Umstände gezwungen wurden. Ich lief z. B. in diesen Tagen Beckmanns ökonomisch-physische Bibliothek, die mit dem Jahr 1772 anfing, durch; Himmel, wie verschieden sind die Werke, die seitdem in Frankreich und andern Ländern erschienen, gegen das, was in Deutschland erscheinen konnte. Seit 1772 nicht nur, sondern weit früher, bis in die Zeiten Ludwigs und Richelieu ging dort Alles ins Grosse, ins Allgemeine, auf die Vereinigung, Nutzbarmachung und Känntniß der Monarchie, wo möglich der ganzen Natur hinaus; der arme Deutsche schrieb Haushaltungsbücher, Bienenwärter, Küchen- und Gartenkalender. So vergleiche man die Ephemeriden unsrer Natur neugierigen mit den Acten der Pariser-Londoner-Schwedischen Akademieen, unsre Reisen von Kiel nach Habersleben, von Potsdam nach Rekahn mit den Reisen andrer Nationen; und man

etwas längeren: „Christentum und Humanität“ nur weniges anderwärts untergekommen (nachgewiesen S. 340). Aus den ersten Sätzen dieses Excurses aber scheint sich zu ergeben, daß zwischen ihm und dem ersteren noch ein Mittelstück gestanden hat, wenigstens beabsichtigt war: „unser Theater und Theaterpublikum.“

Man erkennt, es war zu folgerechter Fortführung des Werks (die beiden zurückgestellten Briefe 54. 55 hier eingerechnet) ein ausreichender Stoff vorhanden; sechs, vielleicht sieben Briefe und ein Stück, welches den Raum von acht Briefen (nach der ersten Sammlung gemessen) einnimmt. Nichts desto weniger sieht man eine ganz neue, ganz anders geartete Reihe von Briefen in Sammlung 5. sich eröffnen. Herder greift zu dem Buche seines Freundes Georg Müller, für welches er vor fünf Jahren in Gestalt von Briefen an den Verfasser eine Einleitung geschrieben hat (S. 359—76 dieses Bandes) und fügt zu jenen vier alten Briefen ebensoviel neue (54—57), indem er bei dreien (55—57) nun thatsächlich den Freund als Adressaten — nach der Sprache der Zeitgenossen als Behörde — annimmt, welchen er einst, bei den theologischen Briefen, sich so gern als Empfänger, als ersten Leser vorgestellt hatte. An Brief 57 aber ist nun mit einer Verlegenheits-Wendung — wie gezwungen sie ist, sieht man recht, wenn man sie an ihrem ursprünglichen Platze aufsucht S. 336 [2]. 384 [1] in diesem Bande — herangeschoben „Publikum und Vaterland.“ Wie fremd in dieser Gesellschaft, wie unberechtigt sie hier steht, wird um so auffallender, da der Br. 58, mit welchem sich eben so locker das Schlußstück der Sammlung (bis Br. 63) anschiebt, ohne weiteres auf Brief 54 zurückgeht. Selbst der Drucker hat eine Ahnung von

wird sogleich inne werden, woran der Unterschied liege. Nicht am guten Willen, nicht an Fähigkeit oder Betriebsamkeit der Deutschen, (wie manche Mitglieder fremder Akademieen, wie manche Reisende fremder Reiche waren und sind Deutsche) sondern, wie Salomo sagt, an Ort und Zeit und Gottes Erbarmen. Auf Bernoulli's Sarge stand eine Spirallinie, mit der Aufschrift: inclinata resurgit; auch für unser Vaterland wollen wir uns dies Symbolum wählen, und dabei des Tychonischen: non haberi sed esse eingedenk bleiben.“

dem Unzusammenhang (mit Herder zu sprechen) dieser Stücke gehabt; mit Brief 58 läßt er nämlich die Columne wieder von vorn anfangen (1—52); wahrscheinlich hat er den einzeln gelieferten Nachschub für die erste Lieferung zum sechsten Teil angesehen.

Zu der Zerstörung der alten Anlage hat sich Herder in den ersten Arbeitswochen entschließen müssen. Am 12 Dez. 94 schreibt er noch an Georg Müller: „An den Briefen über die Humanität schreibe ich, worin auch Sie vorkommen werden.“ Am 23 Januar 95: „In meinen Briefen Th. 5 sind Ihre Bekänntniße mein Leitfaden gewesen.“ [1] Anfänglich also war dem Buche bloß eine Besprechung im Verlaufe der fünften Sammlung zugedacht. Manches von dem, was wir als den Stamm der ursprünglichen Sammlung 5 zu betrachten befugt sind, lag gewiß schon vom vorigen Winter her im Pulte.

Wie verschieden im Charakter die erste Anlage von der nachmaligen Zusammenstellung ist, lehrt ein Blick auf den erhaltenen Bestand; selbst eine einzelne ausgehobene Stelle, wie die in der Anmerkung mitgeteilte über das „arme“ Deutschland genügt, es anzudeuten. Schärfer noch erkennt man es, wenn man die Wanderungen und Wandlungen eines Stoffes von der ersten Niederschrift, die frei und frisch vom Herzen herunter geht, bis zu der Gestalt, fast möchte man sagen Knechtsgestalt, verfolgt, die er, von einer Stelle zur andern verschleppt, im Druck annimmt — wenn er sich überhaupt so weit durchdrängt. Das Thema: „Deutschland und Frankreich“ in Brief 17 der Vierundzwanziger-Sammlung (18, 315 fgg.), im ausgesonderten Realis-Briefe 43 (18, 333 fgg.), in unserem zweiten Excurs zu „Publikum und Vaterland“ und schließlich in den „Anti-Gallicomanistischen Briefen“ 110. 111 zu Premontval's akademischer Abhandlung! [2] Ursprünglich spontan, auf

1) Auch über Zinzendorf (in den „Bekenntnissen“) hatte er „große Lust zu kommentieren. Er war ein sehr merkwürdiges Menschenwesen.“ An G. Müller, 24 April 95. Es unterblieb für jetzt. (Adrastea 4, 91 fgg.)

2) Herder an Böttiger S. 41 Nr. 56 in der Boxberger'schen Sammlung. Die oben gebrauchte Form steht, nach einer Mitteilung von R. Lindemann, im Mskr.; Boxberger druckt: Anti-Gallicomanischen.

sich selbst gestellt, jetzt angelehnt an das, was ein andrer gesagt hat; ursprünglich aufs Allgemeine und Ganze, auf das Bürgerliche und Politische gerichtet, jetzt vornehmlich auf das Litterarische, auf Schriftentum und Erziehung; jetzt sieht der Verfasser das Leben gleichsam von seiner Bücherstube aus an, erst trat er mitten auf den Schauplatz. Genüge hat er sich mit dem, was er nun veröffentlicht hat, nicht gethan: das Körnige, Starke ist in dem litterarischen Siebe sitzen geblieben; und so sucht er den nämlichen Gegenstand noch einmal, mit noch heißerem Gefühl und Bemühen aus dem alten Gesichtspunkte zu fassen in Brief 116 (18, 346 fg.) — um noch einmal zu der Einsicht zu gelangen, daß er ihn so nicht vortragen könne und dürfe, und sich an dem leidigen Troste zu letzen, sich ihn doch noch einmal vom Herzen herunter geschrieben zu haben.

Eine rückgängige Bewegung ähnlich der hier beschriebenen macht, wie oben (S. 536) nachgewiesen wurde, auch das Thema „Christentum und Humanität." Es weicht sogar noch über die Grenze auf benachbartes Gebiet zurück. Das Buch „Vom Geist des Christenthums" hat Herder unter seine Christlichen Schriften aufgenommen — Vierte Sammlung 1798; im Frühjahr 1797 geschrieben schließt es sich nahe an die letzte Sammlung der Humanitätsbriefe an. Der Titel, unter welchem wir den Entwurf zu dieser Schrift in dem ‚Vallum Humanitatis' (S. 521[1]) finden, „Vom Geist des Christenthums bei seiner Pflanzung und Fortpflanzung" läßt erkennen, daß nach dem ursprünglichen Plane die historische Seite des Gegenstandes mehr berücksichtigt werden sollte, als es nachher bei der theologisch fachmäßigen Ausarbeitung geschehen ist.[1]

Am Anfange des Unternehmens hatte Herder von einer Fortsetzung der Briefe „ins Unendliche" geträumt, wenigstens doch bis zum Ablaufe des Jahrhunderts, und in diesem Sinne sich vorgenommen, den „Grund" möglichst lange zu verdecken. Wie kommt es, daß er schon hier sich ein Mal bereit findet, ihn zu entblößen,

---

1) Band 20, 3—114. Der Entwurf (7 Seiten 4°) wird im Supplementbande erscheinen.

indem er prinzipielle Fragen über Vaterland, Staat, Gesellschaft, Kirche erörtert? Ich vermute, es haben dabei äußere Erwägungen mitgesprochen. Eine Zeitlang stand es um die Arbeit an den Briefen etwas mißlich. Das Buch brachte nicht den gehofften Ertrag; es kam zu Erörterungen mit dem Verleger, in deren Verfolg Herder verlauten läßt, es sei ihm recht, wenn die Briefe mit dem sechsten Teil, also Ostern 1795 abschlössen. Die Angelegenheit wird allerdings schon Ostern 94 zu Herders Zufriedenheit geschlichtet,[1] aber der Glaube an eine „unendliche" Folge war wohl hiermit doch nicht zurückgekehrt, und der Wunsch, zu einer Art von innerem Abschluß zu gelangen, bei dieser Lage sehr natürlich.

Für den sechsten Theil ist jedenfalls nur die geschlossene Sammlung Brief 63—76 „Die griechische Kunst, eine Schule der Humanität", von Haus aus bestimmt gewesen, welche das Grundthema von einer ganz neuen Seite aufnimmt. Es ist oben erwähnt, wie hoch Herder diese Essays, den edelsten Ertrag seiner italienischen Reise[2], anschlug. Erst als sich herausstellte, daß sie das Bändchen nicht füllten, ist der so anders geartete minderwerthige Nachschub

---

1) Außer den „avancierten" 300 Thalern hatten bis Ende 93 die Briefe dem Verfasser nichts eingetragen. Er wünschte also (Januar 94) die geschäftliche Vereinbarung vom April 92 (S. 521) aufgehoben. „Ich bin kein Rechner und kann meinen Umständen nach auch nicht darauf (d. h. auf den erst später berechenbaren „gleichen Antheil des Gewinnes") warten. Er wünscht also „nach gewöhnlicher Autorweise ein honorarium auf Bogen: 4 Louisdor in Golde;" eben so viel erhalte er von Ettinger in Gotha für die Zerstreuten Blätter. „Bode hat für die blosse Übersetzung des Montagne so viel bekommen, und diese Briefe sind doch ein eignes Werk." Doch geht er (14 Februar) auf 3 Louisdor in Golde herab; eben so viel erhält er für den Bogen der Christlichen Schriften; die Kosten für Zeichnung und Stich des Titelkupfers (an Meyer und Lips) soll der Verleger tragen.

2) Die Grundidee der Sammlung sprechen die Briefe aus Rom in aller Klarheit aus. An Knebel 13 Dez. 88 (Knebels Litt. Nachlaß 2, 246). An Karl August 29 Nov. 88 (Weimarisches Herder=Album 1845 S. 28). An Gottfried Herder Erinnerungen 2, 297. Poetisch gefaßt in den Stanzen aus Rom (März 89) St. 16. 17. Herders Reise nach Italien (Gießen 1859) S. 287.

geliefert worden, dessen Kern ein gediegenes Stück der ältesten Sammlung bildet: Kant. Unverkürzt indessen und unverändert konnte Herder die beiden Briefe vom Jahre 1792 (S. 324—29 dieses Bandes) jetzt schon nicht mehr aufnehmen. Was ihn von seinem alten Lehrer trennte, empfand er jetzt stärker als vor drei Jahren. Unter den Kunstbriefen selbst befinden sich zwei (72. 73) die, ohne Nennung des Meisters, sich wider seine Lehre richten, und zwar in demselben Punkte wie später Brief 123 (S. 295) und wie die letzte Sammlung der *Christlichen Schriften* (Band 20, 391[2]). In der handschriftlichen Fassung jener Briefe aber hat der Widerspruch größere Schärfe, auch ist es merklicher, wen er treffen soll: bei der letzten Durchsicht hat Herder einen Abschnitt von Br. 73 gestrichen und das Schlußblatt ausgesondert.[1] Es ist dies übrigens nicht das einzige Anzeichen dafür, daß es ihm darum zu thun gewesen ist, in den Briefen allen Streit zu vermeiden — ein Grundsatz, den er sich einst schon für seine humanistische Encyklopädie (1769) vorgeschrieben hatte. Auch in Brief 76 ist eine polemische Stelle gestrichen, ein Ausfall gegen die moderne

2) Die gestrichene Stelle, elf Zeilen, setzte den vierzeiligen zweiten Abschnitt 17, 376,97 („Auch — bekannt ist.") fort. „Durch Gegensätze dieser Art kreuzen und versperren wir uns selbst den Weg, und müßen zuletzt eine Wahrheit, die nicht erforscht, eine Moral, die nicht geübt werden kann, ein doppeltes von einander unabhängiges Principium, vielleicht gar einen guten und bösen Gott annehmen, die mit einander ewig im Kampf [liegen] sind, in einem Kampf, der der Natur des bösen Principiums nach, nie Friede gewähret. Wäre Ihnen diese Trostlose Philosophie angenehm? und ist sie auf Wahrheit gegründet?" S. 377 Z. 2—4 lautete zuerst: „wickle mich in den armen Mantel meiner Humanität ein. Und in dieser" .. Auf den jetzigen Schluß, die Stelle aus Winckelmann (S. 379, 104. 105), folgt im Manuskript noch ein Abschnitt: „Ich laße mich also auch von keinem Netze befangen, das Seelen fangen soll, damit sie nicht die Wahrheit sehen; jede wahre Kunst des Ausdrucks arbeitet diesem Netz gerade entgegen. Sie zeiget die Seele im Körper und in der Handlung, wie sie Gott erschuf und wie sie sich selbst bildet oder mißbildet; technologische Grotten vermeidet sie so ernst, als aufgeschraubte Lehrsätze und jede formlose Wahrheit." Daran schließt sich sinnverwandt eine Ode von Uz: „Die wahre Größe", 16 vierzeilige Strophen.

Manier des Kupferstichs (nachgetragen S. 513 dieses Bandes), der, wenn einmal von der Kunst der Gegenwart geredet werden sollte, durchaus an seiner Stelle war. So erklärt sich ferner (um dies hier vorauszunehmen) auch die Beseitigung des letzten „Fragments" der achten Sammlung in seiner ursprünglichen Gestalt, die einen Angriff auf Schillers metaphysische Lyrik enthielt (S. 514—16 dieses Bandes).[1]

Als Herder die sechste Sammlung mit jenem Nachtrage abschloß, dessen Schwerpunkt in den Äußerungen über Kant liegt, hatte er für die siebente wenigstens einen Streifzug in das Gebiet der Philosophie in Aussicht genommen. In einer Anmerkung zu Brief 79 (17, 407,$_{181}$) verheißt er für den Verfolg „einige Blätter über die Kräfte der menschlichen Intelligenz", welche er als das Hauptstück, den Schlüssel seines philosophischen Credo angesehen wissen will. Aber nach einem völlig veränderten Plane setzt die siebente Sammlung mit den Litteratur-Fragmenten ein, die, in der achten fortgeführt, einen geschlossenen Kreis innerhalb des Humanitätswerks bilden. Von jenem Versprechen ist nicht weiter die Rede, aber es hätte sehr wohl eingelöst werden können. Das Substrat dazu ist vorhanden und auch zum größten Teil in die für die Briefe beabsichtigte Form gebracht (S. 340 – 45 dieses Bandes).

Es war ein Beitrag von Knebel, den Herder in so auszeichnender Weise angekündigt hatte. Ein Encheiridion jener pantheistischen Naturphilosophie, welche er selber in seinem Büchlein „Gott" (1787) vorgetragen hatte, aus welcher auch die beiden tiefsinnigen Gedichte „Das Ich" und „Das Selbst" geflossen sind, die erst in der sechsten Sammlung der Zerstreuten Blätter (1797) ans Licht traten, jener Philosophie, in welcher er sich mit Goethe und Knebel, oder, wie Schiller an Körner schreibt, in welcher die Goethische Sekte sich einig wußte. Knebel hatte diese Aphorismen im

---

1) Nicht bloß im allgemeinen ein Einspruch gegen das „Einführen der Metaphysik ins Gebiet der Poesie", sondern auch in den Worten: „ein Tartarus Gestaltloser Schatten" ein stiller Hinweis auf das neueste Gedicht dieser Art, „Das Ideal und das Leben." Das Gedicht war in den Horen 1795 erschienen unter dem Titel „Das Reich der Schatten."

Mai und Juni 88 niedergeschrieben, in andachtsvollem Naturgenuß, in glücklichster produktiver Stimmung, durch Baco-Studien angeregt. Bogenweise hatte er sie an Herder abgeliefert, dessen Zustimmung ihn erquickte und bei der Aufgabe festhielt. „Wo ich irgend etwas Gutes denke oder schreibe, glaube ich, kommts von Ihnen.“ Die letzten „Additamente“ hat er in Herders Zimmer vorgelesen — Friedrich von Dalberg hörte zu, es waren die Wochen, in denen Herder sich zur italienischen Reise rüstete.[1] Damals hat Knebel ihm auf das letzte Blatt eines Arbeitsheftes, das mit über die Alpen gehen sollte, den zarten poetischen Abschiedsgruß und Reisesegen geschrieben: „Mit dem reinesten Stahl trafst Du das Herz mir“ (den 30. Jul.).[2] In dasselbe Büchlein aber hatte Herder alle zwölf Fragmente Knebels eingetragen (eins mehr, als wir in Knebels Litterarischem Nachlaß 3, 207—38 gedruckt finden). Die Überschrift lautet hier: „Vorbereitung zur Intelligenz.“ Am Schluß der einundzwanzig gedrängt und mit vielen Abkürzungen geschriebenen Seiten steht das Datum: „Den 26 Jul. 88.“ Den 6 August hat Herder die Reise angetreten. Die Kapitel gliedern sich in viele kleine mit laufender Ziffer (wie Bibelverse) bezeichnete Abschnitte. Es folgt auf den nächsten Seiten ein kleineres ebenso eingeteiltes Stück, betitelt „Vom ersten Begriff und Wesen aller Dinge, nach einem alten Autor.“ Motto: ‚Nobis vero digna videtur Democriti Philosophia, quae a neglectu vindicetur‘ (zwei eng beschriebene Seiten, ungedruckt). Auch dies, wie sich aus dem Briefwechsel ergiebt, eine Arbeit Knebels, im Juni begonnen. Herder hat es noch unterwegs eingetragen und von Nürnberg aus an den Freund zurückgeschickt.[3] Es war nicht nach seinem Sinne, daß

1) Charlotte von Schiller und ihre Freunde 3, 303. Von und an Herder 3, 37. 38. Aus Knebels Litt. Nachlaß 2, 241 fg. Herders Reise nach Italien S. XXXII, vgl. 274.

2) Gedruckt in den Erinnerungen 2, 240 und in Knebels Litt. Nachlaß 1, 40 (wo V. 1 unrichtig ‚Strahl‘).

3) Von und an Herder 3, 38. 39 (N. 30. 31) Knebels Litt. Nachlaß 2, 240. 313 (N. 61). 262 fg.

Knebel mit diesen und ähnlichen Arbeiten zurückhielt. „Kann bei dem jetzigen Zustande der Philosophie etwas wünschenswerther sein, als Aufsätze, mit so reinem Blick, mit so sanfter Humanität geschrieben?" (6 März 91). Nachdem er vergeblich zugeredet hatte, sie dem Götterboten (Wielands Merkur) incognito anzuvertrauen, macht er in seiner Weise den Versuch, sie bei seinem Leserkreise einzuführen.

Seine eigene Abschrift, nicht die Originale seines ‚Aristobulus'[1] hat Herder der Bearbeitung zu Grunde gelegt, welche er für die Humanitätsbriefe bestimmte. Dreizehn Blätter sind es: zu den Kapiteln Knebel's hat er eine Einleitung, mehrere Beireden und Übergänge gefügt, welche den Werth dieser Philosophie hervorheben, das Verständnis befördern sollen. Schließlich hat er, als das meiste gethan war, man weiß nicht weswegen, abgebrochen. Alles was ihm selbst gehört, wenigstens die zusammenhängenden Stücke, ferner auch das noch nicht bekannte erste Kapitel Knebel's ist im Anhang abgedruckt. Es verdiente vornehmlich wegen des inneren Zusammenhangs mit den erwähnten Gedankendichtungen bekannt zu werden.

Mit Aufgaben zu philosophischen Briefen begann die Skizze vom Januar 93. Eine andere, die für ihn sehr viel Ansprechendes haben mußte, hat Herder schließlich eben so wie die meisten, die wir dort finden, fallen lassen. Es ist im April und Mai 93 zwischen ihm und F. Jacobi davon die Rede gewesen, dem jüngeren Hemsterhuis, den sie beide gleich sehr verehrten, ein Denkmal zu stiften. Er war 1790 gestorben. „Hemsterhuis soll in den Briefen nicht vergessen sein, aber alles zu rechter Zeit und Stunde." Diese ist indessen nicht gekommen, besonders wohl auch deswegen nicht, weil Herder den brieflichen Nachlaß des Philosophen, dem Jacobi persönlich näher gestanden hatte, seine „Korrespondenz der Seele", wie er sagt, die ihm für seinen Zweck unentbehrlich schien, nicht

1) Herder hat (wie Hamann) derartige Namen, in denen sich Freunde erkennen sollten, immer in bedeutendem Sinne gewählt. Knebel ist, nach seinem jetzigen Gefühl, der, welcher ihm immer die ‚besten Ratschläge' erteilt hat. Reise nach Italien S. 377.

erhalten konnte. Warm empfundene Worte hatte er dem platonischen Freunde bald nach dessen Tode nachgerufen, als er die Vorrede zur neuen Ausgabe des ersten Teils seiner Zerstreuten Blätter verfaßte (31 März 1791), und die köstliche kleine Schrift „Liebe und Selbstheit" von neuem seinem Andenken geweiht.[1]

Das vierte Paar der Sammlungen (VII. VIII) ist schon oben mehrmals erwähnt (S. 546 fg. 560 fg. 575), zuletzt noch die friedliche Haltung der Litteratur-Fragmente. Die Absicht, Härte und Anstoß zu vermeiden, ist bei einer Vergleichung der älteren Blätter nicht zu verkennen (S. 516[1]). Bisweilen trifft die mäßigende Umarbeitung auch Stellen, an denen sich die „Deutschheit" des Verfassers schroff und zu herbe offenbarte.[2] Der Ausdruck im ganzen ist nicht bloß weicher, sondern auch voller und anschaulicher geworden. Dabei hat sich der Verfasser geflissentlich eine gewisse Beschränkung auferlegt. Gegen Eichhorn, der eben damals mit Untersuchungen über denselben Gegenstand hervortrat (im ersten Bande seiner Allgemeinen Geschichte der Cultur und Litteratur des neuen Europa) erklärt er sich in diesem Sinne: „Der Plan der Briefe litt bloß Resultate (Proben sollte ich freilich mehr gegeben haben, und es war unnütze Papierschonung, daß ich sie ausließ); ich habe mir indessen vorgenommen, die Phänomene der epischen und Roman-Dichtkunst einzeln zu behandeln, wozu ich viel gesammelt habe." (Von und an Herder 2, 308.) Ansehnliche Sammlungen zur Geschichte der romanischen, besonders auch der provenzalischen Poesie

---

1) Die Nachweisungen über Herders Verhältnis zu Hemsterhuis schließen sich besser an die oben erwähnte Schrift in den Zerstreuten Blättern (zuerst 1781 im T. Merkur erschienen) an. (Künftig in Band 15.)

2) Vgl. z. B. mit S. 115,119 — 116,121 (Brief 102) die Wendung der ersten Niederschrift: „Wenn wir die Gutmüthigkeit betrachten, ... die Treuherzigkeit ... das gute Zutrauen, das Weckhrlin, Opitz, Zinkgräf, und wer nicht? zu seinem Vaterlande hatte und

Die Deutsche Nation, voll Freiheit, Ehr' und Tugend

über alle Völker der Welt lobpries; und sehen, wie diese Nation vernachläßiget, verkannt, verachtet, gemißbraucht wurde, welchem Deutschen blutete nicht das Herz?"

finden wir in dem Vallum Humanitatis,[1] und in der angegebenen Richtung hat dann die Adrastea (2, 132 fgg. 5, 134 fgg. u. a.) den Gegenstand weiter verfolgt.

„Auch die Materie des achten Theils ist nicht geschlossen, sondern geht in den neunten über“, heißt es in dem angeführten Briefe weiter. Zu welchem Ziele, das offenbart der kassierte Brief 114 (S. 208—16), jene Epistel über den Nationalruhm, deren Geschichte oben S. 554 fg. erzählt ist, ferner die ganze nicht in den Druck gegebene Folge von Briefen, welche sich an dieses Stück in dem Manuskript anschließt. Wir besitzen das zurückbehaltene Schlußblatt des nächsten Briefes — nach erster Zählung 115, nach der Zählung des Druckes 114 — ferner (nach der Zählung des Manuskripts) die Nummern 116. 117. 120. 121. Mehrere davon gehören zu den umfangreichsten (Br. 116. 117 sind neun, 120. 121 je zwei Blätter). Den ersten und letzten (116. 121) habe ich in den Anhang aufgenommen (S. 345—356), den ersteren mit einigen Auslassungen: sie gehören dem Inhalt nach zu den bedeutsamsten Stücken des ganzen Werkes, sie enthalten noch ein Mal in den Hauptzügen Herders politisches Glaubensbekenntnis, und indem man sich den Inhalt der zurückgehaltenen Briefe vergegenwärtigt, erlangt man einen Einblick in seinen damaligen Seelenzustand. Die zehnte Sammlung bezeichnet Herder seinem treuen Georg Müller gewissermaßen als ein Vermächtnis, er will sie ihm „insonderheit“ empfehlen: „sie ist das Lieblingsfeld meiner geheimen Wünsche.“ Und als er das Manuskript nach Berlin gesandt hat (er denkt noch nicht daran, die Briefe vom Nationenruhm zu unterdrücken) und dem Verleger den Abschluß meldet, sendet er den Wunsch nach: „Glück und tausendfaches Glück Ihnen und dem Inhalt!“

Der im Manuskript 115 bezifferte Brief hat seinen vorderen in dieser Fassung nicht erhaltenen Teil jedenfalls an den 114. der

1) Am 2 Mai 1792 erkundigt sich Herder durch Knebel, ob sich nicht in Büttners großer Bibliothek eine Sammlung Lieder aus dem südlichen Frankreich, Languedoc, Provence, Guyenne befinde. Knebels L. N. 2, 320.

gedruckten Sammlung abgegeben (S. 221—224), sein Schlußblatt deckt sich zum großen Teil mit dem Inhalt von 116 (S. 247 fg.) Seine These: „keine Rangordnung unter den Nationen!“ hat Herder anfänglich mit größerer Leidenschaft verfochten. „Was wären es für besondre Keime“ — ruft er aus —, „die sich im Neger und Mogolen entwickelt hätten, und die der Celte nur in petto träget?“ (vgl. 248,$_{74}$.) „Welche edle und große Züge haben sogar die von uns verabscheueten Hunnischen Völker [unter Dsingis-Kan, Tamerlan u. a. Heerführern] zuweilen erwiesen.“ — „Ich lege Ihnen einige [geringe Mungalische und] Neger-Idyllen bei, eine kleine Probe aus einem ungeheuer-dicken Bande, der mir jenseit der Linie her zugekommen ist. Seyn Sie [kein Celte,[1] sondern] ein Mensch, indem Sie sie lesen.“ So ist hier ausdrücklich die Einführung jener poetisierten Bilder aus dem Leben fremder Erdteile (224 fgg. 251 fgg. 257 fgg.) motiviert, welche der alte Gleim zum großen Teil so menschenfeindlich d. h. so feindselig gegen die civilisierte Menschheit gestimmt fand.[2]

Auf den ganz mit den traurigen Zuständen der Gegenwart beschäftigten politischen Brief 116, der sein Thema „Selbstverthidung“ an der Spitze ausspricht, folgt im nächsten eine Inhaltsgabe des Büchleins, das Justus Lipsius unter gleichen Zuständen seines Vaterlandes verfaßt hat: De Constantia libri 2. Antwerp. 1584.[3] Ausführlich wird der Gedankengang des ersten Dialogs

1) Böttiger notiert den 24 Sept. 94 aus der Unterhaltung mit Herder folgende Sätze: „Ich statuiere drei Völkerstämme in Europa: 1) die Celten, die superieuren Menschen, diese hatten wahre Regierungsform; 2) die Germanen, die konnten über Bündnisse der Stämme und Hermanneien (er sagt sonst Germanitäten d. h. Brüderschaften) nicht hinaus. Noch jetzt ist (bei ihnen) alles Völkerbund. 3) Die Slaven, ein Hirten- und Kaufmannsvolk, das aber gegen die Germanen, die immer zuschlugen, nicht bestehen konnte.“ Litt. Zust. u. Zeitg. 1, 122.

2) Von und an Herder 1, 230 (17 Juni 97).

3) 117. „Vor andern ehre ich die Schriftsteller neuerer Zeiten, die nicht etwa nur in der Schreibart und dem Geschmack sondern in der Bildung des Gemüths selbst sich die Alten zum Muster genommen und ihren Grund-

wiedergegeben (4 Seiten), kürzer das zweite. „Das Gespräch schließt mit einem Aufruf zu stoischer Unterwerfung bei unvermeidlichen Uebeln. ... Es haucht große Gesinnungen ein; nur läßt es dem Gemüth einen traurigen Eindruck dadurch zurück, daß wahrscheinlich die Lage des Verfaßers ihm Ein drittes Gespräch verbot: „wie manche Uebel dem menschlichen Geschlecht vermeidlich seyn, und wie keine Pflicht gebiete, vermeidliche Uebel zu tragen." Wünschten Sie nicht auch ein dergleichen Gespräch gegen die Uebel unserer Zeiten? Wie viel haben uns diese gelehrt! wie schmerzhaft-heilsam ist ihre Lehre." Ginge Herder deutlich mit der Sprache heraus, so würden wir etwa lesen: „wie keine Pflicht einem Volke gebiete, die Übel, die ihm eine schlechte Regierung verursacht, zu ertragen." Die Schrift von Erhard über das Recht eines Volks zu einer Revolution (Jena 1795) finden wir in seiner Bibliothek.

---

sätzen nachgehn. Als die Wißenschaften wieder emporkamen, gab es eine Reihe treflicher Männer, deren Jeder sich einen Hauptführer wählte und der Denkart desselben mit Muth anhing. ... Unter diesen Neu-Alten steht auch Justus Lipsius da, ein Mann, der sich nicht etwa nur die Sprache der Römer, insonderheit des Tacitus und Seneka [zu: gestrichen] eigen gemacht hatte, sondern auch selbst in der großen Denkart der Römer, insonderheit der Stoiker dachte. Dies zeigen seine Briefe und philosophischen Schriften, unter welchen ich sein kleines Werk von der Standhaftigkeit den besten Versuchen neuerer Zeit in der Methode der Alten zu componiren beifügen möchte. Es ist ein Gespräch zwischen ihm und seinem Freunde Lange ....

Lipsius, ein empfindlicher Jüngling, will den Gefahren seines Vaterlandes, das damals vom Kriege und von Partheien bestürmt war, entfliehen; er ist auf der Reise. Sein Freund ... bringt ihn zur Ueberzeugung, daß nicht Flucht, nicht Zerstreuung dem Unglück widerstehen oder Wunden der Seele heilen könne, sondern Weisheit, Standhaftigkeit des Gemüths, die Tochter der echten, nicht einer niederträchtigen Geduld. — Sieh' Solons Beispiel an. ... So weiche Du Gott und der Zeit, und wenn Du ein guter Bürger bist, so erhalte Dich selbst einem günstigern Schicksal. Die jetzt gestorbene Freiheit kann wieder aufleben; das gesunkene Vaterland kann wieder aufstehen. Warum willst Du den Muth sinken laßen? — Das zweite Gespräch ... Die Goldschwere Materie vom Nutzen öffentlicher Uebel [wird] abgehandelt. ... Große Veränderungen bereiten meistens etwas vor, daran ihre nächsten Urheber nicht gedenken; so die Ehrbegierde Cäsars" u. s. w.

Die im Manuskript fehlenden Stücke 118. 119 sind jedenfalls unter den gedruckten elf Briefen der zehnten Sammlung zu suchen, von denen sich nur die ersten ungefähr mit Nummern der ursprünglichen Folge decken. Die beiden letzten zurückgestellten Briefe 120. 121 stehen für sich, indem sie das Thema: „Poesie, besonders der Deutschen" wieder aufnehmen und zu den „Einwürfen" des Briefes 108 (S. 146 Z. 2—8) zurückkehren, der zweite, in der Form ein Seitenstück zu der Epistel über den Nationalruhm (114) zu dem in Brief 106 ausführlich vorgetragenen Urteil über politische Poesie. (Abgedruckt S. 348 fgg.) Brief 120 wahrt entschiedener, als es aus persönlichen Rücksichten am Schlusse der achten Sammlung geschehen war, den eigenen Standpunkt gegenüber dem herrschenden Kunstideal, wie Herder es auffaßte. „Die Poesie ist ganz Einfalt. Insonderheit will unsre Deutsche Sprache und Poesie Einfalt. Innere, mit sich bestehende Wahrheit ist die einzige und höchste Poesie" [1] — um diese Sätze handelt es sich, es sind dieselben, die mit gleicher Begründung und mit gleich starker Betonung des „Anständigen" in der Kalligone und Adrastea vorgetragen werden. Auch in der Gegenwart findet der wahre Dichter seine poetische Welt, heißt es dann weiter, mit Anknüpfung an die in dem letzten Horen-Beitrage „Iduna" (S. 483 fgg. dieses Bandes) entwickelten Ideen, die zu einer brieflichen Auseinandersetzung mit Schiller geführt hatten, in welcher der Gegensatz der Ansichten festgestellt, aber nicht ausgeglichen ward. [2]

---

1) „Poesie in dem Sinne, wie ichs nehme, ist Inhalt der höchsten und wärmsten Menschengedanken, und eine Blüthe des gesammten Menschengeistes." An G. Müller 17 Juni 96 bei Übersendung von Th. VII. VIII.

2) „Zu furchtsam ists also gedacht, wenn wir glauben, mit der griechischen Mythologie habe die poetische Welt ein Ende. Wo die griechische Mythologie Wahrheit, d. i. eine auf den Punct getroffene Einkleidung großer und schöner Ideen ist, blühet sie jetzt so jung wie je. Neue Empfindungen frischen sie auf, wie Wahrheit und Schönheit ist sie unsterblich. Wo sie dies nicht war und nur zum Wahne der Zeit, zum äußern Cultus gehörte, da fand sie, wie jeder Zeitenwahn, ihr Ende. Zu solchen unsterblichen Einkleidungen der Wahrheit stehet uns nicht, wie den Griechen die ganze Welt vor Augen?...

Nach Ausscheidung der im vorstehenden beschriebenen Reihe 115—121 ist die Zehnte Sammlung in ihrer ersten Hälfte neu komponiert worden d. h. zum größten Teil neu geschrieben, wobei 115 wie erwähnt (zu 114 und 116) verwandt und die Nummern 118. 119 zum Druckmanuskript gezogen wurden. Sonst sind von den ausgesonderten Briefen nur ein paar kurze Abschnitte und Sätze in die neue Redaktion verpflanzt.[1]

An die lähmende Macht äußerer Verhältnisse, unter denen sich der Verfasser der Humanitätsbriefe zu winden hatte und so nicht selten von seinem Ziele abbog, werden wir, wenn wir die Herstellung des letzten Teils verfolgen, noch einmal gründlich erinnert. Auf die schon oben (S. 560) angeführte traurige Mitteilung: „Ich arbeite am zehnten Theil der Briefe, aber matt", die Herder seinem Sohne August macht, folgt noch ein schwererer Seufzer. „Die Materie übermannt mich, und mich dünkt, ich schreibe zu viel: ich singe, selbst ohne Echo. Doch man muß durch und hinüber! der Himmel wird mir auch hier durchhelfen; denn ich schreibe ganz ohne Anmaßung." Ein ähnlicher Klang, und doch ein wie anderes Gefühl als in den Worten an Fr. Jacobi: „Die Dinge, die vorgehen, übermannen die Seele, weil man ihr Ende nicht absieht" (S. 535). Mit erdrückender Schwere lasten die Gegenstände, die es ihn treibt, zur Sprache zu bringen, auf seinem Gemüte und

---

Oder schließet uns nicht vielmehr der seit Jahrtausenden fortgerückte Weltlauf, die seitdem entdeckten unzählichen Wunder der Natur eine neue poetische Welt höherer Ordnung und Gleichungen auf?" u. s. w. Damit zu vergleichen Schillers Brief an Herder 4 Nov. 1795. Aus Herders Nachlaß 1, 192—195.

1) In Br. 114 (S. 223,11) die Geschichte von Kien-Long aus Br. 121 (S. 352 Z. 5 v. u.); in Br. 115 (S. 236,12) aus Br. 116 (vgl. S. 346, wo das identische Stück ausgelassen ist); in Brief 121 (S. 280 Z. 5. 4 v. u.) das Sätzchen vom „Wein der Dämonen", das im Br. 120 erster Redaktion ganz andre Beziehung hat. Dort, wo es von verführender Poesie gesagt ist, finden wir zugleich die Erklärung und den Ursprung des Citats: „Das mag Schminke heißen; gesunde Farbe, Schönheit der menschlichen Natur ist es nicht. Nicht Nektar der Götter, Wein der Dämonen mag es sein, wie Augustin die böse Poesie nannte."

versagen ihm jeden Aufschwung und Aufblick: es wird ihm immer schwerer, sich ihnen unbefangenen Geistes gegenüberzustellen und mit der Ruhe und inneren Freiheit, ohne welche die klare, kunstmäßige Darstellung nimmer gelingt. Wie ihm die Not des Vaterlandes das Herz zusammenpreßt, und das Schmerzgefühl, die Qual der Vorstellung die Oberhand über das bildende Vermögen gewinnt, das merkt man diesen Briefen, besonders dem über die Pflicht der nationalen Selbstverteidigung (116) an, auch bei den Kürzungen noch, welche ich mir daran gestattet habe (S. 345 fgg.), während in der Handschrift der Erguß der patriotischen Strafrede sich in seiner Breite noch etwas formloser ausnimmt. Ohne Fessel bricht die Leidenschaft in Briefen an Gesinnungsgenossen hervor, wie an Johannes Müller. Ihm, dem Verfasser jenes Schriftchens „Die Gefahren der Zeit", aus welchem eben unser Brief 116 einen langen Auszug giebt, gesteht er (10 Okt. 96) unverhohlen, wie tief er von dem Gegenstande ergriffen ist, und fährt fort: „Ich, der von jeher eine Antipathie gegen die Nation hatte, die jetzt die Welt so jämmerlich schändlich betrogen, aufgeregt, verwirrt und verwüstet hat, finde wider meinen Willen diesen Haß in mir schrecklich gewurzelt. Ach, wenn wir Deutsche nur was ausmachten, und unsere Fürsten nicht —" mit dem vielsagenden Gedankenstrich bricht er ab. Zu künstlerischer Form ist er in dieser Stimmung selten durchgedrungen, in diesen Jahren wohl nur ein Mal — wenn man die Ode Germanien als Kunstgedicht gelten lassen will. Gedanken und Motive aus den Briefen 116 und 121 kehren in ihr wieder, gemäßigt und gehoben; gedichtet ist sie indessen nicht vor dem Frühjahr 1798. (Erster Druck Adrastea 6, 152 fgg.)[1]

Nur eins von diesen Zeugnissen vaterländischer Gesinnung und Bekümmernis hat, wenn auch erst nach des Verfassers Tode, seinen

1) Die zahlreichen Zeitbeziehungen des Gedichts habe ich nachgewiesen in der Schrift Zwei Kaiserreden. Berlin 1879. Weidmann S. 43—45. Zu der vorletzten Strophe „Höfe schützen dich nicht; ihre Magnaten fliehn, Wenn kaum nahet der Feind" — wäre noch an die Fürstenflucht im Hochsommer 1796 zu erinnern: Von u. an Herder 1, 211 (an Gleim).

Zweck erfüllt: als Weck- und Mahnruf an die Deutschen, erschien der Brief vom Nationalruhm einzeln im Jahre 1812, Verlagsort: Leipzig.[1] Schlechthin ein Gebot der Gerechtigkeit ist es, von dem, was zu seiner Zeit nicht ans Licht gekommen war, alles inhaltlich Bedeutende, alles ferner, was als Vorklang von Fichtes und Arndts patriotischer Prosa den historischen Sinn zu befriedigen geeignet ist, hervorzuziehen. Wir lernen die tiefe Verbitterung, in der Herder sein Leben beschlossen hat, im Hinblick auf diesen fast noch gar nicht bekannten Teil seiner litterarischen Thätigkeit besser verstehen: in seiner Zeit und Umgebung fand er für sie kein Echo, er fühlte sich in einer Einöde; ihm war es nicht gegeben, von der unschönen, unwürdigen Wirklichkeit zu abstrahieren und sich über sie in die ästhetische Region zu erheben. Für die, welche das vermochten, hatte er nur Worte zorniger Erbitterung.

Noch im letzten Briefe vernehmen wir ein Wort über den Einfluß der litterarischen Polizei: „über Deutschland zu politisieren ist verboten" (S. 356), fast noch eigentümlicher in jener oben angeführten (sachlich übrigens kaum zutreffenden) Andeutung über die Lage, in welcher Lipsius geschrieben und — geschwiegen habe. Die Einwirkung dieser Macht gerade auf die Gestalt unseres Werks war bis jetzt noch nicht in Anschlag gebracht. Sie hat sich an entscheidenden Punkten fühlbar gemacht. Wie Geschichte und Philosophie, Altertums- und Naturwissenschaft, Kunst und Poesie den Menschen humanisiert, wird uns klar und ausgiebig dargelegt: wie sich die Humanität im öffentlichen Wirken, wie sie sich besonders in der Gestalt und Verfassung des politischen und kirchlichen Lebens bewähren und verwirklichen müsse, ist nur hin und wieder schüchtern angedeutet. Der Humanitätsbegriff, den Herder in sich trug, hatte in dieser Beziehung nichts Unvollkommenes; wenn das Werk, aus dem man mit Vorliebe seinen Humanitätsbegriff konstruiert hat, gerade auf dieser Seite eine empfindliche Schwäche zeigt, so ist dies nicht des Verfassers Schuld.

---

1) Vorher (1810) in den Sämmtl. Werken z. Phil. u. Gesch. 11, 235—43.

Äußeren Einflüssen hauptsächlich, dies hoffe ich nachgewiesen zu haben, ist es zuzuschreiben, daß die Humanität der Briefe zu wenig von der praktischen Tüchtigkeit, der virtus des Altertums hat, daß, in Herders Sprache zu reden, in ihrer „Menschheit" die Mannheit nicht zu ihrem vollen Rechte gelangt ist.

5. Kleine Schriften von 1791—96. (S. 357—502.)

Von den kleineren gleichzeitigen Arbeiten haben nur wenige eine eigene Geschichte, die meisten sind mit dem Hauptwerke verflochten. Die i. J. 1791 erschienenen Briefe vor den „Bekenntnissen merkwürdiger Männer" sind, wie der erste Druck angiebt, im Mai 1790 verfaßt; „den letzten Mai" lautet das Datum auf dem begleitenden Streifen, der noch einige nur für den Verfasser bestimmte Notizen und einige vertrauliche Nachrichten enthält.[1] Herder hat zu dem Buche die Idee, die erste Anregung gegeben, wie er denn auch zu den folgenden Teilen mit Nachweis und Übermittlung geeigneter Stoffe, mit Winken und Ratschlägen geholfen hat. Den Anlaß bot ihm eine unvollendete Übersetzung der „Gespräche" Petrarkas (sie haben dann den Inhalt des ersten Bändchens

1) „Hier, lieber Müller, kommen (was Sie schwerl. erwarteten) 4 Br. von mir auf einmal, als Vorrede zu Ihrem Petrarka. Ich hoffe, im Inhalt soll Ihnen nichts anstößig seyn; wäre etwas, so ändern Sie es leicht; und sollten sich Schreibfehler finden, so verstehet es sich von selbst. Ich sende Ihnen die Blätter, wie ich sie schrieb: meine Urschrift, dünkt mich, gehört zum freundschaftl Briefe an Sie; sorgen Sie nur, da Sie meiner Hand gewohnt sind, daß keine Druckfehler werden.

Ueber das Geld, das Sie mir anbieten, sollt' ich schmälen oder Sie auslachen. Nein, mein lieber Herr, Geld will ich nicht; aber 8 Exemplare etwa auf hübschem Papier von der Schrift selbst, die Sie bei Steinern [„Winterthur, in der Steinerischen Buchhandlung" Titelblatt] fein bestellen, Er mir fein zuschickt, und Ihnen von Ihrem armen Honorarium vielleicht gar fein abzieht; da wird und bleibt Ihnen also nichts geschenket.

Ich bin seit Ostern krank und noch nicht gesund; dies ist meine erste Schreiberei nach langen Schmerzen und bettlägerigem Unmuth gewesen. Ich hoffe und wünsche nicht, daß der Aufsatz es verrathe.

Petrarka, dünkt mich, geht diesmal für sich allein. Nachher wollen wir uns von mehrerem unterreden.

geliefert), die G. Müller zur Prüfung vorgelegt hatte. „Wie wärs", schreibt er diesem am 25 Oktober 89, „wenn Sie ihn (Petrarka) übersähen, endigten, vielleicht hie und da etwas herausließen und dann drucken ließen? .. Hören Sie ein Wort weiter. Sie werden sich an meine alte Idee und Liebhaberei erinnern Leben von Leuten, die solche von sich selbst geschrieben haben, zu sammeln (11, 86—88). Wie wärs, wenn man eine Sammlung solcher ‚Geständniße von sich selbst' machte, die die merkwürdigsten Leute der Welt von sich gethan haben? Nicht ganze Leben, sondern nur die treffendsten Züge daraus und facta zur Erläuterung dieser Bekänntniße und Confeßionen. ... Ihr Bruder könnte Ihnen mit Rath und Anweisung sehr beistehen; auch ich würde gern meinen Pfennig dazu geben. Nur müßten es nicht blos Theologen, oder gar Schwärmer [sein], sondern Leute von allerlei Stande, Männer und Weiber, Alte und Neue. ... Sie hatten schon Etwas der Art in Pfenningers [Christlichem] Magazin geliefert; dies Magazin (die vorgeschlagene Sammlung) muß aber christlich, heidnisch, jüdisch und Muhammedisch werden. Pensés-y, Seigneur, und enthüllen mir Ihre Gedanken." Der freundlichen Empfehlung des Werkes in den Humanitätsbriefen ist oben bereits gedacht (S. 570). „Im nächsten (5) Bande der Briefe werden die „Bekenntnisse" ihre Stelle erhalten, das weiß ich, unter der Hand" — läßt sich Caroline schon im Juni 94 vernehmen (vgl. S. 571).

Das Manuskript (16 Seiten fol.) habe ich neuerdings unter der umfänglichen Korrespondenz Herders und seiner Familie mit G. Müller entdeckt; da es sich bei dem Nachlasse zu den Werken nicht vorfand, hatte ich es für verloren gehalten. Für den Druck in diesem Bande ist der Fund leider zu spät gehoben; ich muß also hier noch einige Berichtigungen auf Grund der Urschrift anbringen, die G. Müller doch nicht so sorgfältig, wie man es nach Herders Mahnung erwarten durfte, hat abdrucken lassen.[1]

1) Im folgenden sollen nur die Unrichtigkeiten des Müller'schen Abdrucks berichtigt und einige daselbst getilgte sprachliche Eigenheiten wiederhergestellt werden; alles bloß Schriftmäßige (das häufige ß, Bekänntniße, darinn,

Was weiter folgt (S. 377 fgg.) sind Beiträge zu Zeitschriften. Die seit 1790 erscheinende Deutsche Monatsschrift trat unter der Leitung von Friedrich Gentz 1795 in neuer Folge hervor und erhob sich nun erst, hauptsächlich durch die von Gentz selbst verfaßten Jahresberichte über die wichtigsten politischen Ereignisse zu der Stellung, die sie mit ihrem Titel beansprucht hatte. Auch die Liste der Mitarbeiter wird jetzt ansehnlicher. Die Horen hingegen wollten nach ihrem vom 13 Juni 94 datierten Programm „sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht.“ [1] Zu beiden Zeitschriften hat Herder auch

---

worinn, Gauckler, Eckel) bleibt fort, ebenso unwesentliche Abweichungen von der Interpunktion der Urschrift.

359 Mai 90. 360, III Z. 11 Sie wißen, daß Z. 13 unsrer 361, V Z. 2 wunderbar=passend Z. 8 feinen, vielgewandten [das Komma zw. zwei Attributen noch öfters weggelassen] Z. 16 gewißermaasse [so auch 372 Z. 1 v. u.] Z. 17 steht spät im Mst. VI Z. 1. 2 süßer Buße 362, VII Z. 8 Cicero, Varro, Livius 363 Z. 6 eigne IX Z. 13 seyn diese 364 Z. 1 Markt Z. 4 erstaunet XI Z. 3 eigenen Z. 15 geschonet 16 gezeiget XII Z. 3 Augustinus selbst. Z. 5 ihnen zuletzt fast 365, XIII Z. 10 werden Sie Z. 12 Petrarks * Z. 2 v. u. 1774—78. 366 Z. 3 leichtsten XV Z. 2 eitlen Z. 12 Muthlos Z. 13 zum Ziel XVI Z. 6 alsdenn 367, XVII Z. 3 Zwangs=modell Z. 13. 14 seiner Person oder vielmehr seines Magens [davor gestrichen: seiner Säfte und] XVIII Z. 5 v. u. unseres geschwächeten 368, XX Z. 1 unsres [so überall statt: unsers] Z. 4 v. u. erworbenen 369, XXI Z. 9 kommt Z. 10 mißmüthig XXII Z. 1 v. u. mit uns meynen [selbst hat H. gestrichen] 370 Z. 1 würklich XXIV mögen? Z. 5 v. u. dictirt eben nicht 371, XXV Z. 3 menschlichen oder philosophischen XXVI Z. 8 meines Gedächtniß 372, XXVII Z. 4 von Blatt zu Z. 10 häßliche, schändliche Z. 13 schwärzer mahlte XXVIII Z. 5 Wohllust 373 Z. 2 einem so beredten Z. 4 Gerichts (XXX Z. 5. 6 stehen die Worte „auf eine Art“ — „bei der — dachte“ über der Zeile). 374 Z. 3. 4 Zuerst: „gewiß war Er zu ihnen geschickter, als irgend ein andrer Schriftsteller so leicht seyn wird.“ Z. 4 Wahrheitliebe Z. 13 bescheidnen Z. 17 Zuerst: „wenn er sich, als er die Bekänntniße that, sich ganz als einen Fremden hätte ansehen können;“ XXXII Z. 4 eigenes 375 Z. 5 v. u. mehreren Z. 3 v. u. Zerstreuete gesammlet 376 Z. 11 soll es Ihnen Z. 14 edlen Z. 15 eigenen

1) Kant an Schiller den 30 März 95 muß sich „einen etwas langen Aufschub“ (hinsichtlich seines Beitrags) erbitten, „weil, da Staats= und

eine Anzahl poetischer Beiträge gespendet. Schiller hat er ersichtlich bevorzugt. Während in die Monatsschrift, abgesehen vielleicht von der ersten kleinen Lieferung, lauter abgelagerte Arbeiten wanderten, darunter allerlei politische Contrebande aus dem Humanitätswerk, sind, was die Horen brachten, lauter eigens für sie verfaßte Artikel. Es verhält sich ungefähr eben so mit den poetischen Beiträgen: Gentz erhielt nur Übersetzungen und Nachdichtungen, meist Abfälle aus der griechischen Anthologie und den für die Terpsichore bestimmten Neulateinern,[1] Schiller eine Auslese aus Herders eigenen kleineren Dichtungen, das Beste, was ihm gelungen ist, teils für die Horen, teils für den Musenalmanach.[2] Die Einladung zur Teilnahme ist datiert vom 4 Juli 94. Sie erfolgte in der ehrendsten Form, verknüpft, wie die an Goethe (vom 13 Juni) mit der Bitte, dem engeren Ausschuß beizutreten und die Vorlegung eingesandter Manuskripte zu gestatten, über welche man sein Urteil einzuholen wünsche. So hat ihm Schiller (Ende Oktober) aus Goethes Hand den Anfang seiner Briefe über die ästhetische Erziehung zukommen lassen, Brief 1—9, die in das erste Stück der Horen aufgenommen werden sollten — „vorzüglich", heißt es im Begleitbrief, „um meine Arbeit Ihrer Prüfung vorzulegen und mir Ihr Urtheil zu Nutz zu machen." Den Werth seiner ersten Beiträge erkennen Schiller und Goethe mit Wärme an. „Für Ihre schönen Stücke zu den Horen küsse ich Ihnen die Hand", schreibt jener nach dem Empfang der ersten Epigramme, und nennt etliche, welche seine Lieblinge sind

---

Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelssperre unterworfen sind, es aber außer diesen kaum noch, wenigstens in diesem Zeitpunkt, andere, die große Lesewelt interessirende Artikel giebt, man diesen Wetterwechsel noch eine Zeit lang beobachten muß, um sich klüglich in die Zeit zu schicken." Schillers Leben von Caroline v. Wolzogen. Stuttgart 1850. S. 283. Vgl. oben S. 523.

1) Band 26, 480. 483 zu 213 fgg. 27, 412 zu 313. 415 zu 363. 417 zu 370.

2) Band 26, 481—483. 27, 412 zu 311. Michael Bernays, Friedrich Schlegel und die Xenien. Grenzboten IV. (1869) 412 fgg.

(3 Oktober 95); Goethe an Schiller den 21 August: „Herders Homer (ein Günstling der Zeit), den ich so eben mit Meyern gelesen, ist fürtrefflich gerathen und wird den Horen zu großem Schmucke gereichen." Ähnlich zu gleicher Zeit an Herder selbst bei Rücksendung des Manuskripts; hier noch die Zeilen: „Es umfaßt die Materie, ist ohne Strenge genau und mit Lieblichkeit befriedigend. Ich wußte nichts dabei zu erinnern." Die Meinungsverschiedenheit, die sich gelegentlich der Gespräche über die nordische Mythologie zwischen Schiller und dem Verfasser aufthat, ist oben erwähnt (S. 582); verfaßt sind dieselben schon im Herbst 95 (am 10 Oktober an Schiller gesandt).[1]

Eine geschichtliche Notiz ist also nur noch zu den Zwillings-Aufsätzen über Homer und Ossian zu geben. Der ungebührliche Angriff, den der erstere (Homer ein Günstling rc.) von Seiten Fr. A. Wolfs erfahren hat, ist bekannt, und die wichtigsten Akten sind schon anderwärts abgedruckt und erörtert.[2] Den status causae hat Richard Volkmann in seiner Schrift „Geschichte und Kritik der Wolfschen Prolegomena zu Homer. 1874." S. 75 fg. 79 fgg. gründlich und unparteiisch vorgetragen. Was ich aus den Handschriften Zugehöriges hier veröffentliche, ist insofern von Interesse, als es Herders anfängliche Stellung zu den Prolegomenen und sein Verhalten nach Wolfs Angriff mehr ins Licht setzt.

Wir besitzen den Aufsatz in zwei handschriftlichen Gestalten; zunächst eine ältere Abhandlung (a), welche den Stoff beider Aufsätze in sich schließt (28 Seiten 8°). Mehrere längere Stellen daraus sind S. 462 fgg. mitgeteilt. Aus dem Schlußsatz: „Beide indessen waren glückliche Söhne der Zeit: sie trafen, nach vielen vorhergegangenen Stimmungen und Tönen auf einen consonen Punct der Saite, und die Nachwelt ward ihr wiederholendes, ihr fortbildendes Echo" habe ich die dem Doppelinhalt entsprechende

---

1) Schillers Leben S. 287 (unrichtig datiert 1796).

2) Goethes Briefe an F. A. Wolf hg. von Mich. Bernays. Berlin 1868. S. 14 fgg. 124 fgg. K. Goedeke im 11. Bande der hist. krit. Ausg. von Schillers sämtl. Schriften S. 437 fgg.

Überschrift entnommen. Die Raschheit der Abfassung verrät sich in etlichen Flüchtigkeits-Schreibfehlern, deren gleichen bei Herder sehr selten vorkommen. Merkwürdig ist es, wie im letzten Kapitel (8. S. 464) bei einem kurzen Überblick über die Geschichte des Epos Wieland gefeiert, und wie besonders Milton und Klopstock mit ganz anderem Endurteil als sonst parallelisiert werden: Klopstock ist der größere Dichter, ist Homer und Oßian vergleichbar.[1]

Wie so oft in seinen ersten Entwürfen und Redaktionen, hatte Herder hier zu viel auf ein Mal geben wollen, mehr als sich in den Rahmen einer Abhandlung spannen ließ. Äußerst bezeichnend für seine jetzige Kunstweise und Lage ist nun der Ausweg, den er findet. Jene strebt nach einem möglichst festen und klaren Umriß, diese führt zu einer gewissen Sparsamkeit, zu einer Verwerthung des Hervorgebrachten an erster passender

1) Unser Wieland, der sich in seinem Oberon und in mehreren Gedichten zu der ersten Claße (den romantischen Erzählern) gesellet hat, ist gewiß gelesen worden und wird gelesen werden, solange unsrer Nation Geschmack und eine feine claßische Sprache bleibet.

Milton .. mahlte von der ältesten Begebenheit des Menschengeschlechts, wie solche im ältesten Buch erzählt war, mit aller Kunst und Gelehrsamkeit .. ein Fresco-Gemählde. .. Die Wahrheit zu gestehen; nimmt kein Mensch an dieser alten Begebenheit, als durch die daher entsprungene Erbsünde Theil. ... Überhaupt ist im ganzen verlohrnen und wiedergefundnen Paradiese nicht das, was Milton erzählt, sondern wie er es erzählt und was er dabei einzuschalten und vorzubringen weiß, das Merkwürdigste.

Und Klopstock? Hätte jener Hofmann Recht, der tiefbedächtig sagte: il me semble que ce Messie n'est pas un sujèt pour la Poesie, so wehe dem armen Dichter! Gerad-umgekehrt dünkt mich, daß K. da schöpfte, wo für uns allein zu schöpfen war, wenn eine Epopee im Sinne Homers bei uns möglich wäre. Hätte K. es dahin bringen können, daß seine Epopee von Kindern auswendig gelernt, von Rhapsoden gelesen, vom Volk andächtig gehört würde; in dem Allen aber war ihm der schnell umwandelte Geist der Zeit zu sehr entgegen. Sein lebendiges Wort ist also auch unter der Bücher-Clausur; und wird es je in Tempeln, wird es in Schulen, in Wäldern tönen? Indeßen mißt sich sein Geist auch unter diesem Druck der Zeiten mit jenen grossen Sängern des Alterthums, Homer und Oßian; Er vielleicht der Dritte zu ihnen (vgl. S. 102. 118—120. Adrastea 5, 296. 324 fg.).

Stelle. Den Überblick über die Schicksale der epischen Dichtung, also das Schlußkapitel bis dahin, wo es zu Homer und Ossian zurückkehrt, finden wir ausgesondert — der Verfasser plante ja, wie er auch hier ankündigt, eine eigene Arbeit über das Epos (vgl. S. 578); das Stück war allenfalls zu entbehren, wiewohl es an seiner Stelle den Grundgedanken von der „Gunst der Zeiten" wirkungsvoll erläuterte.

Die beiden Themen, Homer und Ossian, verflochten sich in der ersten Abhandlung von Kap. 4 an. Die drei ersten Kapitel entsprechen denen der Abhandlung „Homer ein Günstling." Das vierte hebt jetzt an mit der „großen Erscheinung — Villoisons Ilias!" (S. 427). Zuerst ist hier von einer ganz andern „Erscheinung" die Rede gewesen — man vermutet es bald: Ossian. Die ökonomische Benutzung der Vorlage und zumal die Leichtigkeit der Stilisierung, die, man möchte sagen, mit einem Federstrich das Vorhandene zu einem ganz andern Ziele hinleitet, liegt vielleicht nirgends so deutlich zu Tage wie hier.

Wie sich nun der auf die beschriebene Art losgelöste erste Homeraufsatz zu einem wohl übersichtlichen Ganzen ausbildet, können wir in allen Einzelheiten an dem erhaltenen zweiten Manuskript (b) verfolgen, und besonders lehrreich wird da die Beobachtung des eben charakterisierten Übergangs.[1] Die zweite Niederschrift steht

---

1) a: Wie lüstete mich, wenn ich dieser unanstreitbaren Geschichte der homerischen Poesie nachdachte, nach dem Exemplar das Lykurg nach Griechenland brachte, oder nach dem, das Solon eintheilte, das Pisistratus und Hipparch dem Feste der Pallas zuordneten! Wie dürstete mich nur nach einer nähern Nachricht hierüber! — Und siehe, da erschien in unsern Tagen ein Phänomenon, das uns diese sonderbare Sammlung zerstreuter Gesänge Homers wiederzubringen schien; es war die Erscheinung Oßians. [463 Z. 4 v. u.]

b: (Anschluß an S. 427 Z. 13 ‚der glaubt viel'. Gestrichen:)

[Wie wünschte ich in diesem Betracht, wo nicht das Exemplar Solons oder Hipparchs, so doch Platons, Aristoteles, Zenodots zu haben, und sah selbst das Vergebliche des Wunsches.]

4. Und siehe da zeigte sich eine unverhoffte herrliche Erscheinung: [für die Litteratur Homers und die sämmtliche Kritik der Griechen,] Villoisons

dem nicht erhaltenen Druckmanuskript sehr nahe, stimmt seitenlang wörtlich oder nahezu wörtlich mit ihr überein. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach beruht die Druckgestalt auf einer von Herder selbst besorgten Abschrift,[1] bei welcher der Einzelausdruck durch glückliche Änderungen, besonders aber auch durch Streichungen (bisweilen von mehreren Zeilen) an Präcision gewonnen hat. Einem Abschreiber hätte unsere an vielen Stellen überschriebene und umgearbeitete Vorlage zu große Schwierigkeiten bereitet. Noch weniger ist es denkbar, daß die sämtlichen Änderungen letzter Hand erst im Druckbogen vorgenommen sind, wenn Herder auch einzelne Verbesserungen hier wie bei dem ersten Horen-Aufsatze erst bei der Revision angebracht hat. Die Überschriften der einzelnen Kapitel sind erst bei der Durchsicht dieses Manuskripts verfaßt. Die Hauptüberschrift stand anfänglich über Kapitel 1, nicht vor der allgemeinen aus der ersten Redaktion beibehaltenen Einleitung (es war also wohl immer noch eine Ossian-Folge auf derselben Grundlage geplant), und sie lautet zuerst „Homer, ein Sohn der Zeit."

In kein Kapitel aber ist bei letzter Abschrift noch so viel hineinkorrigiert, wie in das vierte, begreiflicher Weise; hier sollte ja statt des alten „Phänomenon" ein neuer bedeutsamer Faktor eingeführt, und die alte Anlage ausgebaut werden. Jene war ganz persönlich gehalten, biographisch, oder wie Herder es nennt, chronistisch: der Autor erzählt lediglich die Geschichte seines Bekanntwerdens mit Homer. Sie erwähnt nur Blackwell, den Herder in der That als Jüngling (1765) gelesen und auf sich hat ein-

---

Ilias. Gern gönne ich diesem unermüdeten Gelehrten ein Verdienst, das allein schon seinen Namen unsterblich machen kann; und wünsche dabei, daß er dieser Iliade seine Odyssee, die gelehrte Reise durch Griechenland nämlich .... hinzufügen möge. (Anmerkung: Wo ist dieser verdiente Gelehrte jetzt? wie stehts mit seiner viel versprechenden Reise?).

1) Die Bezeichnung von b als „Manuskript letzter Gestalt" (Mskr.) welche bei Redaktion der kritischen Noten gewählt wurde (S. 420 fgg.), möchte ich hiernach nicht aufrecht erhalten.

wirken lassen, auch ihn jedoch in einer viel individuelleren Weise[1] als die letzte Bearbeitung (424,$_{58}$), die bei dieser Gelegenheit auch Wood kurz abthut, während dort, durchaus im Einklang mit der wirklichen Entwicklung Herders, die nächste Wirkung eben von Ossian ausgeht. Von Ossian (Kap. 4. 5) geht der Bericht der ersten Niederschrift (Kap. 6) mit der natürlichsten Wendung zu den Eindrücken der italienischen Reise über (S. 462 zu 428), von denen die letzte Redaktion erst nach der Zwischenbemerkung über Villoison und Wolf redet. Auch diese Bemerkung hat Herder biographisch zu wenden versucht, während sie im Grunde bloß der litterarischen Vollständigkeit wegen da steht und in den historischen Gang mit der Erwähnung der Prolegomena sogar einen Anachronismus brachte. Lediglich aus diesem Grunde nun ist Wolf, der erst ehrenvoll oben im Texte stand, in eine Anmerkung gerückt, noch bei dem letzten Umschreiben, bei Herstellung des Druckmanuskripts.[2] So hat, was Wolf als beleidigende Zurücksetzung empfand und als böswilligen Streich ahnden zu müssen glaubte, seinen einzigen Grund ohne allen Zweifel in einer Schwierigkeit der Komposition, einer Schwierigkeit, die, entstanden durch ein teilweises Aufgeben der ursprünglichen ganz subjektiven Anlage, sich wohl verdecken, aber ganz und gar nicht heben ließ, da eben die erste Fassung in ihrer Subjek-

---

1) Kap. 3. (Bericht über die zweite Lektüre, vgl. S. 422 fg.) „Des Dichters Einbildungs- und Faßungskraft trauete ich Alles zu und wunderte mich, wie Blackwell, den ich zu eben der Zeit las, es so sonderbar anstaunen konnte, daß ein Homer, nur Ein Homer in der Welt gewesen." Vgl. Band 1, 289. Die daselbst erwähnte „leider nur halbe" deutsche Übersetzung der Enquiry Blackwells liegt Herders ältesten Auszügen zu Grunde. Volkmann S. 14 fg. scheint keine Verdeutschung vor der Vossischen zu kennen.

2) In b folgen also auf den Satz S. 428 Z. 1—3 die Zeilen, welche jetzt hinter dem Sternchen unten stehen, und sie klingen hier noch schmeichelhafter durch das Attribut (meisterhaft) und den angeschlossenen Satz: „Er wird vortrefliche Winke [zuerst: Dinge, die ihm vielleicht nie in den Sinn kamen] darinn (in den Prolegomena) finden." — Und nun erst geht es mit dem Sätzchen „Ich bleibe auf meinem chronistischen Wege" weiter zu dem Abschnitt S. 428 Z. 4.

tivität sich selbst und den Thatsachen durchaus treu war: offenbar haben ja die gelehrten Arbeiten von Villoison und Wolf Herders Stellung in der homerischen Frage nicht entfernt in dem Maße bestimmt, wie die in jener ersten Konfession angegebenen Studien und Eindrücke, neben denen selbst Woods Essay (1773) erst in zweiter Linie sich geltend macht. Und in diesem Sinne möchte man dem unmittelbaren, unreflektierten Erguß der ersten Niederschrift manchmal den Vorzug erteilen vor den beiden kunstgerecht vollendeten Abhandlungen. [1]

Diese älteste Fassung aber liegt zeitlich durchaus nicht so weit zurück, als es wohl auch nach dem hier Gesagten scheinen könnte. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist sie im Frühjahr 1795, also nur vier bis fünf Monate vor den zwei gedruckten Homer-Aufsätzen entstanden. Dafür sprechen die Züge der Handschrift, unwiderleglich aber gewisse Einzelheiten. Zunächst der Titel. Herder schwankt, wie oben bemerkt, noch in der Fassung b zwischen Homer ein Günstling und, wie er zuerst geschrieben, Homer ein Sohn der Zeit. In dem ersten Entwurf (a) findet man Homer und Ossian nicht bloß „glückliche Söhne der Zeit“ genannt, sondern liest Kap. 6 auch schon: „Homer gelangte zu seiner Höhe als ein begünstigter Sohn der Zeit.“ Die Wahl gerade dieser Formeln und selbst das Schwanken zwischen beiden erinnert unabweislich an einen Satz in Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung: „Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar ihr Günstling ist.“ Herder muß diese Worte vor Augen gehabt, er muß sich gescheut haben, sie so zu nutzen, daß man bei oberflächlicher Betrachtung einen beabsichtigten Widerspruch hätte finden können. Der Satz findet sich im neunten Briefe, dem letzten also in der Reihe, welche das Januarstück der Horen brachte. Ebensoweit hatte freilich wohl

1) Erst dieser volleren Gestalt gehören, nebenbei bemerkt, jene mißlichen Zuthaten an, über welche Wolf bei seinem exakten Wissen es billig hatte sich lustig zu machen: die „Tetralogieen d. i. vier Trauerspiele heroischen Inhalts“ (S. 438,78) und die breitere Auslassung über den Margites.

auch das Manuskript gereicht, welches der Verfasser ihm Ende Oktober 94 vorlegte;[1] bei der raschen und geflissentlich auf den Inhalt gerichteten Durchsicht aber ist die einzelne Wendung schwerlich schon haften geblieben, und die Bedenken beim Wählen des Ausdrucks wären so auch kaum zu erklären. Unzweideutig aber ist das folgende. In den letzten Sätzen des 4. Kapitels verweist Herder schon auf das Reisewerk über die hebridischen Inseln, aus welchem er in dem Aufsatze „Homer und Ossian" S. 460 eine längere Stelle anführt. An der Lücke, die er hier noch für Titel und Verfasser läßt, erkennt man, daß das Buch ihm zur Zeit erst flüchtig durch die Hand gegangen, vielleicht bloß durch eine Inhaltsangabe bekannt war.[2] Die Übersetzung aber, in der er es jedenfalls zuerst kennen gelernt hat, ist 1795 erschienen, wohl in der Ostermesse — wie Wolfs Untersuchungen. Sonderbar wäre es, daß Herder eben zu dieser Zeit sich an sein Homerisches Thema begeben haben sollte, ohne von den Prolegomena ad Homerum zu wissen. Man kann nicht umhin, dem Zusammenhang etwas nachzuspüren. Eine verräterische Spur von Wolfs Latinität vermeint man zu entdecken in der Stelle: „Nur durch Schrift, durch Zusammenhaltung vieler Rhapsodentexte [und zwar in sehr späten Zeiten] endlich durch mancherlei Verschmelzungen und Coagmentationen ward ein eigentlicher Homerischer Text möglich." Sollte der hier auffallende terminus technicus anders woher stammen als aus dem gelehrten Werke, wo wir ihm am Anfange

1) Am 25 Okt. meldet Schiller erst die Vorlegung des Manuskripts (durch Goethe) an; am 26 hat Goethe bereits das Billet in Händen, das von den „Kantschen Sünden" der Briefe sprach. Aus Herders Nachl. 1, 186. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe 1, 23. Schillers Briefwechsel mit Körner. 1878. 2, 124.

2) Doch wenn man — (Lücke) G. — (Lücke) der Hebriden lieset, so findet man den edlen Nachkommen der Geschlechter, die Oßian sang, etwas noch viel Nothwendigeres zu wünschen, als einen Pisistratus, der ihre Lieder sammle; einen Solon, der sie von dem Druck befreie, der ihnen Gerechtigkeit schaffe und Erwerb und Genuß ihres Landes." Das Original: Travels in the western Hebrides from 1782—90. London 1793.

eines Kapitels (XXXIV: de hac coagmentatione operum Homericorum) begegnen? An einer zweiten Stelle wagt sich anscheinend sogar eine Opposition gegen Wolfs Beweisführung hervor. Der Verfasser redet von den Schulen der griechischen Kunst. „Ich sprach zu mir selbst: Hätten wir so viele und so ächte Orphisch-Musäische Gesänge, als wir ächte Denkmale der Kunst im alten heiligen Styl haben. Und dennoch haben wir Fragmente überarbeiteter vor-homerischer Gedichte und Sagen, die von unsern kritischen Schreibern zwar nicht dafür erkannt werden, weil sie nur auf das *εγραψε, εγραψε* post Homerum erpicht sind, und dabei völlig vergeßen, daß man lange zuvor sang und sprach, ehe man schrieb und grapsirte.“ [1]

Der burschikose Ton dieser Polemik dürfte uns in der Vermutung, das könne wider Wolf gemeint sein, nicht beirren. So achtungsvoll wenigstens wie das öffentliche Urteil im Horenaufsatze klingt die erste vertrauliche Äußerung Herders keineswegs. „Wolfs Prolegomena zu Homer habe ich endlich gelesen“, schreibt er am 13 Mai 95 an Heyne. „So viel Arbeit, Studium und kritischer Geist darin ist, so ist doch die Art des Aufstellens nicht ganz nach meinem Wunsche. Die Haupt- und Grundpunkte, dünkt mich, wird ihm jeder zugeben, ja seit Blackwell und Wood hat beinahe niemand daran gezweifelt. Die Stellen der Alten sind gar zu klar und die Geschichte der Aoiden zu bekannt, als daß hier alles so auffallend als ein nullo dictum ore prius aufgestellt werden mußte. Böttiger hat sich mit Leib und Seele der Hypothese ergeben und unterläßt nicht, sie als ein Wunderwerk anzupreisen. Als Voß hier war (Mai 94), habe ich sie einmal bei Tisch in seiner Gegenwart als Spaß und Ernst vorgetragen; sie schüttelten aber allesammt die Köpfe und widersprachen.“ Mit andern Worten: Herder vermag keinen eigentlichen Fortschritt in Wolfs Arbeit zu erkennen: was daran so großes Aufsehen macht,

1) Vgl. Prolegg. p. LVII (Anfang von Cap. XV) p. CLV und die ganze Reihe von Cap. XII an.

will er selbst längst gefunden und „gymnastisch, gewandsweise“ (vgl. S. 193*) in mündlicher Disputation vorgetragen haben. Und in den Mittelpunkt der Frage hat Wolf nicht einmal getroffen. „Der Punkt von Erfindung der Schreibkunst oder ihrer Einführung in Griechenland gehört nur incidenter hierher, und daß der Begriff einer Epopöe im Sinne des Aristoteles ein späterer Begriff sei, daran hat wohl auch niemand gezweifelt. Nun kommt meines Erachtens alles darauf an: was ist eingeschoben? was jünger, unzweifelhaft jünger? in einzelnen Versen sowohl als in ganzen Rhapsodien? Eine einzige Nachricht der Alten, wie Solon, wie Hipparch den Homer den Sängern austheilte, würde uns sehr aus dem Traum helfen.“ Ich mußte die ganze Stelle hier einrücken, sie berührt sich zu auffallend mit unserm Aufsatze. Die Schreibekunst Nebensache — das Exemplar, das Solon eintheilte — nur eine Nachricht hierüber! (s. die Stelle aus a oben 592 [1]) — das Epos des Homer und die Theorie des Aristoteles — kurz, es ist kein Motiv im Briefe, das nicht der ältesten Niederschrift der Homer-Ossian-Abhandlung wiederkehrte.

„Ein alter Aufsatz über Homer und Ossian soll im sechsten und letzten Theile der Zerstreuten Blätter erscheinen; wenn ich nur bald daran käme!“ Dieser Satz folgt in unserm Briefe auf die Nachricht von jenem Homerischen Tischgespräch, und mit ihm schließt die ganze Auslassung über die Prolegomena. Nichts anderes kann gemeint sein als unser Aufsatz, und ich glaube, eben damals hat ihn Herder in der Feder gehabt — nach kurzer Pause, wie sie auf die Winterarbeit zu folgen pflegte (S. 561). Nach der sechsten Sammlung der Humanitätsbriefe hat er zunächst seinen ersten Beitrag zu den Horen („Das eigene Schicksal“) verfaßt; dann, und ebenso mit dem Gedanken an die Horen,[1] den Homeraufsatz.

1) Wie Herder seinem ersten Beitrage gleichsam den Stempel der Zeitschrift aufzudrücken sucht, indem er mehrmals und an bedeutsamer Stelle die Hora nennt (S. 414,14. 420), so flicht er auch hier gleich, indem er mit ‚Zeit‘ und ‚Chronos‘ beginnt, den Namen ein. Nach den beiden ersten kurzen Abschnitten (= S. 420 Z. 1—10) fährt er fort: „Nicht immer beherzigt der

Daß er ihn alt nennt, darf nicht befremden. Er hat guten Grund, und zumal Heyne gegenüber, den die Prolegomena so nahe angingen, es zu betonen, daß die Ideen, die er vortragen will, ihm nicht neu sind, und auch sonst redet er in einem eigentümlich dehnbaren Sinne von dem Alter seiner Schriften (vgl. Band 20, 383 fg.). Es ist für ihn und seine Art zu producieren charakteristisch, daß in seinem Urteil ‚längst gedacht, entworfen' und ‚längst geschrieben' in eins zusammenfließen. Die Elemente dieser Abhandlung lagen ja in der That zerstreut bereits in alten Arbeiten: in den Briefen über Ossian, in der 1773 verfaßten Abhandlung Von Ähnlichkeit der mittleren englischen und deutschen Dichtkunst und den Vorreden zu den Volksliedern, die in ältester Fassung aus demselben Jahre stammen, in der „Archäologie der Hebräer",[1] und so schon in den ersten Jugendwerken.

Eben auf diese frühesten Äußerungen über Homer und die Genesis seiner Epen hat sich Herder, wie mir scheint, geflissentlich in einer nicht über den Entwurf hinausgediehenen Arbeit berufen. Es befindet sich in dem „Vallum Humanitatis" eine weit angelegte Skizze zu einem Aufsatze ‚Mnemosyne' (6 Seiten 4⁰), welcher die Homerische Frage umfassender als der erste Homeraufsatz in den Horen zu erörtern versucht. Bezüge polemischer Art, und zwar zu den Prolegomenen sind gar nicht zu verkennen, wiewohl Wolfs Name nirgends erwähnt ist. Ich kann die Arbeit zeitlich nicht genau fixieren, sie stammt höchst wahrscheinlich aus dem Jahre 95, denn es folgen ihr (nach 5 leer gelassenen Seiten) die oben (S. 521[1]) erwähnten Sammlungen zu dem Buche über die hebräische Poesie. Ich vermute, daß sie auf eine rein sachlich gehaltene Abwehr jenes

---

Mensch, der Sohn einer flüchtigen Hora, die Wahrheit, die in diesen Aussprüchen liegt." Bei der Durchsicht hat er die etwas gezwungene Anspielung getilgt, indem er über das gestrichene Wort Hora ‚Stunde' setzte. Diese Anspielung ist ganz in seiner Art. „Überhaupt, dünkt mich, geht mit diesem Stück der Horen eine andere Hora an." An Schiller 10 Okt. 95 (nicht 96, wie in ‚Schillers Leben' S. 288 steht).

1) Band 6 S. VI fg. 12, 408 fgg.

maßlos groben Ausfalls hinausging, den Wolf im Intelligenzblatt der Allgemeinen Litteraturzeitung (No. 120, 24 Okt. 95) gegen den Verfasser des Horenaufsatzes gerichtet hatte, eine Abwehr besonders der ungerechtfertigten Beschuldigung eines an ihm begangenen Plagiats. Gleich in den ersten Zeilen „Erster Begriff: Homer ein singender Dichter, kein Schriftsteller — Voraussetzung in den Fragmenten, Kritischen Wäldern"[1] — nimmt Herder die Priorität der Idee für die bekannten älteren Forscher und für sich in Anspruch. „Hiemit noch nicht gesagt, daß Homers Gedichte noch nicht geschrieben gewesen wären — Rhapsoden dauerten fort, da gewiß schon Schrift dawar; sodann unterstützte Schrift den Gesang. — Aber die ganze Frage (d. h. die Frage nach dem Alter der Schrift bei den Griechen und dem Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung der homerischen Gedichte) überhaupt cui bono?" (nämlich wenn man sie anwendet wie Wolf). „Gebrauch davon in Fragmenten, Wäldern. Veranlaßung zu folgendem Aufsatz." Ich deute besonders diese letzten Zeilen in dem oben angegebenen Sinne.

Hat Herder auch, wie bekannt ist, auf eine eigentliche Erwiderung bald verzichtet und sich einverstanden damit erklärt, daß die „Punkte gegen Wolf", die er am 31 Oktober an die Redaktion der Horen sandte,[2] in Schillers Schreibtisch verschlossen blieben, so ist es doch undenkbar, daß die Sache selbst für ihn hinfort begraben gewesen wäre, ja er mag sich um so eher zeitweilig beruhigt haben in dem Gedanken, zu rechter Stunde mit einer historisch gehaltenen Untersuchung hervorzutreten, die für ihn zugleich die beste Schutzschrift gewesen sein würde. Die Skizze zur „Mnemosyne" gehört in den Supplementband. Manches was später mit gelehrter Begründung gegen die Wolf'sche Hypothese eingewendet ist, wird man hier in den ersten Linien vorgezeichnet finden.

---

1) Band 1, 153 fg. 173 fgg. 2, 76 fgg. 3, 126 fgg.

2) Schillers sämtl. Werke hist. krit. Ausg. 10, 438. Caroline an Gleim 16 Mai 96: „Mein Mann wird ihm (Wolf) nie antworten; er kennt ihn zu gut in seinem Betragen gegen Heyne."

Es erübrigt nur noch eine kurze Notiz über die Handschriften. Zu dem Aufsatze „Das eigene Schicksal" besitzen wir die letzte Niederschrift; sie ist aus G. Müllers Besitz, dem Herder sie den 24 April 95 zum Geschenk gemacht hatte, in den Nachlaß zurückgelangt. In die Druckerei war eine Abschrift gegangen. Einzelne Änderungen hat Herder, wie oben bemerkt, noch im Revisionsbogen vorgenommen. Für das Druckmanuskript der meisten Beiträge zur Monatsschrift dienten die stellenweise wegen tief eingreifender Korrekturen schwer lesbaren Briefe als Vorlage. Die Abschriften hat Herder, wie es scheint, nicht selbst durchgesehen, auch hat er schwerlich von diesen Sachen Revisionsbogen erhalten, während er darauf hielt, von den Beiträgen zu den Horen (wie zum Musenalmanach) Korrektur zu lesen. (Aus Herders Nachlaß 1, 192. 194. 195.) Daher haben sich in die Aufsätze zur Monatsschrift öfters sinnstörende Druckfehler eingeschlichen, die erst jetzt auf Grund der Handschriften ihre Berichtigung gefunden haben.

6. Druck. Ausgaben. Kritisches Verfahren.

Herder hielt auf Vornehmheit der Erscheinung, so hat er auch seine Schriften hervortreten lassen. Dürftige und mangelhafte Ausstattung, wie er sie an ein paar kleineren anonymen Arbeiten der früheren Jahre erleben mußte, ist ihm ein Greuel: nachmals, und schon von der Mitte der siebziger Jahre an hat er es selten unterlassen, seine Forderungen, alles Äußere betreffend, zu stellen. Die größeren wissenschaftlichen Werke erscheinen ansehnlich in Quarto oder groß Octav, die belletristischen, auf die Teilnahme weiterer Kreise berechneten in dem handlichen, gefälligen Format der Volkslieder und der Zerstreuten Blätter (kl. Oktav). So verabredet er auch für die Humanitätsbriefe gleich bei der ersten mündlichen Verhandlung „hübschen Druck", und eben aus diesem Grunde entscheidet er sich für die Berliner Officin (S. 533). „Mein Mann", läßt er seinen Sekretär schreiben, nachdem er selbst schon an die Abrede erinnert, „sieht diese Blätter gern schön gedruckt und muß also bei der letzten

Arbeit derselben schon das Opfer bringen, sie ganz genau durch zu gehn.[1] Auch kommt ein sehr schönes Titelkupfer von einem der verständigsten Künstler Hrn Meier dahier, gezeichnet und von Lips gestochen davor" (S. 557 [1]). Herder erwähnt den Schmuck (ein unicum in seinen Schriften) mit ersichtlichem Wohlgefallen und hätte gern jedem Bändchen einen gleichen mitgegeben. Vor dem zweiten wollte er seine Muse auf dem Regenbogen thronen lassen, „dem Zeichen des Friedens;" das stimmte indessen so wenig zu den kriegerischen Zeitläuften, wie zu dem geschäftlichen Erfolge des Unternehmens (S. 573). Ein Nachdrucker sorgte bei Zeiten dafür, daß Verfasser und Verleger nicht zu viel „Nutzen erlebten". Mit dem Druckort „Frankfurt und Leipzig" erschien 1793 der erste Teil, den ich vor mir habe (118 Seiten grob gedruckt), und so sind wohl auch hinterdrein die übrigen pünktlich erfolgt.[2] Als die Cotta'schen „sämmtlichen Werke" im Erscheinen begriffen waren, hatte Hartknoch die Originalausgabe noch in Vorrat und kündigte dieselbe mehrmals zu herabgesetztem Preise an. Mit Fug und Recht durfte er geltend machen, daß neben der Gesamtausgabe sein Verlag seinen vollen Werth behalten habe. Die „Briefe zu Beförderung der Humanität" waren in jener ihrer ursprünglichen Anlage nach nicht vorhanden. Die Einheit des Werks war dem Prinzip der Ausgabe geopfert worden.

Da es beschlossene Sache war, die Werke nach Materien und Fächern einzuteilen, so wußten die bei der Herausgabe beteiligten Freunde und Caroline, die ordnende Behörde, den „Sammlungen"

1) Ob er auch nur von einzelnen Theilen die Korrektur selbst gelesen, ist mir bei der Beschaffenheit des Textes zweifelhaft. Was Caroline am 18 Mai 95 an G. Müller in betreff des 5. Theils schreibt (S. 560[1]; statt habe ich muß es dort heißen: hat er) spricht nicht dafür.

2) In einer Zuschrift an Caroline (1804—5) finde ich den Buchhändler Schmieder genannt, der im Besitz eines unbeschränkten kaiserlichen Privilegiums zum Druck aller in das Fach der schönen Wissenschaften schlagenden Schriften die meisten Herderischen Schriften einzeln „in seiner saubern Fabrik geliefert." Von dem Nachdruck „Herders Vermischte Schriften. Wien bei Anton Pichler" kenne ich 10 Theile. Die Humanitätsbriefe sind nicht dabei.

gegenüber keinen andern Rat, als sie aufzulösen und zu zerstückeln. So hatte man mit den Kritischen Wäldern angefangen, so und noch einschneidender verfuhr man mit den Zerstreuten Blättern, den Humanitätsbriefen, der Adrastea. Johann von Müller übernahm für seine geschichtsphilosophische Sektion siebzig Briefe. Vier (23—25. 122) gab er im voraus (1807) als eine selbständige kleine Schrift unter dem Titel „Blicke in die Zukunft für die Menschheit" (im 7. Teil Zur Phil. u. Gesch. S. 113—144; der Titel dieses Teils „Postscenien zur Geschichte der Menschheit" ist gleichfalls von ihm erfunden). Die übrigen blieben beisammen (Teil 10, 257—399 und Teil 11), und dieser Bruchteil ist es, dem der alte Name in den Gesamtwerken verblieben ist. Den zehnten Teil hat Johann von Müller noch selbst herausgegeben (1809), von dem elften nicht mehr als ein Drittel druckfertig gemacht († 29 Mai 1809), doch erschien auch dieser mit seinem Namen. Auf S. 111 brechen die mit seinem M. bezeichneten (für uns werthlosen) Anmerkungen ab, die Fortsetzung hat sein Bruder besorgt. Er ist es, der „zur Ersparung des Raumes, und da ohnedem vor kurzem eine Blumenlese aus Lessings Schriften erschienen" (von Fr. Schlegel), die neunte Sammlung um 93 Seiten (die „Funken aus der Asche eines Todten") gekürzt hat. Johann von Müller hatte dagegen gut gefunden, an zwei Stellen Erweiterungen anzubringen; die vier Briefe zur Einführung der „Bekenntnisse merkwürdiger Männer" hat er hinter Brief 54 (nach der Zählung des Originals) unter einer Nummer eingeschaltet, und zum Ersatz für Brief 55, der zu der Abteilung „schöne Litteratur und Kunst" gezogen ward, hat er demnächst sogar einen über zehn Jahre älteren Aufsatz aus dem Teutschen Merkur (1783, Nov.) „Exemplare der Menschheit in Vorstellungsarten, Sitten und Gebräuchen" hinter Brief 56 aufgenommen (Teil 11, 67—89. 93—102).

Die kleinere Hälfte der Briefe mußte man bei den Werken zur schönen Litteratur und Kunst suchen (Teil 7).[1] Den Kern bilden

1) In der kleinen Ausgabe (12°) Teil 15. 16 (1829) z. sch. Lit. u. K. und Teil 8. 13. 14 z. Phil. u. Gesch.

die Sammlungen 6—8 (außer Br. 77—80), Briefe aus den Sammlungen 3—5 sind dazugethan, alles angefügt an die Preisschrift vom J. 1773, „Ursachen des gesunkenen Geschmacks.“ Der Ordner (wahrscheinlich doch Georg Müller) hat sich nicht genannt und nur durch ein „An M.“, das er über Brief 55 gesetzt hat (vgl. S. 570), und ein paar kleine Noten an seine Person erinnert.

Als diese „Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste“ — so nannte sich die neue Sammlung — erschienen waren, trat Böttiger in einer Anzeige für die Rechte des Originals ein. „Kennern blieb es gewiß nicht unbemerkt, wie organisch und geistverwandt sich in allen diesen ursprünglichen Zusammenstellungen alles ordnete und in den zierlichsten und mannigfaltigsten Kranz, den nur ein solcher Meister so verflechten und verweben konnte, zusammenfügte. Hier und da dürfte man sich den Zweifel erlauben, ob er sie gerade so bei einer neuen Überarbeitung zusammengeordnet haben würde.“ Er schreibt als Philologe, dem das Überlieferte werth ist, und als Sachverständiger, zugleich als Freund und im Namen des ersten Verlegers.

Unter unsern Litteraturforschern war es zuerst Löbell, der auf die Wiederherstellung des alten Textes drang. Es war auf Grund der ersten Gesamtausgabe fast unmöglich, sich eine Vorstellung vom Ganzen, wie es auf den ersten Leserkreis gewirkt, zu bilden. Die späteren Herausgeber, Heinrich Kurz und Düntzer[1] sind selbstverständlich auf die Originalausgabe zurückgegangen.

Die vorliegende Ausgabe hat zuerst die im Nachlasse Herders vorhandenen Hülfsmittel verwerthet, ein reiches, sehr verstreutes Material. Ich will hier weder von der Mühe reden, die es gekostet hat, diese Blätter und Lagen zusammen und in ihre alte Ordnung zu bringen, noch von dem Fortschritt, den auf diesem Wege die Textkonstitution gemacht hat, und der erst jetzt gewonnenen vollen

---

1) Ausgewählte Werke von J. G. Herder. Vierter Band 1871. 72. Hildburghausen. Bibliographisches Institut. „Kritisch durchgesehene Ausgabe.“ Brief 114a fehlt. Düntzer in Teil 13 der Hempel'schen Ausgabe von Herders Werken. Berlin o. J. (mit Anmerkungen).

Erkenntnis der Genesis aller zehn Sammlungen. Wichtig war es in dieser Beziehung besonders, daß sich urkundlich nachweisen ließ, wie manche von den kleinen Schriften, die bisher unvermittelt und vereinzelt neben den größeren Arbeiten herzulaufen schienen, sich zu dem größeren Ganzen gesellen. Es war einesteils geboten, dieses in seiner historischen Gestalt rein zu erhalten, andrerseits die Fülle des jetzt erst aufgefundenen oder in seiner Zugehörigkeit erkannten in allem ihrem geschichtlichen Anschluß an die veröffentlichten Sammlungen darzustellen. Nach diesem Grundsatze sind die Anekdota in einem Anhange (S. 303—356 dieses Bandes) vereinigt, dem sich in einem Nachtrage (503—517) mehrere Stücke anschließen, welche man hier nicht gern entbehren würde. Die Fugen und Verzahnungen, mit welchen alle diese Stücke aus dem Nachlasse und ebenso die einzeln veröffentlichten kleinen Schriften sich dem Humanitätswerke an- und eingliedern, so wie die ursprünglichen Stege und Verbindungen sind überall gekennzeichnet; einzelne Sätze oder Abschnitte der ältesten schriftlichen Gestalt, die nur bei einer volleren Erklärung des Zusammenhangs in ihrem geschichtlichen Werthe zu erkennen waren, blieben für den Schlußbericht aufgespart. Selbst einzelne Wendungen und Worte von charakteristischer Färbung habe ich ausgehoben und angereiht, und so glaube ich für die Vollständigkeit meiner Auslese die Verantwortung übernehmen zu können. Die gesamte Masse hervorzuziehen, dazu konnte ich mich hier so wenig entschließen wie bei den Handschriften zur Ältesten Urkunde (Band 6 S. XIV); ich halte das in meinem Falle für ein Unrecht gegen den Autor und die Leser.

Für die diesmalige Auswahl gab übrigens nicht die Form in erster Linie den Ausschlag, sondern der Gedankengehalt und die Gesinnung; überall, wo der Autor sich eine gewisse Vorsicht auferlegte, ist in der Regel das erste gewählte Wort sprechender, aufrichtiger als das zweite, und die Handschrift verrät, wie er sich wendet und windet. Ich habe in solchem Falle dem Drucke möglichst viel von dem Wesen der Schrift zu erhalten gesucht, indem ich den älteren Ausdruck im Texte selbst mit eckigen Klammern voranstellte.

Seit dem Erscheinen des siebzehnten Bandes sind fast zwei Jahre hingegangen bis zum Abschluß dieser Arbeit. Zur Entschuldigung der langen Frist muß ich mich darauf berufen, wie karg mir in dieser ganzen Zeit die litterarische Muße zugemessen war. Der freundwilligen Beihülfe Imelmanns habe ich es zu danken, daß trotz aller Schwierigkeiten die Ausgabe auch an dieser Stelle vorgerückt ist. Er übernahm es im Verfolg seiner Thätigkeit für die in den Vorjahren erschienenen Bände 20. 21, den Text der „Briefe“ und der „Kleinen Schriften“ in dem Umfange zu bearbeiten, als dafür der Originaldruck und das von mir geordnete Druckmanuskript Herders die Unterlage bildete; er hat für alle zehn Sammlungen und einige kleinere Schriften (die meisten Horen-Aufsätze) die Revision des Neudrucks besorgt. Stellen, bei denen der kritische Apparat nicht so einfach lag, überließ er mir, wie überhaupt alles Fragliche gemeinschaftlicher Beratung vorbehalten blieb. Die Bemerkungen geschichtlich-kritischen Inhalts rühren, auch wo sie sich im Bereich der zehn Sammlungen finden, von mir her, sonst nur hie und da eine Emendation wie falben und fallen 18, 458 [1]. Von den meisten Bogen in diesem Bande haben wir beide die Korrektur gelesen. Die von mir innerhalb der bezeichneten Grenzen bearbeiteten Stücke mache ich unten namhaft.[1] Die Strecken S. 303—56. 377—404 dieses Bandes bin ich allein gegangen,

---

1) Es sind Kollationen meistens zu den von Herder aufgenommenen fremden Stücken, im zehnten Teil zu Poesieen Herders: diese letzteren von Redlich nach den in seiner Hand befindlichen Mss. besorgt und von mir redigiert und auf das Notwendigste eingeschränkt. Also: Band 17, 213—23. 235—39. 245—46. Band 18, 83—84. 165—200 (zu Grunde liegen Redlichs Nachweisungen). 259. 265—302. 462—64 (Auslese aus dem Msk.). Die Varianten zu den beiden vorangehenden Stücken S. 420—462 wurden gemeinschaftlich festgestellt. — Einzelne Berichtigungen zu dem Texte der zehn Sammlungen haben sich bei Durchforschung der älteren Redaktionen ergeben (Anhang und Nachtrag). Band 17, 14 Z. 10 l. ihrem, ihren 65 Z. 2 v. u. Ceae 87 Z. 10 vor und mit ihm 92, 46 letzte Zeile: noch das übrig [übrige Druckf. in A] 106 Z. 10 v. u. scheint vor ihres Wunsches ausgefallen: der Erfüllung (vgl. 18, 311 [2]).

es war der mühseligste Teil des Weges; ebenso von 503 an bis zum Schluß.

Die folgenden Anmerkungen beschränken sich in der Hauptsache darauf, Citate nachzuweisen und einzelne interessante Lesarten aus gestrichenen Stellen der Handschrift nachzutragen. Die Freiheiten, die sich Herder beim Citieren nimmt, sind bekannt, und somit kam es auch hier immer nur darauf an, einzelne bemerkenswerthe Abweichungen anzuführen. Auf Erklärungen habe ich mich nur bei wirklichen Schwierigkeiten und auffallenden Eigenheiten des Ausdrucks eingelassen; ich habe dazu wie früher mehrmals die Hülfe befreundeter Forscher in Anspruch genommen und bin zumal C. Redlich verpflichtet. Eine unentbehrliche Erläuterung für den heutigen Leser ist die Geschichte des Werks, die ich in den vorigen Kapiteln zu geben versucht habe. Sonst aber dürfte, was vor neunzig Jahren „für alle Stände" geschrieben wurde, wohl auch heute noch für den Gebildeten ohne weiteres verständlich sein.

Anmerkungen.

Band XVII.

1. „Briefe zur Beförderung“, wie man das Werk öfters und sogar auf dem Titelblatt der Ausgabe von H. Kurz genannt findet, hat Herder nicht geschrieben. S. 265* ist zur Druckfehler in A. So weit meine Beobachtung reicht, hat Herder in der hier vorliegenden Konstruktion, d. h. wenn er ein substantivum actionis auf ung mit der Präposition zu von einem andern Substantiv abhängig macht, dem Verbalsubstantiv keinen Artikel gegeben. Also z. B. 17, 10, 19 „Fragen zu Errichtung“; Ideen 4, 233d „Einfluß der geistlichen Herrschaft zu Befriedigung der . . Welt, so wie zum Anbau“; ebenda S. 234c „Vorschläge zu Ausrottung“. Bei Abhängigkeit von einem Verbum oder Adjektiv heißt es im gleichen Falle zur; z. B. 18, 363 Z. 1 v. u. 375, xxxııı Z. 4 v. u.

9, 17. Quid sumus — nochmals S. 150 und 18, 370. Pers. Sat. 3, 67.

16*. Die hier angekündigte Sammlung von Franklin's Schriften ist im Schlußbericht S. 540[1] erwähnt: „ich werde sie durchsehen, und mit einer Vorrede begleiten.“ Den 14 Februar an Hartknoch: „Die Frankliniana sollen, sobald es möglich, zum Druck. Eben gehe ich das Mscr. durch.“ Aber ihm und seinem Schützlinge waren, wie er wenige Tage später ärgerlich an Heyne schreibt, Georg Schatz (Privatgelehrter in Gotha) als Übersetzer und Bertuch eben damals zuvorgekommen mit „Benjamin Franklin's kleinen Schriften, meist in der Manier des Zuschauers, Weimar im Verlage des Industrie-Comptoirs 1794.“ Von und an Herder 2, 223. Berichtigung der Notiz in dem Herder-Franklin-Schriftchen S. 29 Z. 3—5.

21, 49 Z. 4 v. u. ‚Tugend auf Ajax Grabe‘ — Band 28, 81 (20). 454.

22, 51. Praecipuum munus — Tacit. Annal. 3, 65.

52. Sämtliche Poetische Werke von J. P. Uz. Leipz. 1768. 1, 277 fgg. Herder hat S. 23, 54 Z. 6 ‚leichte‘ verbessert in ‚lichte‘ S. 24 Z. 4 bei Uz: erhabner Z. 6 v. u. männlichen.

28 fgg. Die Nachweise über die Briefe Friedrichs an Voltaire danke ich Redlich, der die daraus angeführten Stellen in der großen Didot'schen Ausgabe verglichen hat. 28, 68 Z. 3 fgg. 8 Aug. 1736 (erster Brief an V.).

29 Z. 4 fgg. 9 Sept. 36 (zweiter Brief). Im Original wendet sich das Lob direkt an Voltaire.

29, 70 mit Anmerk. *. Vgl. Band 27, 407 zu S. 6. Varianten aus den „Vermischten Gedichten" Mannheim 1785. 2, 5: Str. 2 Z. 1: Euch gebührt es zu herrschen Z. 5 Kniend opfern

32 Z. 9 „Brief über die Humanität" vom 10 Okt. 1738, den 9 Nov. an Voltaire gesandt (fehlt noch in der neuen großen Ausgabe der Werke Friedrichs). 76 — 33, 79. 8 Januar 1739.

34, 81. 82. 9 Sept. 1736. 83. Beide Stellen aus dem Brief vom 6 März 1737. Die Notiz in Parenthese 35, 84 geht auf die beiden Briefe vom 13 Nov. 1737 und 4 Nov. 1738.

35, 84. 85 und 35, 86 die erste Stelle 19 Nov. 1737. Zu 35, 85 Z. 3 bemerkt Joh. v. Müller: „von Karln II sagte Rochester He never said a foolish thing a never did a wise one."

35, 86 Z. 2 v. u. 36, 87. 88: 6 Juli 1737.

36, 89. 20 Sept. 1737 (mit Umstellung der Sätze).

37, 89 — 38, 92. 26 Januar 1738.

38, 92. 93. 7 Juli 1739, der Schlußsatz: 4 Dec. 1739.

38, 94. 12 Juni 1740. 39, 94. 95. 3 Februar 1742. 39, 95. 96. 13 Febr. 1749 (Die Worte: Distinguez l'homme d'état du philosophe hat Herder mißverstanden). 39, 96. 97. 5 März 1749.

41, 101. Die Verse vom 9 Okt. 1757 (1759 ist Schreib- oder Druckfehler). 101 fg. 16 Jan. 1758. 102a. 6 Nov. 1758. 102b. 12 März 1759.

42, 103a. 21 März 1759. b. 11 April 1759.

42, 104a. 18 Mai 1759. 104b. 105 fg. 2 Juli 1759.

43, 107 fg. 19 Nov. 1759.

44, 109. 24 Februar 1760. 44, 110 fg. 45, 112. 31 Oktober 1760.

46, 115. „An den Kaiser 1781" nach dem ersten autorisierten Abdruck in Voß' Musenalmanach 1783 S. 60 fgg. 47 Z. 4. Kl.: eherne Fessel.

64, 162. Zeitgeistes — A. Gombert in seinen Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigands deutschem W. B. (Beigabe zum Jahresbericht des Gymn. z. Groß-Strehlitz O/S. 1882) S. 2: „Da Adelung das Wort noch nicht hat, so dürfen wir es bis auf weiteres als ein zuerst von Herder gebrauchtes ansehen." Häufiger begegnet hier und in den zugehörigen älteren Stücken (18, 306. 307. 330 u. a.) ‚Geist der Zeiten', ‚Geist der Zeit'. Vgl. Goethe's ‚Genius der Zeit' S. 525.

69. Stolbergs Ode ist aus dem im Herbst 1792 ausgegebenen Vossischen Musenalmanach auf 1793 S. 167 — 171 entnommen. In der Anmerkung * heißt es daselbst „Mein Vater".

78, 8. „jenem alten Buche" — Weisheit Sal. 7, 22 — 24.

82. Die hier und weiter unten folgenden Lutherstellen sind dem ABC Band 18, 510. 511 entnommen. Die Verweisungen gehen hier wie dort auf die Erlanger Ausgabe, die Band 1—20b in zweiter Auflage, die folgenden in erster bietet. (Die Anordnung ist in der 2. Ausgabe völlig verschieden von der ersten.) Das Folgende auf Grund von Redlichs Collation (vgl. S. 544).

82, 21—83, 22. Bd. 17, 402 fgg. Ein Sermon oder Predigt, daß man solle Kinder zur Schulen halten. (In der 1. Aufl. Bd. 20, 1 fgg. In Walch's Ausg. dem großen Katechismus beigefügt, Bd. 10, 509.) S. 82 Z. 4 v. u. „daß sie .. werden." Hiernach eine lange Stelle weggelassen. S. 83 Z. 1 „O ihr lieben Menschen, ihr seid ... eitel Götter gegen uns." Fehlt wieder die redselige Ausführung u. s. f. Z. 2. „Wer wills nu erhalten." 83, 22 Salomon Proverb. 8 (v. 14. 15) ... Und Ecclesiastes 9 (v. 16) ‚Weisheit ist besser' .. und abermal (v. 18) ‚Weisheit .. Kraft'.

83, 22—84 Z. 2. Bd. 39, 354. Auslegung des 101. Psalms 1534. „Ehe das .." Anfang umgeändert, gekürzte Fassung. Z. 4 v. u. Pflaster und Schwaben auf. Z. 2 v. u. „baß fühlen." Danach eine starke Stelle über Deutschland: „Deutschland ist vielleicht reife, und ich sorge, einer starken Strafe werth" u. s. w. übergangen.

84 Z. 3 — 84, 25 Z. 9 „unter Menschenkindern" — Ebendaher S. 284: „ein seltsam Ding unter M." 84 Z. 6 Die Geschichte vom ‚Meister Phormio' — nach Cic. de Orat. II, 18, 75.

84, 25 Z. 10—86, 31. „Aber das — hinter sich." a. a. O. 287 (gekürzt).

84 Z. 7 v. u. der Heide Plato ... justum natura, justum lege. 85 Z. 7 wo er sollt (Herder: soll) Z. 13. 14 Helden sind seltsam 85, 28 Z. 9 kriechen hinnach (H.: hienach)

86 Z. 2. Nach dem Sprichwort: heroum filii noxae. Z. 9 zeugen 86, 31 Z. 2 selbst Herr, wie David, Augustus u. s. w. oder Rath zu Hofe, wie Naeman zu Syrien. Darumb spricht auch Salomo in seinem Prediger

88, 35. 36. Bd. 22, 257. Ob Kriegsleute in seligem Stande sein können (stark gekürzt). Die Heiden, weil sie von Gott nichts gewußt, auch nicht erkannt ... die haben hie frisch .. 88, 36 Z. 1. Herre sein, und hielte sich ihren Knecht und Maulaffen, wie dem Galba ... geschah. Z. 4. Fall; und besser, daß die Tyrannen hundertmal ihn Unrecht thun, denn daß sie den Tyrannen einmal Unrecht thun u. s. w. Denn der Pöfel ... [Hiernach mehrmals ganze Seiten weggelassen.] Z. 9 v. u. Denn er spricht im Hiob also: Er läßt einen Buben — daß er nicht um seiner Büberei willen, sondern um des Volkes

88, 37—89, 38 dörften — Bd. 22, 264 (ebendaher). Z. 2 v. u. mißlich und fährlich. 89 Z. 3 aber ein anders Z. 9 als Schwert und Tyrannen

89, 38 „Deßgleichen" — Bd. 32, 97 fg. Vermahnung zum Gebet wider den Türken 1541. Z. 2 unsre Niphlim [1 Mos. 6, 1] Z. 4 gegeben und

vom päpstlichen Gefängniß erlöset 89, 39 Z. 5 kein Rinden Z. 6 unter dem Türken

89 Z. 6 v. u. „Es stellen — Nutze." Bd. 40, 281. Der 117. Psalm ausgelegt. 1530.

89 Z. 2 v. u. — 90, 42. Die Stellen bei Luther nicht aufgefunden.

91, 45. Band 39, 355 Auslegung des 101 Psalms. 1534 (gekürzt).

92 Z. 2 fast getadelt, wie auch C. selbs sagt [pro Flacco 4, 9] . . Volk nicht. Und vor Cicero sagt Plautus in einer Person also: Lieber Gesell, Wasser, Luft, Erden, Himmel darf ich nicht bezahlen; aber was ich sonst im Hause haben soll, das muß ich auf griechische Treu und Glauben käufen, das ist, ich muß es baar über bezahlen. 92, 46 letzte Zeile: einreißet (Gott erbarms) . . . das übrig 47 Z. 4 v. u. Wenn ein Burgermeister, Fürst, König nicht Geleit treulich hält, da muß Stadt verderben, Land und Leute untergehen. Darumb ist auch im welschen Lande . . . Christus helf

93, 48. Der jetzige Krieg aus Voß Musenalmanach 1782 S. 125 fgg. Str. 1, 2 des Wimpels Fluge [Windes verschrieben] 94 Str. 2, 3. 4 der Worte, die tiefer denkenden Männer? Sie handeln! Str. 3, 2 Ziele, deiner Bildung Adlerschwung: Str. 4, 1 O dann Str. 5, 4 goldenen Tags

97, 60. Friedrich an Voltaire 24 Juli 38. 98, 61. 11 Sept. 38. 62. 9 Nov. 38. 9 Aug. 39.

99, 63. 64. 19 März 71. 65. 29 Juni 71 (gekürzt). 100, 66a. 6 Dez. 1772. b. 29 Febr. 73.

100, 67—101, 69. 9 Okt. und (von den Worten „Die Philosophen" Z. 2 v. u. an) 26 Nov. 1772.

101, 69a. Aus den drei Briefen vom 4 Jan. 16 Febr. 30 Juli 1774.
69b. 70. 19 Juni 74 und (von Z. 2 „Laßet" an) 30 Juli 74.

102, 71. 72. 20 Okt. 74.

102 Z. 2 v. u. — 104 Z. 2. 13 Aug. 1775. 103 Z. 1. „Alter" — Plato de Rep. V, 18. C. 104 Z. 1. Toulouse, Abbeville —

104, 75. 8 Sept. 75. 76. 29 Sept. 75.

104, 77—105, 80. 24 Oktober 1766 (in den Oeuvres posthumes 24 Oktober 65).

109, 90. Vgl. 18, 321[1]. 483 fg. Gerstenberg, Gedicht eines Skalden. Anfang des ersten und des vierten Gesangs. Z. 4. Auch mich

112, 99. Multa renascentur — Horat. A. P. 70 (Motto der Preisschr. v. J. 1773). Alter erit — Vergil. Buc. 4, 34.

113, 100. Zuerst (Älteste Sammlung Br. 23) gebrauchte Herder hier die Form vervollkommnen; aber vom zweiten Abschnitt an auch in der ältesten Niederschrift vervollkommen; dasselbe Schwanken Band 18, 337, 2. Abschnitt. Vgl. Band 20, 399 zu 19, 103.

114, 104. Vgl. 18, 329[1]. „mit Lessing für einen heilsamen Trug." Ein Urteil in dieser Form findet sich bei Lessing nicht. Aber Herder kann sehr wohl von einer Äußerung Lessings über die ‚Erziehung des Menschengeschlechts' gewußt haben, wie die an J. A. H. Reimarus vom 6 April 1778 (Lessings Briefe hg. v. Redlich S. 739). Wenigstens bezieht er mit halb sicherer Erinnerung das von der Parabel und den Axiomata gesagte Wort vom γυμναστικῶς und δογματικῶς schreiben (an Karl Lessing 16 März 78. Briefe S. 736; vgl. Band 18, 193*) in der kleinen Schrift „Palingenesie" 1797 (Zerstr. Bl. 6, 147) eben auf die Erz. des M. Geschl. Böttiger hörte auf seiner Hamburger Reise 1795 von Elise Reimarus, „daß L. selbst zu der Zeit, wo er seine E. d. M. G. herausgab, nicht mehr an diesen Traum geglaubt" (Litt. Zust. und Zeitg. 2, 19), und will auch, daß es L. damit kein Ernst gewesen, aus einigen Stellen des Nathan folgern. Vielleicht geht auch der Wortlaut unserer Stelle auf das Wort des Richters im Nathan „Betrogene Betrieger!" zurück. Bei den Paragraphen von Br. 25 haben außer der E. d. M. G. auch Sätze aus Ernst und Falk, Zweites Gespräch (10, 263 fgg. L.) vorgeschwebt.

114, 105. Measure for measure II, 3 (nicht genau).

117, 112. 11. „Die Natur des Menschen ist Kunst" — in reicherer Ausführung und mit dichterischem Schwunge schon 1772: vgl. Band 6, 152 fgg. Also an Entlehnung von Schiller nicht zu denken.

140 Z. 1. 6. Iliad. 21, 464. 17, 442.

154 — 157. Die Moralists stehen in der S. 157* angeführten Übersetzung II, 219 — 550; unsere Stelle im zweiten Teil (1. Abschnitt S. 270 bis 302).

159 fgg. Das Recht der Vernunft in fünf Büchern von M. G. Lichtwer. Leipzig 1758. Die folgenden Varianten nach dem Text in M. G. Lichtwers Schriften hgg. v. seinem Enkel E. L. M. v. Pott. Halberstadt 1828. 67. 68. Schluß des fünften Buchs, das zum Motto den Vers hat: Discite justitiam (S. 169 vgl. 18, 370). 69 — 160, 71. Aus dem Anfang des ersten Buchs, die zehn Einleitungsverse weggelassen. Z. 1 Dein Licht, der Gottheit. 70 Z. 3 die Trägheit (H: nur Trägheit). Nach Z. 8 (Kenner der Natur) 4 Zeilen weggelassen.

160, 73. Zwei Stellen des ersten Buchs (8 Zeilen dazwischen ausgelassen). Z. 9 mit ewig heller

174, 112. Sarbievius — Band 27, 412. In der Übersetzung von Götz, wie die andere S. 244 mitgeteilte Ode des „polnischen Horaz"; vgl. Redlichs angeführte Bemerkung S. 413.

177, 122. Über die Beilage zu dieser Stelle: Schlußbericht 560[2].

181, 132. 187, 147. Schlußbericht S. 552. Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Franz. übers. von G. E. Lessing. 2. verb. Ausg. Berlin

1781. II, 236 fgg. 239 (gekürzt). Die zweite Stelle II, 182 fgg. ebenfalls mit mehreren Kürzungen. 187, 149 Z. 4 dem Poeten beliebt. Z. 7 O wie sehr . .

189, 154. Swift, Rochefoucault — Band 27, 372 fgg. und 417.

190 Z. 2 v. u. „halbirte Menander" — in Hexametern, die Sueton dem C. Cäsar zuschreibt (Tu quoque tu in summis, o dimidiate Menander, Poneris, et merito, puri sermonis amator). Die Sprüche aus Philemon hat Herder aus einem reichlichen Vorrat ausgewählt (vgl. Band 26 S. XV). Aus den beigeschriebenen Seitenzahlen ließ sich die Vorlage, welche er benutzt hat, ermitteln: Menandri et Philemonis Reliquiae, quotquot reperiri potuerunt; Graece et Latine cum notis Hugonis Grotii et Joannis Clerici. Amstelodami MDCCIX p. 338 ss. Die in die Hum. Briefe aufgenommenen Nummern sind: 191, 158: N. 102. 95. 88. 87. 191, 159: N. 85. 84. 82. 81. 192, 160: N. 80. 79. 78. 77. 76. 192, 161: N. 75. 73. 72. 71. 192, 161: N. 65. 193, 162: N. 63. 58. 57. 193, 163: N. 56. 54. 53. 193, 164: N. 51. 194, 164: N. 50. 194, 165: N. 42. 22. 194, 166: N. 11. 10. 195: N. 4. 17. Das Mskr. (Brouillon) enthält die Übersetzungen fast aller übrigen Stücke von Philemon und viele von Menander.

195, 168 fgg. Hallabat oder Das rothe Buch 1774 (Hamburg, gedruckt bey Bode). S. 84 N. 14 des 2. Theils: „Die Tugend;" um 28 Zeilen und den Schluß (14 Zeilen) gekürzt und mit einigen leichten stilistischen Änderungen.

206, 19. J. Fr. Reimmann, Versuch einer Einleitung in die historiam litterariam der Teutschen. Halle 1709—13.

220, 62 Z. 11 (Veilchengerüche) „Die Felsen sind in Sicilien mit dem nach Veilchen riechenden Byssus Jolithus bewachsen." v. d. Lühe.

221, 64 Z. 1. 2. „Die Holländer entfernen alle Fremden von ihren Gewürzinseln." 221, 66. 222, 67. „Dornbach und der Cobenzel-Berg" — „Loudon's Gärten in Hadersdorf" — „Die exotischen Pflanzungen der Gräfin von Kinsky, geb. Gräfin von Harrach." v. d. Lühe.

223 Z. 6—8. „Deinen Lehrer" — Jaquin, Verf. der Flora Austriaca.

225 Z. 1*. Eine Übersetzung von Bruchstücken aus dem Botanic Garden gab Garve 1798 in der N. Bibl. d. Wiss. Bd. 61 S. 78—133 (Archiv f. Litt. Gesch. IX, 503); zur Übersetzung des ganzen Gedichts hat Herder, wie er den 18 Jan. 99 an Gleim schreibt, Benzler angefrischt (Von und an H. 1, 251); seinen Brief an Benzler hat B. Seuffert veröffentlicht in demselben Archiv IX, 506 fg. (wo Z. 2 Cowley zu lesen); Goethe fand das Gedicht „wirklich unter seiner Erwartung." (An Schiller 26 Januar 98: vgl. Schillers Erwiderung vom 30 Januar.)

238. In Knebels Litt. Nachlaß 1, 42 steht die zum Geburtstage der Frau von Schardt gedichtete Fabel unter dem Titel: Das Gürtelband, formell überarbeitet; vgl. Düntzer, Zwei Bekehrte S. 365 fg. Über die damals

eingetretene Trübung der geselligen Verhältnisse und über Herders demokratische Gesinnung ebenda S. 352. 358. 364. Vgl. Schlußbericht S. 525 (Anm. 524³).

245, 130. Die Fabel des Babrius vollständig in Bd. 26, 186 N. 8; vgl. die zugehörige Anmerkung S. 483. — 131. Philomela in Tiefurt: Knebels Litt. Nachlaß 1, 20 fgg. (wo wir Herders Änderungen bis auf eine angenommen finden).

269, 12. G. Müller setzt zu „Selbstgesprächen" die Bemerkung: „Die drei Gespräche von der Verachtung der Welt, übersetzt in Müllers Bekenntnissen u. s. w. 1 Theil" (S. 25—198 der 2. Ausg.) Schlußbericht S. 586.

276, 33. gloriole — Adrastea 4, 246 fg.

380—83. „Stimmen der griechischen Muse" — von Redlich nachgewiesen Band 26, 480 zu 86.

390, 137. 18, 514¹. Eine Auslegung der Stelle des Petronius (Sat. 2, 7—9) versucht Herder in Band 6, 394, 236. (Aus Petronius ist auch die Figur des „Trimalcion", Trimalchio, S. 366, 68. 236⁸.

391 Z. 3. 4. Bonhomien .... Rigischen Stadtbibliothek. 16. Profil. 8⁰ Mitau 1792. Vgl. Band 4, 503 zu 408.

410, 190 Z. 4. Karl Wilh. Müller, seit 1778 Bürgermeister von Leipzig † 27 Februar 1801.

Band XVIII.

7 Z. 1. „von Alcäus . . schon geredet" — in der Terpsichore (1795) Band 27, 182.

83, 31. 84. Aus den „Kreuzzügen des Philologen", an einigen Stellen gekürzt. 32. „Überbringer dieses" — des „Zweiten" aus dem Kleeblatt Hellenistischer Briefe.

86, 41—92. Der Entwurf zu einer Abhandlung „Vom Einfluß der Schreibekunst ins Reich der menschlichen Gedanken", abgedruckt in den Erinnerungen 2, 267—69, wird wenig älter sein als unser Fragment.

104, 89. Akinside — Band 1, 476, 219. Aus The Pleasures of Imagination by Akinside (also dieselbe Namensform wie hier; dagegen 119, 129 Akenside) steht eine große Partie in einem Buche, das bis gegen das Ende der achtziger Jahre zu poetischen Kollektaneen gedient hat (11 Seiten).

119, 129 Z. 5. 6. Die Reihe der Liederdichter (die Schiller so „sonderbar" fand: Briefw. mit Goethe 1, 147 N. 171) zeigt in der Handschrift keinerlei Abweichung: G. Jacobi ist vor Voss eingeschaltet.

123, 140. 141. Zu den Urteilen über Wieland, Lessing und Goethe trage ich hier das in der Handschrift Gestrichene (gesperrt) nach.

140 Z. 2 bis zu seinem Agathon, Amadis und Oberon

140 Z. 6 auch wo er nur lernte. Wäre Deutschland auf dem Wege fortgegangen, den er bescheiden und strenge anwies! Doch es wird fortgehn: denn seine Saat ist unverlohren.

Nach Leßing stand ein Dichter auf, der sich der Form der Alten auf einem neuen Wege genahet. .... Göthe [von Caroline korrigiert: Goethe]. Sein Berlichingen ... voll Leben, Kraft und Bewegung. In jedem seiner folgenden [141] Stücke hat er eine eigne gewählte Form zum leichtesten Umriß zu bringen gesucht, und in ihrer Art vollendet. So sein Clavigo, seine Stella, sein Edmund, höher hinauf sein Tasso .... Tauris. Auch aus dem Reich der Unformen hat er Formen gezogen, wie sein Faust, sein Kophtha und mehrere Stücke beweisen. Auch andre Gedichtarten hat er behandelt nach Form der Alten mit jugendlichem Geist und wird sie behandeln: denn in Allen [darüber: den Alten] ist Ein [darüber: eigentlich nur Ein], Richtmaas eine unzerstörliche Form gegeben zu jeder Gattung von Kunstwerken.

Z. 3 v. u. Wenn an Otway und Lee, an Lope und Caldecone das Richtmaas gelegt würde ...

123, 140 Z. 8 „Theilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit" — daß diese von den meisten schief und nach landläufigem Vorurteil verstandenen Worte in Herders Sinne ein hohes Lob enthalten, ersieht man aus den Worten über Homer S. 139 Z. 2. 3. — Der Ausdruck „thätige Darstellung seiner Charaktere" wird durch die Band 12, 426 fg. zu 10, 168 gegebene Zusammenstellung erläutert; vgl. dazu noch das Wort „Thathandlungen" S. 327 Z. 15 dieses Bandes.

130, 160. 161. Vgl. S. 516 Anmerk. 1. 2 und Band 20, 393. Auch Böttiger, Litt. Zust. 1, 124 u. a. weiß von Herders Zorn auf die Jenaer Allg. Litt. Zeitung zu berichten.

152, 27. Premontval — Band 1, 537 zu 186.

165, 64. „In meiner Jugend reizte mich der alte Mönchstitel: Funken. Zu ihrem Buch paßt er nicht; was er sagt, sei aber Ihr Zweck, helle Funken auf weichen Zunder." An Georg Müller bei Gelegenheit einer neuen von demselben beabsichtigten Sammlung (vgl. 17, 275, 29) März 1795. Gedacht hat er dabei jedenfalls an die zuerst Coloniae apud Petrum Horst i. J. 1556 gedruckte Sammlung des Beda Venerabilis: Scintillae sive loci communes ex omni fere sacra scriptura decerptae pristinoque iam recens nitori restitutae. D. Defensore theologo vetustissimo authore (16°). Unter Beda's Namen zuerst Romae 1560. Liber Scintillarum, opus Ven. Bedae presbyteri, nuper inventum, nunc castigatum etc. (Hg. Antonius Gangutia, Siculus, S. Theologiae in Gymnas. Romano Professor). ‚Veluti de igne procedunt scintillae, ita hic minutae sententiae [de Domini et Sanctorum dictis, e quibus ex-

cerpta est haec Scintilla] pluribusque libris scriptae, vocentur Scintilla scripturarum' etc. Vgl. die Cölner Ausgabe der Werke Beda's VII p. 370 ss. Der „Mönchstitel" hat sich übrigens in der kirchlichen Sprache lange behauptet: Scintillae divini amoris Cöln 1611; Scintillae affectivae ad exercitandum Spiritus incendium Ingolstadt 1704. (Nachgewiesen von C. Redlich und Dr. C. Walther, Secretär der Hamburger Stadtbibliothek.)

193, 138*. „Gewandsweise" — erklärt S. 296, 199. In den gereimten „Alten Fabeln mit neuer Anwendung" (1773) findet sich die nach volksmäßiger Aussprache gekürzte Form: „Der Hirsch wollt' einst ein Elend sein Und dehnt' sich und bekam Quantsweis das böse Wesen" (Nach Lessings Fabel: Der Hirsch. 1, 165 L. 196 Maltz. vgl. Bd. 1, 214, 136). Das Wort lebt nicht bloß in Ostpreußen auch jetzt noch im Volksmunde, sondern auch in der Mark und in Pommern.

200, 156 „der edle Hirsch" — schon Mendelssohn hatte das Shakespeare'sche Gleichnis (Jul. Cäsar III, 1) auf Lessing angewandt.

224—34. 260—61. Gleichartige Stücke noch in den Gedichten (1817) 1, 284—86. Auch die kürzeren Stücke 281—83 stehen nahe.

243, 62. Namensgenannter — Band 21, 344 zu 325.

265, 121 —302. Al Hallil — Herders Vorlage Band 26, 493 zu 425 fgg. von Redlich nachgewiesen. 121 — 267, 124: Zehntes Capitul S. 34—37. 275, 147: Siebenzehntes Capitul S. 59—61. 277, 150: 18. Cap. 278, 153: 14. Cap. 291, 188: 3. Cap. 292, 190: Eilftes Cap. 294: Siebendes Cap. 300, 210: 15. Cap. 302: 5. Cap. Anfang (S. 23); der Rest des 5. Cap. ist das Stück „Dem Namenlosen" W. W. z. sch. L. 9, 191 (9, 165 der kl. A.), zuerst in Seckendorfs Oster-Taschenbuch auf d. J. 1801. S. 7. Daß „der Himmlische" 302, 215 im Original Muhamed ist, davon hat die stark gekürzte poetische Transscription mit eigentümlicher Kühnheit abgesehen.

283, 166. „Herodot — Nemesis:" Ausführung in dem Nachlaß-Bande der Adrastea 6, 11 fgg.

328 Z. 7 v. u. Außer der hier angeführten Schrift (Berlin 1790) weist die Bibliotheca Herderiana (180. 177) noch S. Maimons Philosophisches Wörterbuch 1 St. Berlin 1791, seine „Streifereien im Gebiete der Philosophie" 1. Th. Berlin 1793 und „Untersuchungen über den menschlichen Geist" Leipz. 1797 auf.

338 (Mitte) „Bundeslade — Rinder" — 2 Samuel. 6, 7.

346 Z. 8. 7 v. u. „Sohn des Orcus — Locke abzuschneiden" — erklärt durch Band 28, 385: zugleich ein Zeichen der Knechtung und Beraubung. An Gleim den 29 Juni 98: „Wo sind wir, welchen Zeiten sehen wir entgegen? Verachtet! Verachtet! — es fehlt wenig, daß man den Rheinanwohnern nicht die Haare abschneidet." Und so zwei Mal in der Ode

Germanien (S. 584[1]): „ermuntre Dich, Eh die Schärfe des Siegers Dir mit Hohne den Scheitel blößt" (Z. 3—5). „Schau gen Westen! es droht... Dir ein anderer Kämpfer, Der dir schon eine Locke nahm" (Z. 21—24).

347 Z. 10 v. u. Provinzialgötzen zu Dan — 1 Kön. 12, 28. 29.

361 Z. 4. „den schönen Brief" — giebt G. Müller als ersten seiner Zusätze zu Teil 1 der „Bekenntnisse" S. 195—99, 2. Ausg. S. 201 fgg.

365*. Die Lemgoer Übersetzung der Mémoires ist von Benzler. 1774.

370 Z. 3 v. u. „sein Wort" — Brief an die Hebräer 4, 12.

373 Z. 3 „Juvenilität" — gestrichen: „kindische" (wozu etwa noch Art treten sollte: ein Versuch, das Fremdwort zu umgehen.)

375 Z. 7 v. u. Zuerst: „wenn ihr alles gethan habt, — so sprecht „wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren." (Luc. 17, 10.)

Z. 1 v. u. Statt „der Schriftsteller über sich selbst" zuerst: „derer, die ihre eigene Geschichte der Welt mittheilten." Die substantivische Kürzung wie in den Band 12, 426 zu 10, 152 und 2, 372 angeführten Beispielen.

376, XL. Das Mſk. hat keine Namensunterschrift.

377, 71. „phrygische Kunst" — sero sapiunt Phryges.

382, 328. Joh. Dan. von Olenschlager, am meisten bekannt durch seine Neue Erläuterung der Guldnen Bulle. Frankf. u. Leipz. 1766.

383 Z. 3. der Arabische Kaisermantel — „kam in der Zeit Heinrichs VI 1194 mit dem Schatze des sicilischen Reichs nach Deutschland. Araber hatten ihn früher (1133) König Roger von Sicilien als Huldigung dargebracht; seitdem aber diente er als Krönungsmantel der deutschen Kaiser. Näheres bei Toeche, Kaiser Heinrich VI S. 349 und 744." (B. Simson.)

Z. 9 v. u. Deutschen Nemo — vgl. das Fragment „Der Mann und sein Schatte, Niemand. Deutsche P." — soll heißen „Parabeln" — im Nachlaßbande (6) der Adrastea S. 209 fgg.

384—90. Parallel die Schulrede von 1796 Von Ausbildung der Sprache und Rede in Kindern und Jünglingen: z. Phil. u. Gesch. 12, 147.

429, 65. Herders Reise nach Italien S. 280 (14 März 89), Erinnerungen 2, 294.

435, 74. La Araucana (37 Gesänge, nach dem Tode des Dichters noch um 33 verlängert), erster Teil Madrid 1569, erster und zweiter 1578, dritter 1590, von Alonzo de Ercilla y Zuñiga (1533—96), der selbst an dem Zuge des Don Garcias gegen die Araukaner teil genommen hat.

451* Z. 10. Sean Dana Edinburg 1787.

458 Z. 9. falben und fallen — An Caroline Flachsland Okt. 1771: „Die schöne Herbstzeit habe ich so genossen, als sie ein Mensch genießen kann. — Aber es ist so traurig, daß ich alles gelben und falben, und fallen und wintern sehe. Ein Geschlecht von Blättern, das so wenig auferſteht, als wir

Menschen. Für mich hat kein Bild .. von Jugend auf mehr Eindruck gemacht, als dies, und ich erinnere mich, daß als ich zum erstenmal ganz jung im Homer das Gleichniß von einem Frühling von Blättern las (Iliad. 6, 146 vgl. 21, 464 in Band 17, 140, 14) .. mir, was einem Schulknaben selten zu kommen pflegt, die Thränen ausbrachen." Aus H. Nachl. 3, 128. Schon in den Erinnerungen 1, 12. 1820 gedruckt (fälben). An Merck 1771: „Ich habe Ihren letzten Brief mit dem traurigen Schauder gelesen, mit dem ich in Liefland mehr als Einmal das Hinanwehen des Winterfrostes gefeiret. Ein unnennbares Rauschen ging durch die Luft! die Zweige des Baums bebten, das grüne Blättchen krümmte sich voll Angst zusammen, und in wenigen Tagen lags gelb zur Erde." (Briefe an u. von Merck 1838 S. 32. Ebenda 38.) Auch eine Philosophie der Geschichte S. 140: „Blüthen, die ... aussterben oder elend falben."

458*. Gespräch zwischen Ossian und S. Patrik — Adrastea 4, 101 fgg.

459*. Nach einer Notiz Caroline's (welche auf diese Stelle Bezug nimmt) hat Herder wiederholt und noch in seinen letzten Jahren zu einer Ossian-Übersetzung Anstalt gemacht.

493 Z. 2. voll Eisenwälder — Übersetzung von Jarn viðr Str. 32 der Voluspa (Edda Saemundar ed. Rask. 1818. 5[b]), die auch in die Prosa-Edda übergegangen ist. „Ein Riesenweib wohnt östlich von Midgard in dem Walde, der Jarnwidr (Eisenholz) heißt" u. s. w. Gylfa ginning 12 in Simrocks Übersetzung. J. Grimm sieht in dem Worte einen Eigennamen, eine befriedigende Erklärung desselben ist noch nicht gefunden. (Mitteilung von J. Zacher.)

505 Z. 2 v. u. „Mit dem einzigen Blatt des Landes sind die ‚Weimarischen Wöchentlichen Frag- und Anzeigen' gemeint, in denen jede No. auch ‚Zeitungs-Nachrichten' brachte, die allerdings das Epitheton elend verdienen." (Reinhold Köhler.)

507 Z. 1—3. „Spruch eines Griechen" — *Φωκίωνος· Οὔτε ἐξ ἱεροῦ βωμὸν οὔτε ἐκ τῆς ἀνθρωπίνης φύσεως ἀφαιρετέον τὸν ἔλεον.* Stobaei Floríleg. I, 31. Motiv zu Herders Gedichte „Der Altar der Barmherzigkeit." Gedichte 2, 59.

508, 13. „Humoristen" — Band 4, 182 fgg. 491 und 2, 297 fg.

518 Z. 5 fgg. (zum Schlußbericht). An Georg Müller, 24 April 95: „Ihr Titel Flores gefällt mir nicht. Auch die Einschränkung in Briefe wird Ihnen drückend werden, wie ich an meinem Exempel weiß."

538 Z. 3—6. Herder über Baldes „Wälder" Band 27, 222, 53.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Herder, Johann Gottfried <<von>>,

Herders sämmtliche Werke

Bd.: 18

1883